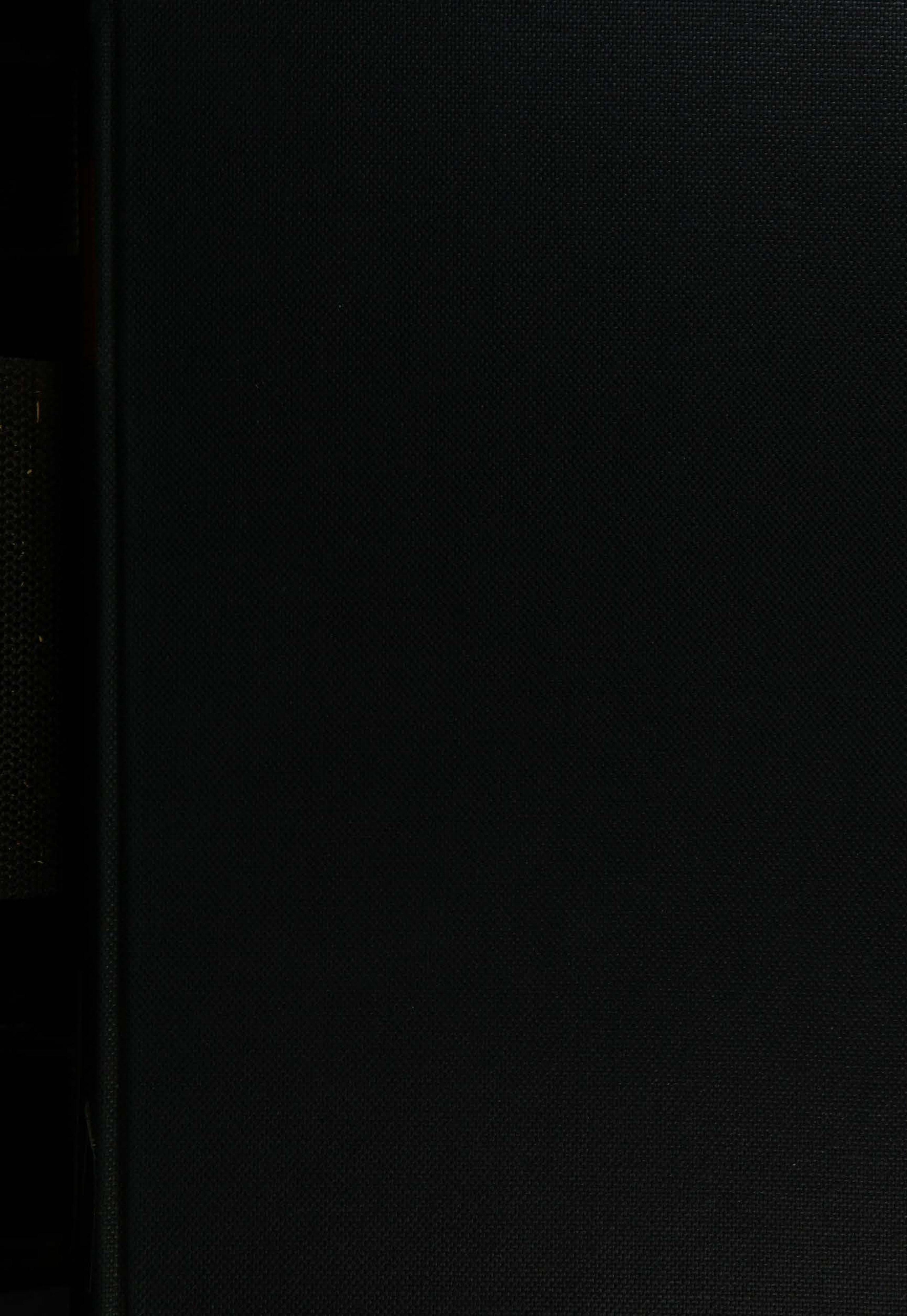



McGill University Libraries
3 100 142 883 Z


McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

# DER QUERSCHNITT

Band 8/1
1928

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

# DER QUERSCHNITT

BEGRÜNDET VON ALFRED FLECHTHEIM

HERAUSGEBER: H. V. WEDDERKOP

VIII. JAHRGANG



1928

IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

# INHALTS-VERZEICHNIS

## I. TEXTBEITRÄGE

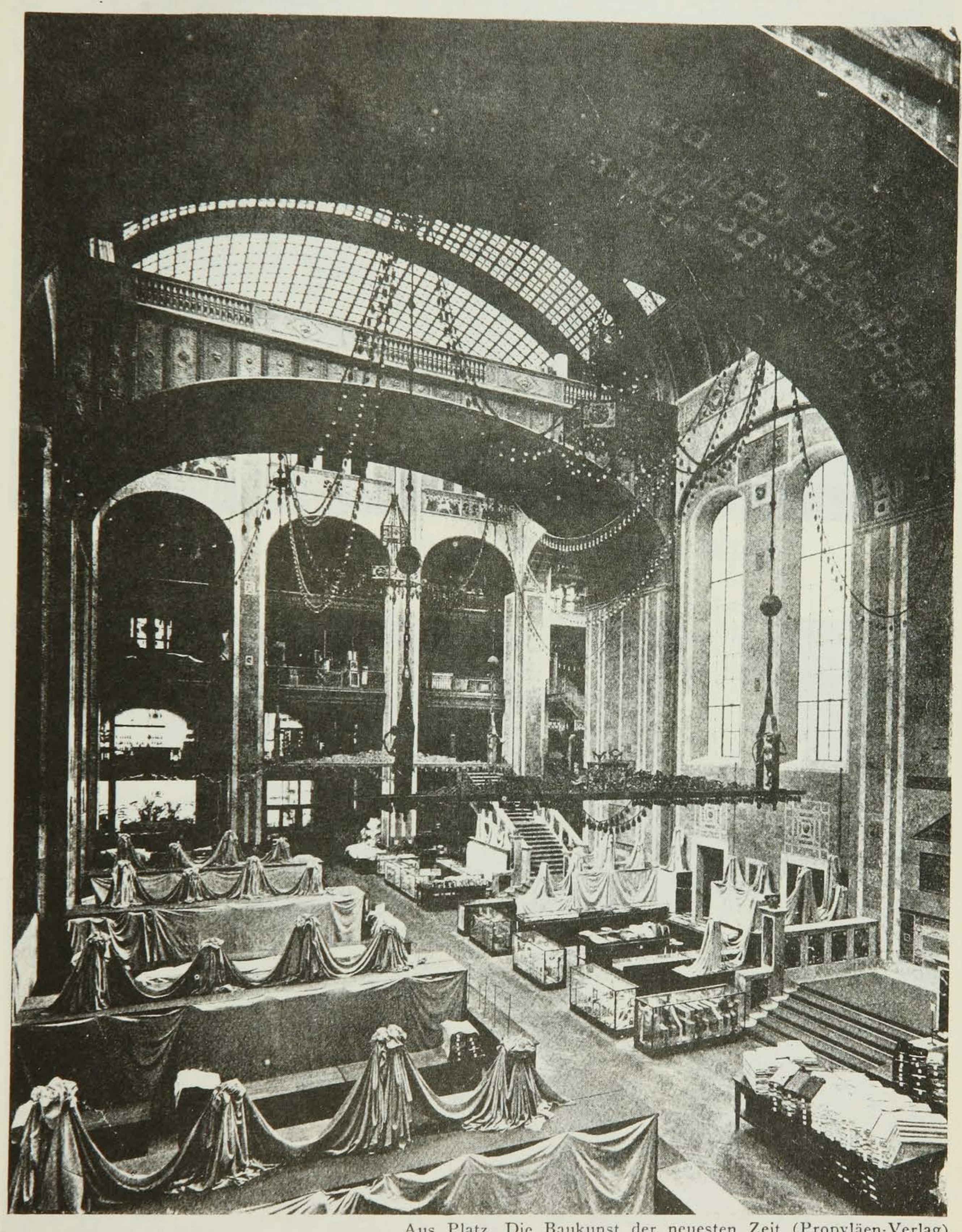
Wenn die Seitenzahl einen * aufweist, steht der Beitrag in den Marginalien

# II. ABBILDUNGEN

* bedeutet: Kunstdruckteil hinter Seite . . .

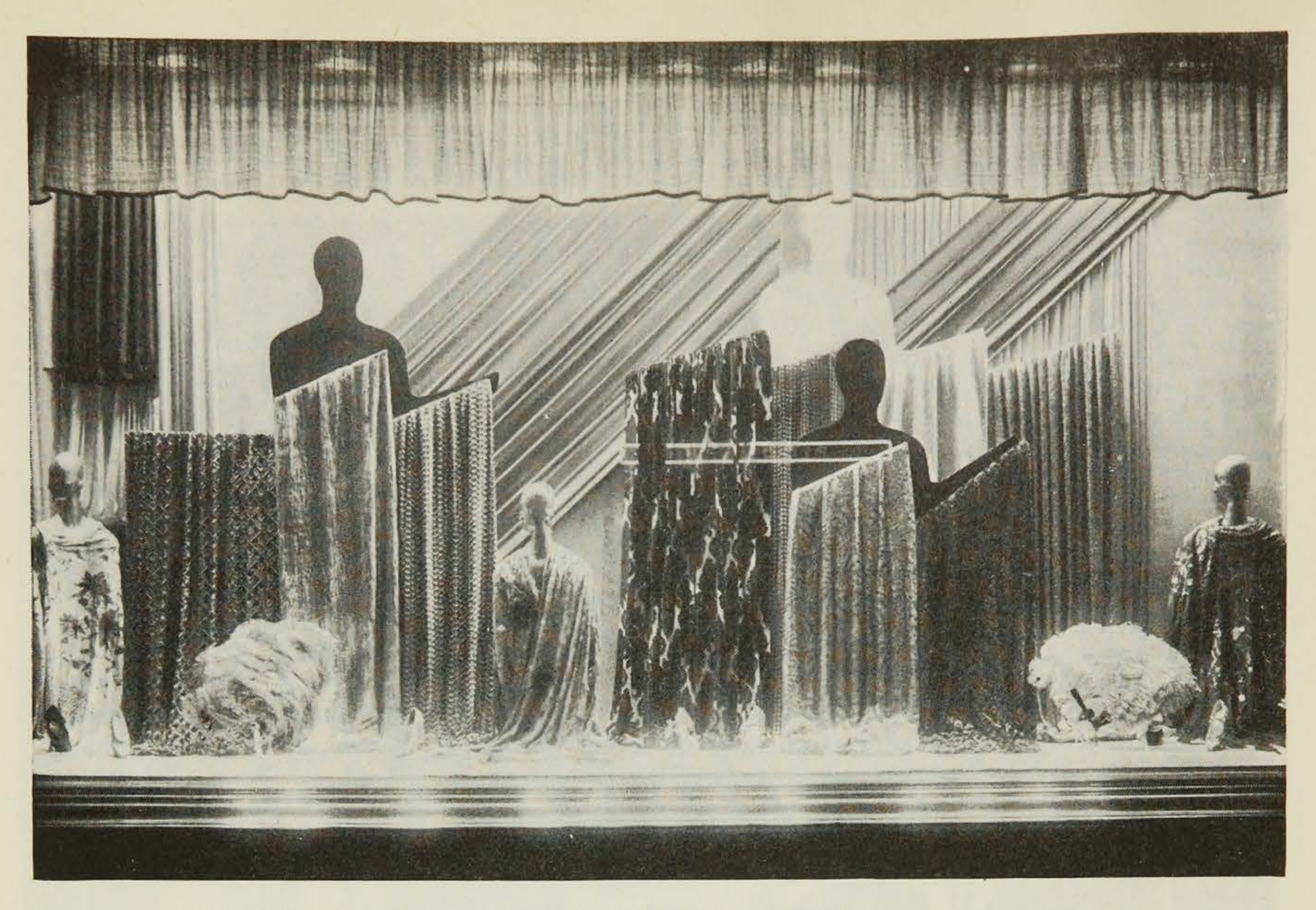
## III. BILDNISSE

### Gemälde, Zeichnungen, Photos usw.



Aus Platz, Die Baukunst der neuesten Zeit (Propyläen-Verlag)

Lichthof im Warenhaus Wertheim. Erbaut von A. Messel



Schaufensterdekoration des Magasin du Printemps in Paris




Photo E. Atget, Paris

Schaufenster eines Pariser Friseurs

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 1

## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln*

*

*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Fernand Léger*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen Walter Mattheß, Berlin

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. - In der tschechoslowakischen Republik, Wilhelm Neumann, Prag



PORTAL DES KUNSTPALASTES IN DÜSSELDORF

DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG VON MAI – OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

## EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART


Karl Geiser

# ICH SEHE DIE TIERE AN!

Von

*PAUL EIPPER*

I.

Der geographische Ort dieser Betrachtung liegt zwischen „Steckenpferd" und „Hobby". Und wenn ein Schuß „Verrücktheit" dabei ist, so wird er aufgehoben durch „Liebe" und „Demütigkeit".

Denn man kommt mit dem Rüstzeug von „Bildung" und „überheblicher Menschenwürde" wohl bei Antiquitätenbestimmungen, Gerichtsterminen und Freiluftgymnastik zurecht, aber — dem Auge eines Tieres gegenübergestellt — verfängt das alles nicht. Und es muß auch einmal ausgesprochen werden, daß die landläufigen Vergleiche dummes Zeug sind. Ein Marabu sieht nicht aus wie ein vertrockneter Magistratsbeamter, ein Kamel nicht wie der Bankier Kupferstein.

Dies vorausgeschickt, will ich unbescheidenerweise gestehn, daß mein Hobby mich an keinem Tier vorübergehen läßt. Sei es ein Hundebastard in der Kutscherkneipe, der Ameisenzug quer über die Waldlichtung, der Zeltstall eines Wanderzirkus oder die Weidekoppel hinter den Dünen. Ich war noch nie in einer fremden Stadt, ohne mich während der ersten Stunde irgendwo nach der Existenz eines zoologischen Gartens zu erkundigen und habe in seinem Auffinden mit der Zeit geradezu eine Spürnase bekommen. (Während des Krieges fuhr ich zum erstenmal nach Barmen, um bei einem Missionar Nachrichten

über Kapitän Lauterbacher von der „Emden" einzuholen. Es war morgens kurz nach 6 Uhr, als ich ankam, so daß der geistliche Herr noch nicht gestört werden durfte; die Schwebebahn lockte, ich stieg in irgendeinen Zug und hielt 20 Minuten später in Elberfeld. „Station Zoologischer Garten.")

II.

Manchmal werde ich gefragt: „Das muß doch langweilig werden auf die Dauer, was tun Sie denn jeden Morgen im Zoo?"

Schwer zu beantworten und doch wiederum ganz leicht: Ich sehe die Tiere an!

III.

Soweit wäre alles gut und schön, und man brauchte also nur niederschreiben, was man gesehen hat, einen hübschen Vergleich ziehen und das Ganze mit einer moralischen Betrachtung krönen. Aber dann merkt man, daß auch das Tier Augen hat und damit den Menschen ansieht, der durch Gitter, Balken oder Drahtgeflecht räumlich von ihm abgetrennt ist — und schon fällt das Erzählen schwer.

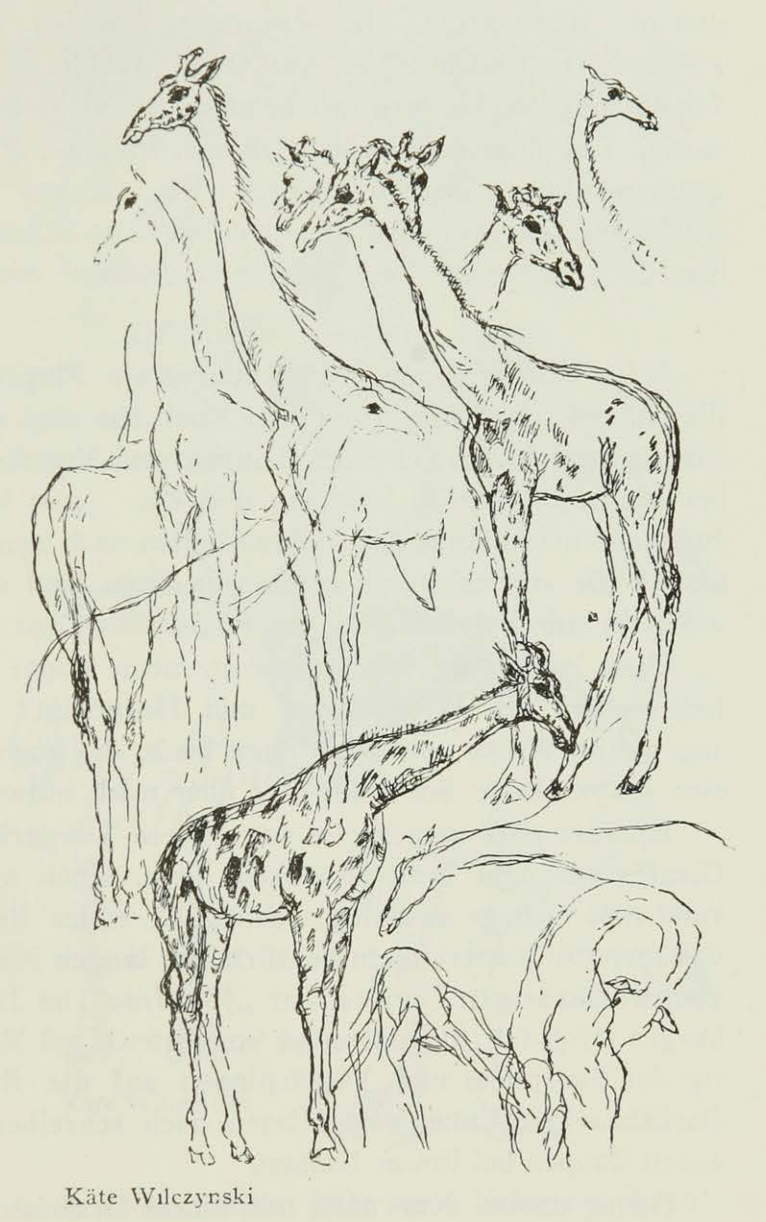
Im Berliner Zoo lebt seit einigen Monaten ein Paar sibirischer Tiger. Sie bleiben auch während des Winters im Außenkäfig und sind ziemlich unbeachtet, weil die Menschen jetzt lieber im geheizten Hause verweilen, bei der milden Löwenmutter und ihren sentimentalen „Wüstensöhnen". Mich aber halten die Mandschu-Tiger fest; ich locke sie mit dem Schnurrlaut, den die Dompteure gebrauchen. Der männliche Tiger kümmert sich niemals darum; er trägt seinen wolligen, bunten Katzenleib unentwegt auf federnden Gelenken durch den Käfig. Neulich kam das Weibchen ans Gitter, horchte und legte sich. Ihre gelben Lichter faßten den vor ihr stehenden Menschen, dann blinzelte sie und streckte behaglich ihre Tatzen von sich. Einige Minuten verstrichen so, aber meinen Lockruf erwiderte sie nicht. Und als ich endlich wegging, dem Tier den Rücken kehrend, sprang die Tigerin hell fauchend in die Höhe, so jäh, daß ich schon einen Sandregen über Hände und Gesicht verspürte, ehe ich mich umwenden konnte, um zu sehen, wie sie mir fauchend die Zähne wies.

Was soll man dazu sagen? Die landläufige Feststellung, „Katzen sind falsch" lehne ich für meinen Teil ab.

IV.

Bei Hagenbeck in Stellingen gibt es einen weiblichen Leoparden, den die Wärter „die Chinesin" nennen. Das Tier ist beim Einfangen am Schädel verletzt worden und das eine Auge sitzt schräg im Kopf. Vergangenen Sommer hatte sie ein Junges, das ich photographieren lassen wollte. Im Käfig war's zu dunkel; wir mußten das kleine Tier herausnehmen. Nicht einfach, obwohl wir Mutter und Kind durch Zwischenbretter abgetrennt hatten; wie ein Satan biß die „kleine Hand voll" um sich und fauchte wie ein Alter. Deswegen ging ich zu verschiedenen Tageszeiten an jenen Platz, um zu ergründen, wann die Sonne direkt in den Käfig scheine. Und auf diese Weise beobachtete ich den Erziehungsunterricht der Mutter. Erst glaubte mein beschränkter Menschenverstand, das Tier habe Krampfanfälle, weil die Leopardin drei- viermal senk-

recht in die Höhe sprang, ohne den Kletterbaum zu benutzen. Auch glitt sie wie eine Schlange an der Wand hinauf, schnellte oben den Körper herum und landete in unerhörter Ausnützung ihrer Muskelkraft zwei Meter links auf einem Querbrett. Das heißt, das Tier beschrieb einen veritablen Kreis in der Luft. Dabei stieß sie eigenartige Töne aus, verhaltene Knurrlaute. Aber erst, als sie das Junge im Genick packte und mit dieser lebenden Last wieder und wieder in die Höhe sprang, begriff ich. Sie reizte spielerisch das Kleine „zu körperlicher Ertüchtigung", und schon andern Tags sah ich, wie der Dreikäsehoch nach ihrem Schwanz schnappte, hinter der Mutter her lief und sein Körperlein am Kletterbalken aufrichtete, um — mit Piepstönen fauchend — die Krallen zu wetzen.



Käte Wilczynski

V.

Wenn ich Minister im entsprechenden Ressort wäre, würde ich von Gesetzes wegen zwei Bedingungen stellen, ohne die nirgendwo Tiere gefangen gehalten werden dürften. Und die erste wäre: Platz.

Es ist schauerlich, wenn eine ausgewachsene Elefantenkuh so untergebracht wird, daß sie nur im Kreise gehen kann, weil der Durchmesser ihres Stalles kaum doppelt so lang ist wie sie selbst. Auch verursacht mir ein Lämmergeier Atemnot, wenn er in eine Drahtumfriedung eingeschlossen ist, die eventuell Platz böte für drei Stenotypistinnen, nicht aber für den König des unendlichen Himmelsraums.

Daher liebe ich so sehr den Stellinger Tierpark. Der alte Hagenbeck war schon ein toller Kopf, als er in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jenes Tierparadies ausheckte. Man sehe sich einmal einen landläufigen Provinz-Zoo an, wie dort die Seehunde untergebracht sind. Und dann betrachte man die Polarpanoramen in Stellingen, wo selbst der See-Elefantenbulle seine sechs Meter Länge spazieren wälzen kann. Dieser Riese ist eines der ganz unheimlichen Tiere. In der unförmigen Leibwalze sitzt vorn am Kopf ein Auge,

mild, groß und schwarz, wie bei einer heiligen indischen Zebukuh. Und manchmal geht darüber ein Schleierhäutchen, oder aber — in der Zeit der Brunst — schwimmt der ganze schwarze Augenstern in einer blutroten Flüssigkeit, während die Nase trompetend anschwillt und zum namengebenden Rüssel sich verlängert.

Nebenan bellen die kleineren Meersäugetiere: Seelöwen, junge Walrosse und die Mähnenrobbe der Antarktis. Darüber wohnen in einer Schlucht die Eisbären, und noch höher, auf steiler Halde, die Renntiere; sie knabbern am Islandmoos und klettern mit behutsamer Sicherheit über Schroffen und wildes Geröll. Der letzten Felsspitze zu, dorthin, wo über einem Quaderstein bizarre Stangenkaktusse aufwärts ragen. Nun bewegt sich das seltsam braune Gewächs und langsam wird die abenteuerliche Silhouette des Renntierbullen sichtbar, der wie ein fossiles Ungeheuer drohend vor dem blauen Himmel steht.

VI.

Jeden Mittag gegen 1 Uhr kommt ein Flugzeug über den Stellinger Park, die holländische Luftverbindung. Noch ehe man das Sausen des Propellers vernimmt, streicht ein Schwarm Tauben vom Vogelteich ab, kreist erregt und fällt bei den afrikanischen Steppentieren ein. Jetzt kommt der Flieger hinter dem Steinbockfelsen hoch. Die Zebras keilen nach den Elenantilopen hinten aus, ein alter Bulle vertreibt zwei träumende Gnus, und der Wasserbock trollt sich von selbst in eine Ecke. Es ist sehr ungemütlich auf der Weide.

Dann kommt der Wärter und streut in langer Flucht Heubündel auf. Friedlich stellen sich Wiederkäuer und Hornträger zusammen. Die Sporengänse jagen eine Wolke von Sperlingen hoch, die auch hier Zaungäste sind, so daß eine gesprenkelte Schattenwolke über mich hinweg gleitet.

Es wäre noch mancherlei von diesem Tierpark zu erzählen. Wie eine große Giraffe aus dem Transportkasten kam, einen aufgeregten Begrüßungsgalopp rund ums Gehege anschlug, schließlich voller Behagen das Heu verzehrte, so daß man die Futterkugeln deutlich den langen Hals herunterrutschen sah. Oder vom weißhaarigen Dörries, der „Jungfrau" im Insektenhaus. Er ist ein Hamburger Original, Jugendfreund vom alten Carl Hagenbeck, und nimmt die giftigsten Skorpione und Vogelspinnen auf die flache Hand. Zwar kann sein flachshaariger Enkel weder lesen noch schreiben, nennt aber fast alle exotischen Raupen bei ihrem Namen.

Genug davon. Nur noch mit einem Gruß an Renée Sintenis die Feststellung, daß dort auf weiter Grasflur junge Guanacos spielen, die köstlicher sind als alle Lamakinder und noch viel grotesker in ihrer Zierlichkeit. Wie aus Glas geblasen, klug, und schreckhaft, cremefarben und von der Nase bis ans Fußgelenk mit süßen Löckchen bedeckt.

VII.

Die zweite Bedingung, die ich allen Tiergärtnern stellen würde, heißt: von jeder Sorte ein Paar!

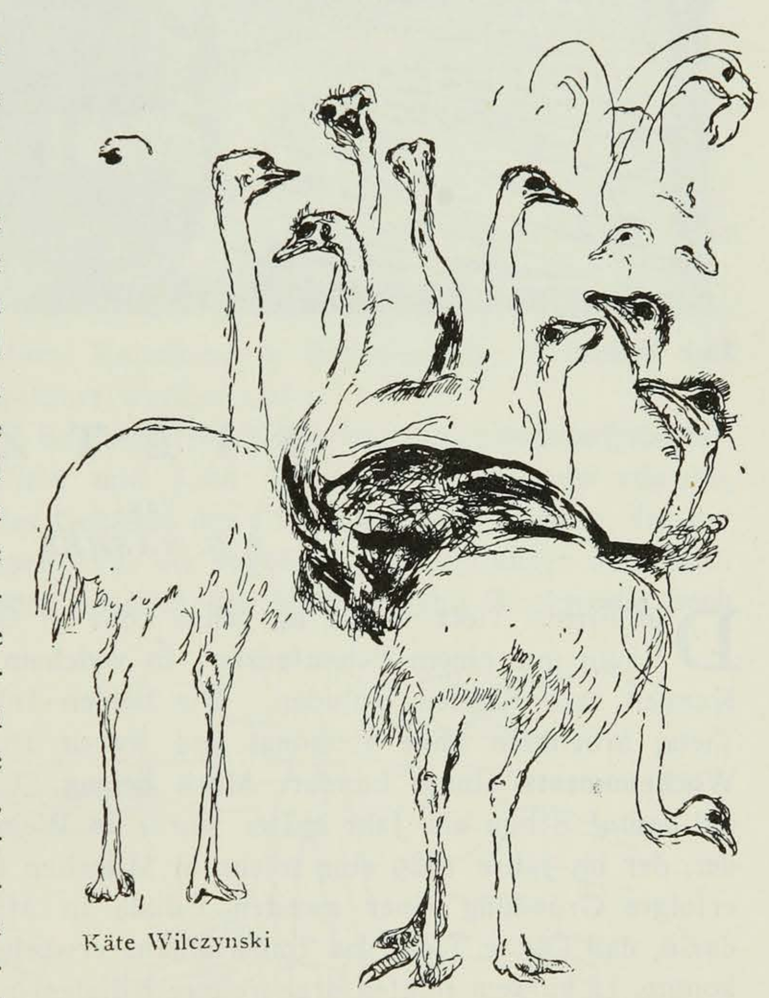
Nichts Erbärmlicheres, als ein männlicher Jaguar im Frühling einsam in der Käfigecke! Wie entsetzlich, wenn im November ein unbeweibter Hirsch krachend sein Geweih gegen die Balken rennt, röhrend die Vorderfüße auf

irgendeine Erhöhung setzt und den Saft seiner Unruhe endlos und zuckend verschleudert!

Ich sah einen Pfau radschlagend ein gewöhnliches Haushuhn umbalzen, weil ihm die Gefährtin fehlte. Aber der Henne bekam diese Hochzeit schlecht; die Liebe des mehrfach größeren Freiers zerriß ihren Leib, — Blut floß.

*

Als Hermann Ruhe, der hervorragende Tierexporteur sein „Schiff voll Menschenaffen" glücklich nach Alfeld gebracht hatte, und die braunbehaarten Waldmenschen Sumatras aus ihren Einzelkäfigen zu Familien wieder vereinigt wurden, vollzog ein Orangpaar mit vieler Zärtlichkeit die körperliche Ehe. Ich habe Innigeres nie bei Tieren gesehen.

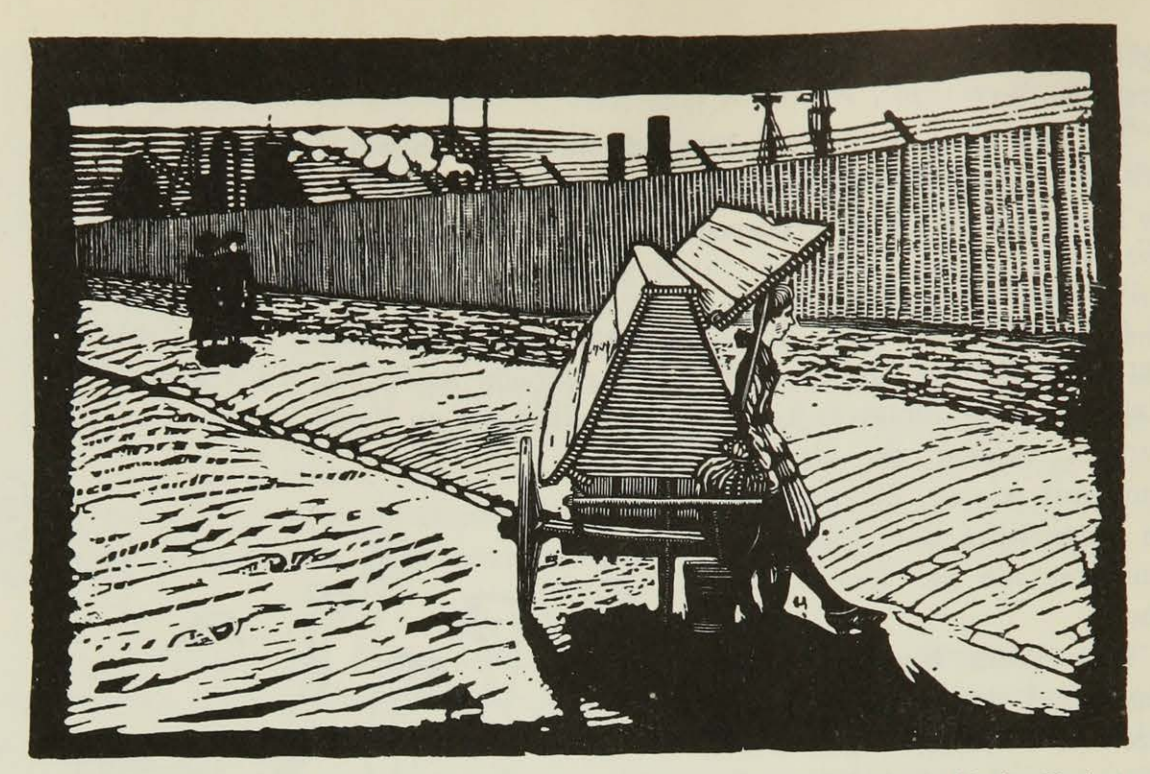


Käte Wilczynski

Das Weib begrüßte laut schnalzend den im Strohbett sitzenden Orang, legte den Arm um seine Schulter und kraute ihm den Leib. Dann kletterte sie hinauf bis an die Decke des großen Gelasses und hing sich mit allen Vieren oben an einen Querbalken, die Hinterfüße nach außen gegrätscht. Der Urwaldriese aber richtete sich zu voller Höhe auf, schaute verlangend nach oben, ein Griff, seine Hände faßten den Tragbalken, mit hängendem Körper schwang er sich auf die Genossin zu, die ihrerseits nun die Greiffinger der gegrätschten Beine losließ und damit den Gatten liebevoll umschlang. Auch er klammerte jetzt seine Beine um ihren Rücken; Brust an Brust verschmolzen sie und wiegten sich, zwei atmende Trauben, in seliger Liebe schaukelnd durch die Luft.

*

Wer nach Dresden kommt, soll nicht versäumen, im dortigen Zoo die Orangfamilien zu betrachten. Von unseren tierischen Lebensbrüdern sind das zur Zeit die kostbarsten und die rätselvollsten. Der Mann hat eine Klafterweite der Arme von fast drei Metern und Suma, das Weibchen, spielt auf die graziöseste Weise mit ihrem Kind, das — ein Schulbeispiel des Oedipuskomplexes — seine Mutter neckt und küßt an allen Stellen ihres Körpers, zu Lust und Wonne der temperamentvollen Sumatranerin.



Dirk Nyland — Holzschnitt (Linden-Verlag)

# TIETZ

Von

*P. G. NASHÈR*

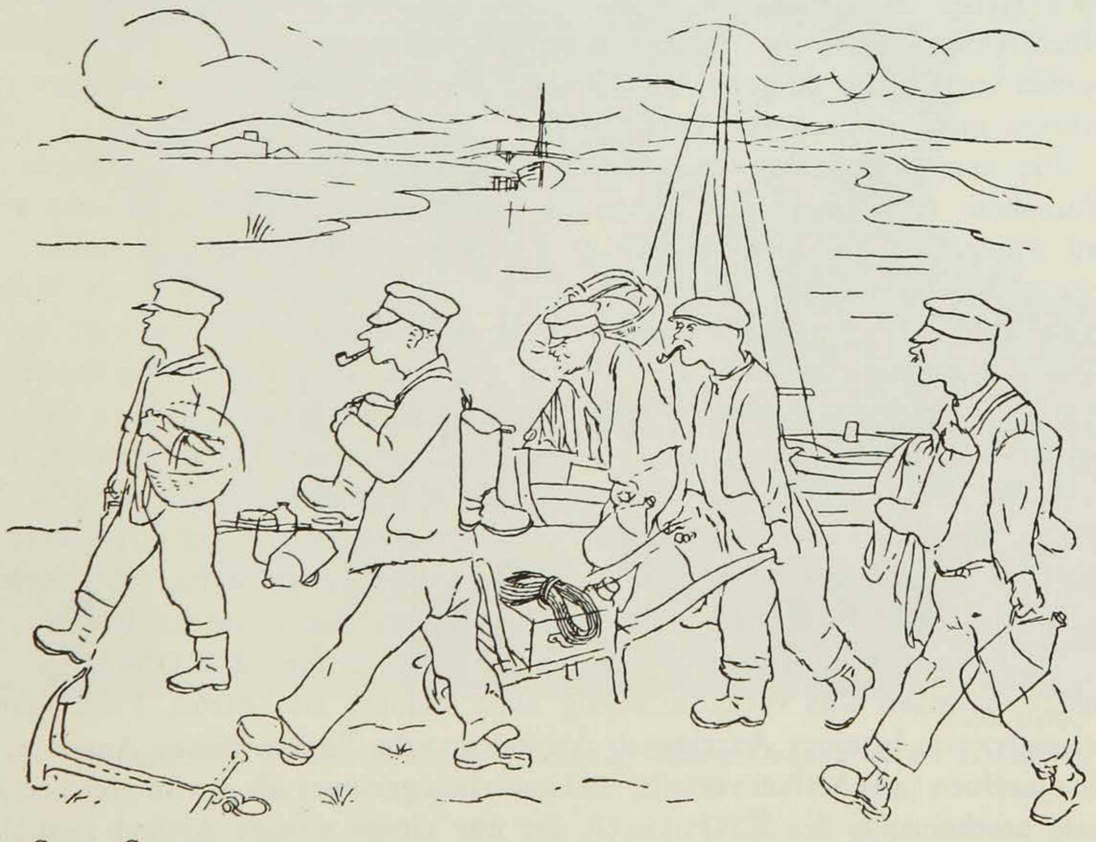
Die Firma Tietz wurde im Jahre 1882 in Gera gegründet. Ein kleiner Raum mit einem Schaufenster, in welchem Woll- und Weißwaren den Kunden zum Kaufen einluden. Die beiden Inhaber, Hermann und Oskar Tietz, arbeiteten ohne Personal und waren froh und stolz, als der erste Wochenumsatz einige hundert Mark betrug. Ce n'est que le premier pas qui coûte! Schon ein Jahr später wurde in Weimar die erste Filiale gegründet, der im Jahre 1889 eine solche in München folgte. Die zwei Jahre später erfolgte Gründung einer zweiten Filiale in München hatte ihren Grund darin, daß Oskar Tietz das Imperialhaus erworben hatte und nicht loswerden konnte. In kurzem folgten drei weitere Filialen in München, die, bis auf die in der Neuhauser Straße, heute noch bestehen, und alljährlich an Ausdehnung und Umsatz zunehmen. In den folgenden Jahren folgten die Gründungen in Hamburg, Stuttgart, Karlsruhe und Straßburg, welch letztere nach Kriegsende, ebenso wie das Tietz gehörende Einkaufshaus in Paris in den Besitz der Franzosen überging.

Nach 18jähriger Arbeit und Erfahrung, materiell und durch die errungenen Erfolge moralisch gestärkt, ging Oskar Tietz im Jahre 1900 daran, an der Stelle des ehemaligen Bilse'schen Konzerthauses sein erstes Berliner Warenhaus zu errichten. Auch in der Hauptstadt blieb ihm und seiner Arbeitsart der Erfolg treu. Im Jahre 1905 wurde der erste Teil des Alexanderplatzes errichtet und zwei Jahre später wurden die Häuser in der Leipziger Straße und am Alexanderplatz schon wesentlich erweitert. Es folgte der Ankauf des

Mannheimschen Geschäftes in der Frankfurter Allee, doch während des Werbens um die Gunst der Reichshauptstadt ruhte das Geschäft in den anderen Städten nicht: Das alte Imperialhaus in München wurde aufgegeben und am Bahnhofsplatze ein neues Gebäude errichtet, das Stuttgarter Haus wurde vergrößert, das neue Gebäude am Jungfernstieg in Hamburg bezogen, und Plauen erhielt auch seinen Tietz. Im vorigen Jahre wurden die gewaltigen Jandorfschen Geschäfte und das Kaufhaus des Westens gekauft. Ob der Kaufpreis tatsächlich so phantastisch war, wie gemunkelt wurde, und ob er wirklich bar ausbezahlt wurde, ist weniger wichtig, als daß die Firma damit wieder einen Beweis erbrächte, daß sie unaufhaltsam in amerikanischem Tempo weiterschreitet und ständig nach neuen Expansionsmöglichkeiten Ausschau hält.

Versucht man heute, das von der Firma Hermann Tietz Geschaffene zu übersehen, erkennt man, daß der Außenseiter es fast — nicht übersehen kann. Heute ist die Firma auch Industrieller, denn ihr gehören Webereien, Hutfabriken, eine Ausrüstungsanstalt und andere industrielle Unternehmungen. Der Eigenbesitz der Firma umfaßt 19 Warenhäuser, sechs Engros- und neun Fabrikationsbetriebe, während zum Tietz-Konzern insgesamt 53 Warenhäuser gehören, von denen der „Römische Kaiser" in Erfurt, H. und C. Tietz in Bamberg, Chemnitz und Schweinfurt, Kohnitzer in Brandenburg, Rathenow und Marienwerder namentlich angeführt werden sollen.

Die Verkaufsfläche der zehn Berliner Tietzhäuser übersteigt 200000 Quadratmeter, die von Marshall Field und John Wanamaker betragen 160 000, bzw. 150 000 Quadratmeter, das Gebäude der Firma in Chicago ist 20, das der New-Yorker 16 Stockwerke hoch. Was die ungefähr 70 Abteilungen des Tietzhauses in der Leipziger Straße, woselbst der Neubau zehn Stockwerke hoch



George Grosz

sein wird, auf den Markt bringen, erübrigt sich aufzuzählen, aber eine Abteilung soll herausgegriffen werden, weil gerade ihr Umfang im allgemeinen weniger bekannt ist. Tietz ist in Berlin zweifellos der größte Käufer am Viehmarkte und seine wöchentlichen Schlachtungen betragen 1000 bis 1500 Schweine, 100 bis 120 Kälber und ungefähr 100 Rinder. Die Lebensmittelabteilung der Firma Tietz zeigt, daß es auch in Deutschland Männer und Firmen gibt, welche die in England allgemein bekannte strenge Auffassung vom „service" haben. Es ist zweifellos, daß angesichts der enormen Mengen Lebensmittel, welche Tietz in den Verkehr bringt, diese Abteilung finanziell günstig abschneidet, gleichzeitig aber wirkt sie, eben infolge ihrer Größe und Ausdehnung, preisregulierend und bietet ein interessantes Beispiel dafür, wie ein privatwirtschaftliches Unternehmen, auf den eigenen Vorteil bedacht, trotzdem gemeinwirtschaftlich arbeiten kann. Die jeden Freitag in der Tagespresse erscheinenden Anzeigen der Lebensmittelabteilung bilden quasi den Kurszettel der Hausfrau, wie es in gewissem Sinne auch die Annoncen der anderen Abteilungen, namentlich der Gebrauchs- und Haushaltungsartikel, sind.

Die außerordentliche Geschicklichkeit der Pariser Verkäuferin, die, sei es bei Maquet oder im „Bon Marché", nie zu viel, aber es dann sicherlich in einer Form sagt, daß der zögernde Kunde zum Kaufen veranlaßt wird, weil sie nie zuredet und die Ware nicht anpreist, sondern deren Güte und Billigkeit nur andeutet, andererseits der relative Mangel an geschickten Verkäuferinnen in Berlin bewog die Inhaber der Firma Tietz, eine Verkäuferinnenschule zu gründen, die ursprünglich zwei, heute gegen hundert Klassen besitzt. Ich glaube nicht, daß eine bessere Vereinigung von Theorie und Praxis in irgendeiner Lehranstalt gefunden werden kann, als in dieser aus privater Initiative geschaffenen Schule, deren Schülerinnen von dem Besuche der städtischen Pflichtschule befreit sind. Der Unterricht ist unentgeltlich, die Lehrmittel werden von der Firma gestellt und alles für den Schulbetrieb Notwendige steht Lehrern und Schülern zur Verfügung.

Die von Doktrinären und Theoretikern gebrachten Einwände gegen das Warenhaus bestehen in der Hauptsache darin, daß die Spesen so hohe seien, daß daher die Ware teurer oder qualitativ minderwertiger sein müsse. Ich sehe ganz davon ab, daß durch die Kapitalkraft und den auf große Mengen eingestellten Betrieb des Warenhauses der Einkauf günstiger getätigt werden kann, denn einerseits kann das Warenhaus den Fabrikanten vorfinanzieren und ihn in die Lage versetzen, z. B. bei günstigem Kurse ein großes Quantum Baumwolle zu kaufen, anderseits ist der Preis naturgemäß ein anderer, wenn von einer Sorte 25 oder 2500 Stück gekauft und prompt bezahlt werden. Wie gesagt, diese Binsenwahrheiten wollte ich gar nicht näher anführen, aber die Behauptung, daß das Warenhaus besonders große Spesen habe, zu widerlegen versuchen. Die Firma Tietz kostet eine Kilowattstunde sechs Pfennig, der Preis, den das Nichtwarenhaus zu bezahlen hat, beträgt das Dreifache. Die Insertionsspesen sind verhältnismäßig auch kleiner: Die Firma Tietz kündigt beispielsweise in einer Anzeige 40 Artikel an; die Spesen dieser Annonce, auf die einzelnen (40) Artikel verteilt, sind natürlich geringer als die im gleichen Formate erscheinende des Kaufmannes, der nur einige wenige Artikel anzubieten

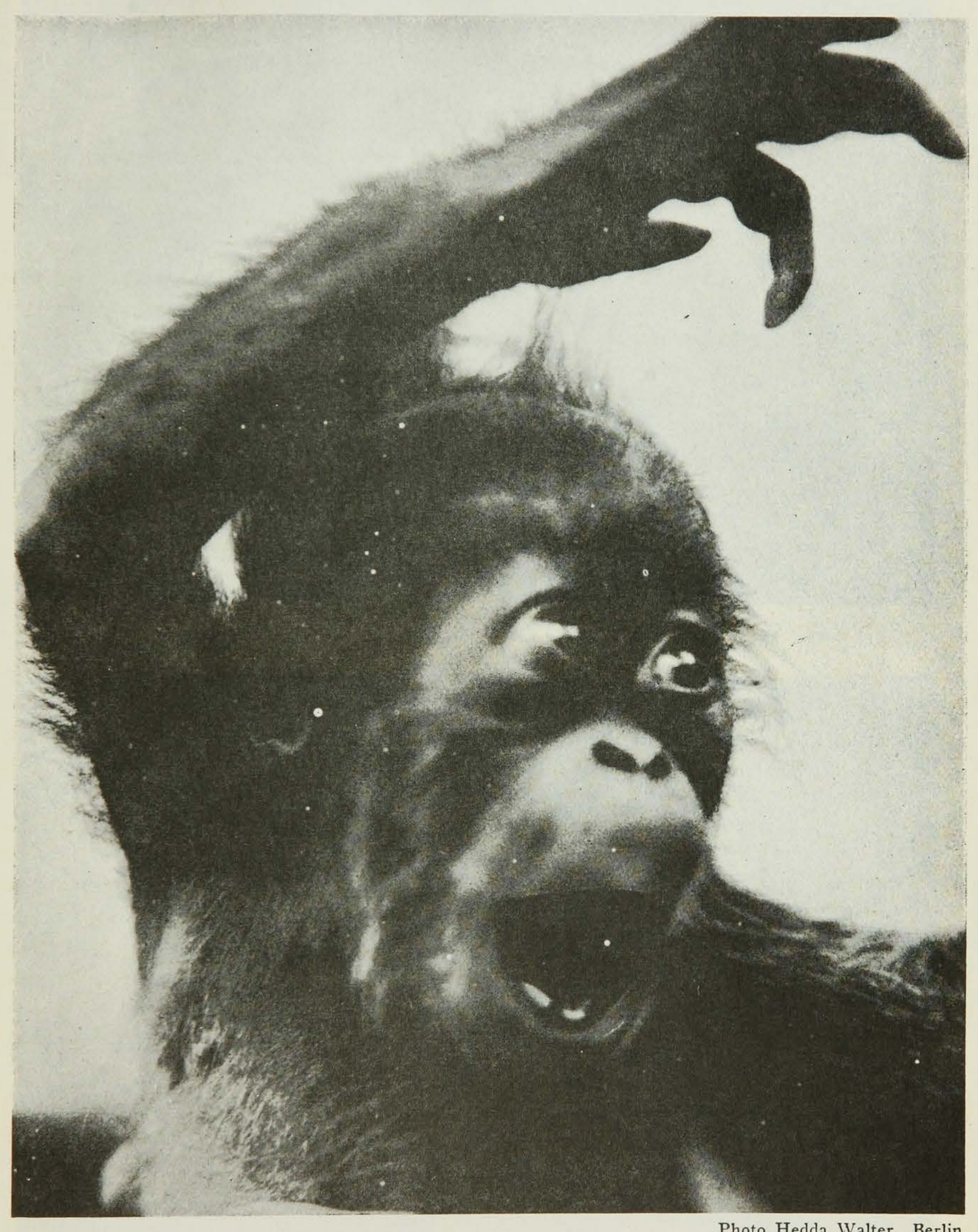
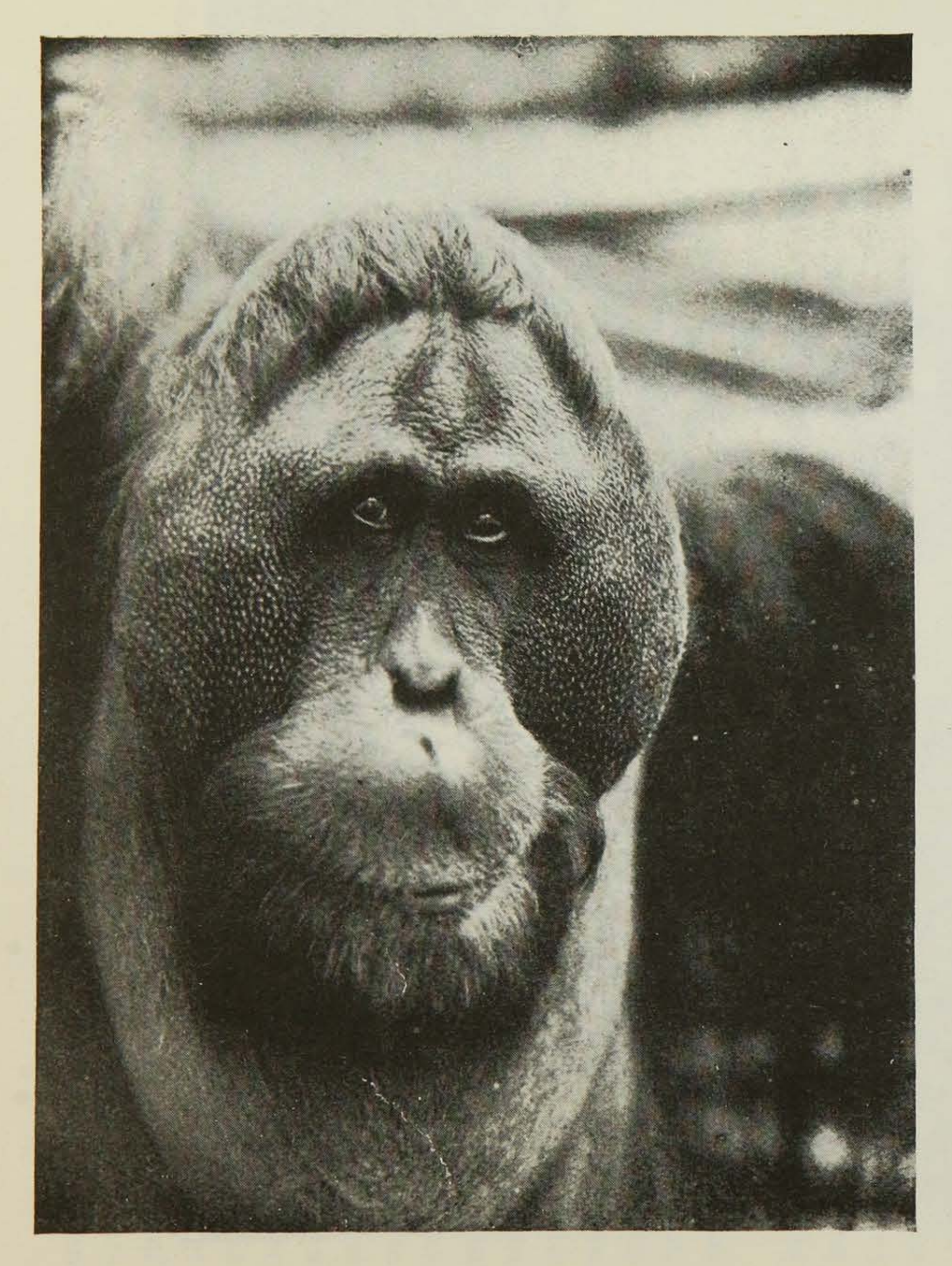


Photo Hedda Walter, Berlin

Buschi, das in der Straße von Aden geborene Orangkind im Dresdener Zoo

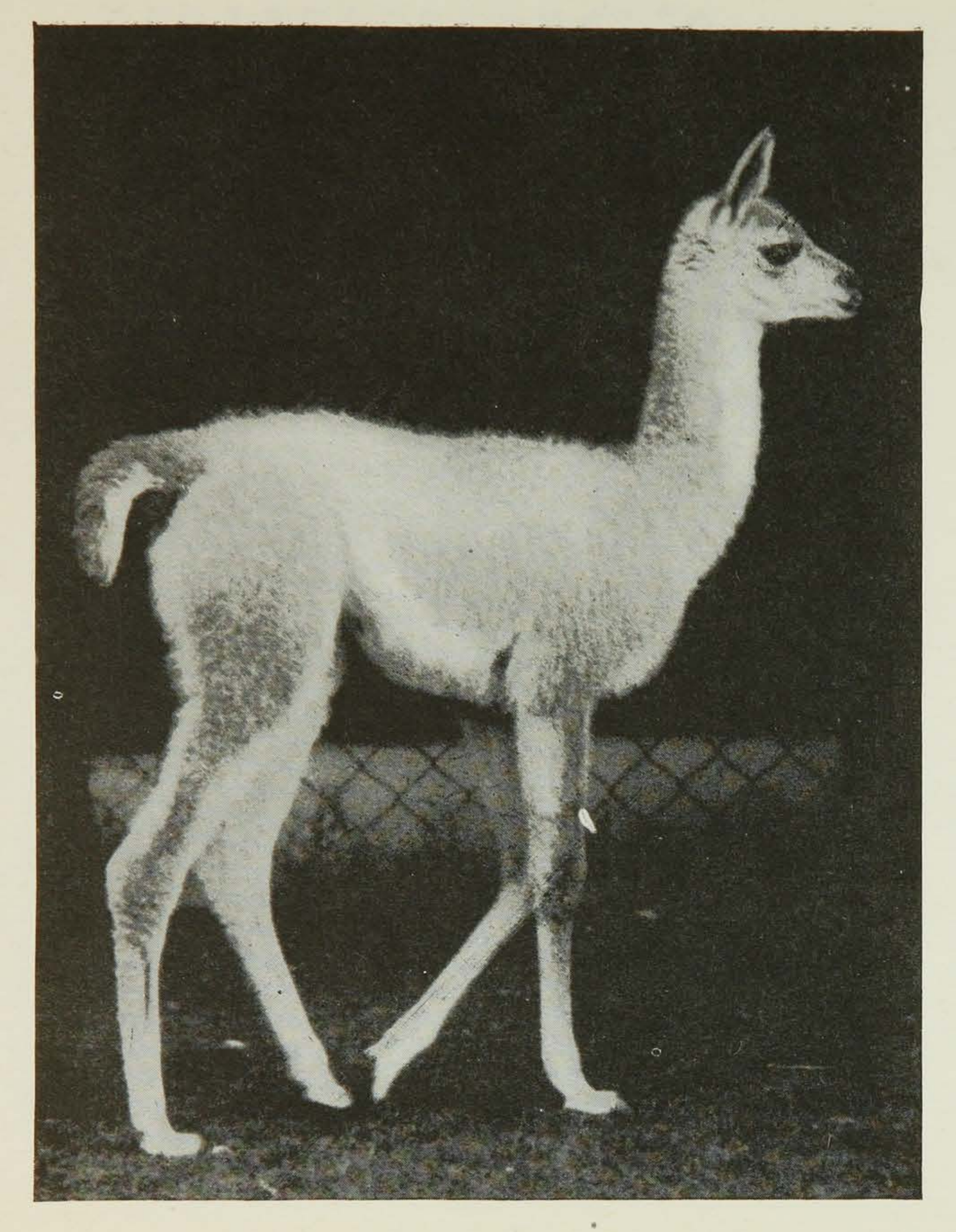


Der Orang Goliath

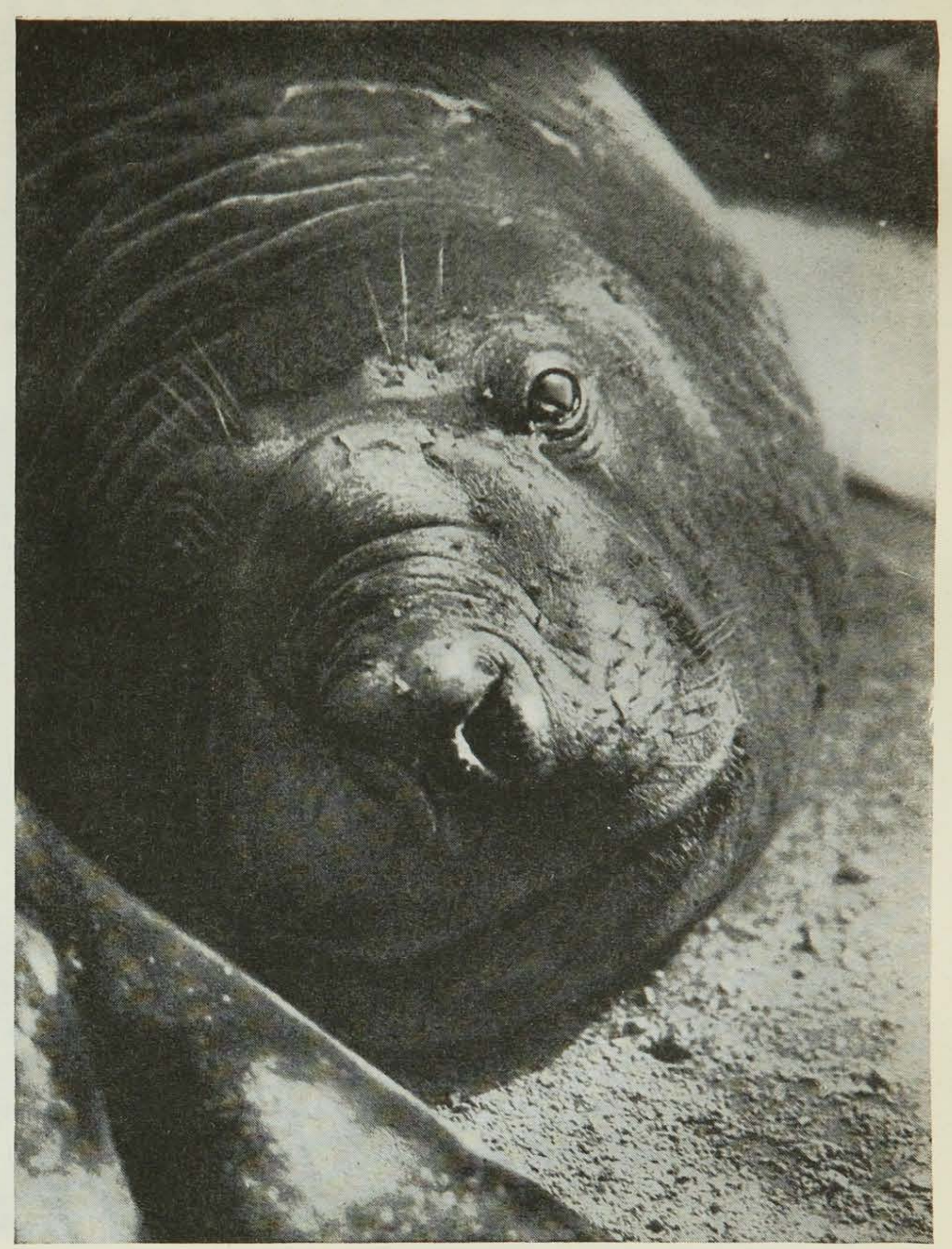


Photos Hedda Walter, Berlin

Junger Orang in Dresden

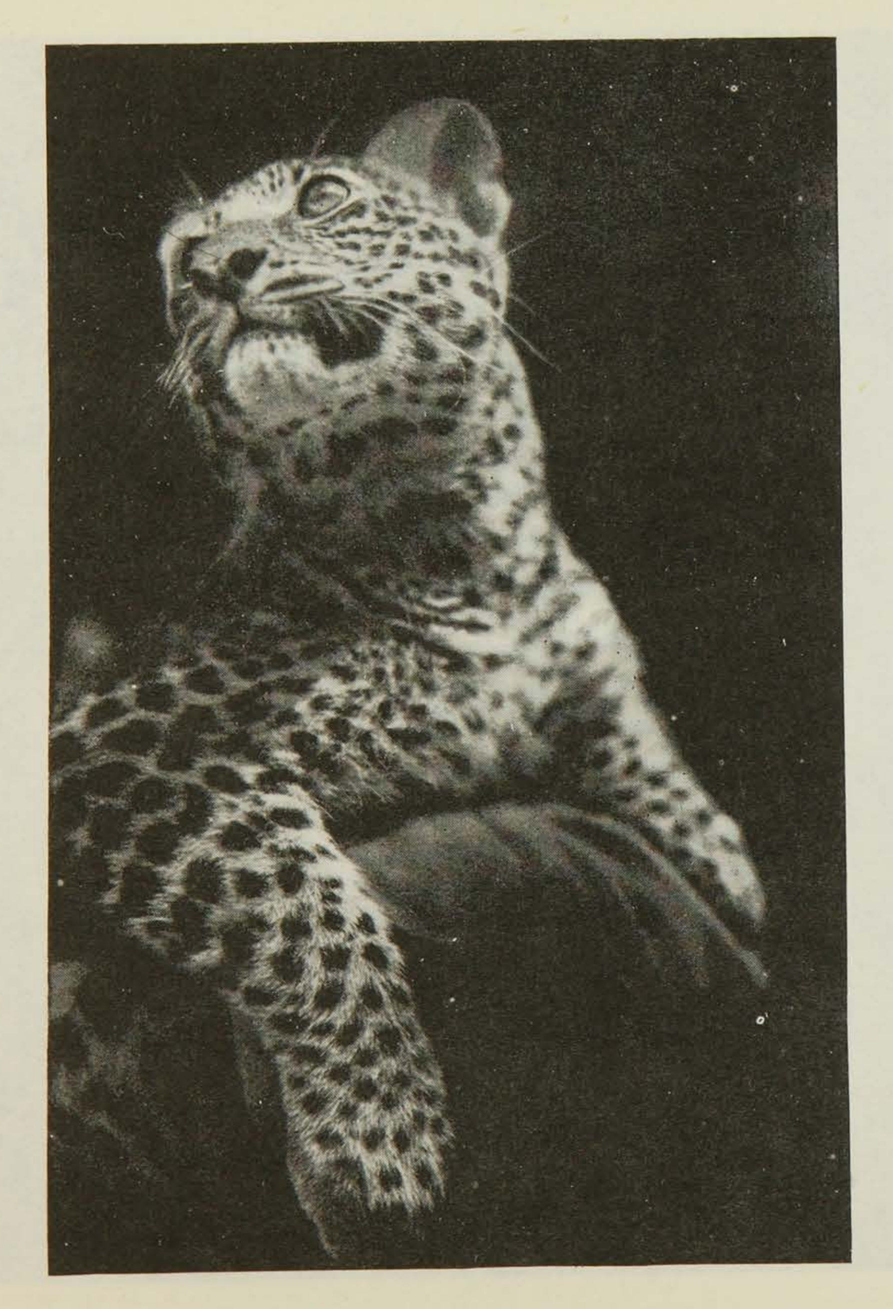


Junges Guanako in Stellingen

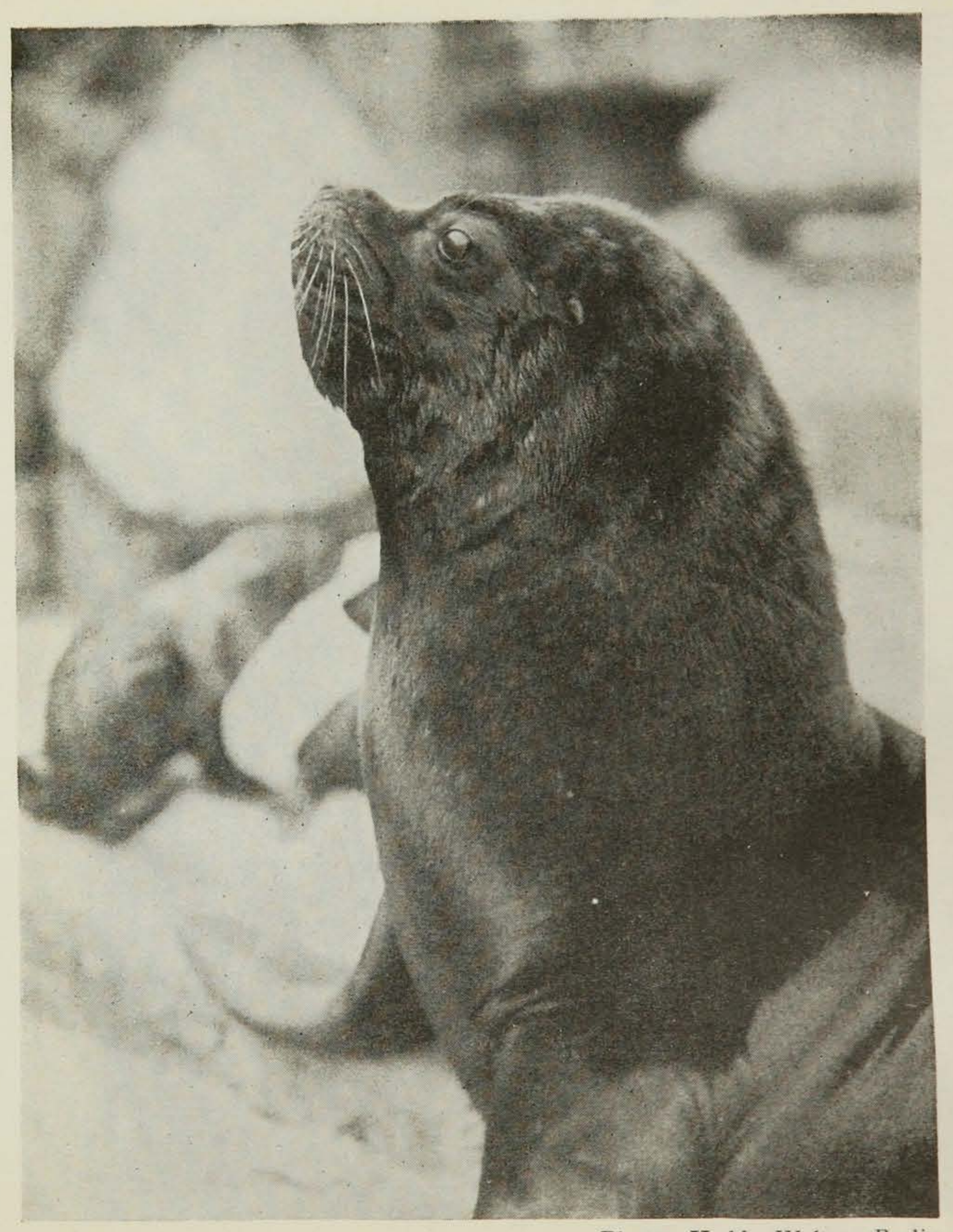


Photos Hedda Walter, Berlin

Hagenbecks See-Elefanten-Bulle (6 m lang)



Junger Leopard im Dresdener Zoo



Photos Hedda Walter, Berlin

Mähnenrobbe der Antarktis bei Hagenbeck

in der Lage ist. Das Warenhaus hat gegenüber dem Spezialgeschäft auch den außerordentlichen Vorteil, einerseits auch in ruhigeren Zeiten einen Verkäuferstock halten zu können, anderseits die Arbeitskraft seiner Angestellten ständig fast gleichmäßig ausnützen zu können. Die Spielwarenverkäufer, die vor Weihnachten alle Hände voll zu tun haben und von den Putzabteilungsverkäufern unterstützt werden müssen, helfen diesen wieder in den Monaten Januar, Februar, März, in welchen die Nachfrage nach Putzartikeln besonders stark, die nach Spielwaren wesentlich geringer ist. Die amerikanische Warenhaus-Statistik zeigt, daß Geschäfte, deren Umsatz weniger als eine Million Dollar betrugen, ihr Kapital 2,4 mal umsetzten und einen Reingewinn von 1,9 Prozent erzielten. Die Ziffern für Firmen über eine Million Dollar Umsatz betragen 3,7 und 3,6 Prozent. Daß der Warenhaus-(Groß-) Betrieb trotz erhöhter Spesen rentabler ist, ersieht man aus den gleichen Statistiken, denen zufolge der Reingewinn bei einem Umsatz von einer Million Dollar 0,3, 1 bis 10 Millionen Dollar 1,7 und über 10 Millionen Dollar 4,2 Prozent des Gesamtumsatzes betragen hat.

Chesterton erwähnt, daß ein Hauptmerkmal der Amerikaner die Achtung vor der Arbeit sei, die sie mit einem Heiligenschein von Heldentum umgeben. Auf dem knappen zur Verfügung stehenden Raume sollte gezeigt werden, daß auch in Deutschland noch immer und schon wieder zähe und unermüdlich garbeitet wird, während der Erfolg und die stete Ausdehnung der Firma Hermann Tietz zeigt, daß auch in der jetzigen Jazz-Zeit im kaufmännischen Leben nicht Bluff, sondern Solidität, Fleiß und Ideen Trumpf sind.

# WERTHEIM

Von

*MATHEO QUINZ*

Seit den Gründungen der ersten Warenhäuser in Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren ist es keiner noch so finanzkräftigen Gruppe gelungen, den Vorsprung einzuholen, den die Pioniere ihrer Branche wie Wertheim zeitlich und an Erfahrung haben. Ein Warenhaus in vollkommener Form kann nicht „gegründet" werden, es muß anscheinend aus der kleinen Zelle herauswachsen, neue Zellen bilden, um schließlich als Riesenbetrieb, wie es heute Wertheim ist, doch noch organisch und dirigierbar zu sein. Dabei ist die Gliederung der geschäftlichen Leitung verflüffend einfach, ohne großen Instanzenweg geht es, von der Geschäftsleitung direkt in den Ladenbetrieb, an den Käufer heran. Bezeichnend ist auch die Einfachheit der Büros in dem Luxusbau der Leipziger Straße: hinter irgendeinem Warenstand eine Tür mit irgendeiner büromäßigen Aufschrift, nicht etwa „Direktion" oder sonst irgend etwas Hochtönendes. Hinter der Tür einige Büromädchen und in einem abgeteilten Verschlag, der nicht einmal bis zur Decke geht, und also allen Lärm und das Stimmengewirr des Betriebes durchläßt, das leitende Mitglied der Geschäftsleitung. Nervös ist man also gar nicht bei Wertheim, und so

luxuriös die Aufmachung der Kundenräume ist, so puritanisch einfach sind die Räume hinter den Kulissen. Nur: Der Kunde, der Kunde und noch einmal der Kunde. Er hat immer recht, er soll sich wohlfühlen im Haus, soll sich verwöhnt und geehrt vorkommen, soll alles vorfinden, was sein Herz begehrt und womöglich noch mehr, und soll das alles in diesem Hause kaufen, das mit allen Mitteln der Verführung um seine Liebe wirbt — und um den Betrag seines Vermögens, den er zum Umsatz in Ware bestimmt hat, und den er möglichst restlos hierlassen soll.

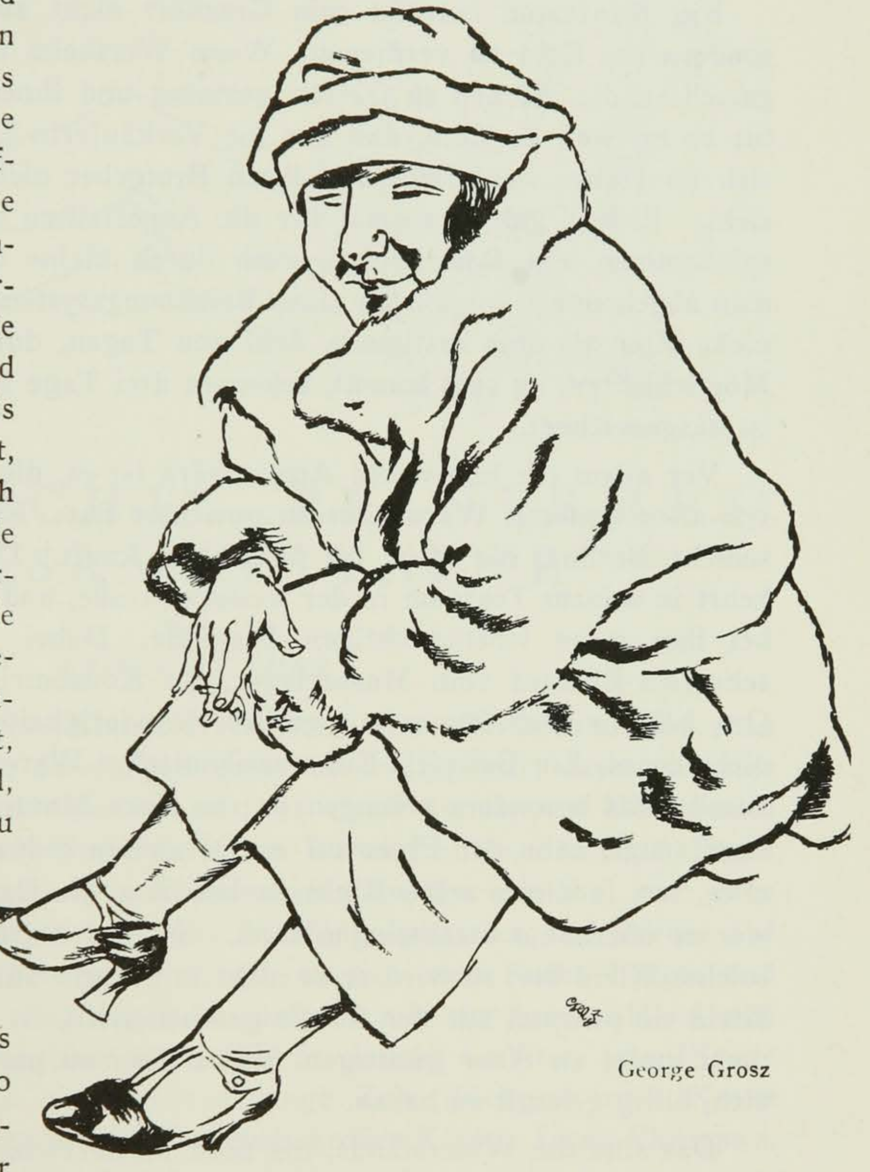
Neun Jahre nach der Stralsunder Gründung des Stammhauses, dessen Arbeit auf ein Personal von zwei Menschen eingestellt war, des Inhabers und seiner Frau, wurde die erste Filiale in Rostock (1884) eröffnet. Der Gedanke „Warenhaus", Haus, in dem der Kunde alle Waren findet, hatte sich schon durchgesetzt. Der kleine Kaufmann allerdings hatte seine Gefahr für das Detailgeschäft noch nicht erkannt, denn noch glaubte man allenthalben, im Warenhaus zwar billig, aber minderwertig einzukaufen. Die besseren Kreise mieden seine Räume und es war dem Inhaber eines alteingesessenen Spezialgeschäftes nicht schwer, seiner Kundschaft die Reellität seiner Geschäftsmethode, gegenüber der des Outsiders, klarzumachen. Gegen ein Argument Wertheims war freilich nicht anzukommen. Als erster ersetzte er in allen Waren die Hieroglyphen kaufmännischer Kalkulationskunst, durch jedem Kunden sichtbare feste Preisangaben. Erst wenn man sich die Versumpftheit jener Jahre vor Augen führt, ermißt man den Mut, den die Neuerer im Geschäftsleben damals aufzubringen hatten. Auch die Presse stand ihnen nicht zur Seite, denn auch sie stand noch ganz unter dem Einfluß des Spezialkaufmannes. In den Annoncenbüros ahnte man nicht, daß die Warenhäuser einmal ganze Seiten belegen und den eisernen Bestand des Inseratengeschäftes bilden würden, sondern sagte sich: zehn Detaillisten sind mehr als ein Warenhaus, in dem zu kaufen noch obendrein nicht zum guten Ton gehörte.

Ein Jahr nach der Stralsunder Gründung begann die Eroberung Berlins, ganz logisch in dem Wohnviertel anfangend, in dem der damalige kleinste Mittelstand hauste, am Rosenthaler Tor und in der Leipziger Straße, in gemieteten Räumen, die aber in weiteren fünf Jahren das Geld zum ersten eigenen Bau in der Oranienburger Straße einbrachten.

Vier Jahre war er in Berlin, als er den Grundstein zu seinem Hauptwerk, dem Bau in der Leipziger Straße, legte. Daß man Messel als Architekten wählte, spricht für das künstlerische Feingefühl der Bauherren, denen es gelang, einen Zweckbau hinzustellen, der auch heute noch, 30 Jahre nach der Eröffnung, modern und neu wirkt, den Ansprüchen des heutigen Riesenverkehrs und seinem Tempo entspricht, jede Angliederung vertrug — kurzum, einen Bau, der so klar aus der Erfahrung heraus geschaffen und ausgedacht ist, daß seine Bauherren nur weit über den Durchschnitt hinaus denkende Menschen gewesen sein können. Das System der Lichthöhe wurde typisch für alle Warenhausbauten. Noch heute wird der Wintergarten in derselben Art gehalten wie seit der Gründung, und der Sommergarten mit den Cadinener Kacheln (der Kaiser als Lieferant besichtigte ihn, und brach für manche Gesellschaftsschichten den Bann gegen das Warenhaus). Die Lichtanlagen

(es brennen im Hause 105 000 Glühlampen, die fünf Millionen Kilowattstunden pro Jahr verbrauchen) haben mit der Elektrisierung nicht etwa nur Schritt gehalten, sondern sie vorgeahnt: unverändert so seit dreißig Jahren, könnten sie gestern entstanden sein.

Den wirklichen Begriff von der Größe des Baues und seiner Ausnützung bekommt der Besucher erst, wenn er in die Keller- und Speicherräume vordringt. Im Keller, wo gerade Gänge, nicht von Warentischen und Säulen gestört ein Bild von der Ausdehnung des Hauses geben, wo ein das ganze Haus durchziehendes Laufband die verpackte Ware Paket an Paket und ununterbrochen nach der Versandzentrale führt, wo die Licht- und Kraftzentrale und das Wasserwerk, das bis 800 cbm pro Stunde leistet, arbeiten, wo ein Labyrinth von ungezählten Kabeln die Decken entlang zieht, erkennt man verblüfft die Kompliziertheit dieses Betriebes, der sich dem Käufer so einfach präsentiert, seinem Zweck entsprechend, die Verkaufshandlung zu vereinfachen. Inventur, das Schreckenswort für jeden Ladenbesitzer und jeden Kommis, das Inferno des Lehrlings, hier ist sie so organisiert, daß die richtige Zeiteinteilung einiger Januartage genügt, das Riesenlager zu bewältigen, das ein Haus füllt, dessen Grundfläche weit über doppelt so groß ist, als die des Reichstagsgebäudes (Wertheim 27 221 qm, Reichstag 12 920 qm), dessen Straßenfront in der Leipziger Straße 330 Meter mißt, und dessen Lichthöfe die Verkaufsetagen in einer Höhe von 25 Metern durchschneiden. Die eigene Rohrpost hat eine Rohrlänge von fünf Kilometern, die die 70 Stationen des Hauses miteinander verbindet, denen weitere 1000 Telephonhausanschlüsse zur Seite stehen. Paternosterwerke, 83 Fahrstühle und drei Lauftreppen durchziehen das Haus in vertikaler Richtung, in dem es keinen Unterschied zwischen dem Kunden gibt,


George Grosz

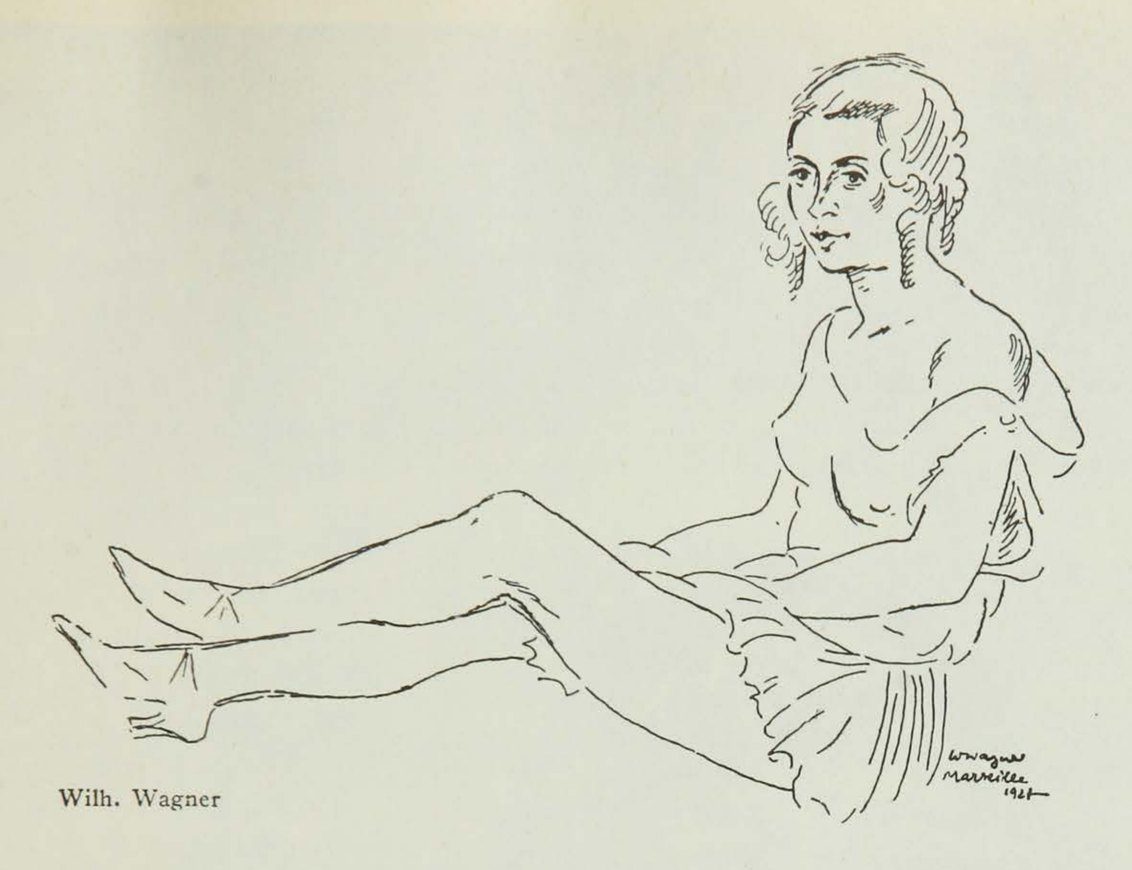
der einen Knopf für sechs Pfennige nach endlos langer Wahl einhandelt und dem, der einen seltenen Buchara ersteht.

Die Pflege des Kunden, Kultivierung der Verkaufsformen, Kulanz bis zur Selbstverleugnung sind traditionelle Geschäftsprinzipien Wertheims, die das Geheimnis seines Erfolges und der Kontinuität seines Geschäftes bilden. Kein anderer als der Massenbetrieb, kann sich aber auch den Luxus leisten, den Wertheim seinem Besucher bietet.

Ein Kaufmann betreibt sein Geschäft nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern um Geld zu verdienen. Wenn Wertheim seinen Tausenden von Angestellten die Dächer zu Gärten gestaltet und ihnen Liegestühle aufstellt, so tut er es, weil er weiß, daß nur die Verkäuferin Umsätze erzielen wird, die sich im Hause wohl fühlt und ihren Brotgeber nicht mit scheelen Augen ansieht. Früher gab es einmal für die Angestellten bei Verfehlungen, wie Zuspätkommen, ein Bestrafungssystem durch kleine Geldabzüge. Von ihm ist man abgekommen zugunsten eines Belohnungssystems: Wer das Jahr hindurch nicht öfter als eine bestimmte Zahl von Tagen, durch die Großstadt bedingte Möglichkeiten, zu spät kommt, bekommt drei Tage länger Urlaub. Der Erfolg ist ausgezeichnet.

Vor allem die kultivierte Atmosphäre ist es, die Wertheim den Vorsprung vor allen anderen Warenhäusern gesichert hat: Es gibt keine Gesellschaftsschicht Berlins, die nicht bei Wertheim kauft. Die beste Gesellschaft verkehrt in seinem Teeraum in der Bellevuestraße, und der kleinste Käufer macht bei ihm seine lebenswichtigen Einkäufe. Dabei ist diese Erziehung zum schnellen Einkauf vom Massenlager, die Konzentrierung der Ware an einem Ort, bei uns noch immer mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Amerika nicht kennt. Ein Beispiel: Ein amerikanisches Warenhaus bringt ein Kleidchen heraus, das besonders gelungen ist; in einer Massenauflage von 10 000 Stück angefertigt, kann der Preis auf ein Minimum reduziert werden. Sofort rennt alles, um ja dieses selbe Kleid zu besitzen, die Dame und das Laufmädchen, wer es überhaupt erschwingen kann. Stellt der deutsche Kaufmann ein ebensolches Kleid her, so wird er es nicht in Stapeln auflegen können. Sobald das Kleid ein paarmal auf der Straße gesehen wird, ist es unverkäuflich. Man ist nicht stolz, an einer günstigen Kalkulation zu partizipieren, sondern schämt sich, billig gekauft zu haben.

Das sind die Widerstände, die noch zu überwinden sind. Sie liegen in der Mentalität des Käufers, der gerade beim Einkauf noch nicht die eigentliche Idee des Warenhauses erfaßt hat, Zeitersparnis und Nervenersparnis für den Käufer. Er sieht im Warenhaus immer noch das Geschäft, in dem man billiger kauft, nicht aber den Konzentrationspunkt einer Zeit, die den ganzen Lebensbetrieb in ihrem großen Triebwerk eingliedert und ihn von einer persönlichen Wichtigtuerei des Einzelnen befreit. So sind auch Warenhäuser nicht mehr Geschäfte einzelner Kaufleute, sondern öffentliche Institutionen geworden, das Wirtschaftsleben kontrollierend und bestimmend; aus der Gründung des kleinen Kramladens in Rostock ist aus der Zeit und mit der Zeit ein Begriff entstanden, ohne den die Entwicklung des Lebens nicht mehr denkbar wäre.




Wilh. Wagner

# „BON MARCHÉ", „PRINTEMPS" UND „SAMARITAINE"

Von

*FLORENT FELS*

Eine Geschichte hat meine Kindheit vergiftet, eine Geschichte, die man mir erzählte, wenn ich eines Spielzeugs überdrüssig war, wenn mir eine Suppe nicht schmeckte, und wenn ich mir aus einem zerrissenen Hosenboden nichts machte. Das war die Geschichte vom Baron Lafitte, der eines Tages noch als Kind zu einem mächtigen Finanzmann kam, um von ihm eine ganz kleine Beschäftigung zu erbetteln. Von ihm hinausgewiesen und wieder auf den Hof gelangt, überraschte man ihn, wie er sich zum Boden beugte und einen Gegenstand aufhob. Zurückgerufen, zeigte er in der hohlen Hand eine Stecknadel. Wie Cleopatras Nase wurde die Stecknadel Laffittes zum Pfande seines Glücks. Man weiß nicht, ob er lange Zeit Rückgrat und Kreuz krümmte, jedenfalls wurde er der Bankier eines großen Königs, Louis-Philippe's, und verkörperte die Weisheit und Oekonomie dieses Souveräns, dessen ganzes Programm in den Worten enthalten war: Bereichert euch!

Der französische Bourgeois war damit wohl zufrieden, und Balzac hatte sehr unrecht, ihm deswegen zu grollen. Ich habe bisher immer geglaubt, daß die „Chops" in den amerikanischen Gemeinwesen sich ganz anders entwickelten, und daß die „Buildings" durch eine Art von Jungfernzeugung entstünden. Seitdem ich aber Herrn Ford am Volant seiner ersten Chevrolette gesehen habe, bin ich überzeugt, daß dieselbe Regel die Entwicklung der großen Unternehmungen bestimmt. Der kleine pfiffige Bursche muß hindurch durch das Lehrlingstum, durch die Meisterschaft, die Verwaltungsräte, die Kapitals-

vermehrungen. Und ich denke, daß Selfridges, Harrods, Wertheim, Tietz, La Samaritaine und der Bon Marché sich mit ganz darwinscher Logik vom Einfachen zum Komplizierten entwickelt haben.

Wie in der Kunst, triumphiert auch dort der Individualismus. Die Schöpfung eines großen Magazins wird immer der Initiative eines energischen und beharrlichen Mannes verdankt.

Im Jahre 1852 war Boucicant Angestellter im „Petit Saint Thomas," einem heute verschwundenen Warenhaus, auf dessen Grundstück sich jetzt eine Bank befindet. Er assoziierte sich mit einem Herrn Videau, dem Besitzer eines kleinen Magazins an der Ecke der Rue de Sèvres und der Rue du Bac. Videau wurde aufgesogen, — er bekam immerhin 1 500 000 Francs für seine Einlage — und Boucicant hinterließ seiner Witwe das blühende Warenhaus *„Au bon Marché"*.



Francizca Stoecklin

Prinzipien: Alle Waren werden mit sichtbarer Preisauszeichnung vorgelegt, wenn die Waren bei der Lieferung nicht mehr gefallen, so werden sie zurückgenommen oder umgetauscht, der Eintritt ist frei, der Verkauf geschieht zu sehr kleinem Nutzen.

Solche Grundsätze werfen alle Gesetze des Handels über den Haufen. Im Jahre 1869 mietete Cognacq zum Preise von 15 Francs täglich einen Laden in der Rue du Pont Neuf, bei den Bädern zur *„Samaritaine"*. Er gab seinem Warenhause diesen Namen.

Prinzip: Die Ware auf Kredit verkaufen, die Angestellten an seinen Verdiensten interessieren.

Die Kunstsammlung Cognacq ist gegenwärtig die wichtigste in Paris, nicht nur in Werken des 18. Jahrhunderts, sondern auch in modernen. Das große Warenhaus ist für die modernen Frauen eine Art von Religion geworden, und mit dem fieberhaften Eifer der für den Wagen des Dschaggernat bestimmten Opfer stürzen sie, sich gegenseitig zermalmend und zertretend, an den Nouveautés- und Restetagen ins Warenhaus. Man glaubt nicht mehr an Gott, sondern an die Herren Tietz, Selfridge oder Bader. Eine bestimmte Geistesverfassung ist aus ihrer Serienarbeit entstanden. Der Geist der Uni-

formität des weiblichen Kostüms, der ebenso rigoros ist wie beim Militär: Das Sommerweib, — das Winterweib.

Das Bemerkenswerteste aber ist, daß die großen Warenhäuser fast immer unfähig sind, auf dem Gebiet der Möbel oder der rein dekorativen Künste eine Mode zu lancieren, auch wenn sie talentvolle Innenarchitekten für sich arbeiten lassen. Es scheint, daß die bloße Idee eines Seriengegenstandes genügt, um nur monströse Eintagsschöpfungen entstehen zu lassen.

Indessen sieht man ein Warenhaus wie den *„Printemps"* an der Spitze der Dekorationskunst, dank Dekorateuren wie Guilleré, der die Wände seiner Räume mit Werken von Derain, Braque, Utrillo, Kisling, Marie Laurencin und anderen schmückt.



Karl Geiser

Eine neue Kunst ist zur Welt gekommen, die der Auslage, für die erfinderische Geister nach einer sehr strengen und logischen Mode Rosen, Festons, Bänder, Taschentücher oder Krawatten aufbauen. Man kann sagen, daß der Kubismus den großen Warenhäusern seinen Triumph und sein Ende verdankt. Mit seiner großen Anwendbarkeit hat er unter dem Deckmantel seiner Modernität und seiner wenig luftdichten Ethik die Kunst der Affiche, des Etiketts und der Schaukastendarbietung bereichert. Er drängt sich durch seine leichten Synthesen und durch den Rhythmus seiner brutalen, nicht abgetönten Farben auf. Er erscheint als eine Reinigung und Vereinfachung in einer Epoche, die das Flaue, Verblasene, Unbestimmte verabscheut. Cassandre hat auf den Spuren von Fernand Léger und Delaunay das Plakat erneuert. Meinem ausgezeichneten Mitarbeiter Louis Chéronnet, den ich ihm zum Zwecke eines Interviews sandte, erklärte mein alter Freund Léger:

„Das Auge, das majorenne Organ mit den tausend Verantwortlichkeiten regiert das Individuum mehr als jemals. Es registriert von Morgen bis Abend unaufhörlich. Die Schnelligkeit ist das Gesetz der modernen Welt. Andererseits ist die kommerzielle Angespanntheit so weit gediehen, daß eine Mannequin-Schau bei einem Schneider von Ruf als Schauwert den einer ganzen Anzahl mittlerer Theater erreicht hat, wenn nicht übertrifft. Dementsprechend

müssen auf der Straße die Plakate die Valeurs der Bilderaustellungen übertreffen. Woraus sich die Notwendigkeit ergibt, die Straße als Schauspiel zu organisieren. Die Straße ist allzu dynamisch, sie ist reißend und nervenaufreibend. Unser so angespanntes, so bebendes Gegenwartsleben brauchte ruhigere, geordnetere Straßen, an denen sich die Nerven ausruhen könnten, anstatt sich zu erregen. Wollen Sie mir nun sagen, welche Plakate besser beruhigen: die vielfältigen und halluzinatorischen Bildnisse des „Bébé Cadum" oder die von Cassandre geschaffenen Bilder? Die letzteren, nicht wahr? Die Wahrheit ist also beim Kunstplakat (ich habe nicht gesagt „künstlerischen") und nicht beim dynamischen. Psychologisch gesprochen: Das Plakat solllte nicht als ein Jazz aufgefaßt werden, sondern als ein Orchesterstück. Ich glaube, daß wir uns in der barbarischen Epoche des Plakats befinden."

Der Maler des Eiffelturms, Robert *Delaunay,* erklärte folgendes:

„Das Plakat ist Farbe, oder es ist nicht. Die Form ist im wesentlichen nichts als Dimension der Farbe. Vom physischen Standpunkt aus ist also das beste Plakat dasjenige, das man am meisten und aus der weitesten Ferne sieht, wie ein Eisenbahnsignal. Wie kommt man zu dem besten Resultat? Indem man sich einzig und allein um den Rhythmus und die Beziehung der Farben zueinander kümmert. Alles übrige kommt nicht in Frage. Wir dürfen also nicht mehr die Farben auf gut Glück anordnen, auf eine intuitive Art, um etwas „Hübsches" oder „Schönes" zu machen. Sondern wir müssen wissenschaftlich verfahren, um sie wie Töne vibrieren zu lassen. Und wir müssen von dem Grundsatz ausgehen, daß das Plakat nicht eine Augenverführung ist, sondern ein Anruf oder eine Benachrichtigung. Man muß es als solches behandeln. Nicht mehr versuchen, eine mehr oder weniger verlockende Gegenstandsnachbildung daraus zu machen, sondern von ihm verlangen und erreichen, daß es uns durch mehr oder weniger intensiv vibrierende Impressionen in seinen Bann schlägt."

Man muß zugeben, daß für die Schaffenden und die Künstler das große Warenhaus vor allem eine gewaltige Versuchsanstalt für alles bedeutet, was den gebieterischen Gesetzen der ökonomischen und kommerziellen Erfahrung unterworfen ist.

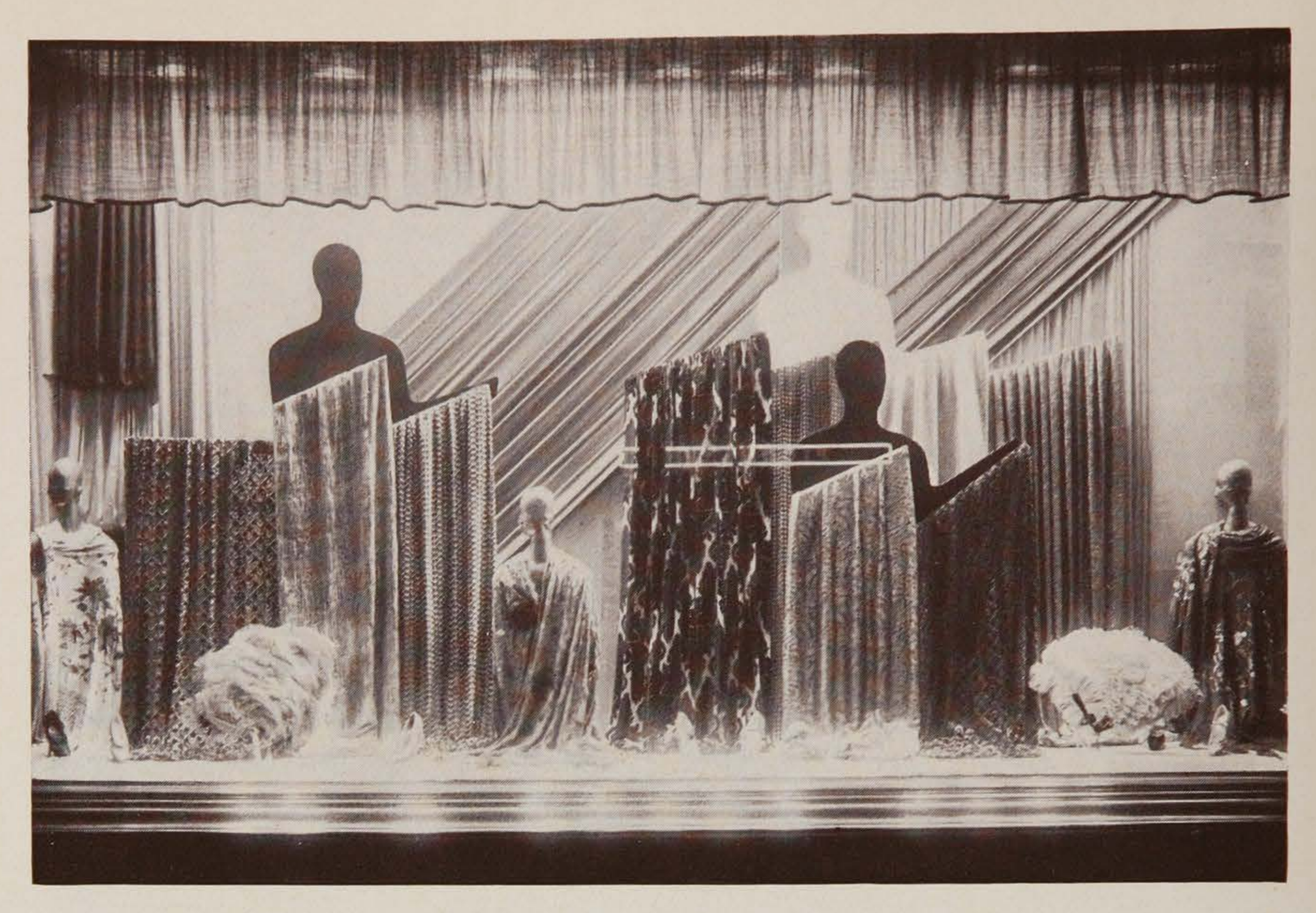
Die zeitgenössische Kunst hat seine Räume durchdrungen, in denen die Chefs, mit größerer Machtfülle ausgestattet als Generäle, noch vor zehn Jahren ihre Befehle hinter Schreibtischen im Stile Ludwigs XIV. oder Heinrichs II. erteilten. Die Ausstattung ist einfacher geworden, und was sie an Kompliziertheit verloren hat, an Voluten und Ornamenten, hat sie an praktischen Vorzügen, an intelligenter Nützlichkeit gewonnen. Das Büro des Direktors eines großen Warenhauses ähnelt aufs Haar dem Büro eines Ingenieurs. Ein Schreibtisch, zwei Fauteuils, ein Zeichentisch für die Muster, ein Telephonstand, und an den Wänden Diagramme. Unser Jahrhundert ist streng. Das Diagramm hat offenbart, daß der aus modernem Geiste geborene Gegenstand sich gut verkaufte. Seit dem Flugzeug haben wir gelernt, die Schönheit der Linie, der einfachen Formen zu erkennen.

Selbst der Angestellte ist normalisiert. Aber war er es nicht schon zurzeit des Vaudevilles, als Panard schrieb:



Aus Platz, Die Baukunst der neuesten Zeit (Propyläen-Verlag)

Lichthof im Warenhaus Wertheim. Erbaut von A. Messel



Schaufensterdekoration des Magasin du Printemps in Paris




Schaufenster eines Pariser Friseurs

Photo E. Atget, Paris




Photo M. Höhlig, Berlin

Außenreklame für die Weiße Woche der Firma Hermann Tietz, Berlin




Photo van Düren & Henschel

Schaufensterdekoration der Firma Gustav Cords, Berlin

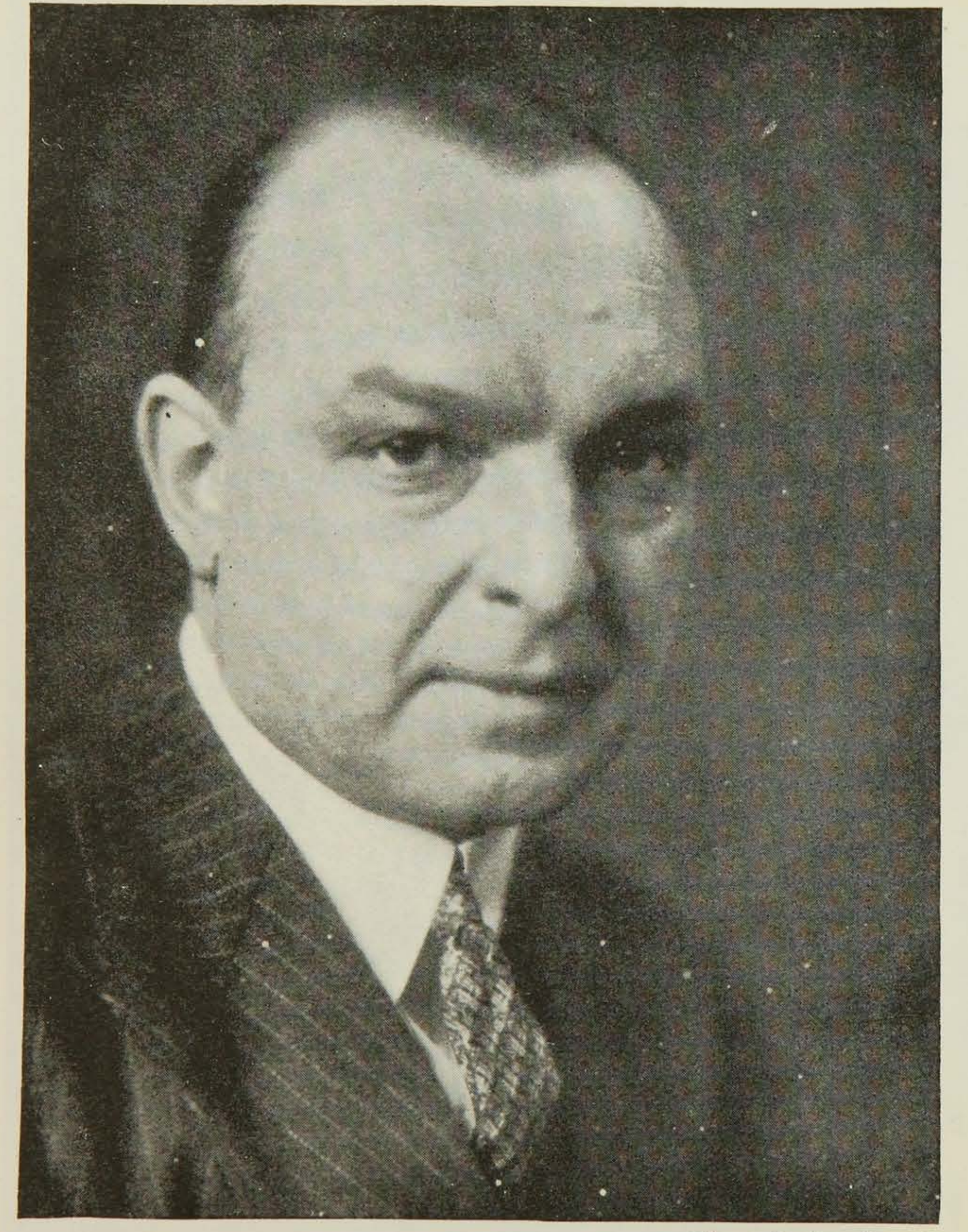


Photo Atelier Baruch

Pierre Renoir in Berlin



Photo Ernst Ohle, Köln

Alfred Leonhard Tietz

„On voit des commis
Mis
Comme des princes
Qui jadis sont venus
Nus
De leurs provinces.“

Die großen Treffer sind den Unternehmungen vorbehalten, die überraschend, aber von erster Notwendigkeit sind. Das große Kaufhaus ist eine Notwendigkeit des intensiven und praktischen Lebens geworden. Es bedeutete eine Huldigung für die moderne Kunst, als gelegentlich der Wiedereröffnung des *Printemps* nach dem Brande für die Gala-Veranstaltungen Organisatoren wie Serge Diaghilew, Gabriel Astruc (der Erbauer des „Théâtre des Champs Elysées“) und jener reine Künstler mit dem düstren Schicksal, der Maler Juan Gris, gewonnen wurden.

# LÉON-PAUL FARGUE ODER DER LETZTE BOHÈME

Von

*MARCEL RAVAL* *)

Léon-Paul Fargue ist vielleicht der letzte Bohème von Paris. Ich nehme dies Wort in seiner besten Bedeutung. Fargues Bohèmetum ist eine Bohème ohne Fisimatenten, ohne Literatur und Extravaganz. Sie ist ein Zustand der Gnade, eine Art und Weise, der Zeit und den Dingen eine elastische Konsistenz zu geben, einen Grund, nicht zu sein. Er ist ein Mann der sentimentalen Illusionen, er ist ein Poet. Wunderbar versteht er, die, die ihm folgen, aufzuspüren, seinen Schmeichlern zu mißfallen, dem Zufall Reiz zu verleihen, die Langeweile zu bannen, seine Freunde zu vernachlässigen und sie darum nur noch mehr zu lieben. Bei der Wahl zwischen seinem Leben und seinem Werk hat er seinem Leben den Vorzug zu geben verstanden. Der Beruf Léon-Paul Fargues ist, ein lebendiger Mensch zu sein. Ich weiß von Leuten, die ihn nur als Keramiker kennen, der er aus Familientradition geworden ist. Einer meiner Freunde ging eine Zeitlang jeden Abend mit ihm aus und erfuhr nur durch Zufall, daß er schreibt. So versteht man sein Geständnis. „Ich habe meine Wahl seit langem getroffen. Ich mag die Menschen mehr als das, was sie machen. Ich habe Freunde, die nur menschliche Qualitäten haben, und ich liebe sie. Ich habe welche, die berühmte Künstler sind, und deren Annäherung mich in Bestürzung versetzt, wie der Anblick eines Gefangenen, der hinter Gitterstäben auf mich zukommt. Die Kunst hat meine besten Freundschaften zum Welken gebracht.“

---

*) Entnommen der „Nouvelle Revue Francaise“.



E. L. Kirchner

Für den, der ihn wirklich kennt, ist Fargue ein melancholischer Heimatloser, der quer durch Paris schweift, wie andere durch die Welt, und nur haltmacht an gewissen vertrauten Orten, wo die Freundschaft ihm zuwinkt, und die er hastigen Schrittes verläßt, um wieder zurückzukehren in wer weiß welche Einsamkeit, welche Kontinente, welche Wüsten, ein Gulliver des Montmartre, ein Kapitän Cook der Ile-de-France. (Aber Fargue ist vor allem ein Reisender der Einbildung, ein vertikaler Reisender, seine Gedanken sind unaufhörlich unterwegs, mitten durch die Worte und Bilder, von den Tiefen des Meeres zu den himmlischen Räumen, „wo die Nebelflecken sich zu wunderbaren Spinnrocken drehen", von der Geburt der Welt bis zu ihrem Tode.)

Ich erinnere mich einer veritablen Bergbesteigung, die er mich eines Abends auf die entlegenen Hügel von Montmartre und Belleville machen ließ, in einem unvermuteten Gelände, durch ein Labyrinth abschüssiger Pfade, von wo man Paris zu seinen Füßen hatte. Er war ein unvergleichlicher Führer, der das Risiko des Abenteuers übersteigerte und an jeder Straßenbiegung eine Legende erfand. Mit tödlichem Ernst bezeichnete er mir das Haus, wo der General Boulanger seinen Staatsstreich vorbereitet, oder das, wo die Königin Ranavalo von Madagaskar sich eines Abends auf mysteriöse Weise Oscar Wilde gekapert hatte, oder jenes, wo noch eine Geliebte Baudelaires wohnte, zur Erinnerung an ihren Liebhaber von ausgestopften Katern und künstlichen Mohnblumen umgeben.

Er enthüllte die Geheimnisse seines imaginären Universums in jenem vertraulichen und abschließenden Tone, der seiner trockenen Spaßhaftigkeit soviel Reiz verleiht. Léon-Paul Fargue ist ein Zauberkünstler der Lüge. Verständigen wir uns: die ihm eigentümliche Lüge ist ein Modus, sich zu entschuldigen, daß die Wirklichkeit so ärmlich ist,

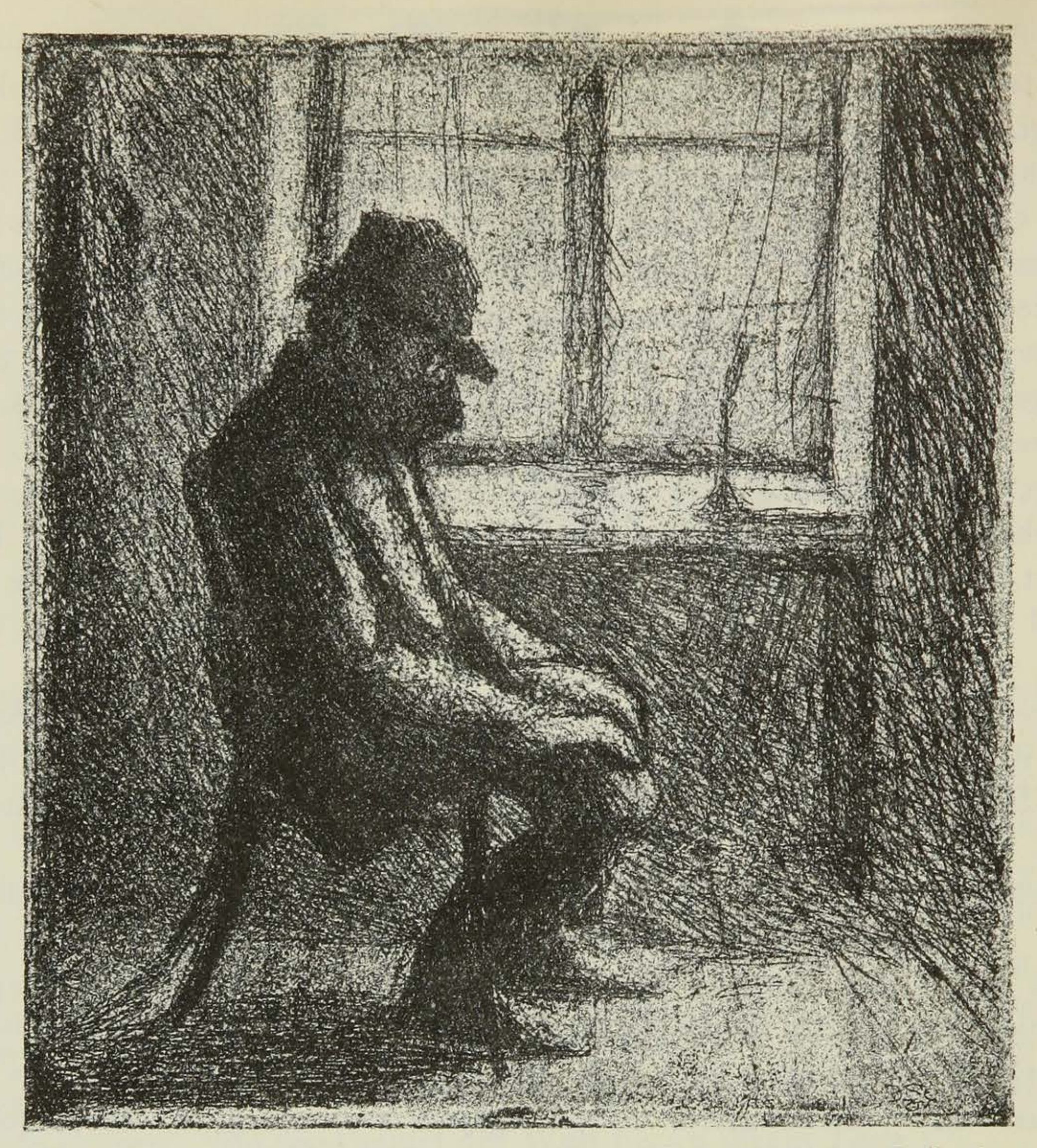
eine Art, in wachem Zustand zu träumen. So ist er auch der unpünktlichste Mensch, den ich kenne, und wenn er seine Unpünktlichkeit pflegt, so geschieht es, weil sie ihm erlaubt, unaufhörlich schöne Entschuldigungen zu erfinden. Kein Paradoxon hält ihn davon ab, und sein Gespräch wird dann lebhaft bis zum Betäubenden. Niemals indessen läßt er seine Bildung durchblicken. Irgendwo hat er gesagt: „Zitiere niemals etwas Klassisches. Du exhumierst deine Großmutter in Gegenwart deiner Mätresse.“ Und anderswo: „Das Genie ist eine Frage der Schleimhäute. Die Kunst ist eine Frage der Kommas. — Schneide deinem Lyrismus die Haare. Schneide ihm sogar etwas die Flügel. Lasse deine Augen zwischen deine Finger sehen. Skalpiere die Emphase. Eine große Phrase ist wie der Schrei einer Mondänen. Ein Wort, nichts als ein kleines, gut placiertes Wort — — darum bitte ich dich! Alle Morgen reinige mit einer halbweichen Bürste dein Gehirn von dem, was es tagsüber gegessen hat.“

Die Kultur, die er hat, besteht aus dem Mark, dem ureigensten Safte der Werke und der Dinge. Die Sinne haben an ihr ebensoviel Anteil wie der Geist. „Qualität,“ hat er geschrieben, „ist assimilierte Quantität.“ Diese Art Qualität besitzt er wie kein anderer.

Indessen gibt es ein Gebiet, auf dem er seine Bildung gern leuchten läßt: die Gastronomie. Alle Restaurants in Paris und in der Provinz zählt er an den Fingern her, von denen, die in ihren Vergoldungen strahlen, bis zu den bescheidensten Gassenschenken, gewisse Bahnhofsbüfetts nicht zu vergessen, von denen er einem Wunderdinge zu erzählen weiß. Er kennt ihr Gründungsjahr auswendig, das Menu jeden Tages, die großen Weine ihrer Keller und den Vornamen der Wirtin. Das ist s e i n e Art, Künstler zu sein.



E. L. Kirchner. Aus Schiefler: Das graphische Werk Kirchners (Euphorion-Verlag)



Jakob Steinhardt Radierung (Verlag F. Gurlitt)

Zu unserem Unglück gehört Léon-Paul Fargue zu den raren Poeten. Noch haben wir von ihm nichts als einen kleinen, unauffindbaren Roman „Tankred", eine „Poèmes" betitelte Gedichtsammlung und ein paar Seiten, die, dann und wann, in Zeitschriften erschienen sind. Dieses winzige Gepäck hat genügt, aus ihm einen großen Dichter zu machen. Wollte man ihm diese Spärlichkeit vorwerfen, so würde er antworten, daß er keine Zeit habe, zu schreiben, und vieles andere zu tun habe. Und in gewissem Sinne erklärt sich das auch: er gehört zu denen, an die die Freiheit größere Ansprüche stellt als die Arbeit. Seine Beschäftigungslosigkeit hat einen so regelmäßigen, der Leere der Tage und Nächte so gut angepaßten Rhythmus, daß schon das In-die-Hand-Nehmen einer Feder alles in Unordnung bringt und den Mechanismus seiner schweifenden Ungebundenheit gefährdet.

Es geschah nicht ohne Grund, daß Fargue eines seiner letzten Gedichte „Atmosphäre" betitelte. Dieser Titel scheint mir bereits eine Definition seiner Poesie zu bedeuten. In dieser Poesie spiegelt sich eine

dunkle Welt von Sinnesempfindungen und Bildern, eine noch nicht vom Schlummer befreite, noch nicht wieder zur Oberfläche des Lebens emporgestiegene, auf der Grenzlinie von Traum und Erinnerung gelegene Welt. Diese Poesie gibt unseren Eindrücken jenes Wirbelnde, seidig Gleitende oder auch Dumpfe, zauberhaft Unbewegliche, womit unsere Kinderphantasie einst die Tiefen des Meeres bevölkerte. Diesen Regionen entleiht sie auch jene dämmernde Atmosphäre, die der blitzhelle Glanz der Bilder durchschneidet und plötzlich erleuchtet.

Am Saume des Symbolismus, dessen Vokabular und artistische Handschrift er noch verfeinert hat, jenseits des Surrealismus, dessen Brand er entfacht hat, ohne sich von ihm verzehren zu lassen, hat Léon-Paul Fargue ein poetisches Wunder geschaffen, das keinem anderen gleicht. Wenn ich eine literaturgeographische Karte zu zeichnen hätte, so würde ich die Insel Léon-Paul Fargue fern von allen bekannten Kontinenten eintragen, unerreichbar der steigenden oder fallenden Flut der „Schulen", als letzte Zuflucht der Poesie ohne Etikett, bunte Bemalung und Surrogat, der nackten, intuitiven und eingeborenen Poesie des Herzens.

# CORDILLERENBAHN, III. SEKTION

Von

*KARL WICKERHAUSER*

So oft es bei uns droben, auf der Strecke des Bahnbaues Rosario—Antofagasta, der zweiten Transandenlinie, einen Wirbel gegeben hatte, waren leere Kisten der Vermouthfirma Cinzano, Turin, sehr gesucht. Gleich danach im Rang der Verwendbarkeit kamen die ebenfalls breiten und tiefen Truhen, in denen wir von der Bauleitung unser Sprengmaterial zugestellt erhielten. Eine solche Truhe hatte bloß den Fehler, daß sie nicht lang genug war, und zwei davon — das wäre Verschwendung gewesen. Zwei Kisten von Cinzano hingegen bildeten den schönsten Sarg für einen ganz ausgewachsenen Menschen. Man verband sie durch Blechstreifen, brach die trennenden Wände heraus und umwickelte alles mit Draht. Dann stopfte man den plötzlich Verstorbenen hinein. Es war gut, sich damit möglichst zu beeilen. Wenn schon Leichenstarre eingetreten war, ergaben sich immer kleine Schwierigkeiten.

Capamento, 395 Kilometer von der argentinischen Seite gerechnet, und 3500 Meter über dem Meeresspiegel. Dort habe ich ein Jahr lang gelebt. Mit Unterbrechungen natürlich, die ein paar Tage und im besten Fall drei Wochen dauerten; sonst wäre man in all der wilden Sand- und Felsenschönheit, in der schauerlichen Einöde verrückt geworden. Der dicke Wills, Leiter der dritten Sektion, hatte eine Frau und zwei Töchter, die in Buenos Aires saßen, und nie genug Geld haben konnten. Und der dicke Wills sagte kein Wort und schickte ihnen, was er hatte, und dachte an das herrliche Golfterrain des Englischen Klubs, draußen im Park Palermo; und er soff. Doch er soff, der Ersparnis halber, damit die drei Weiber standesgemäß leben könnten, Nacht für Nacht



Pfaehler v. Ottegraven Holzschnitt

den allerbilligsten Nationalwein, den wir um vierzig Centavos verkauften. Wir nannten ihn, wenn gerade kein Abnehmer in der Nähe war, die Rote Holztinktur. Diesen Wein, der zwar stark war, aber keine gute Naturfarbe hatte, so daß man ein wenig mit Quebrachoholz nachhelfen mußte, bezog Wills zum Selbstkostenpreis, der zehn Centavos betrug. Whisky hätte, je nach der Sorte, zehn bis zwanzig Pesos die Flasche gekostet, und soviel konnte sich dieser Familienvater nicht leisten. Für die Familie war das übrigens ein Glück, denn mit dem Quebrachowein dauerte die Sache einige Jahre länger. Wills wurde eines morgens in Gesellschaft einer fast leeren Korbflasche tot aufgefunden. Er lag vor dem Kamin, auf den er, in dieser Wildnis, so stolz gewesen war, und den die Maurer der Sektion nach seinen Angaben in die Wellblechbude eingebaut hatten. In dem Telegramm nach Buenos Aires sprachen wir von einem Herzschlag, und erkundigten uns, was mit den sterblichen Resten geschehen solle. Es wäre doch immerhin möglich gewesen, daß man dort unten dafür Verwendung gehabt hätte. Aber es kam die Antwort, daß eine Ueberführung wegen der hohen Kosten unzweckmäßig sei, und man möge gütigst alles weitere veranlassen. Und in einem zweiten Telegramm an die Zahlstelle wurde Regelung der Vermögensfrage gefordert. Wills war Regierungsbeamter und pensionsberechtigt. Für die Bestattungsspesen nannte man die Summe von — — — aber wozu immer von Geld reden! Es war sehr wenig. Die dritte Sektion verfluchte Witwe und Waisen feierlich, und veranstaltete dann eine Sammlung für den toten Chef, den alle gern gehabt hatten, weil er — wie ein indianischer Vorarbeiter zum provisorischen Leiter Pedrillo sagte — „nicht einmal besoffen ein Schwein gewesen war". Diesmal gab es kein Flickwerk aus alten Konserven- und Makkaronikisten, sondern der große Zeichentisch der

Dritten, aus dunkler Piroba, mußte dran glauben. Einige hundert Trauergäste aus allen Sektionen fuhren und ritten hinter dem Sarg auf dem Ford-Lastwagen zu Tal. Denn Wills sollte auch nicht so einfach wie jeder andere im Sand verscharrt werden, er kriegte einen Platz auf dem Friedhof von San Bernardo. Sogar einen Priester hatte man aus der Provinzhauptstadt Salta heraufbestellt und die Begräbniszeremonien verliefen sehr eindrucksvoll. Zum Glück wurde erst Wochen später bekannt, daß der angebliche Jesuitenpater ein steckbrieflich verfolgter Hochstapler und Heiratsschwindler war.

An die Trauer um Wills schloß sich unvermittelt die Freude über den freien Tag, ohne Wind, ohne Flugsand, an. Man war wieder einmal unterhalb der Baumgrenze, es gab grünes Gras, Platanen, Zypressen und Silberpappeln im Tal. Bloß ein paar Stunden abwärts, wo sich der Bach zum Rio Grande de Salta weitet, heißt die Gegend schon Pfirsichtal — und da ist keine Uebertreibung im Namen, wahrhaftige Pfirsichbäume und Trauben und Orangen gedeihen dort, im hohen Gebirge zwar noch, aber bestrahlt von der Tropensonne. Das Dorf San Bernardo ist nicht so idyllisch schön, es ist sogar ziemlich trübselig unter normalen Umständen, und gerechterweise hängt man ihm die Bezeichnung ‚de las Zorras' an. Zorras sind Bergfüchsinnen, und der Titel will vermutlich sagen, daß sie sich in der einen langen, verlassenen Häuserzeile Gute Nacht wünschen. Doch wenn Hunderte von Festgästen daherkommen, zieht sich die Oede und die bleierne Langeweile von dem Dorf zurück, der Wirt Quintin hört auf, die Kreuzstiche am Saum des rotblaugemusterten Tischtuchs zu zählen, die Juana läßt das Grammophon spielen, und die kleine Dolores schlüpft in ihr neues Kleid. So beginnt ganz San Bernardo zu leben, denn außer der Kirche und der Polizeistube gibt es hier nichts als



Rübsam-Anhalzer — Radierung (Linden-Verlag)

Bars und Cafés und Vergnügungsstätten. Das ist ein Kino- und Tingeltangel- und allgemeines Freudendorf am siebenten Tag, an den übrigen Tagen der Woche hört man in San Bernardo die Ewigkeit wie ein leckes Wasserschaff tropfen, und in den Ecken, aus den Wänden wächst der Staub. Was für eine Ironie, daß der Tod etwas Leben in die Bude bringt!

Pedrillo war es, der dies am ausgiebigsten besorgte. Er war jung und durch einen beklagenswerten Zufall provisorischer Leiter der Dritten geworden, seine Familie hatte gute Beziehungen in Salta und in Buenos Aires: so schien es beinahe gewiß, daß er von der Zentralstelle in seinem neuen Amt würde bestätigt werden. Vom Eisenbahnbauen verstand er zwar nicht viel, aber er war ein guter Junge und die ganze Sektion freute sich; es sprach sich herum, daß er es mit der Arbeitskontrolle nicht sehr genau nehme. Auch wegen der Verrechnung vieler Ueberstunden müsse man nicht besorgt sein. Und an jenem Abend in San Bernardo hielt er alle frei. Er konnte das in der großzügigsten Art tun, und es blieben ihm noch immer ein paar tausend Pesos zwischen den Fingern, denn Andrés Raznatovich, der größte Bauunternehmer in der dritten Sektion, hatte ihn zu einer Partie Bakkarat eingeladen. Don Andrés spielte bemerkenswert hoch und wagelustig. Als die beiden vom Spiel aufstanden, hatte eine beträchtliche Summe ihren Besitzer gewechselt. Don Andrés war ein mächtiger Mann, und mächtige Männer haben Feinde und Neider. Die Neider Raznatovichs sagten, er wisse schon, warum er dem Chef seiner Sektion so viel Geld in den Rachen schmeiße; und daß es eben eine geschickte Art der Bestechung und der Geldannahme sei. Man sei jetzt bloß auf die Vermessung des Abschnittes Raznatovich gespannt. Da werde man schon sehen.

Man sah gar nichts. Einige Stunden darauf hatte die Erfahrung alle Verleumder Lügen gestraft. Die Straße war eng und der Abhang war steil; Pedrillo hatte nicht mehr die nötige Sicherheit im Chauffieren. Don Andrés konnte noch ins Spital gebracht werden, und heute hüpft er auf einem Bein durch die Welt. Aber was Pedrillo und was seine Sektion betraf, so war bei jenem alle Mühe verloren, und diese wurde abergläubisch und fand, daß die Stelle des Chefs besser unbesetzt bliebe.

Im Ministerium freilich ist man weit vom Schuß, und die Anregung der Dritten wurde ad acta gelegt. In der nächsten Woche schon tauchte droben auf der Linie der Neue auf, Don José Medrana. Seine Sektion verhielt sich abwartend. Niemand kannte ihn, er hatte sich gesundheitshalber aus dem eisigen Süden hierher versetzen lassen. Im Chubút, dort, wo es schon ans Feuerland grenzt, regnet und schneit es unaufhörlich. Immer fällt ein Gemisch von Regen und Schnee. Medrana hoffte, daß die trockene und klare Luft der Cordilleren seiner Lunge gut tun würde. Und in der Tat, er erholte sich zusehends. Im stillen wurden noch immer Wetten auf Tod oder Weiterleben des Mannes gelegt, aber die Besserung in seinem Befinden war nicht wegzuleugnen. Sein Gesicht wurde frisch und sonnverbrannt, er ermüdete nicht mehr so leicht wie am Anfang, und er war in der allerbesten Stimmung. Ich wollte ihm schon einmal erzählen, daß er stark aufgeholt habe, und daß im Augenblick die Odds 10 : 3 zu seinen Gunsten seien. Doch Medrana ahnte ja nichts von diesen Wetten, und vielleicht hätte ihn meine Eröffnung irritiert.

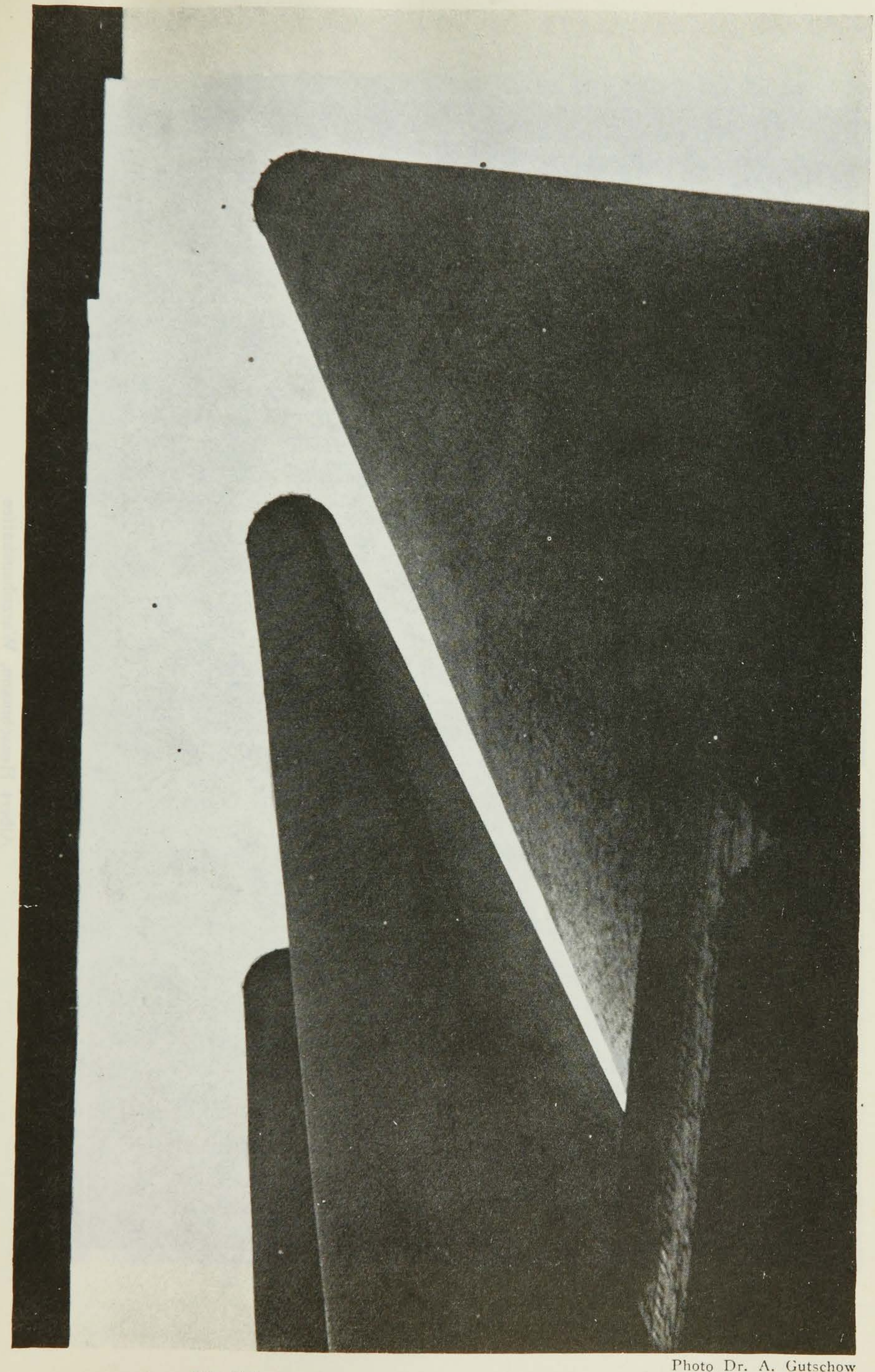


Photo Dr. A. Gutschow

Die Schornsteine des Hamburger Elektrizitätswerkes




Mannheim, Freie Akademie

Albert Henschmann, Warenhauskaffee



Lichthof des Magasin du Printemps in Paris

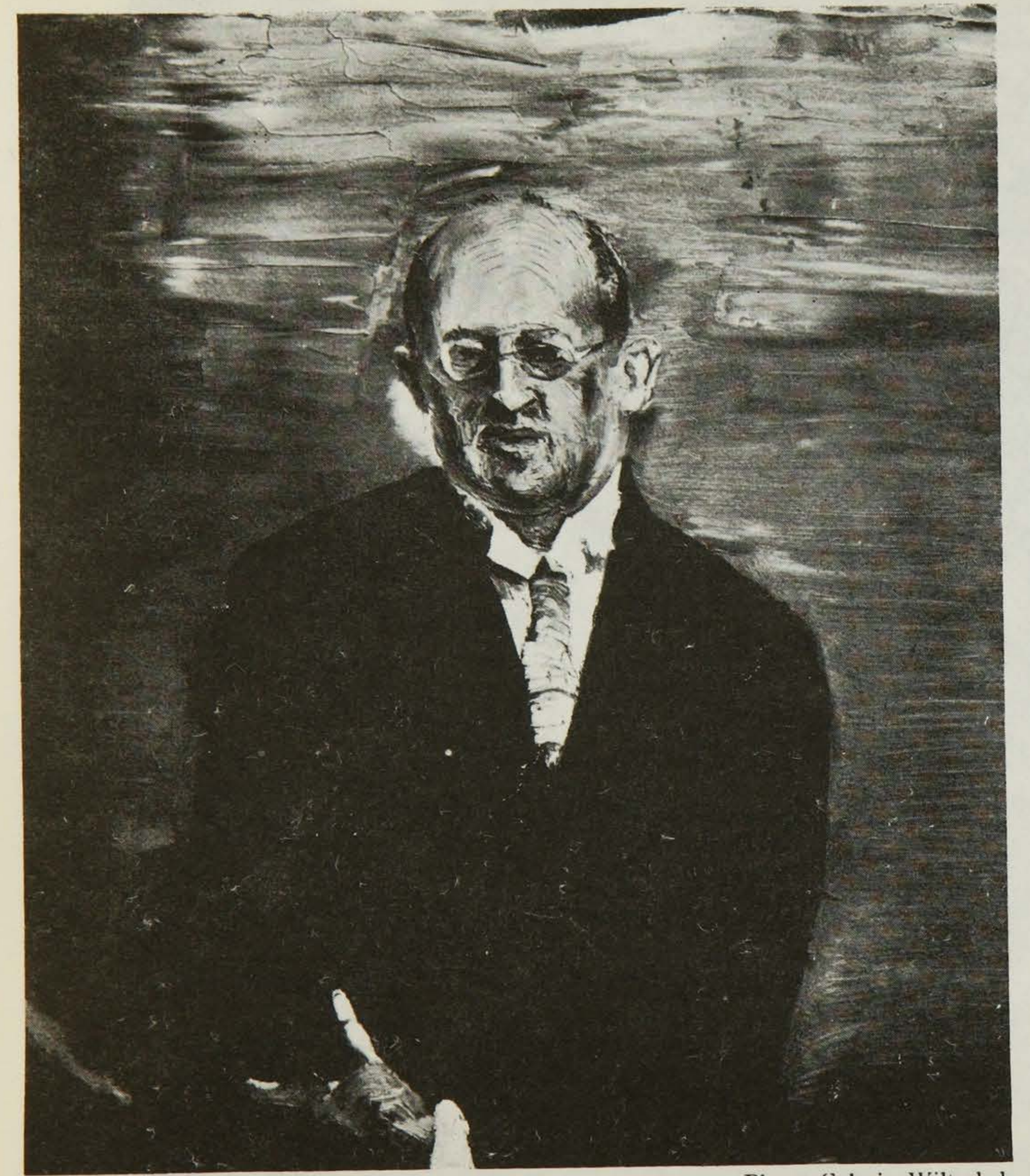
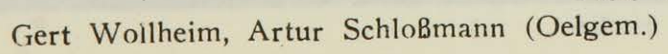


Photo Galerie Wiltschek



Gert Wollheim, Artur Schloßmann (Oelgem.)



Photo Lendvai-Dircksen

Georg Tietz

Er war ein tüchtiger und gewissenhafter Chef. Aber er konnte sich nicht um alles kümmern. Neben der Planverfassung, den Vermessungsarbeiten, den Verrechnungen mit Konsumverein und Kontratisten hatte er keine Zeit für das Magazin. Er wußte nicht, daß sein Verwalter, der langjährige Verwalter der Dritten, die gesamte Ware mit einem Privataufschlag versah. Es gab keine Klagen darüber, daß die Preise einer Sektion höher waren als die Raznatovichs, der auf der ganzen Linie als ein Blutsauger bekannt war. Der Magazineur war noch ärger als Don Andrés, aber die Leute hatten sich schon daran gewöhnt. Und alles wäre gut gewesen, wenn der Kerl nicht von einer Hybris der Preistreiberei erfaßt worden wäre. Stets hatte er eine Dose Sardinen um neunzig Centavos, den sechsfachen Preis verkauft, wovon die Hälfte in seine Tasche ging. Doch damit war er zuguterletzt noch nicht zufrieden und er hatte seine ingeniöse Idee. Der Schlüssel, mit dem man die Dose öffnete, war bisher gratis beigestellt worden. Eines Tages setzte er dieses Stück Draht mit fünfzehn Centavos in Rechnung — fünfzehn Centavos kostete die ganze Schachtel! — und ohne Schlüssel gab er die Sardinen nicht ab. Es zeigte sich, daß dies eine verhängnisvolle Uebertreibung war. In den Streit, der zwischen dem Verwalter und einem der ausgewucherten Indios tobte, kam José Medrana ganz unschuldig hinein. Er wollte wissen, was los sei, warum so geschrien werde, und bei dieser Gelegenheit fuhr ihm das Messer in den Hals. Der Ausbeuter, dem der Stich gegolten hatte, entkam. Es wurde noch das Magazin geplündert, aber keiner war recht bei der Sache. Niemand wollte mit dem Todesfall etwas zu tun haben. Wenn man sich in seiner Haut nicht ganz behaglich fühlt, geht man in die Berge. Dorthin verliefen sich die Indios der dritten Sektion, nordwärts nach Jujuy und nach Bolivien, in südlicher Richtung nach Catamarca, Mendoza und Chile.

Medrana wurde neben Pedrillo beigesetzt. Unter den vielen Wettenden gab es einen einzigen, der die Frechheit hatte, auf Auszahlung seines Gewinns zu bestehen. Alle andern schwiegen über den Fall. Und der Leichenfledderer, ein Spieler und Raufbold, wurde von einem Kollegen Medranas auf der Plaza del Mayo ausgepeitscht und mußte die Provinz verlassen. Die dritte Sektion hatte zu existieren aufgehört: in ganz Südamerika war kein Chef für sie aufzutreiben gewesen.

Im Anschluß an die Plünderung kam es zu einer Polizei-Intervention auf der Linie, gegen die alle Mißbräuche der Vergangenheit zu paradiesischen Zuständen erblühten. Das dauerte so lange, bis sich eine Art Blutfehde zwischen Bahnbau und Polizei entwickelte. Dann schritt die Regierung ein, die Polizei wurde zurückgezogen und ein Eisenbahnerregiment hielt die Ordnung aufrecht. Und über all dem war unsere Arbeit fertig, und es war wieder Winter geworden. Keine verlockende Jahreszeit in solcher Höhe — und ich ging nach Brasilien.

Die Kordilleren habe ich seither nicht wiedergesehen. Es ist eine wilde und wunderbare Gegend, tausend und eintönig, man wünscht sie zum Teufel, und beim Abschied hat man Tränen in den Augen. Gerade vorhin habe ich einen alten Kistendeckel des Welthauses Cinzano in einer Weinstube liegen sehen. So wurde ich an den dicken Wills, an Pedrillo und Medrana erinnert, an San Bernardo, dritte Sektion und an die Kordilleren.

# ENGLISCHE FRAUEN

Von

*AUGUSTA VON OERTZEN*

*The Viscountess of Astor, die erste weibliche Abgeordnete im Unterhaus.*

Nancy Witscher aus Virginia (Amerika), seit 1906 mit Lord. Astor vermählt, ist die erste Frau, die einen Sitz im englischen Parlament inne hat! Seit 1919 ertönt ihre helle Stimme in der konservativen Partei, und nicht wenige Bills hat ihre Ausdauer durchgebracht . . .

Sehr einfach angezogen, in schwarzem Kleid mit weißen Aufschlägen, sitzt sie unter den Abgeordneten, lieblich, strahlend, von einer in England sprichwörtlich gewordenen guten Laune; seit acht Jahren ununterbrochen Abgeordnete, ein Faktor im politischen Leben Englands! Es kursieren geflügelte „Astor-Worte", wie: „Heute sind uns Häuser ebenso nötig, als 1914 Kriegsschiffe!" — „Frauen müssen mutig sein!" — „Heiter und sicher müssen wir unsern Weg gehen, niemals aufhören zu kämpfen!" — „Die Männer haben noch alle Macht in Händen, entreißen wir sie ihnen!" — „Das ist wirklich ein altes römisch-katholisches Gesetz und kein protestantisches für England, daß man Kinder mit 12 Jahren heiraten lassen will!" — „Die Bolschewiken sind eine ebenso große Gefahr wie die Katholiken!"

Mut, Schneid, Vorurteilslosigkeit auf der ganzen Linie . . . das ist Lady Astor, die immer bereite, immer schlagfertige Amerikanerin, inmitten von Englands würdigen Vertretern! Sie brachte fünfundsechzig Frauenorganisationen unter einen Hut, sie selbst als „chairman" leitet seit 1921 bei den monatlichen Meetings in London das „Consulative Committee of Womens Organisations"; in- und außerhalb des Unterhauses kämpft sie für Frauenrechte „equal franchise", „equal pay for equal work".

„Ja, ich habe viel zu tun," sagt sie mit ihrem strahlenden Lächeln, „denn ich habe auch noch einen Mann und sechs Kinder, aber was ich will, das kann ich auch!" Sie gehört der „Christian Science" an . . .

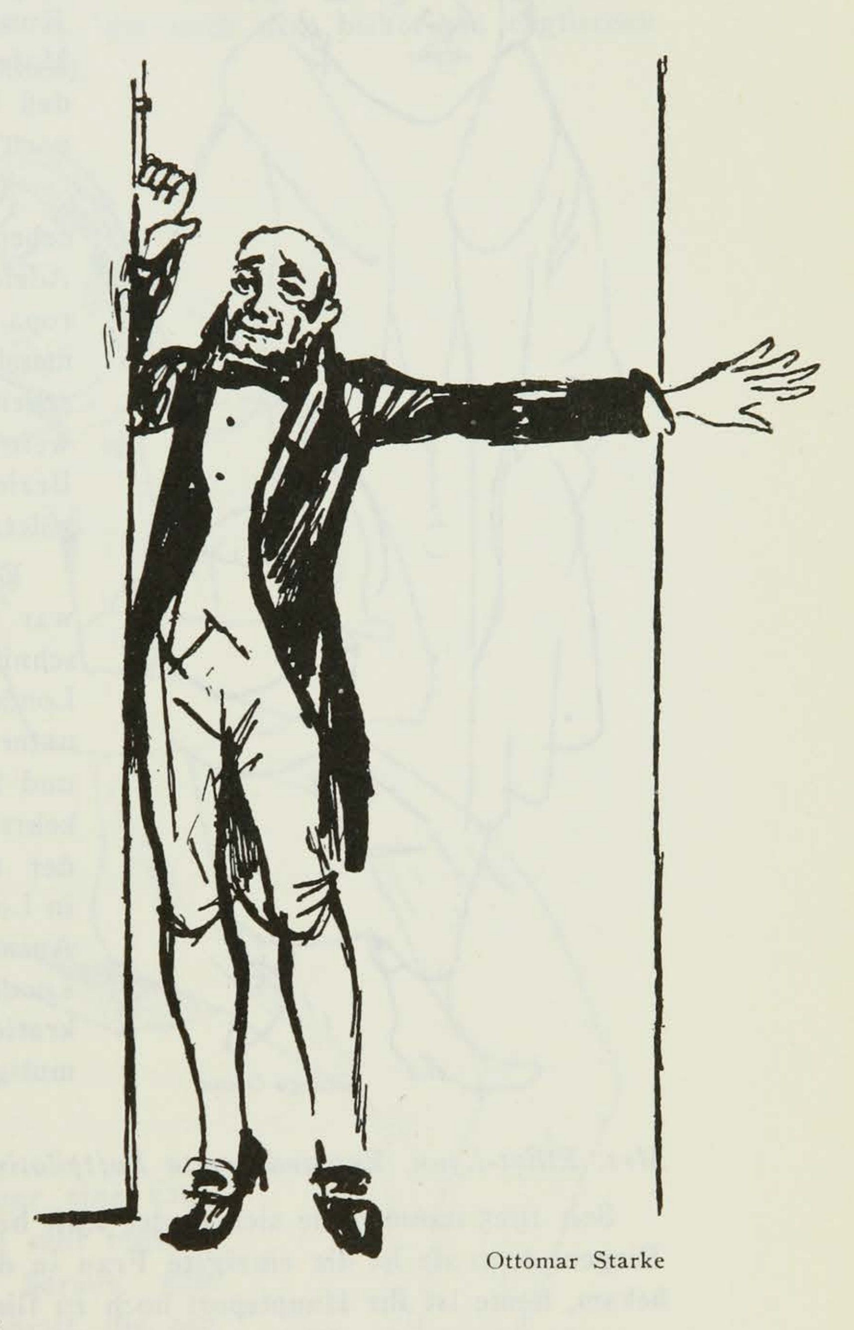
*The Duchess of Atholl, die einzige Frau im Ministerium.*

Engländerin vom Scheitel bis zur Sohle: Würde, Haltung, Reserviertheit; produktiv auf literarischem und musikalischem Gebiet; von einer rassigen strengen Schönheit! Gleichsam erblich zu der Stellung als parlamentarische Sekretärin im Unterrichtsministerium prädestiniert: Vater, der letzte Sir James Ramsay of Bamff, widmete den größten Teil seines langen Lebens historischen Forschungen, und erhielt einen „double first degree of Honours at Oxford in Classics and History"; Halbschwester: Mrs. Montagu Buttler arbeitet am Girton-College in Cambridge; Vetter: Mr. I. R. M. Buttler ist Lektor in Cambridge; Onkel und Großonkel: Professor George und Professor William Ramsay, Mitglieder der Universität in Glasgow und des Education-Committees in Schottland.

Katherine Marjory, Herzogin von Atholl (ihr Gatte der achte Herzog), Herrin prachtvoller Landsitze, Sportsdame, Delegierte beim Völkerbund, Vorsitzende ungezählter Wohlfahrtseinrichtungen und Erziehungsinstitute, repräsentiert im Ministerium die große englische Dame von Welt, umgestellt auf die arbeitende Frau von heute; schön und ernst . . . eine britische Minerva!

*Dame Edith Lyttelton, die Völkerbundsdelegierte von morgen.*

Szenerie: englischer Garten; Korbsessel, Tisch und Stühle. Rasen im Umkreis von einem Meter mit Manuskripten bedeckt, mitten drin konzentriert arbeitend Dame Lyttelton, die Schriftstellerin . . . plötzlich jämmerliches Geheul, ein verirrter kleiner Bulldogg kratzt verzweifelt am Gartentor! Dame Lyttelton erhebt sich, kurbelt den schöpferischen Geist ab, ergreift ein Keks und bringt ihn dem Hündchen, das ihr ganz fremd ist, streichelt es tröstend, und kehrt zu den Manuskripten zurück . . . Stille!



Ottomar Starke

Diese Frau wird im September zum drittenmal als britische Delegierte nach Genf gehen! England kann ihr getrost die Fürsorge für Frauen und Kinder im Rate der Völker anvertrauen, eine Frau, die, innerlich über den Parteien stehend, mit ihrer ganzen geistigen Kraft sich für die Einigkeit der Völker einsetzt, die Tiere pflegt und tröstet, vertrocknete Blumen begräbt, damit sie nicht zertreten werden, Theaterstücke, Bücher über Frauenfragen und ihre Memoiren schreibt, als Hauptpassion „comfortable rooms" schafft und Gärten anlegt . . . von einer seltenen Harmonie des Wesens, gut ausbalanciert zwischen Kopf und Herz!

*Miß Dorothee Warren, die Schöpferin der „Warren-Gallery".*

„Wie ein Maimorgen", schrieb die „Times", eröffnete die „Warren Gallery" in der Maddox-Street ihre erste Ausstellung mit den Aquarellen von Mr. Paul


George Grosz

Nash." Ebenso hell und licht wie ihre ganze Galerie erscheint Dorothee Warren inmitten von Blumen und Bildern in ihrem reizenden Flat am Hannoversquare! Ihr Ziel: junge, englische Kunst zu zeigen, junge, unbekannte Maler hervorzuholen, kurz, zu beweisen, daß England auch im 20. Jahrhundert noch malen kann . . .

Als erste „junge Kunst" zeigt sie neben Paul Nash den hochbegabten Adrien Dantry; später soll auch Europa zu Wort kommen, das junge, kommende, denn diese reizende, blonde, gescheite Frau verfügt über einen sehr weiten Radius von Kenntnissen, von Beziehungen und von Plänen, und nicht zuletzt von unwiderstehlichem Charme!

Das Fest zur Eröffnung der Galerie war wahrhaft international, ein Querschnitt des künstlerisch interessierten London, veranstaltet und durchgeführt unter der Devise „ernst ist das Leben, und heiter ist die Kunst" oder umgekehrt!! Ein vielversprechendes Tauffest der ersten „weiblichen Kunstgalerie" in London, aus einer Sektflasche, deren Ausmaß bis zur Decke reichte, trank Londons „Geistes- und Geburtsaristokratie" auf das Wohl von Miß Warrens mutigem Unternehmen!

*Mrs. Elliot-Lynn, Englands erste Luftpilotin.*

Seit 1925 tummelt sie sich in der Luft herum, sie darf mit jeder Maschine fliegen, denn sie ist die einzigste Frau in der Welt, welche die Licence „B" bekam, heute ist ihr Hauptsport hoch zu fliegen; sie hat es mit 28 Apparaten versucht, bis sie den Weltrekord im Abstand von der Erde erreicht hat!

Eine Frau aus Stahl . . . „Mein schönster Flug", erzählt sie, „war, als ich bei dem Generalstreik im vorigen Jahr die „Daily Mail" austrug; ich brach mir zwar meinen rechten Arm dabei, als ich in Wiltshire aufsteigen wollte, aber ich flog 50 Meilen weiter, lenkte mit dem linken, und hielt mich so nahe der Erde, damit ich bei einer Ohnmacht sanft herunterfiele!"

In Ohnmacht fiel sie nicht, sie lacht bei dem Gedanken an Schwächezustände! Bei dem Luftrennen in Bornmouth war sie eine der schneidigsten; strahlend stieg sie auf . . . Ikarus in Eskimotracht!!

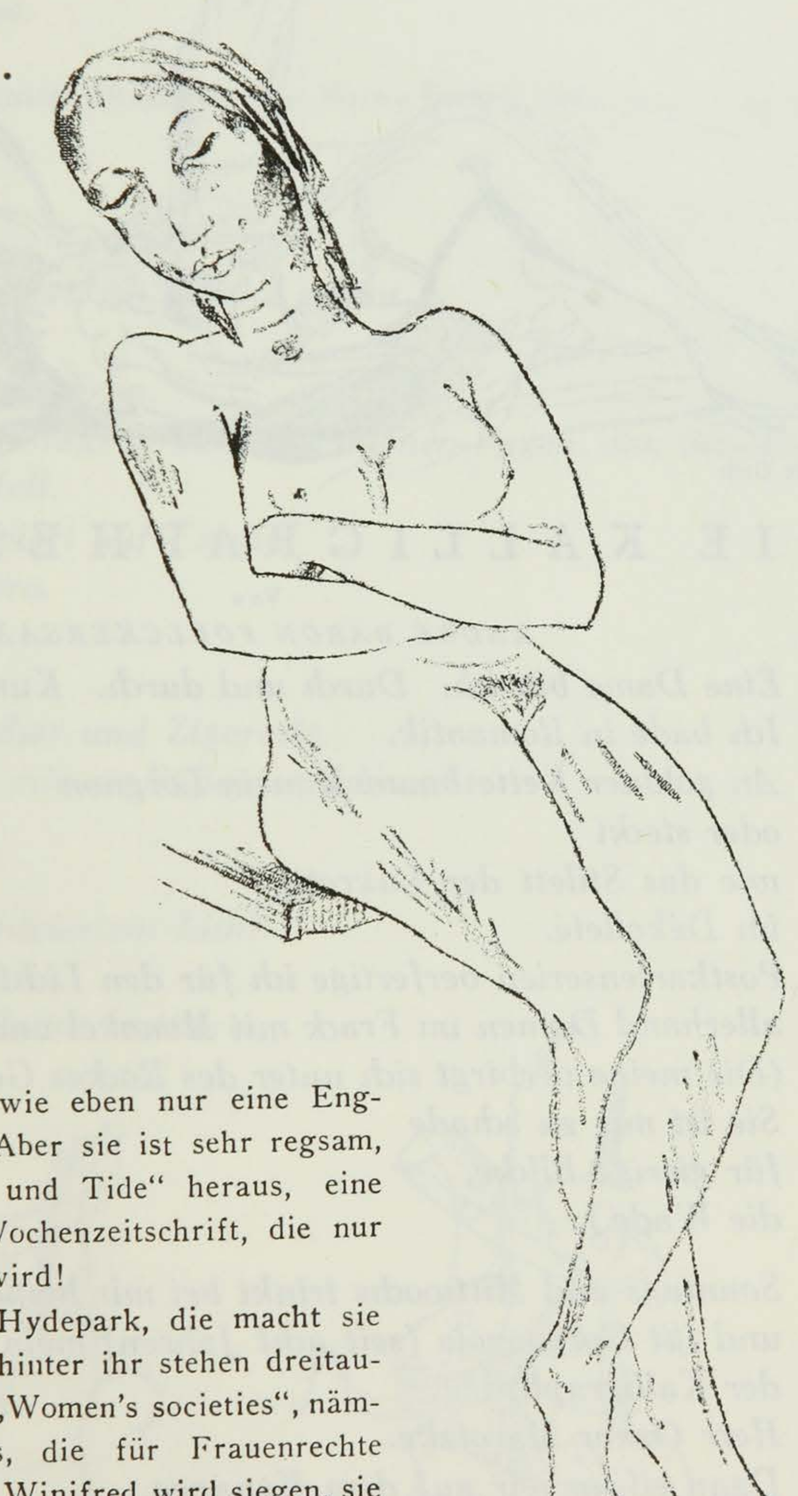
*Miß Winifred Holthy, Redakteurin einer politischen Frauenzeitung.*

„2 000 000 voteless Women, think over it!" mit Riesenlettern auf gelbe Fahnen gemalt ..... Hintergrund Hydepark am Stanhope - Gate, Juniabend zwischen 7 und 8 Uhr; auf dem Rednerpult, von der schützenden Fahne umweht, vor Erregung zitternde, tiefgekränkte „Flappers" (neuer technischer Ausdruck für junge Frauen unter 25, die nach dem bisherigen englischen Wahlgesetz noch keine Stimme haben).

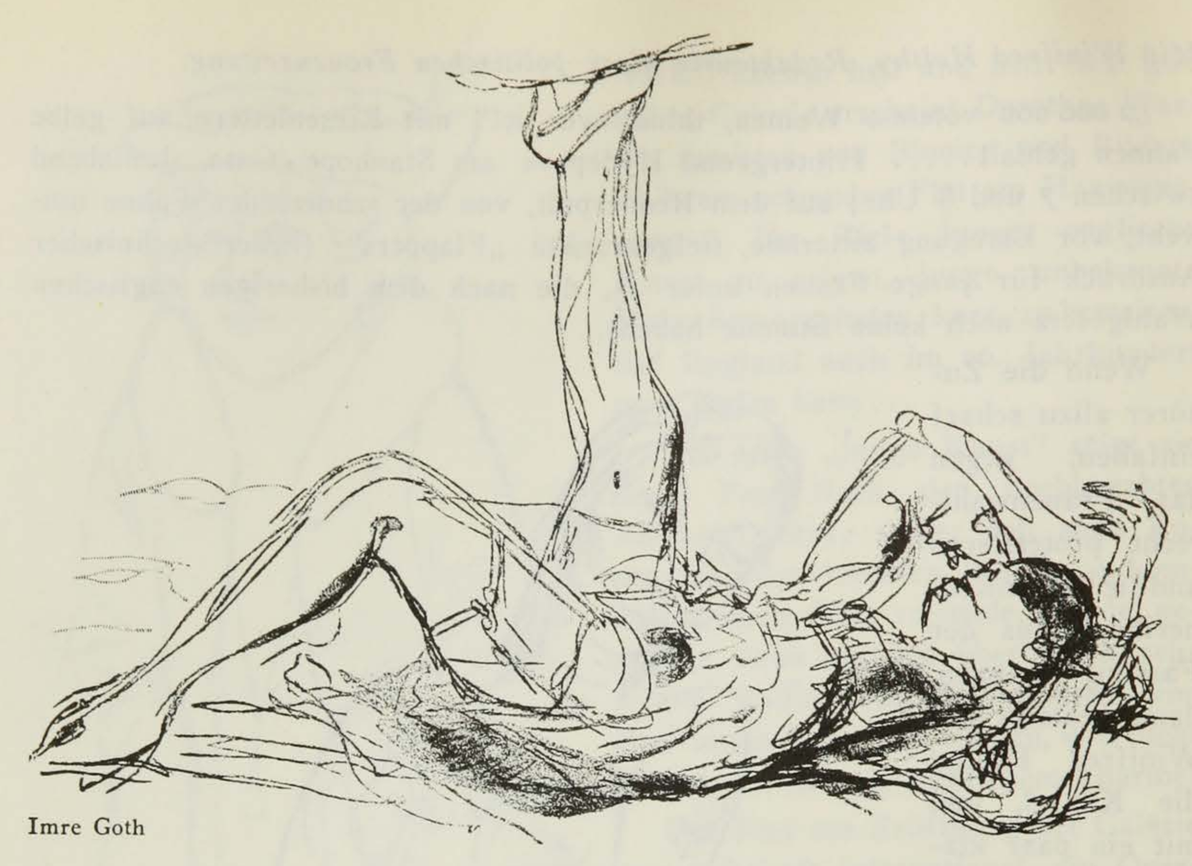
Wenn die Zuhörer allzu scharf einfallen, gegen das Frauenwahlrecht protestieren und die jungen Rednerinnen aus der Fassung bringen, dann besteigt Miß Winifred Holthy die Kanzel, und mit ein paar klaren Worten ist alles wieder geordnet, das Publikum bereit, weiter zu hören!

Wenn Winifred mit ihrer sanften Stimme ihr „Ladies and gentlemen" ausspricht, das ist wie Balsam, sie ist ganz kühl, ganz blond, und ganz „sachlich", wie eben nur eine Engländerin sein kann!! Aber sie ist sehr regsam, denn sie gibt „Time und Tide" heraus, eine parteilose politische Wochenzeitschrift, die nur von Frauen redigiert wird!

Die Meetings im Hydepark, die macht sie nur so nebenbei, aber hinter ihr stehen dreitausend und achthundert „Women's societies", nämlich Landfrauen-Klubs, die für Frauenrechte kämpfen ... die blonde Winifred wird siegen, sie brauchte gar nicht „justitia turris nostra" auf ihre Kanzel zu schreiben.



Joachim Karsch



Imre Goth

# DIE KALLIGRAPHENBRAUT

Von

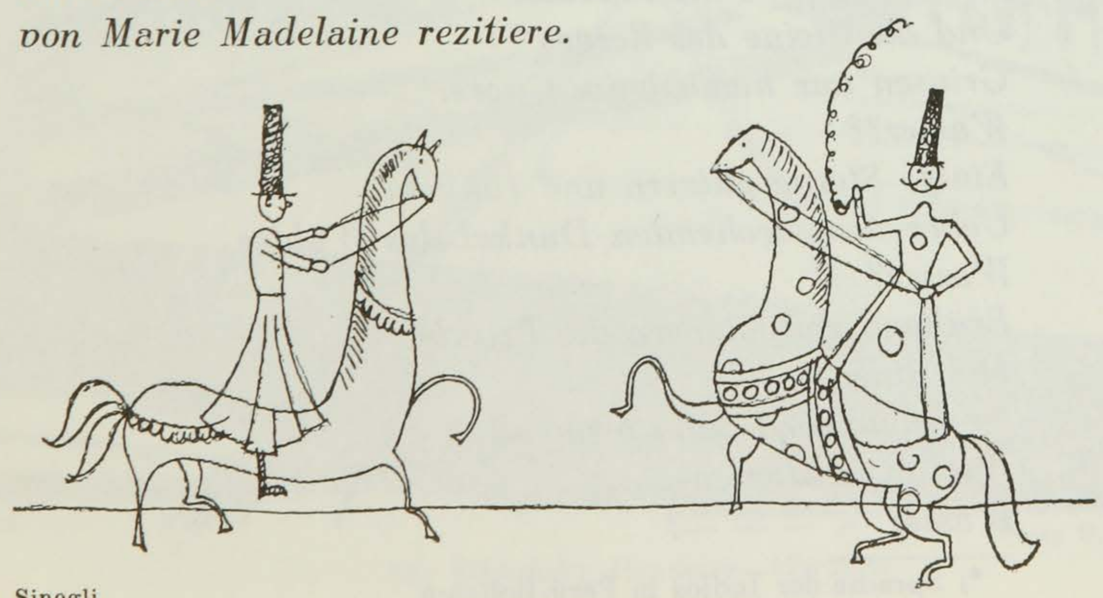
*ANDRÉ BARON FOELCKERSAM*

*Eine Dame bin ich. Durch und durch. Kunstphotographin.*
*Ich bade in Romantik.*
*An goldner Kette baumelt mein Lorgnon*
*oder steckt*
*wie das Stilett der Lukretia*
*im Dékolleté.*
*Postkartenserien verfertige ich für den Lichtbildverlag:*
*allerhand Damen im Frack mit Monokel und schamloser Wade.*
*(Die meine verbirgt sich unter des Rockes Gerinnsel.*
*Sie ist mir zu schade*
*für gierige Blicke,*
*die Wade.)*

*Sonntags und Mittwochs trinkt bei mir heiße Milch*
*und ißt Gorgonzola (seit acht Jahren) mein Bräutigam,*
*der Kalligraph,*
*Herr Oskar Marotzke.*
*Dann sitzen wir auf dem Kanapee,*
*Hand in Hand,*
*und lesen die Briefe der Recamier.*

*Denn mein Oskar sagt, ich gleiche genau*
*jener Frau.*
*Deshalb trage ich,*
*tritt mein Oskar ins Zimmer,*
*eine Recamierfrisur und liege im plissierten Gewand,*
*aufgestützt auf die rechte Hand,*
*auf dem Kanapee.*

*Oskar ist fürs Gemüt, doch für die Sinne besitze ich einen Pagen,*
*einen hochblonden,*
*überschlanken.*
*Chéri!*
*Mein Page behauptet, ich gleiche genau*
*Fern Andra,*
*jener exzentrischen Frau.*
*Dienstags und Freitags erwarte ich meinen Pagen, den blonden,*
*auf einem Tigerfell.*
*Das Atelier, drapiert auf Exotik,*
*duftet nach Ambra.*
*Und ich bin —*
*Fern Andra:*
*mit Ohrring, Fächer und Zigarette.*
*Mein Page kniet mir zu Füßen und lauscht*
*berauscht,*
*wenn ich*
*bei diskret verschleiertem Licht,*
*ein Gedicht*
*von Marie Madelaine rezitiere.*



Sinogli

*Und wir nippen*
*aus venezianischem Kelche*
*mit dürstenden Lippen*
*feurigen*
*Monte Christo.*
*So balanciere*
*ich gleich Fern Andra*
*auf (geistigem) Drahtseil*
*zwischen zwei Welten.*
*Süß brennt in mir meines Doppelwesens Geheimnis.*
*Mich schaudert vor meinem eigenen Tun.*
*Doch es treibt mich die Dämonie meines Blutes,*
*sie läßt mich nicht ruhen:*
*ich muß mich ewig verwandeln. —*

## DIE FRÖSCHE

(Den Frauen aus dem Ketschúa*) abgelauscht)

Von

EUGENIO SELKE

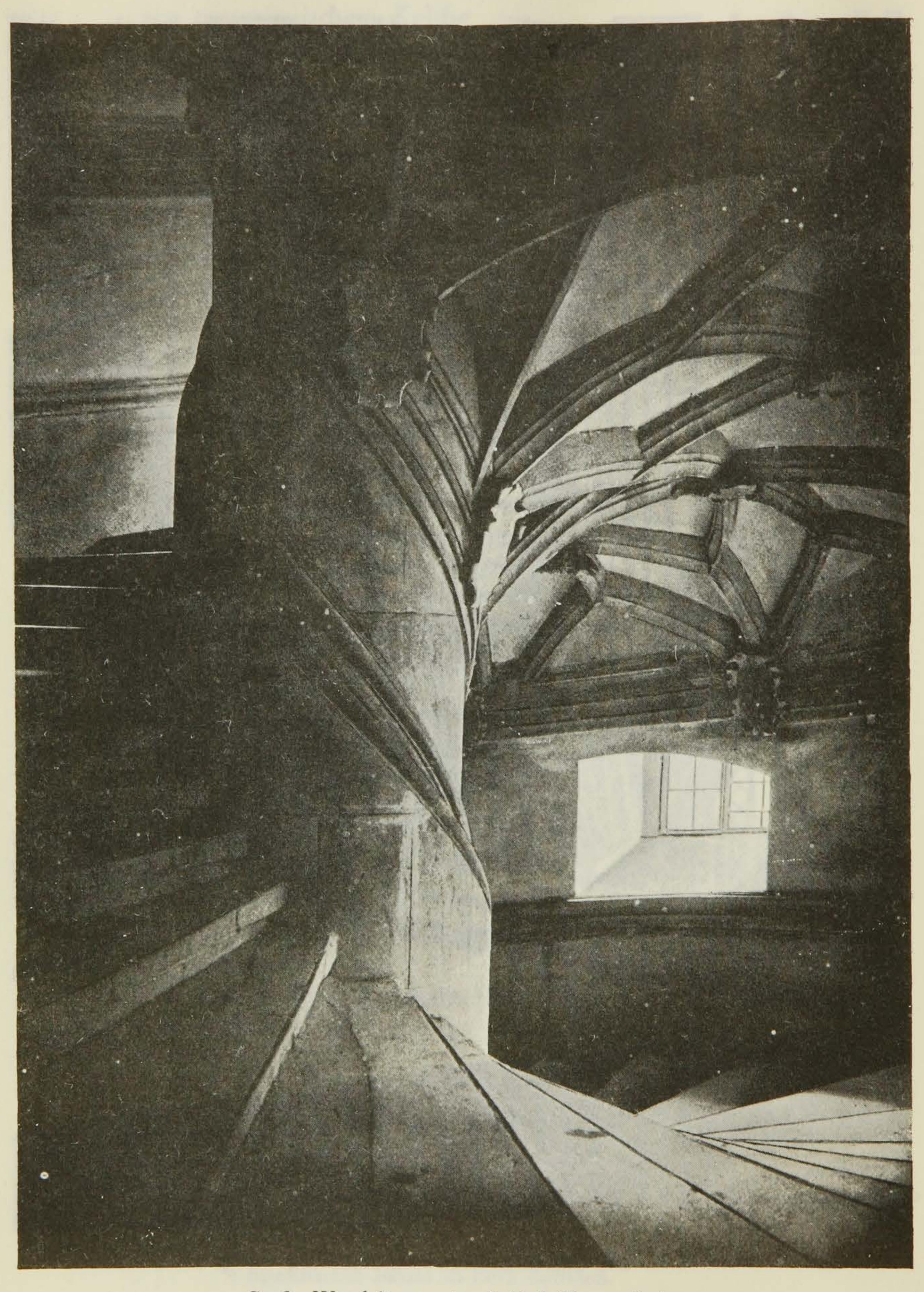
*Der nächtige Wald ist eine schweigende Mumie.*
*Nur der Wind zerrt schleifend ein rollendes Echo:*
*Ein Klingen, ein Dröhnen, ein Wühlen und Blähen;*
*Die Frösche!*
*Ihr Schreien steht in der Nacht*
*Wie ein Felsblock*
*Und fordert Wasser!*
*Wasser fordern die Frösche,*
*Und die Steine des Berges*
*Grinsen nur hämisch im Chore.*
*Wasser??*
*Einige Sterne glitzern und funkeln*
*Ueber dem drohenden Dunkel des Waldes*
*Wasser?*
*Brüllend zerhämmern die Frösche*
*Die Stille,*
*Und wimmern dann weinend*
*Wie unsre Herzen . . .*
*Wasser — — — —!*

*) Sprache der Indios in Perú-Bolivien.



Photo Dr. A. Gutschow

Die Elbbrücke Hamburg—Harburg



Große Wendeltreppe im Schloß Mergentheim
Aus C. Horst, Die Architektur der deutschen Renaissance (Propyläen-Verlag)

# LOB DES KITSCHES

Von

*WILHELM UHDE*

Bewegten Herzens lüfte ich den Vorhang im Schlafwagen Paris—Nizza; nachdem ich auf der Uhr feststellte, daß wir Marseille und Toulon, aber auch St. Raphaël hinter uns haben müssen. Wie oft habe ich denselben Augenblick, dasselbe Gefühl schon erlebt, wenn ich nach verregneten Monaten Trost im „sonnigen Süden" suchte.

Jetzt lag er wieder vor mir wie immer. Schon wärmte die Sonne die rheumatische Hand, kam Lebensfreude in das Auge, ein neues gesteigertes Gefühl stellte sich ein. Hervorgerufen durch diesen weltberühmten formidabeln Kitsch, der immer von neuem seine Wirkung ausübt. Das süße Operettenblau von Meer und Himmel, das zuckrige Weiß dieser Häuser, zum Teil als Moscheen mit Kuppeln überdacht oder mit anilinfarbenen Majoliken geschmückt, diese wie vom Tortenbäcker gebaute Tribüne des Rennplatzes, diese unbewegten, wie aus Blei gegossenen Palmen, die so gleichmäßig und in genügender Anzahl in die Hotelgärten verteilt sind und „irdisches Paradies" spielen, dieses wie für reiche Neger gebaute „Negresco", diese ganz buntleuchtende Ansichtskarten-Schönheit entzücken uns immer von neuem. Obgleich hier kein einziger künstlerischer Klang lebt, nicht eine einzige herbe, suggestive Linie, kein musikalischer Rhythmus.

Und eben weil wir wissen, daß das alles mit Kunst gar nichts zu tun hat (denn Kitsch ist nicht etwa schlechte Kunst, wie viele glauben, sondern eine Angelegenheit für sich), können wir uns einer beglückenden Wirkung so harmlos hingeben. Wer Mut zum Kitsch zeigt, hat meistens Verständnis für Kunst. Wer aber von Kunst nichts versteht und in Gefahr ist, sie mit Kitsch zu verwechseln, wird in Angst und Verwirrung an keinem von beiden Freude und immer ein schlechtes Gewissen haben.

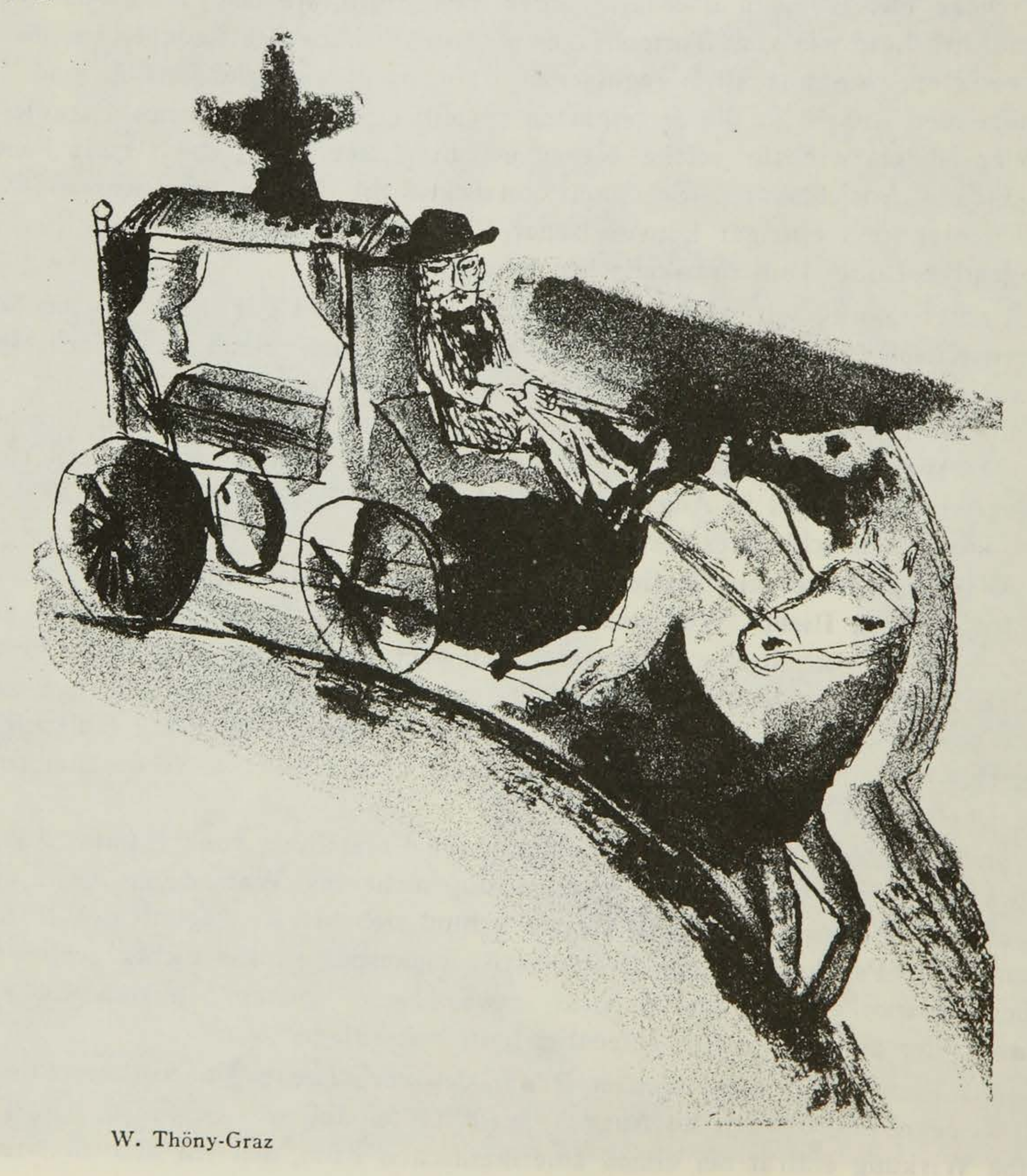
Warum bedeutet uns Italien so viel? Weil dort das Glück reichlich aus beiden Quellen fließt. Weil uns am Morgen Giottos Größe erschüttert, am Abend ein melancholischer Zypressenkitsch oder das im Sinne eines Zigarrenkistenbildes schöne Kind aus dem Volke unsere Sinne betört. Wohl dem, der zu scheiden weiß zwischen guter und schlechter Kunst, gutem und schlechtem Kitsch. Wehe dem, der das alles miteinander verwechselt; er verschüttet sich die Quellen der Freude.

In einem Volkstheater sah ich einmal eine Vorstellung von „Hamlet". Das Stück war stark verändert. Ophelia ging nicht ins Wasser und auch mit Hamlet ging alles gut; so daß sie am Schluß sich heiraten konnten. Von der Kunst, der Psychologie, der Problematik Shakespeares war nichts geblieben. Aber es war etwas ganz Anderes, etwas Neues zustande gekommen, ein Kitsch, der außerordentlich erfreulich und befriedigend war.

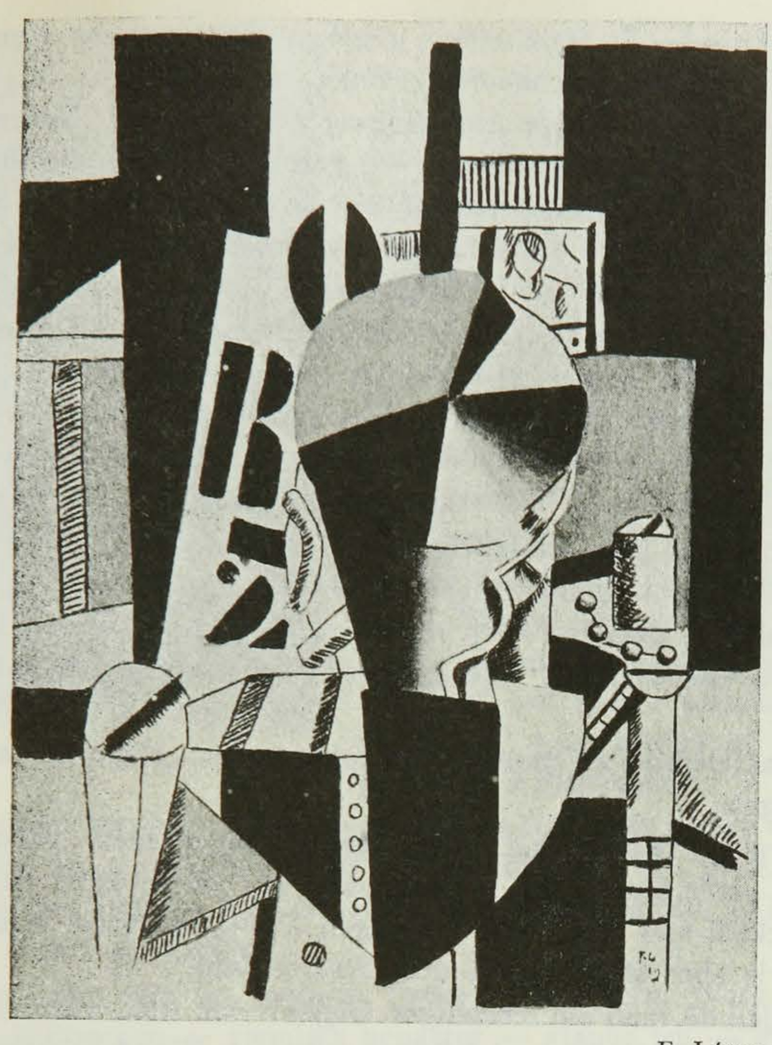
Als Picasso mir seine letzten Bilder des vergangenen Jahres zeigte, war ich so ergriffen, daß ich im Auge Tränen fühlte. Ich will bekennen, daß dieselbe Wirkung eintrat bei einem amerikanischen Film, den ich hier in Nizza

an einem jener trostlosen Tage sah, an dem die erwähnte bunte Ansichtskarte verregnete. Zwei junge Menschen, die sich liebten, wurden durch die Intrigen eines bösen Mannes getrennt. Unüberwindliches schien sich zwischen ihnen aufzutürmen: Väter verarmten, Züge entgleisten, Erdteile schoben sich zwischen sie. Dennoch bekamen sie sich am Schluß. Dennoch triumphierten Liebe und Tugend über das Böse und die Tücke. Auch in diesem Augenblick, wie gesagt, füllten sich meine Augen mit Tränen. Im ersten Falle waren meine Nerven durch eine gewaltige Zusammenwirkung von Klang, Rhythmus, Materie erschüttert worden, im zweiten Falle wurde mein menschliches Gefühl erregt und ungeheuer befriedigt.

„Kunst für alle", das gibt es wohl nicht. Ein paar Dutzend Menschen auf der Erde haben heute Organe für die reinen künstlerischen Werte. Aber guter Kitsch ist allen zugänglich. Daher Mut zum Kitsch und Kitsch für alle! Und keine Verachtung mehr; denn das Lächeln der Mona Lisa gehört wohl auch dazu.



W. Thöny-Graz



F. Léger

# MEINE BERLINER AUSSTELLUNG

Von

*FERNAND LÉGER*

Flechtheim bittet mich, etwas über meine nächste Ausstellung zu plaudern — es ist freilich eine Indiskretion: aber wie könnte man unserem großen Berliner Manager irgend etwas abschlagen?

Mag es also sein! — Ich denke mir ungefähr folgendes: Sie werden im Februar eine Bildersammlung mit einem Minimum an Perspektive und an Tiefenwirkung zu sehen bekommen — eine vertikale Kunst.

Soweit ist kaum etwas besonders Neues daran — die Primitiven, die Impressionisten haben schon gegen die Perspektive gekämpft, die uns die italienische Renaissance, die typische Dekadenz-Epoche, vererbt hat.

Aber es gibt noch etwas anderes, was diese italienische Renaissance uns gebracht hat: das ist das Sujet. — Die Primitiven haben es nicht fertiggebracht, sich ganz über das Sujet hinwegzusetzen — ihre Zeit erlaubte es ihnen nicht, aber sie haben es geringgeschätzt, sie verwenden es eben nur. Die Renaissance dagegen hat sich ihm unterworfen, sich förmlich in ihm gewälzt,

sie hat mehr optische Stoffabbildung gegeben als plastische Kunst. Es war nötig, um jeden Preis zu vermeiden, wieder in die Geleise zu geraten. Die Modernen haben eine gewaltige Anstrengung gemacht. Die Modernen beginnen bei Manet und den Impressionisten — schon sie haben versucht, sich zu befreien; sie sind *weniger darstellend* als ihre Vorgänger —, ihre Leidenschaften, ihre Stilleben sind einfache „Motive", das „Sujet" ist wohl darin, die Kunst der Behandlung aber ist wichtiger, steht darüber.

Die Kubisten haben die Befreiung schärfer betont — sie haben das „Sujet" zerschlagen, verrenkt, pulverisiert —, sie haben ihre Eroberung fortgeführt bis zur Einführung des „abstrakten" Bildes. An dieser äußersten Position angekommen, gab es eine vollständige Konfusion. Ein ausgesprochen anarchischer Zustand hat sich aller Kreise im Zusammenhang mit diesem Ereignis bemächtigt.

Trotzdem braucht man natürlich etwas, um ein Staffeleibild zu schaffen. Eine weiße Leinwand — genügt nicht —, ein Kreis und ein Viereck auf dieser weißen Leinwand — genügen auch nicht —, ein „Sujet", das wäre ein Rückschritt, ist also unerwünscht. Die gegenwärtige Lage ist demnach ungefähr folgende:

Um ein Staffeleibild zu malen, darf man weder „abstrakt" sein, noch im „Sujet" befangen.

Die „abstrakte" Kunst hat ihre streng abgegrenzte Domäne in der „Wand"kunst, einer Kunst, die in Beziehung zur Architektur steht. Da kann sie sich entwickeln und einen sehr wichtigen Zweig moderner Kunstbetätigung schaffen — wie aber steht es mit dem Staffeleibild?

Das Staffeleibild muß ein lebendiger Organismus sein, voller Abwechslung, reich, intensiv. Es muß ebensoviel Raum auf einer Wand beherrschen können, wie das auffallendste, hübscheste, beweglichste Fabrikationsprodukt.

Und was weiter?

Ich persönlich habe das Gefühl gehabt, daß es gegenwärtig in unserer Umgebung eine überraschende, sehr aktuelle Tatsache gibt: das Hervortreten der Gegenstände der „Objekte". (1924 habe ich einen kleinen Film hergestellt, „Das mechanische Ballett", der fast ausschließlich aus „Objekten" besteht.) Es handelte sich nun darum, dieses „Objekt" plastisch hinzustellen. In der Malerei bemühe ich mich selbst schon seit mehreren Jahren darum. Die Schaufensterkunst hat seit einiger Zeit gelernt, es uns aufzuoktroyieren, es in den Raum zu stellen, zu isolieren, zu personalisieren. Ein Schuh, ein Paar Strümpfe in einem Schaufenster sind Individuen geworden, eine Frucht bei einem Obsthändler drapiert sich, ein Hammel im Schlächterladen wird eine wichtige, aufs wirksamste inszenierte Persönlichkeit.

Das Kino mit seiner großen Fläche hat auch das „Objekt" zur Geltung gebracht; eine Hand, ein Finger, ein Fuß, ein Auge, zehnmal vergrößert, wird zu einem Objekt, einem Individuum — und nun, folgen Sie mir, bitte, genau: ein „Sujet" ist natürlich aus Objekten zusammengesetzt, aber, wenn Sie denken: „Sujet", wenn Sie von der Idee: „Sujet" beherrscht werden, dann werden Sie natürlich dies „Objckt" dem „Sujet" zum Opfer bringen — und das heißt: eine alte, unmoderne Blickeinstellung haben.



F. Léger

Aber: wenn Sie mit klarem Blick im heutigen Leben stehen, wenn Sie das „Objekt" erfühlt haben, dann werden Sie ganz einfach das „Sujet" dem „Objekt" opfern, Sie kehren die Formel um; das sieht nach nichts aus und scheint sehr einfach — aber trotzdem: es ist das *Gegenteil,* und dieses Gegenteil ist, nach meiner Meinung, im höchsten Grade aktuell. Und darauf stütze ich mich nach dem Aufbau meiner Bilder.

Die ältere Malerei wird umfaßt durch den Begriff: „Sujet", und ich glaube, daß es bei der modernen Kunst statt dessen das „Objekt" heißen muß.

Es ist natürlich sehr schwer, diesem „Objekt" zu einem plastischen Wert zu verhelfen; dazu bedarf es einer ganz bestimmten Arbeitsweise.

Ich persönlich benütze es, damit es einen plastischen Wert erhält, in Kontraststellungen, ich respektiere es so sehr als möglich, ich gehe sogar so weit, die konzentrische Stellung zu vermeiden, und trachte danach, es in zentrifugaler Lage in den Raum zu stellen.

Sie werden also nun bei meinem Freund Flechtheim Werke der letzteren Art zu sehen bekommen — ziemlich neuartig — glaube ich — geschaffen nach dieser Auffassung des „Objektes", in Kontrastwirkung gegeben zu einem plastisch gedachten Hintergrund.

Folgendes sei noch hinzugefügt: von meiner Liebe zum „Objekt", von meiner Arbeit um das Schaffen dieser neuen Technik habe ich Ihnen soeben, glaube ich, in genügend klarer Weise berichtet. Diese Klarheit aber verdanke ich scharfblickenden Köpfen, wie Christian Zervos, Teriade, Waldemar Georges, Maurice Raynal, die in ihrem Artikel über meine Arbeit der letzten Jahre dieses Suchen, dessen ich mir im Anfang kaum selbst bewußt war, schon gefühlt und scharf und klar zum Ausdruck gebracht haben. Ich entwickle in diesem Artikel einfach das, was sie gesehen, gefühlt haben — das ist alles. Und Aehnliches fühlten meine Sammler — ich nenne nur die deutschen: Lange und Remisch in Krefeld, Reber und Flechtheim.

*(Deutsch von Heinrich Satter.)*



F. Léger

# ICH FILME

Von

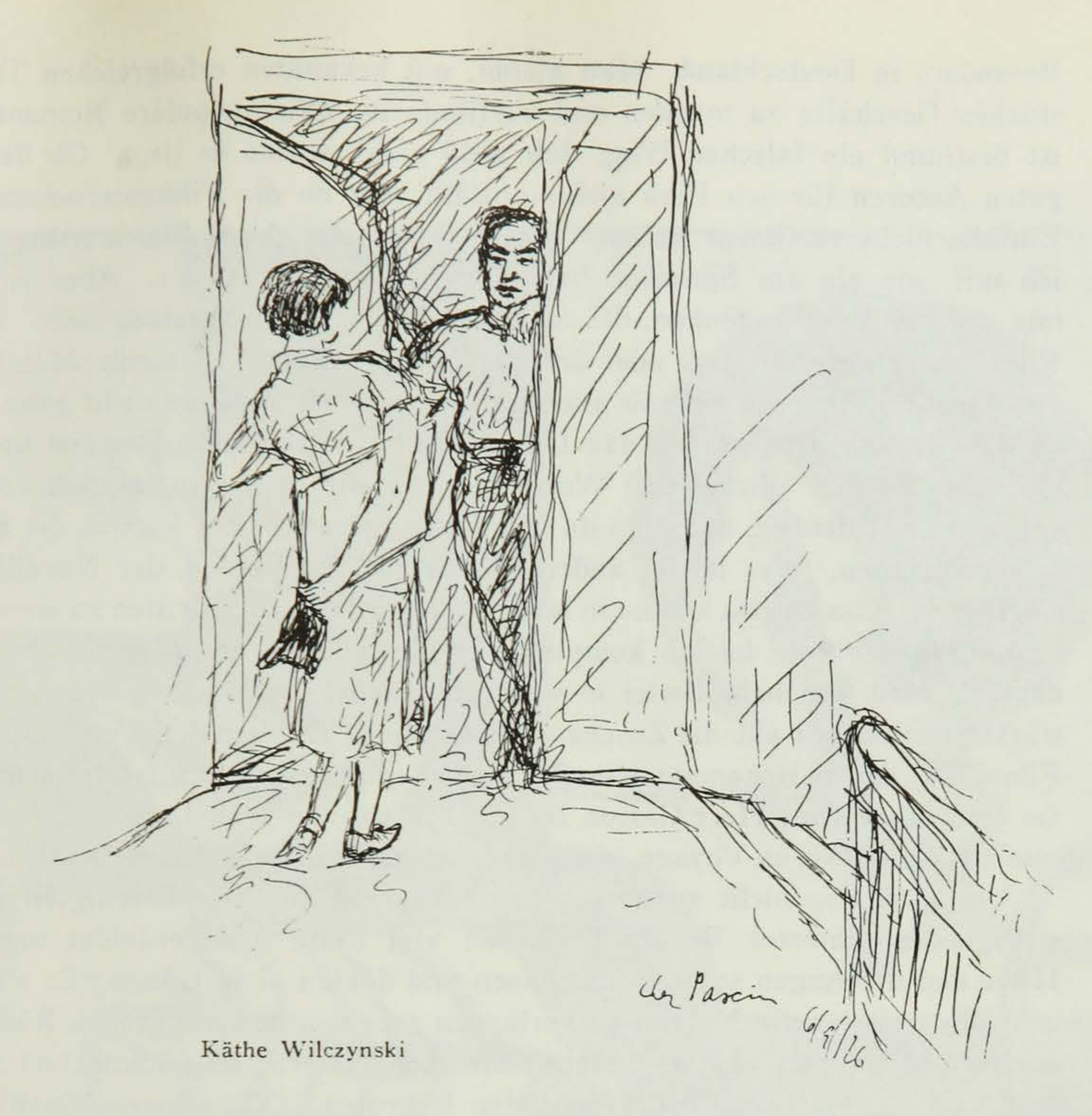
*FRANZ BLEI*

Für Geld und gute Worte ziehe ich das Kostüm des John Knox an, weigere mich, mir einen Bart kleben zu lassen und willige in die filmmäßige Bemalung meines Gesichtes. Von ihm zu leben, da es vom Geiste nicht ganz geht, bin ich entschlossen. Daß dem so ist, gebe ich nur meinem Geist schuld, von dem ich eben zu wenig oder nicht den richtigen zeitgemäßen habe. Hätte ich so viel davon wie Karl Kraus, brauchte ich nicht zu filmen. Ja, hätte ich nur halb so viel Singstimme wie er, würde ich wie er Couplets singen und nicht filmen. Aber ich bin so wenig begabt, daß mir nur übrig bleibt, die Würde eines Gesichtes und die kleine Fähigkeit, die dazu passenden Bewegungen auszuführen, darin zu engagieren, daß sie mir das Geringe einbringen, das man über das tägliche Brot braucht, um einiges Interesse am Leben sich zu erhalten.

Da gab es eine große Bankettszene, die wir „Prominenten" allein nicht bestreiten konnten. So tauchten aus den Garderoben schön angezogene Komparsen auf, nette junge Leute, und darunter fünf ganz wunderschöne Frauen. Unsere heutige aus dem Sportlichen her bestimmte Frauenmode mit ihrer demokratischen Vereinfachung und Gleichmachung ist ja eine povere Sache neben diesen Frauenkleidern aus der Valois-Zeit. Wie köstlich tauchen Nacken, Schultern, Busen aus diesen Seiden und Spitzen! Wie ganz ahnungslos sind unsere Bischöfe, die gegen das Unsittliche der kurzen Röcke Hirtenbriefe erlassen! Der Irrtum, die heutige Mode für unsittlich zu erklären, macht der Menschheit und Naivität dieser Herren alle Ehre, wenn sie auch durch ihr kanonisches Alter gar nicht in die Lage kommen, hier was Brauchbares auszusagen. Denn in Wahrheit gibt's nichts, das modisch geeigneter wäre, kühl und indifferent zu machen als wie sich heute unsere Frauen anziehen. Schlägt so ein Mädchen die Beine übereinander, kann man die Oberschenkel sehen — aber wer sieht schon hin? Eine Frau vielleicht. Gewiß kein Mann. Je mehr dem unverlangt gezeigt wird, um so gleichgültiger ist es ihm. Vielleicht ist das bei Bischöfen anders. Aber deren sind doch immerhin nur ein paar hundert in der ganzen Christenheit. Also diese köstlichen, wohlgepflegten, überaus schönen fünf Frauen erzählten mir, während wir bankettierend gekurbelt wurden, d. h. in den nicht endenden Vorbereitungen dazu, daß sie jeden Tag filmisch zu tun und ihre eigenen Toiletten für moderne Stücke hätten, es ihnen sehr egal sei, auf der Leinwand gesehen zu werden, und daß sie sich



Ottomar Starke



Käthe Wilczynski

im Monat tausend Mark verdienten, jede. Es waren verheiratete Frauen darunter, die sich abends freuten heimzukommen, zu ihrem kleinen Kind, und junge Mädchen, die im Auto von einem ihrer würdigen jungen Mann abgeholt wurden. Reizende Vogerln. Als sie dann, nach Feierabend, wieder ihre Uniformen angezogen hatten, kamen sie mir vor wie gerupfte Kolibris und taten mir leid. Denn diese Mode der Valois kam ihrer exquisiten Schönheit zu.

Ich sah da auch andere Komparsen. Auch in unserm bedeutenden Filmwerk. Es muß furchtbar für eine Frau sein, wegen ihrer Häßlichkeit engagiert zu werden, wegen der sichtbaren Zeichen ihres Altersverfalls, wegen ihrer sechs Kinne und ihrer schwindenden Nase. Sie verdienen auch schrecklich wenig, denn es gibt ja so viel Häßlichkeit und Alter, und vollkommene Schönheit so wenig. In einem andern Film, der nebenan gedreht wurde, schien man ganze Scharen jener Mädchen zu brauchen, die man in Berlin Nutten nennt. Sie waren glücklich, um acht Uhr morgens in einem glitzernden Abendkleid herumzulaufen, für zehn M. Taglohn. Diese armen Geschöpfe machen illusionäre Einkommensbudgets. Sie vergessen immer, daß sie, wenn's gut geht, für fünf Tage im Monat Beschäftigung haben, also monatlich 50 Mark verdienen. Aber „beim Film" zu sein, muß kompensieren. Es ist ein demoralisierender Beruf.

Es gibt sehr gute Filmstücke. Man könnte sich ihre Vorgänge nicht anders als filmisch ausgedrückt denken. Aber meist gibt es sehr schlechte Filmstücke.

Besonders in Deutschland. Man glaubt, mit bekannten erfolgreichen Theaterstücken Geschäfte zu machen und verfilmt sie. Oder populäre Romane. Das ist bestimmt ein falscher Weg. Ich weiß nicht, woran es liegt. Ob den paar guten Autoren für den Film nichts einfällt oder ob die Filmunternehmer gute Einfälle nicht verfilmen wollen. In der Rolle, die ich zu filmen habe, komme ich mir wie ein am Sprechen behinderter Schauspieler vor. Aber ich kann mir wohl eine Rolle denken, die mich das Wort ganz vergessen ließe. Ob der Film dem Theater zuneige oder der Erzählung, ich weiß es nicht. Man streitet viel darüber. Aber ich bin mir auch hinsichtlich des Theaters nicht ganz sicher, ob das Drama nicht gerade das Unaussprechbare als seine Domäne habe und gar nicht so viel Wirbel und Worte brauche wie man gemeiniglich annimmt. Ich kann mir denken, daß man da mit Situationen arbeiten könnte, die für sich selber sprechen. Was in der anderen Literatur, im Roman, der Novelle, nicht möglich ist. Das Drama könnte in langsamen gradweisen Schritten zu einer Szene führen, in der eine höchst komplexe Situation ohne ein gesprochenes Wort deutlich wird. Ich habe derlei in wenigen guten Filmwerken gesehen und den stärksten Eindruck auf die Zuschauer konstatiert. Da liegt der Weg für das gute Filmstück, das zwischen ein paar Menschen spielt. Auch für das Sprechtheater. Im Odéon hat 1824 Herr Gaston Baty ein Stück von Jean-Jacques Bernard gespielt, L'Invitation au Voyage, das war in der stillen Art und sehr beachtenswert.

Um auch das nicht zu vergessen: filmen ist für alle Beteiligten ein anstrengender schwerer Beruf. Er kostet viel Zeit. Man erduldet ungeheure Hitze und die Augen schauen in Sonnen und dürfen nicht tränen. Es wird viel gebrüllt, weil das die Nerven zu verlangen scheinen und die großen Räume der Ateliers. Und weil, wie es scheint, die Komparserie eingeschüchtert werden muß. Es ist wie beim Militär mit den Rekruten. Ob es einem Spaß macht, wird man gefragt. Nichts, was man tut, macht Spaß. Nur Nichtstun macht Spaß, wenn man es trifft. Denn es ist sehr schwer, und man muß viel Phantasie haben. Auch ein wenig Geld.



Lotte B. Prechner



(Léger-Ausstellung bei Flechtheim)

Fernand Léger, Stilleben 1927



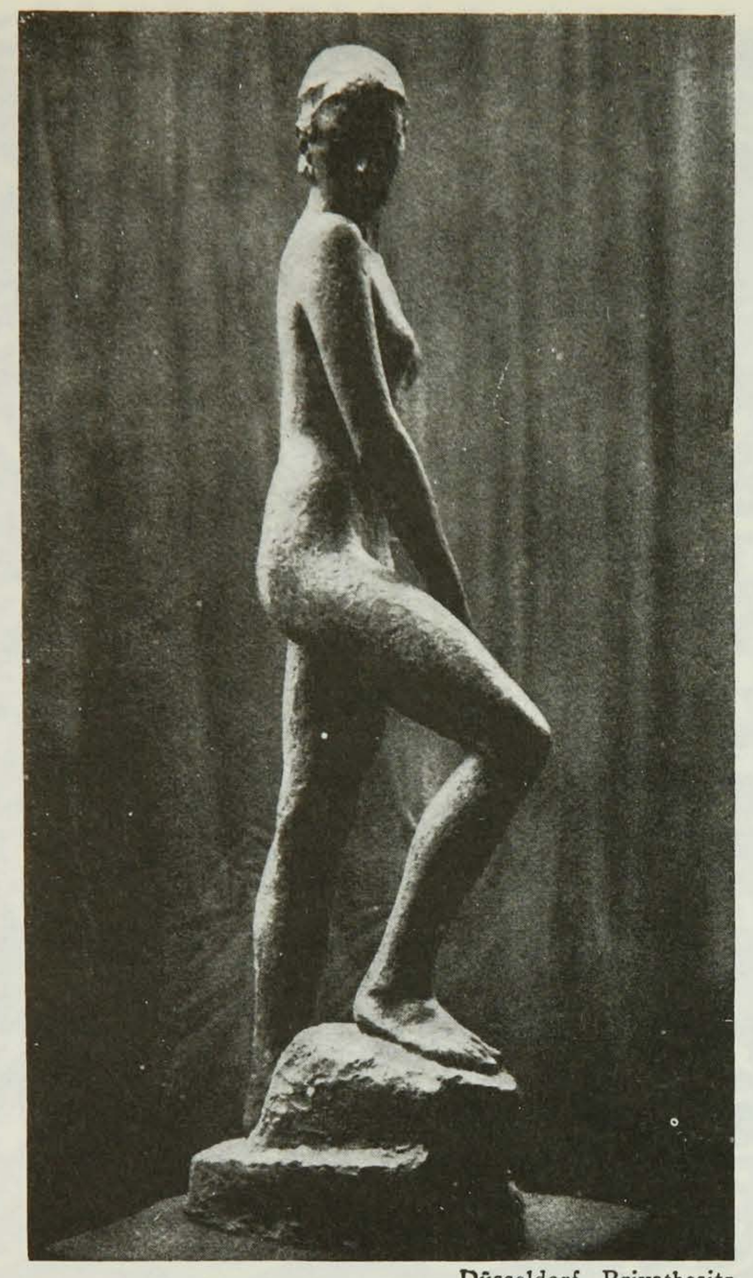
Ausst. Galerie Flechtheim

Fernand Léger, Komposition



Photo Ortega

Mestizen-Schönheit



Düsseldorf, Privatbesitz

Georg Kolbe, Emporsteigende (Bronze)

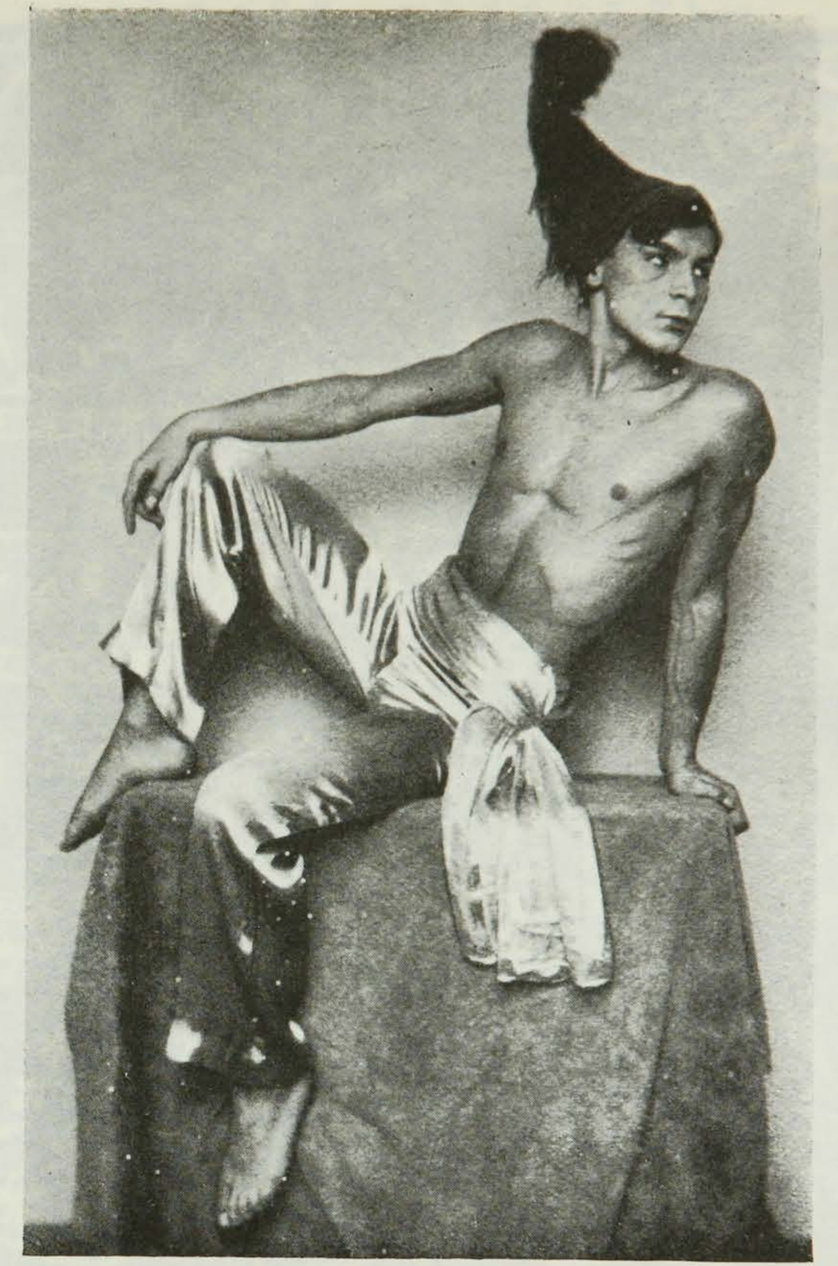
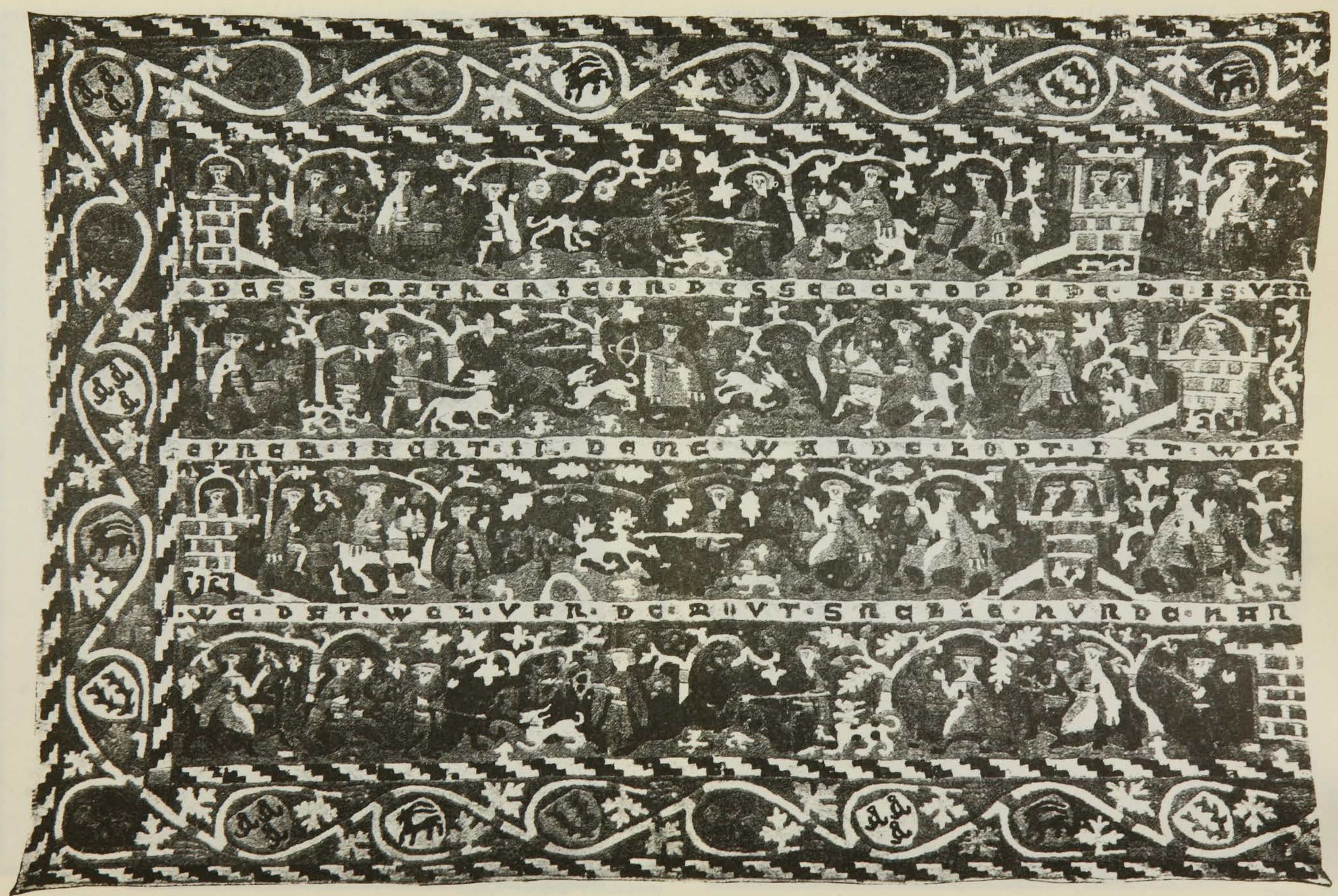


Photo Atelier Baruch

Martin Kosleck in der Kinder-Revue „Hans im Glück“



Tristan-Teppich, gestickt. Um 1300

Ausstellung Hinrichsen-Lindpaintner, Berlin

# SAMMEL-QUERSCHNITT

Von

*ALEXANDER BESSMERTNY*

In einer Versteigerung moderner Graphik bei Paul Graupe erzielte ein nichtgraphisches Auktionsstück, eine Bronze von August Gaul „Stehender Waschbär" den respektablen Preis von 10 000 Mark. Erheblich bedeutender war die nächste von Graupe veranstaltete Auktion, die Handschriften, livres d'heures, Stammbücher, Inkunabeln, illustrierte französische Bücher und moderne Drucke enthielt, darunter die erste niederdeutsche Bibel, Köln 1478, den Bonifatiusdruck von Peter Schöffer, Mainz 1470, sogar auf Pergament, vor allem die Erstausgabe der Imitatio Christi von Thomas a Kempis, gedruckt 1470 von Günther Dainer in Ulm.

Dann folgt bei Graupe eine Sammlung kostbarer Buchminiaturen mit einer auf 15 000 Mark geschätzten florentinischen Initiale M, auf der Seite eines Missale, aus der Schule der Fra Angelico. — *Boerner* erzielte beim Verkauf der Sammlungen Morrison (London) und Nostiz-Rieneck einen Umsatz von über 500 000 Mark. Von den Preisen, die *Müller* bei Versteigerung der holländischen Gemäldesammlung Preyer erzielte, interessierten die Preise von 39 000 Gulden für Rembrandts Porträt einer alten Frau von 1634, von 31 000 Gulden für Adriaen Ostades prachtvolles ‚Dorffest', 21 500 Gulden für Jan Steens ‚Liebeserklärung'. Ein großer Erfolg war die von der Firma *Lepke* veranstaltete Versteigerung der Sammlung der Frau Anna Goldschmidt (Wien), die ca. 275 000 Mark ergab. Den höchsten Preis erzielte eine Aubussongarnitur (ein Sofa und sechs Sessel) mit 14 000 Mark. — Interessant ist der große Erfolg der Pariser Auktion aus dem Nachlaß von René de Gas, dem Bruder des großen Tänzerinnen-Malers. 64 Gemälde brachten zusammen fast zweieinviertel Millionen Francs. Der Louvre kaufte ein Selbstbildnis für 150 000 Francs und ein Porträt einer Schwester des Meisters für 181 000 Francs. Ein Doppelporträt dieser Schwester mit ihrem Mann stieg auf 265 000 Francs.

Nach seinen erfolgreichen Novemberauktionen brachte K. E. *Henrici* Mitte Dezember die Musikerautographen der Sammlungen Jähns und Liebeskind zum Verkauf. *Beethovens* eigenhändiges Manuskript der Partitur zum B-Dur-Marsch aus ‚Fidelio', 12 Seiten stark, imponierte vor allem. Die im Katalog aufgeführten Briefe von *Gluck* sind sämtlich an seinen Freund Kruthoffer in Paris gerichtet; in einem Brief, der den Tod des Operndirektors Berton behandelt, sagt Gluck: „Ich wünschte, daß Einmahl einer käme, der mich ablesete, und dem publiquo mit seyner Music gefallen möchte, damit man mich mit ruhe ließe, dann ich kann alle die plauderey so ich mit Narcisse von Fremden und Freunden habe anhören müssen, und die Pille so ich geschluckt habe, noch nicht vergessen, den die H. Frantzosen können noch nicht Eine musicalische Eglogue von Einem Poëme Epique unterscheiden..."

In einem anderen Brief heißt es: „Wann die dummen resonnements zu Paris außer Mode kämen, so man über die Musik und Spectaclen macht, so könnte ich mich vielleicht nochmals resolvieren auf Paris zu kommen und noch

etwas ihnen vorzupfeifen, allein ich traue ihnen nicht mehr, das gebrännte Kind fürchts Feuer . . .“

Zur Biographie *Felix Mendelssohn Bartholdys* ist ein langer ungedruckter Brief des Dreizehnjährigen an Zelter besonders wichtig. Die Sammlung enthielt von Mendelssohn die vollständige Handschrift der Musik zu Goethes Tischlied für Zelter, Lasset heut am edlen Ort / Ernst und Lust sich mischen.

Ganz entzückend ist der aufgeregte Brief *Mozarts* an seine damalige Braut, nachdem sie ihm dreimal den Korb gegeben und ihm gerade ins Gesicht gesagt, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben wolle, weil — wie Mozart sagt — „ich mich darüber aufgehalten, daß Sie so unverschämt unüberlegt waren, Ihren Schwestern — nota bene in meiner Gegenwart zu sagen, daß Sie sich von einem Chapeaux haben die Waden messen lassen“. Das Wadenmessen war damals eine neckische Tour beim Pfänderspiel, Mozart hatte aber erwartet, daß seine Braut in einem solchen Falle „in Gottes Namen das Band genommen und sich selbst die Waden gemessen /: so wie es noch alle Frauenzimmer von Ehre in meiner Gegenwart in dergleichen Fälle gethan haben:/ und sich nicht von einem chapeau . . .“ Den Satz vollendet er nicht, so aufgeregt ist er. Er fährt fort: „/: ich — ich — würde es niemalen im Beyseyn anderer — ihnen gethan haben.“ Er schließt: „haben sie Gefühl — so wäre ich gewiß daß ich heute noch ruhig werde sagen können, die Konstanze ist die tugendhafte, Ehrliebende — vernünftige und getreue Geliebte des Rechtschaffenen und für sie wohldenkenden Mozart.“

Das bemerkenswerteste Stück von der Hand *Schuberts* war seine Niederschrift der Musik zu Klopstocks ‚Schlachtlied‘ für zwei Männerchöre. Den Schluß dieser kleinen aber besonders schönen Versteigerung bildete eine Sammlung von eigenhändigen Briefen *Ludwigs II.* von Bayern und seiner Minister, die sich alle mit der Stellung des Königs zu *Richard Wagner* beschäftigen und namentlich die Ereignisse erklären, die zur Ausweisung Wagners aus München durch den König führten. Am 29. November 1865 schreibt der König u. a.: „Ich höre, daß die Stimmung in München etwas erregter ist und daß man im Publikum sich viel mit Wagner beschäftigt . . . Ich verfolge durch ihn lediglich künstlerische Zwecke . . .“ *v. d. Pfordten,* der bayerische Ministerpräsident, antwortet mit Strenge und Anmaßung:

„Unbestreitbare Tatsachen sind der Aufenthalt Wagners in Hohenschwangau, die Erhebung ganz ungewöhnlicher Summen aus der Kabinettskasse, zuletzt von 40 000 fl. durch Frau von Bülow und die beispiellose Anmassung und offen kundgegebene Einmischung Wagner’s in andere als künstlerische Gebiete. Diesen Tatsachen gegenüber würde es ganz vergeblich seyn, der allgemeinen Stimmung über Wagner hier entgegen zu arbeiten . . . . Eure M. stehen an einem verhängnisvollen Scheidewege und haben zu wählen zwischen der Liebe und Verehrung Ihres treuen Volkes und der Freundschaft Richard Wagner’s. Dieser Mann . . . ist verachtet von allen den Schichten des Volkes, in denen der Thron seine Stütze suchen muß u. allein finden kann, verachtet nicht etwa wegen demokratischer Gesinnung, die ihm die Demokraten selbst absprechen, sondern wegen seiner Undankbarkeit und Verrätherei an Gönnern und Freunden, wegen seiner übermüthigen und liederlichen Schwelgerei und

Verschwendung, wegen der Schamlosigkeit, mit der er die unverdiente Gnade Eurer M. ausbeutet.

Nicht blos der Adel und Klerus denkt so, sondern auch der ehrenwerthe Bürgerstand und die Arbeiter, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot essen, während arrogante Fremdlinge von königlicher Freigebigkeit schwelgen und zum Danke dafür das bayrische Volk und seine Zustände schmähen und höhnen."

Am 7. Dezember schreibt der König an Frhr. von der Pfordten: „Mein Entschluß steht fest — *R. Wagner muß Bayern verlassen.* Ich will meinem theuren Volcke zeigen, daß seine Liebe mir über Alles geht. — Sie werden ermessen, daß es mir nicht ganz leicht wurde; doch ich habe überwunden . . . Mit der Entfernung Wagners werden, ich hoffe es zuversichtlich auch jene schändlichen Verleumdungen gegen mich verstummen."

Besonders interessant sind auch die Dokumente, die nach der Ausweisung Wagners die Bemühungen des Königs und die Intrigen Cosima v. Bülows um Rückberufung Wagners nach München darlegen. Sonderbarerweise wird im Brief eines Kabinettsrates auf einen Brief Bezug genommen, in dem der König seine Empörung darüber ausdrückt, daß Richard Wagner Beziehungen zu Cosima v. Bülow nachgesagt wurden.

Kleinere erfolgreiche *Bücherauktionen* mit interessantem Material veranstalteten in Berlin S. M. Fraenkel und M. Perl, in Hamburg Hans Götz. Zum Schluß seien nach dem letzten Katalog der Firma *I. A. Stargardt* - Berlin (deren Kataloge über Spezialgeschichte ganz besonders durch ihre minutiöse und verständige Bearbeitung auffallen) einige Verse aus Gebhardt's, Decus . . . Ducum Strunsvicensium familiae . . . (1708) zitiert:

„Ein starcker Sachse wird / wie alle Völcker sagen /
Nie schmal in Schultern seyn / noch schlappe Lenden tragen.
Frägt einer / welches denn die Ursach dessen sey?
Er isset Speck und Wurst / und trincket Mumm dabey."




Erich Mühsam

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*T. E. LAWRENCE, Aufstand in der Wüste.* Paul List.
Mit dichterischer Vehemenz gestaltet der abenteuerumsponnene Autor den von ihm 1917 organisierten Araberaufstand. Die Uebertragung O. v. Mikuschs ist vorzüglich.

*HANS PRINZHORN, Gespräch über Psychoanalyse.* Niels Kampmann.
Elementarfragen der Psychoanalyse werden in klug konstruiertem Dialog zwischen Arzt, Dichter und Frau menschlich beleuchtet.

*J. CONRAD, Lord Jim.* Tauchnitz.
Eines seltsamen Outsiders Geschick im fernen Osten. Ungewöhnliche Form des Erzählens verstärkt die dramatische Wirkung.

*FR. M. HUEBNER, Das Spiel mit der Flamme.* Iris.
Versuch, die Intimität einer erotischen Episode mit neuen Ausdrucksmitteln wiederzugeben.

*R. L. STEVENSON, Die Herren von Hermiston.* Gebr. Enoch.
Konflikte zwischen Vater und Sohn, Richter und Ankläger, ein Mordprozeß in Alt-Schottland; meisterlich geformt!

*FR. GUNDOLF, Paracelsus.* Bondi.
Beziehungsreiche Darstellung der Gesamt-Persönlichkeit dieses großen Denkers und Arztes.

*H. D. LAWRENCE, Jack im Buschland.* Deutsche Verlags-Anstalt.
Ein junger Engländer schildert aus eigener Erfahrung abenteuerliches Kolonialleben in Australien vor 40 Jahren.

*L. SLEZAK, Der Wortbruch.* Rowohlt.
Ob Slezak Publikum, Städte, Luftröhrenkatarrh oder unverständliche Operntexte glossiert — stets bleibt er ur-persönlich.

*EGON CÄSAR CONTE CORTI, Der Aufstieg des Hauses Rothschild (1770—1830).* Insel.
Eine imponierende Fülle von Gestalten und Geschehnissen ist in diesem prachtvollen Werk klar und lebendig zusammengefügt.

*STEFAN ZWEIG, Marceline Desbordes Valmore,* Insel.
Liebevoll gezeichnetes Lebensbild der berühmten französischen Dichterin, vervollständigt durch Briefe und Gedichte.

*RASMUSSENS THULEFAHRT. Deutsch von Fr. Sieburg.* Societäts-Druckerei.
Unerhörte Konzentration auf Leben, Sitten, Gesänge und Mythen der Eskimo-Völker, wie sie nur selbstlosem Forscher-Fanatismus gelingt.

*JOHN GALSWORTHY, Die dunkle Blume.* P. Zsolnay.
Die Liebesgeschichten eines reifen Mannes und Künstlers, von einem Seelenkundigen blumenhaft zart geschildert.

*MARTIN BUBER UND F. ROSENZWEIG, Das Buch Jehoschua.* Lambert-Schneider.
Alttestamentarische Größe und Einfachheit, prächtige Verdeutschung, ergreifende Wirkung.

*ELISA V. D. RECKE, Mein Journal. Herausgegeben v. Prof. Dr. J. Werner.*
Berühmte Menschen und ihre Geistigkeit um die Wende des 18. Jahrhunderts beleben dies bedeutende Kulturdokument.

*W A L T E R W E I D M A N N , Franz Krüger.* Bruno Cassirer, Berlin.
Dieses Buch über einen der größten und jedenfalls preußischsten aller Maler mit seiner wundervollen Härte und Sachlichkeit beweist außer der eminenten Begabung des Malers die schöne Geschlossenheit der Kultur der Zeit, in der er lebte.

*A D O L F U Z A R S K I , Kuru Kahawalla.* Delphin-Verlag, München.
Allen Freunden des in seiner Phantasie unbegrenzten Düsseldorfers herzlich empfohlen.

*Der Arzt in der Karikatur.* Stollberg-Verlag.
Von den ältesten Zeiten über Daumier, Oberländer, Keene, Forain bis zum Simplicissimus.

*J U L E S C A M B O N , Der Diplomat.* Verlag Reimar Hobbing, Berlin.
Die höchst kultivierte und nachdenkliche Studie eines Professionellen. (Siehe besonders das Kapitel: Diplomaten von früher und gestern.)

*T H E O D O R W O L F F , Pariser Tagebuch.* S. Fischer, Berlin.
Die neuaufgelegten Impressionen des klassischen deutschen Journalisten. Das Paris, von dem heute kein Schatten mehr existiert, wird seltsam lebendig.

*T H E O D O R D R E I S E R , Eine amerikanische Tragödie.* Paul Zsolnay,Wien-Berlin.
Ein Werk, dessen Ausmaße man nur denen Victor Hugos vergleichen kann.

*A R T H U R R I M B A U D , Gedichte.* Uebertragen von Franz von Rexroth. Dioskuren-Verlag.
Rimbaud ist die große Leidenschaft. Die Jugend findet es vorbildlich, daß jemand über seinem Schaffen zugrunde ging. Der Uebersetzer hat dem Dichter das Opfer gebracht, sich meist wörtlich an das Original zu halten, was bei dem Prekären allen Uebersetzens stets das kleinere Uebel bildet. Innerhalb der dadurch gesetzten Möglichkeiten ist die Uebersetzung äußerst gewandt und dabei sachlich. Es ist übrigens meines Wissens die erste Gesamtübersetzung.

*H A N S O S T W A L D , Der Urberliner.* Paul Franke Verlag, Berlin.
Ein äußerst verdienstreiches Buch, das uns das alte Berlin, das in Gefahr steht, überfremdet zu werden (und nicht nur von Fremden), ins Gedächtnis zurückruft und mit seiner Sachlichkeit, mit seiner Schlagfertigkeit und Anständigkeit des seelischen Zustandes die Bedingtheit sehr vieler stolzer Errungenschaften von früher evident macht.

*A L F R E D K L E I N B E R G , Die deutsche Dichtung.* I. H. W. Dietz Nachflg.
Eine gute, knappe Zusammenfassung, zwar von den ältesten Zeiten, aber leider nur bis gestern. Hervorzuheben: die Beziehungen unseres Schrifttums zu den gleichzeitigen Strömungen in den Nachbarländern.

*V A G A N T E N L I E D E R. (Carmina Burana.)* Verlag Eugen Diederichs, Jena.
Lebendige Uebersetzung dieser Sammlung des 12. und 13. Jahrhunderts, die, wie später der „Simplicissimus", eins der lebendigsten Denkmäler des damaligen deutschen Lebens sind. Lateinischer und deutscher Text nebeneinander.

*M A X D V O R A K , Geschichte der italienischen Kunst.* R. Piper Verlag, München.
Fast der letzte Kunsthistoriker, den man noch mit einer gewissen Spannung liest, trotz des hundertfach abgegrasten Gebietes.

*A D O L F H E I L B O R N , Käthe Kollwitz und Heinrich Zille.* Rembrandt.
Diese Sammlung charakteristischer Werke der beiden wahlverwandten Künstlernaturen beansprucht mit Recht allgemeines Interesse.

*S H E R W O O D  A N D E R S O N , Der Erzähler erzählt sein Leben.* Insel.
In diesem nachdenklichen Buch mit seiner Kritik amerikanischer Wesensart, beweist der Verfasser, daß drüben eine neue Generation von Schriftstellern heranwächst, welche europäische Geistigkeit zu verarbeiten strebt.

*K. V. B R O C K M A N N , Der Kampf im Süden.* Union.
Höchst wissenswerte Mitteilungen über Forscher, Völker und Kulturen Südafrikas mit interessanten Bildern.

*V E R L A I N E. Deutsch von Martin Hahn.* Würfel-Verlag, Berlin.
Verlaine ist nicht nur unübersetzbar, sondern vor allem auch selten zeitgebunden. Was abgesehen von diesen nun einmal nicht zu beseitigenden Tatsachen übrigbleibt, ist mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit gegeben.

*A X E L  E G G E B R E C H T , Katzen.* Herbert Stuffer.
Hübsch zusammengestelltes Verteidigungsschriftchen der Katzenliebhaberei mit Zeichnungen von Dolbin.

*M A R T I N  K E S S E L , Gebändigte Kurven.* Iris-Verlag, Frankfurt a. M.
Gedichte, die auf der Welt nirgends anders als in Berlin entstehen konnten. Alles klappt und klappert und rattert, und ist von einer Härte und realen Unsentimentalität, die oft so zwingend ist, daß namentlich kurze Gedichte, wie „Noch und noch", sich fest ins Gedächtnis einbohren. Die Kleistpreisehrung 1926 ist wirklich verdient. *Draco.*

*I G N A  M A R I A  J Ü N E M A N N , Kinderland.* Franz Borgmeyer, Hildesheim.
Mit farbigem Titelbild: 24 Federzeichnungen von Tamara Ramsay. Märchen aus dem Leben von Kindern und Tieren, schlicht und eindringlich erzählt. Ein hübsches Geschenk für 8—10jährige. *B. Sch.*

*D R. J U L I U S  K A P P : Paganini. Eine Biographie.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Die Begriffe „Hexenmeister", „Dämon" scheinen für Paganini eigens geprägt worden zu sein . . . Schon bei Lebzeiten umschwirrten tolle Gerüchte den genialen Tausendkünstler, nach seinem Tode erscheint es vollends rätselhaft, wie e i n Mensch Virtuosität und Faszination in solchen Ausmaßen besitzen konnte. Um so interessanter ist es, dies abenteuerliche Leben an Hand reichen biographischen Materials kennenzulernen. Kapps Buch wirkt oft spannend wie ein Roman! Wesentliche Bereicherung des hübschen Bandes geben ein genaues Verzeichnis sowie 63 zum Teil ganz unbekannte Bilder.

*K A S I M I R  E D S C H M I D , „Luxushunde". — E R N A  P I N N E R , „Eine Dame in Griechenland".* Darmstädter Verlag, Darmstadt.
Erna Pinner ist eine fleißige Dame, eine Hundekennerin und eine travelling woman par excelence. Das Buch von Kasimir Edschmid „Luxushunde" hat sie mit zehn Originalradierungen illustriert, so daß es jedem Hunde- und Kunstfreund sehr empfohlen werden kann. — Dann hat sie einen Reisebericht über Griechenland geschrieben „Eine Dame in Griechenland", der mit dreißig ihrer Zeichnungen geschmückt ist. Obwohl Heinz Natan, der „schnellste Jude der Welt", Griechenland bereits entdeckt hat, wird erst das Pinnersche Werk Hellas so schick machen, daß die Berliner das Land der Griechen nicht allein nur mit der Seele, sondern auch leiblich aufsuchen werden. *A. F.*

*Bunte Luftballons.* Rudolf Mosse, Berlin.
Das schönste Bilderbuch für kleine Weltbürger von 1927, ganz großes Format, Zeichnungen, Farben und Einfälle modern und von künstlerischem Erziehungswert. *B. Sch.*

*E. O. HOPPÉ, Das romantische Amerika.* Ernst Wasmuth, Berlin.
Der Wert dieses uns ganz neuen Aufschluß gebenden Werkes besteht in der Kürze seines Textes und in dem Reichtum der wundervollen Abbildungen. Es beschränkt sich nicht auf die neue Romantik der Brücken und Wolkenkratzer New Yorks, sondern man erlebt auf diesen Tafeln das ganze Land: Seen, Gebirge, Kalifornien, Florida, die Ranchos von New Mexiko und die Fabrikstadt Fords. Beste Unterlage für das Schlagwort der unbegrenzten Möglichkeiten.

*GRAF AMORI, Die Gasse der tausend Schmerzen.* Weltbücher-Verlag, Berlin.
Russischer Roman der Vorkriegszeit, Bordelle und korrumpierte Polizei und Gesellschaft, Hilflose und Intrigants, alles Probleme und Lösungen einer überwundenen Epoche. Sehr scharf gesehen und filmhaft plastisch gestaltet. (Die Fortsetzung von Kuprins Roman „Jama") *B. Sch.*

*JOSEF KASTEIN, Melchior.* Friesen-Verlag, Bremen.
Hundertprozentig norddeutscher Roman der Gegenwart. Die Menschen und ihre seelischen Kämpfe klar und übersichtlich wie ihre Landschaft. Der Hanseat trägt seine Atmosphäre mit sich, auch nach Afrika, wie in jedes ihm fremde soziale Milieu, kämpft, rutscht aus, bleibt zäh und erhebt sich wieder in seine hanseatische Patrizierstellung über alle Parteien. *B. Sch.*

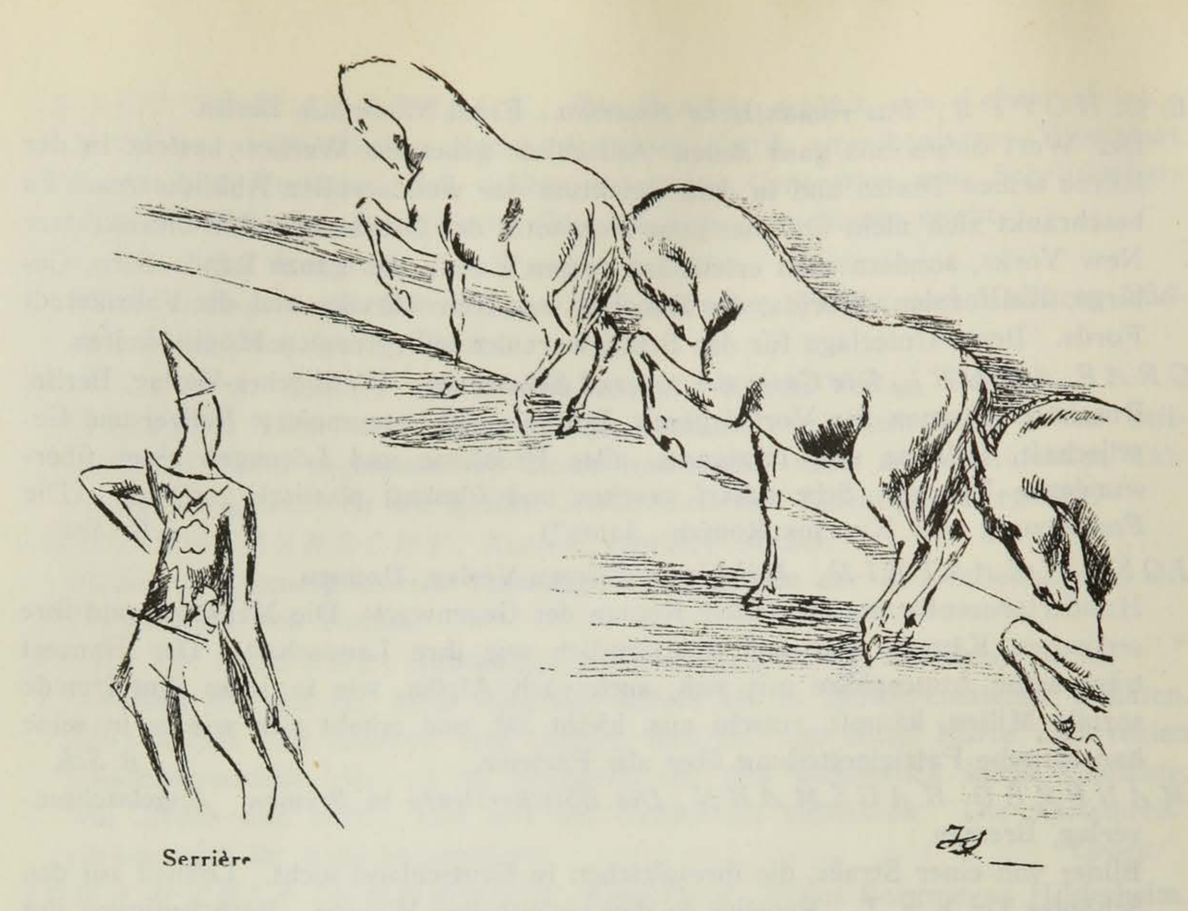
*MANFRED HAUSMANN, Die Böttcherstraße in Bremen.* Angelsachsenverlag, Bremen.
Bilder von einer Straße, die ihresgleichen in Deutschland sucht. Loblied auf den Schöpfer Dr. h. c. L. Roselius in den einleitenden Worten. Rechtfertigung des Gesanges in den folgenden Photos. Der erste Eindruck: Filmbauten. Der letzte: ernster architektonischer Affekt. Das, was es seit langer Zeit nicht gab: Das Gesicht der deutschen Straße. *—pe.*

*W. MÜLLER-WULCKOW, Bernhard Hoetgers Paula Becker-Modersohn-Haus in Bremen.* Angelsachsen-Verlag, Bremen.
Eine Ansichtensammlung der höchst skurrilen Bremer Backsteinbauten, die eine Künstlerkneipe und eine ständige Ausstellung von Werken der ungewöhnlichen Malerin bergen. Besser als durch den deskriptiven Text wirken die Aufnahmen durch sich und zeigen ein wunderliches, formenempfindsames Bauwerk von allen photographierbaren Seiten. *—pe.*

*MARTIN KESSEL, Betriebsamkeit.* Iris-Verlag, Frankfurt a. M.
Das Privatkaleidoskop eines Sarkasten, der Schmiß hat; vier Novellen, in denen die Prägnanz auffällt, mit der mit drei oder vier Worten Menschen umrissen sind, Situationen dargestellt und geklärt werden. Der unbeschwerte und unliterarische Stil wirkt so spontan, daß man fast übersieht, wie gekonnt er ist. *Draco.*

*EFRAIM FRISCH, Zenobi.* Bruno Cassirer, Verlag.
Frisch hat mit „Zenobi", dem „Symbol einer Welt", ein Gemeinsames: für ein Bonmot verkauft er seine Seele dem Teufel. Zenobi durch die Tat, Frisch durch das Wort, das häufig im Kleister des Rahmens stecken bleibt. Gesamteindruck: Begebnisse, die geschnörkelten Frechheiten eines Egloffstein wider Willen sind. *—pe.*

*BENNO VIGNY, Nelly John, Weltbücher-Verlag,* Berlin-Friedenau.
Kecker Voronoff-Roman des französich wie deutsch gleichermaßen charmant plaudernden Algierfahrers. Sprunghafte Phantasien, wohltuendes Vorüberhuschen an der Wissenschaft; ein bißchen Leichtsinn und Bruchstücke preußischer Schwermut, die man lieber meiden möchte. Verjüngungstheorien und ihre praktischen Ergebnisse auf eine mondäne Art gekocht. *—pe.*



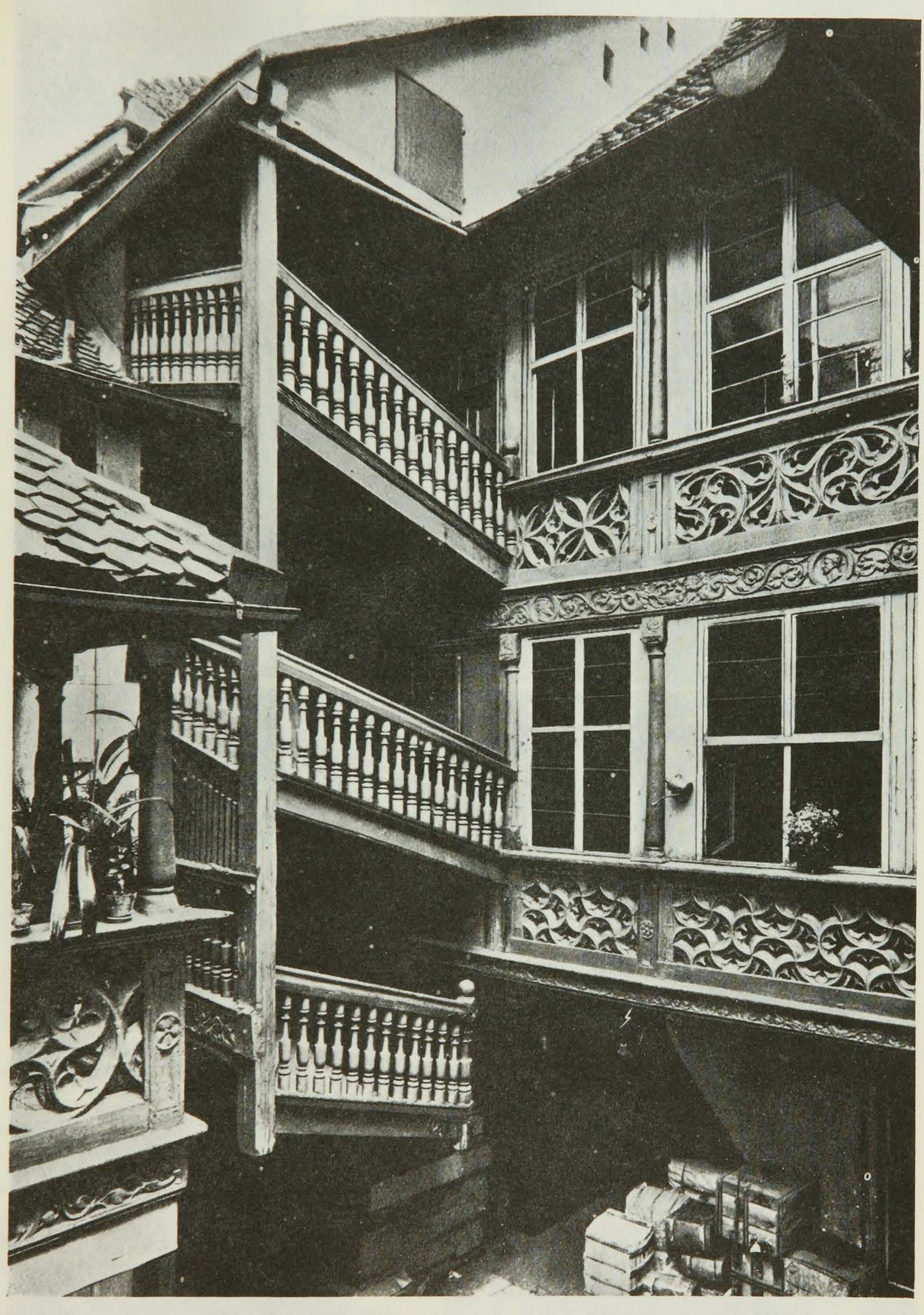

# MARGINALIEN

**Gesellschaft.**

Unter den Flaggen der Wohltätigkeit hat der Berliner Gesellschaftswinter seinen Einzug gehalten... im Esplanade, diesem Schauplatz der Massenansammlungen mit Menschlichkeitsgefühlen, fanden die beiden großen Bälle statt, die in jeder Saison mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks wiederkehren: *der Ball des niederländischen Hilfskomités zum Besten der Deutschen Hilfe* und *der Ball des baltischen Roten Kreuzes,* höfisches Gepräge mit und ohne Prinzen...

Die alte Garde schart sich um den Prinzgemahl der Niederlande, der mit dem Ernst und der Würde einer Staatsaktion Cercle hält; er faßt sichtlich bewegt die Hände alter, weißhaariger Damen, die sich in tiefer Ehrfurcht vor der ererbten Majestät neigen; die Jugend machts weniger feierlich, sie drückt dem Prinzen einfach und freundlich die Hand. „Junge, nimm doch die Hände aus den Hosentaschen", verzweifelt flüsterts ein alter Herr mit Johanniterorden... das vor einem Prinzen! „Ach, diese Zivilberufe!" Drüben steht Fahnenjunker redivivus stramm, na ja, Militär hatte doch immer noch die besten Manieren!

„Nicht mal ein Prinz ist da! aus tiefenttäuschtem schönen Munde, der Baltenball scheint gänzlich verunglückt; es gibt keinen Mittelpunkt, um den man sich scharen könnte. Ein Menuett im friderizianischen Stil kann den Geist der höfischen Zeit nicht heraufbeschwören, wo ist die Grazie des Rokoko geblieben?! Auf den rotbäckigen, bräunlichen Gesichtern (wie kann man sich mit der Sportfarbe des 20. Jahrhunderts für das Parkett des 18. schminken?)



Hof des Hauses Tucherstraße 15 in Nürnberg
Aus C. Horst, Die Architektur der deutschen Renaissance (Propyläen-Verlag)



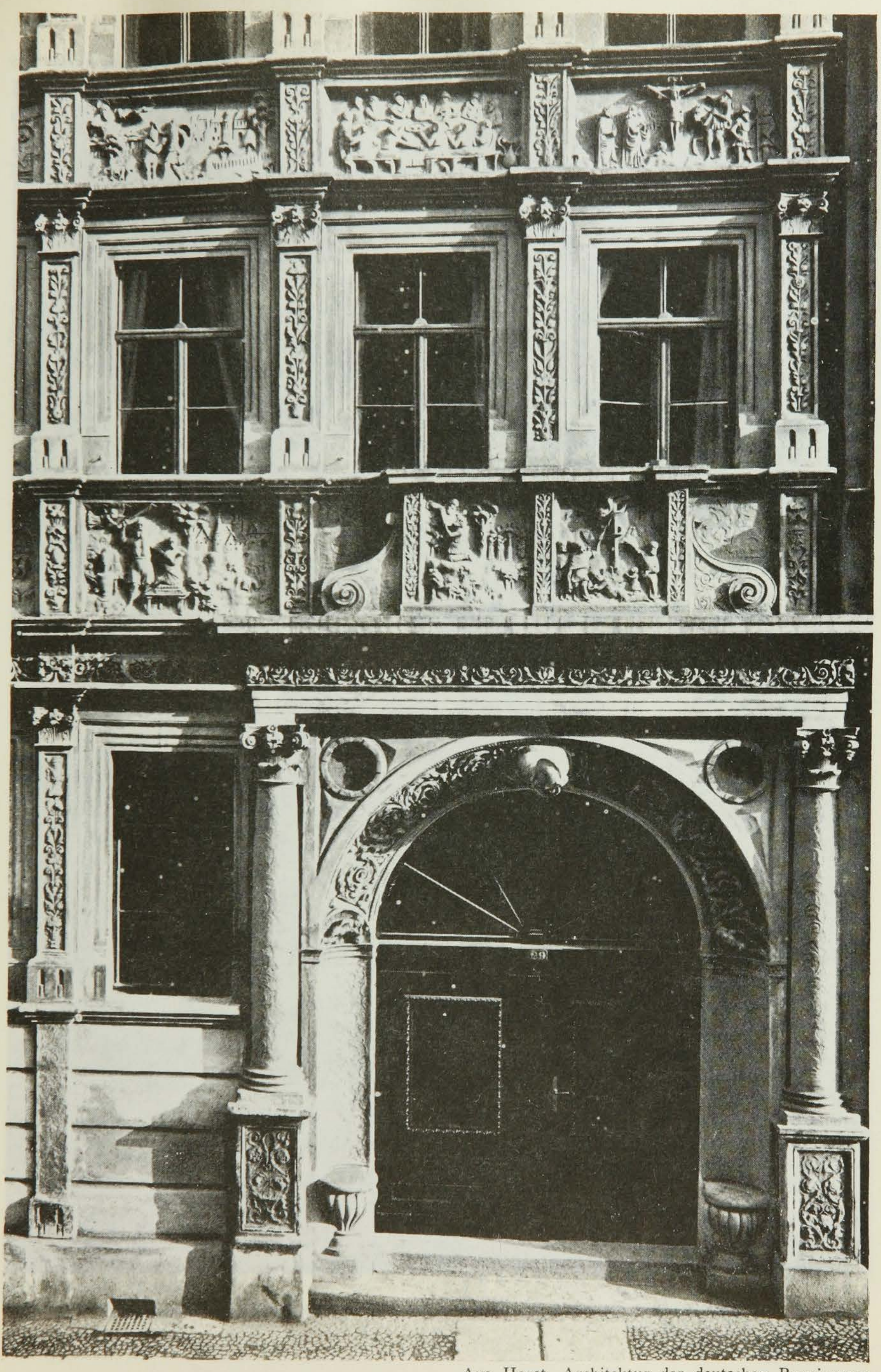
Wide World Photo

Léon-Paul Fargue



Photo Atelier Baruch

Die Fratellini



Aus Horst, Architektur der deutschen Renaissance

Görlitz, Haus Neißestr. 29



Photo H. Schmölz, Köln

Landhaus am Starnberger See. Architekt F. A. Breuhaus, Düsseldorf

der unsicher lächelnden Pärchen sitzen die weißen Perücken wie unglückliche Zufallserscheinungen. „Na, jetzt kommt ja endlich Leben in die Bude!" aus hochgräflichem Munde, als die Rokokoleutchen glücklich abmarschiert sind. „Ach, aber unsere ganze Zeit steuert doch auf den Stil des 18. Jahrhunderts hin", flötet's vorwurfsvoll. (Sie trug ein Biedermeierstilkleid.) Die „Schönen" der Saison treten in Erscheinung ... „Na, die hat auch einen anständigen Männerverschleiß!" „Pst, keine Namen nennen", flüstert der besorgte Gatte. Man merkt doch gleich, daß hier noch „Hofluft" weht, man schont sich untereinander. „Mädchen, warum machst du dir nackte Ohren?!" Ermahnung einer jungen Mutter an ihr eben ballreifes Töchterlein. „Ach, es ist so heiß, Mutter", seufzend streicht sie die Locken wieder über die allerliebsten Oehrchen. „Hofball" und das Wort „nackt" zwei inkommensurable Begriffe; man merkt doch, daß die Prinzen rar werden ...

*Vor dem Hotel Bristol fährt der deutsche Damenautomobilklub* im Ballkleid an. Ueber runden Tischen Tannengrün und Silber, gelbflackernde Kerzen, die Damen am Steuer mit ihren Gästen ... Frau von Linsingen, die erste Vorsitzende, spricht reizende Begrüßungsworte, die Sportladys sind sichtlich stolz und gehoben, man hört immer wieder „wir", „unser Fest"; wer wagt es, noch etwas gegen den kameradschaftlichen Geist der deutschen Frau zu sagen?! Matadore des Sports sind gekommen, Caracciola, Guillaume, Weiß. Graf Arnim-Muskaus hohe Gestalt repräsentiert den A. v. D., Katharina von Kardorff-Oheimb sitzt an höchster Stelle, hier weiß man, was man einer Frau schuldig ist ...

Die Präsidentin der *Weltorganisation Zionistischer Frauen,* Frau Professor Weitzmann aus London, ist in Berlin eingetroffen; für sie hat Frau von Kardorff-Oheimb die Damen Berlins mobil gemacht, einhundertundfünfzig Köpfe kann man in der Matthäikirchstraße zählen; Zion steht in jeder Hinsicht im Mittelpunkt, man spricht viel von Menschenrechten, die über Land und Rasse stehen! Kathinka selbst betritt die Rednerbühne, reizend, mit einem großen Strauß von rosa Nelken vor sich, hinter den Blumen hört man ihre weiche, klingende Stimme ... nach einem Tee im Stil Kathinkascher Gastfreundschaft beginnt die Auflösung der Gruppen. „Haben Sie gesehen, es waren Frauen im Kaftan da," flüstert Kathinka, „wo die wohl hergekommen sind?" Wie kann man auch alle seine Gäste kennen; wenn man zweihundert Frauen eingeladen hat?

*Bei Frau Rieß* besieht sich mal wieder „tout Berlin" im Original und im Bilde, eigenartiges Spiel! Die „Kunst, gemacht mit Gummiball und Objektiv", lockt, wer möchte nicht über sich selber klar werden? Die Rieß hat so einen Schlüssel zur Persönlichkeit, und man kommt seinem „Typ" hier auf die Spur. „Wo kriegt die Rieß bloß alle diese Frauen her?", ein Neugieriger schreitet staunend die Serien der weiblichen Köpfe ab; es gibt doch immer noch Leute mit Scheuklappen ... Der todschicke Boy, die neueste Erwerbung des Salon Rieß, hatte eigentlich alles heraufgeleitet, was an differenzierter Weiblichkeit zu finden ist!

*Frau Reichsminister Stresemann* hat ihre Empfänge eröffnet; ihr Physiognomiengedächtnis läßt sie nie im Stich, sie ist die liebenswürdigste

Wirtin der Gesellschaft, die jungen Attachés sind die leichte Kavallerie, welche diese geschickte Strategin des Salons als erste in die Schlacht wirft; sie sind sehr gewandt, diese jungen Attachés! Niemand ist hier allein, bei den Empfängen im Palais Stresemann fühlt sich jeder behütet von der aufmerksamen Gastlichkeit der Frau des Hauses.

Musikalischer Tee bei *Geheimrat Julius Wolff*, exquisite Kammermusik, internationaler Querschnitt der Gesellschaft ... *Papillon.*

**„Höllenfahrt" von Th. Mann.** *Dies nämlich dann sogar* und *vielleicht eben dann, wenn nur und allein* das Menschenwesen es ist, dessen Vergangenheit in Rede und Frage steht: dies Rätselwesen, das unser eigenes natürlich-lusthaftes und übernatürlich-elendes Dasein in sich schließt, und dessen Geheimnis sehr begreiflicherweise das A und das O all unseres Redens und Fragens bildet, allen Reden Bedrängtheit und Feuer, allem Fragen seine Inständigkeit verleiht. *Da denn nun gerade geschieht es,* daß, je tiefer man schürft, je weiter hinab in die Unterwelt des Vergangenen man dringt und tastet, die Anfangsgründe des Menschlichen, seiner Geschichte, seiner Gesittung, sich *als gänzlich unerlotbar* erweisen, vor unserem Senkblei, zu welcher abenteuerlichen Zeitenlänge wir seine Schnur auch abspulen, *immer wieder und weiter* ins Bodenlose zurückweichen.

*(Aus dem Roman „Josef und seine Brüder", Vorabdr. „N. Rundschau".)*

**Hausbesitzerin,** Rentnerin, Fünfzigerin, evangelisch, feingebildet, möchte ebensolchen Transvestiten heiraten. Off. 1035 Verlag.

*(„Die Freundin".)*

**Zoologische Dummheiten.** Herrn Hauptlehrer Schriefer, Dorum, Bezirk Bremen. Sehr geehrter Herr Hauptlehrer, die Redaktion der Vossischen Zeitung hat mir korrekterweise Ihre Postkarte vom 15. ct. übersandt. Ich bedaure sehr, daraus ersehen zu müssen, daß Sie sich durch meinen Aufsatz „Zoologische Dummheiten" persönlich gekränkt fühlen. Aber bitte, wohin soll es führen, wenn jedes Mitglied eines Berufes sich in seiner persönlichen Ehre getroffen fühlt bei der Entdeckung, daß auch in seinem Beruf „Außenseiter" vorkommen!

Ich bedaure aber noch mehr, aus Ihrer Karte ersehen zu müssen, daß Sie an der Ehrlichkeit des Schriftstellers zweifeln. Vergessen Sie bitte nicht, daß wir Schreibenden mit unserem vollen Namen zeichnen, und daß auch wir einen Ruf zu verlieren haben. Ich sagte in meinem Aufsatz an deutlich hervorgehobener Stelle: „alles selbst gehört oder durch Zeugen zu erhärten". Erfreulicherweise bin ich gerade bei jener Episode, die Ihre Ehre traf, in der Lage, einen vollgültigen Zeugen zu nennen.

Herr Ludwig Zukowsky, seit vielen Jahren wissenschaftlicher Leiter des Hagenbeckschen Tierparks in Stellingen, ist jederzeit bereit, zu bestätigen, daß er jene Geschichte genau so gehört hat, wie ich sie wiedergab, und daß der Sprecher ein Lehrer war, der etwa 30 Kinder vom Lande durch den Tierpark führte, wobei er sie namentlich anredete. Ich kann mir aber nicht versagen, Ihnen zum Schluß noch einen Ausspruch des gleichen Herrn mitzuteilen, den ich im Interesse des Lehrerstandes nicht veröffentlicht habe. Jener Herr Lehrer erklärte einen Schabrackentapir mit den Worten: „Seht, Kinder, hier einen jungen Elefanten; in ein paar Jahren wächst der Rüssel heraus, und dann verschwinden die weißen Flecken auf dem Rücken." Mit vorzüglicher Hochachtung. *Paul Eipper.*

**Angels from „Filmopolis".** Mr. Mahool, passenger traffic manager of the International Mercantile Marine Company, in a graceful speech of welcome, delighted the ambassadors from the west, by referring to the story of the disgruntled angels who had to be kept in cages in paradise, because they had come from the Pacific Coast and wanted to go back.

*(The Ocean Ferry, New York.)*

---

**„Kabarett der Unbegabten"**, oder was Herr von Wedderkop vermag. „Das sich nach Hause sehnende, zu Hause erwartete, durchweg gut erholte Publikum" (vergl. H. v. Wedderkop: „Adieu Berlin") ist wieder in Berlin! Sämtliche Mitspieler der amüsanten Sommerfrische waren als „Typen" um ihren Interpreten versammelt; Szenerie nicht Nordsee, sondern Wohnung von Herrn von Wedderkop, das Ganze „Kabarett der Unbegabten" benannt; enormer Andrang, die „Prominenten" etwas eingeengt auf etwas zu dichten Stuhlreihen, die „Unbegabten" auf der Bühne vor dem gelben Kuhvorhang von Lotte Krohn...

Würdige Matrone im Schleppkleide, Dame des Hauses (!) führte die „Unbegabten" ein, es war Friederike Kempner, alias Willi Schaeffers. Vor der schwarzen Kuh (Reminiszenz der „Kuh von auffallend kleinem Format, mit elegantem Euter", die vor dem „distinguierten Bauernhaus" der Frau Gerstel weidete?!) stand Fern Andra, das singende Rautendelein, Anni Mewes, das „Fräulein mit der Nummer", Cläre Waldoff, die „Aebtissin" und H. v. Meyerinck, „die junge Nonne"; Ferdinand Bonn, der „dressierte Mime", Alfred Flechtheim, das „schwarze Reh" (Renoir)! Hauptschlager Tilla Durieux, die Meisterschülerin von Mary Wigman, nämlich Käte Knolle als „sterbender Schwan" (Schacht und die Börse) und „tanzend"... die Kritik der reinen Vernunft!

Alle diese „querschnittlichen" Schaustellungen umrankt von Friedrich Holländers einfühlendem Spiel am Flügel, hin und zurück durch die Jahrhunderte. Es war allerhand los in der Sigismundstraße 8: Querschnitt hier und Querschnitt da, Gesellschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst, Sport, alles quergeschnitten nach dem berühmten Rezept: Kontrastwirkung, Gegenüberstellung!

„Es war schön, es war übermenschlich schön!" aus verzücktem Frauenmunde; „Adieu, Wedderköpchen, es war unbegreiflich himmlisch...!" (Anm. d. Red.: Huch, nein!)

Man trennte sich mit Anstrengung, einige waren überhaupt nicht wegzubringen... *Aug. v. Oertzen.*

**Darmstädter Schinderhannes-Premiere.** Zwei bessere Damen im ersten Sperrsitz: „Waren Sie auch im ‚Fröhlichen Weinberg'?" „Nein, aber in ‚Frühlings Erwachen'." „Ist denn das auch von Zuckmayer?" „Ich weiß nicht genau — aber da gehen sie auch ins Heu."

*(Mitgeteilt von Dr. E. H.)*

**Modeball.** Große Angelegenheit. Wichtigstes Ereignis des Weltgeschehens. Die deutsche Modekönigin für das Jahr 1928 wird gewählt. Eigentlich eine gute Idee, die gekrönte Regentin auf Zeit. Vielleicht werden uns da aus dem Gedankenkreise der Modeindustrie verblümt durch die Gesten graziöser Mannequins Tips gegeben, wie man politischen Wirrwarr auf Art des gordischen Knotens lösen könnte. Das wäre eine Parallele für Royalisten und Republikaner. Wie — Vox populi — vox dei. Ich das Sprachrohr der Nation. Zweitens Jeanne d'Arc, ohne Panzer, obgleich der „Ball der Mode" zeigte, daß die Brünne gern als Bekleidungsanhängsel oder sogar — Hauptsache genommen wird.

Es scheint unglaubhaft, welche Wichtigkeit die Mode trotz Hetzjagd großstädtischer Ereignisse hat. Solche Fülle ist unwahrscheinlich. Und dies enthusiastisch begeisterte Sich-Einsetzen für oder gegen die Wahl. Unverbrauchteste Vitalität trotz großstädtischer Blasiertheit.

Die Krone macht den Kopf der Königin zum Haupt. Sie selbst, Tutti Frutti, Pardon, nein, Tutti Fertig, ein Sprößling erst hieße Frutti, schien ihrer Würde nicht ganz sicher, aber Uebung machte viele schon zum Häkchen.

Apropos Haken. Ja, einen Haken hatte der Modeball. So viele häßliche Frauen in so viel schönen Kleidern! Excepted die Mannequins. Sonst, mir wär's trotz Ball der Mode lieb, wenn viele schöne Männlein und Weiblein die Dürftigkeit ihrer Kleider höben. Immerhin, es lebe die Bekleidungsindustrie, denn sonst — Gott helfe mir, amen.

---

Es geht eine Legende, unsere Voreltern verliebten sich auf Bällen sogar bis zur Konsequenz der Ehe. Das soll mir heute einer vor- oder den Altvorderen nachmachen.

Diskrete Frage — Muß das sein? Sah aber jemand gut aus, und auch das kommt komischerweise vor, so war es sicher unbeabsichtigter Zufall. Alles in allem, das Publikum trug viele schöne, zum Teil zu prunkvolle Kleider, auch Erzeugnisse guter Schneider und Oberhemdenarbeiter. Mehr zu sagen verbietet die Angst vor dem Leser, weniger die Ehrlichkeit.

Trotzdessen — vive la reine! Auf Zeit. — *Maria Torenius.*

**Egon Friedell und Gerhart Hauptmann.** Als Gerhart Hauptmann zur Premiere der „Dorothea Angermann" in Wien war, wurde ihm zu Ehren ein Original-Wiener Gulaschhütten- und Heurigenfest veranstaltet. Es gab ein großes Varietéprogramm, zu welchem auch Egon Friedell beitragen sollte. Friedell dachte an eine Reihe von Parodien: „Dorothea Angermann" von Goethe, Schiller, Ibsen, Strindberg, Wedekind. Als Clou des Ganzen aber erwog er eine „Dorothea Angermann" von Gerhart Hauptmann — „noch in seiner guten Zeit". Es kostete schwere Mühe, Egon Friedell von diesem Vorhaben abzubringen. *(Mitgeteilt von C. W.)*

**Guterhaltener,** gebrauchter Leichenwagen zu kaufen gesucht. Angebote an Gemeinde Brieskow-Finkenheerd, Bezirk Frankfurt (Oder).

*(Berliner. Morgenpost.)*

---

**Neue Sachlichkeit:**

*Aus der Komödie „Der Paletot"*

von

*Karl Sternheim.*

Ruhnke: Gestatte mir: Ruhnke.

Anna: Habe als Vorstellungzweck Tanzabsicht oder weitere Absicht ich anzusehn?

Ruhnke: Wird von noch einzuholenden Informationen abhängig gemacht.

Anna: Annäherung demnach verfrüht. Doch wird vorläufig unverbindliche Kennenlernung hiemit befürwortet.

Ruhnke: Vergnügen. Zunächst Pupille.

Anna: Werde zu rühmen wissen.

Ruhnke: Ihre Dessous?

Anna: Trikotwäsche Jägermarke. Herrengarnitur Kennwort „Präpelchen" samt wendbaren Wollsocken prima Mark fünfzehn, primaprima Kennwort „Doller Käfer" Mark zwoundzwanzigeinhalb. *(Zieht Vormerkbuch.)* Bin Vertreterin. Wieviel notiere ich?

Ruhnke: Zwo, primaprima!

Anna: *(schmeichlisch)* Notiere ich Halbdutzend?

Ruhnke: Aeußerst drei. Doch nur bei Abnahme prunkvoll aufgemachter Ganzflasche mir anhaftenden Duftes. Besitze Duftei.

Anna: Demnach Scheff! Ehelich beabsichtigte Annäherung bleibe sohin ich erwartend.

Ruhnke: Wird rechtzeitig erwogen werden. Vorläufig scheint Zelebrierung kessen Charlestons mir ortgemäß.

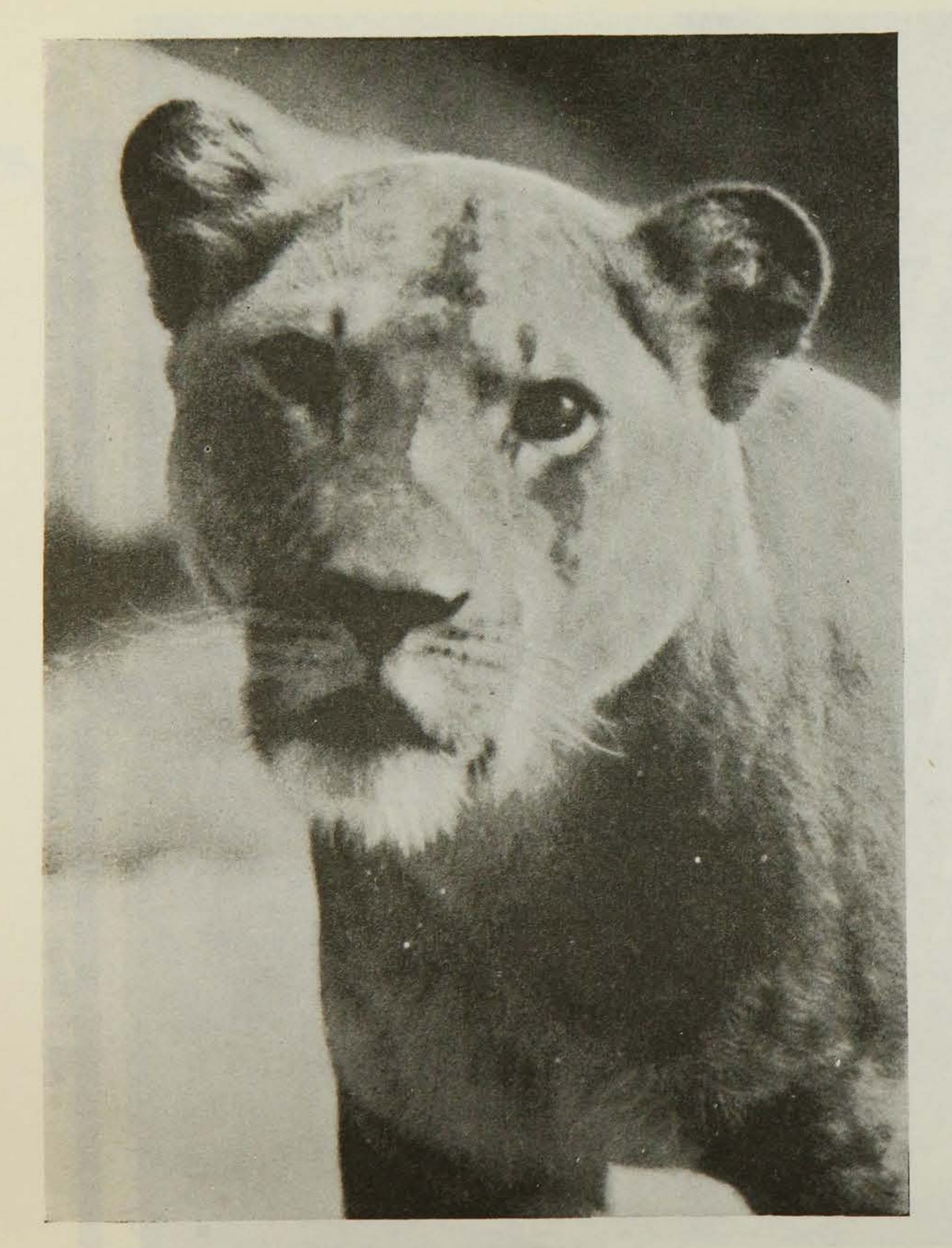
Anna: M. w.

Ruhnke: Puppe! *(führt in den Ballsaal sie).* *Robert Neumann.*

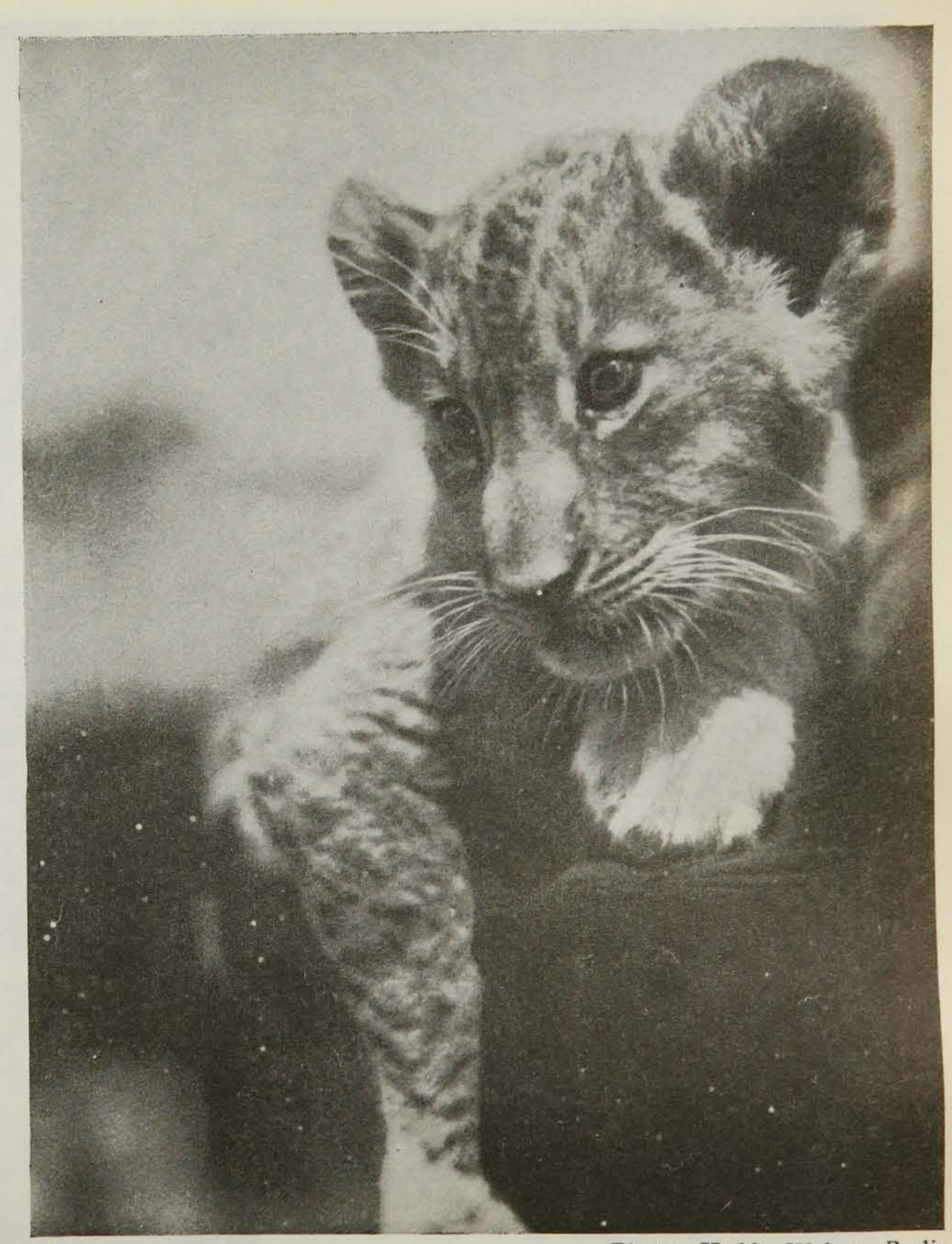
**Deutsche Kunst in Paris.** Als erste deutsche Künstlerpersönlichkeit, die von einer der großen Pariser Galerien für eine Kollektivausstellung eingeladen wird, stellt Renée Sintenis im Januar ihr Oeuvre bei Hodebert (Barbazanges). Paris, aus. Schon einmal hat ein deutscher Bildhauer bei Barbazanges ausgestellt: Wilhelm Lehmbruck im Sommer 1914.



Osnabrück, Kromschrödersches Haus
Aus C. Horst, Die Architektur der deutschen Renaissance (Propyläen-Verlag)



Löwin im Stellinger Tierpark



Photos Hedda Walter, Berlin

Junger Löwe im Berliner Zoo



Photo Bassano, London

Lady Leven and Melville, Tochter des Earl of Liverpool



Photo Mahrenholz, Berlin

Yvette Guilbert

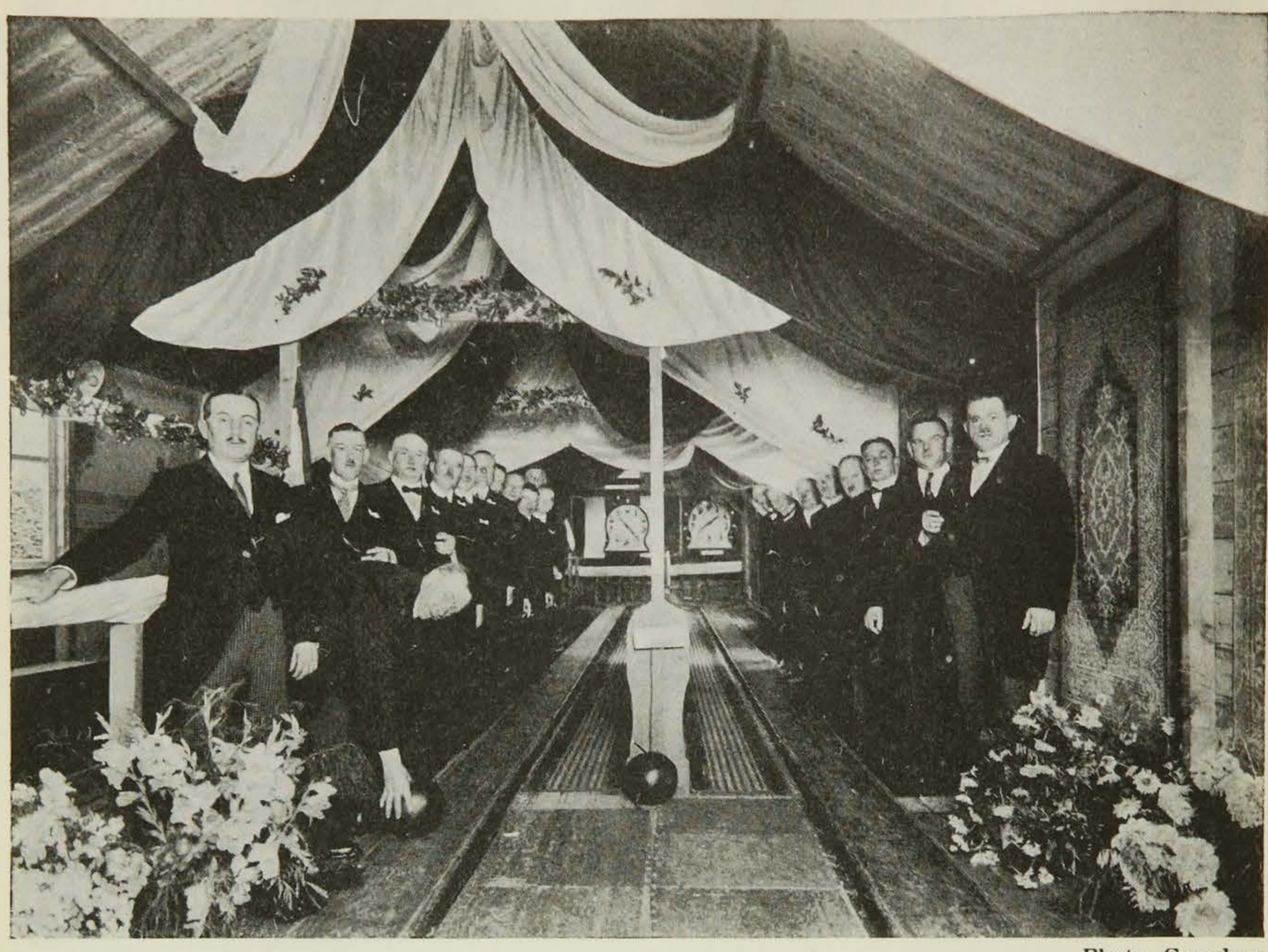


Photo Graudenz

Jahresfeier des Kegelklubs „Juvenitas“



Photo Neuhauser, Luzern

Jodler-Doppelquartett in Luzern

In kleinen Pariser Galerien sind, leider infolgedessen fast unbeachtet, schon eine ganze Reihe deutscher Künstler zu Worte gekommen: Paul Klee, George Grosz und Max Ernst.




Ari Kampf

**22 Verletzte um ein Paar Mädchenbeine.** In dem östlichen Stadtteil von London Bethnal Green kam es zu einem ungewöhnlichen Unfall. Eine große Menschenmenge hatte sich vor dem Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes angesammelt, um eine neuartige Reklame zu betrachten, die darin bestand, daß aus einem dunklen Wandschirm die beiden in Seidenstrümpfe gehüllten Beine eines jungen Mädchens sichtbar waren, die Charlestonschritte ausführten. Als ein Automobilomnibus vorüberfuhr, entstand plötzlich ein allgemeines Gedränge, und die zuvorderst Stehenden wurden durch die Glasscheibe in die Auslagen hineingestoßen. 22 Personen wurden verletzt. *(„Die Freundin".)*

## Spießer-Ballade.

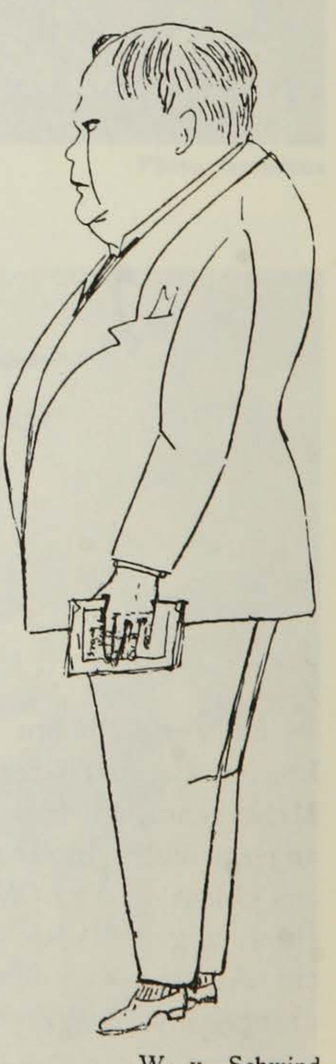
Weil ich nicht an Karten glaube . . .
Weil ich nicht die Gartenlaube,
sondern das Stachelschwein halte,
Weil ich ihren Sittlichkeitsverein
gegen alle Sitten nannte, —
Weil ich nur englisches Gummi kaue
und nicht spare,
bekam meine alte
Tante
graue
Haare. —

Weil meine alte Tante graue Haare . . .
Weil ich trotz meiner zwanzig Jahre
nicht dem Reichsbanner angehöre,
sondern nur mit Pazifisten verkehre,
die noch mehr als Kommunisten verderbt,
hat mich mein Onkel enterbt.

Weil meine alte Tante graue Haare . . .
Weil mich mein Onkel enterbt . . .
Weil ich nicht zu meiner Tante fahre,
damit sie sich die Haare wieder färbt,
Weil ich meiner Freundin rote Rosen . . .
Weil ich meine blauen Hosen
ganz verbügelt . . .
hat mich mein Vater verstoßen
und verprügelt. —

Weil mich meine Familie
verstoßen,
liebt mich Ottilie
auch ohne Rosen,
und meine blauen Hosen
hat sie mir auch geflickt. —
Wir leben beide sehr beglückt . . .
Ottilie ist mein ganzer Glaube,
ich gab ihr drum mein letztes Geld . . .
Dafür hat sie die Gartenlaube
und das Daheim bestellt.

*Max Kolpe.*


W. v. Schwind



Jean Cocteau, Engel



Photo Manuel Frères

Edmonde Guy



Photo Cecil Beaton

Miß Nancy Pawley in viktorianischem Kostüm



Photo Baruch

Der Maler Otto Schoff mit Modell

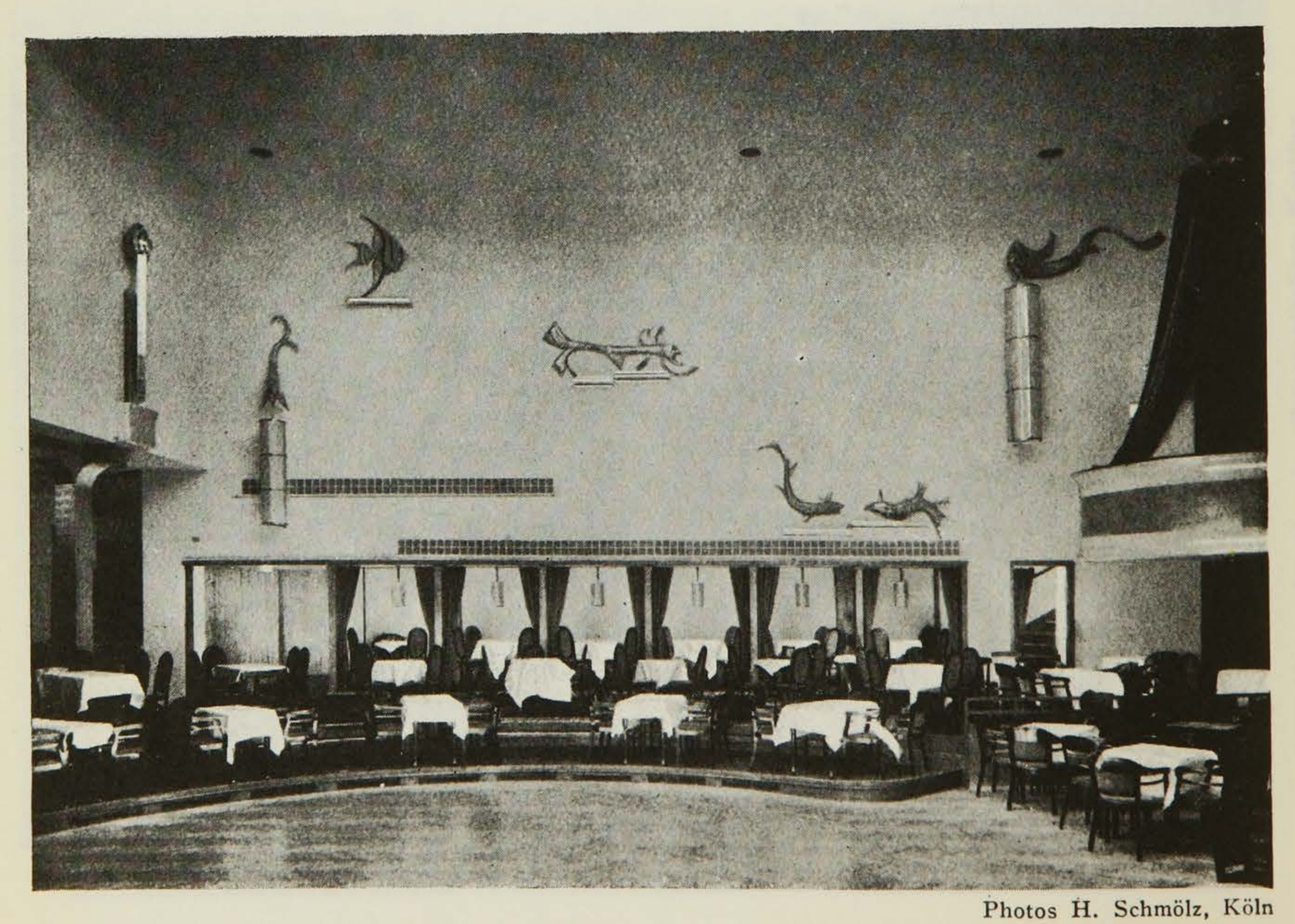


Willi Schäffers als Friederike Kempner



Photos Zander & Labisch

Tilla Durieux als sterbender Schwan



Photos H. Schmölz, Köln

Kabarett „Jungmühle“ in Düsseldorf (Oben Hängebeleuchtungskörper)
Architekten F. A. Breuhaus und Roßkotten

**Altgermanische Markgenossenschaft** Männergesangverein „Germania". Wotan, der weise Walvater, hat uns schwarze Rune geworfen . . .!

D e r  E d e l i n g
unserer Markgenossenschaft
Harro v. K.

ist nach einem der Kunst und dem Germanentum gewidmeten reichen Leben zum großen Ur im Osten heimgegangen. Sein Andenken usw.

Der Ewasagenstuol.

*(Aus den ‚Münchener N. Nachr.')*

**Halali!** Der Welt-Revierverwalter hat am Montag mittag unserem Freund und Jagdgenossen

Herrn Henning W.

im 65. Felde für immer den Lebenspaß verlegt. Ein Herzschlag ließ ihn nach kurzem Leiden schmerzlos in das Jägertraumland Avalun hinüberwechseln, wo er unter rauschenden Eichen und Tannen eine ewige Urstätt' finden möge. Wehmütig verklingt mahnend für uns das Schlußsignal: „Jagd vorbei!"

Dem Andenken des Mannes von deutschem Schrot und Korn ein letztes „Horrido!"

Namens seiner Jagdgenossen:
X. Y. Z.

*(Zeitzer Neueste Nachrichten.)*

**Weihnachtsempfänge.** Acht Tage lang waren die „Weihnachtsstuben der Völker" das beliebteste Teelokal von Berlin! Im Möbelhaus von Gerson hatte die „Mittelstandsfürsorge" zum Besten ihrer Wohlfahrtsarbeit Weihnachtsbäume angezündet: polnische, schwedische, österreichische, bayerische, dänische, holländische; eine alt-berliner Pyramide der Biedermeierzeit brannte im traulich-bescheidenen Gemach der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts; zwischen alt-weimarer Hausrat, zwischen Sofas und Lehnsesseln, auf denen Schiller und Goethe Weihnachten gefeiert, stand ein Bäumchen, frei nach Werther: „geputzt mit Wachslichtern, Zuckerguß und Aepfeln"!

Ueber sinnigen Krippen in dem „süddeutschen Zimmer" schwebten himmlische Heerscharen, zweihundert Jahre alt, in Seide und Brokat, man stand vor ihnen, Tränen schimmerten, „wie himmlisch, wie himmlisch" hörte man's flüstern ... „ich finde, die Weihnachtsfreude verliert sich prozentual mit dem zunehmenden Alter"! tief verwundet traf ihn ein Blick aus umflortem Auge: „wie herzlos"!

Acht Tage lang präsidierten diesem „Weihnachten der Völker" die zugehörigen Damen: mit Frau Reichsminister Stresemann durfte man altberlinische Weihnachten feiern, mit Frau von Pacher das österreichische Nicolsfest, mit Frau Legationsrat von Papius das süddeutsche, mit Gräfin Limburg-Stirum das holländische, mit Frau Minister Gradnauer das sächsische, mit Frau Minister Zahle das dänische, mit Frau Minister von Olszewska das polnische Weihnachten, mit Frau Minister af Wirsen den schwedischen Lucientag!

Berlin, mondän und oberflächlich, war gerührt, Weihnachtslieder schwebten durch die Weihnachtsstuben; jede, aus Privathäusern möbliert, trug den Stempel ihrer nationalen Eigenart. Es roch nach Tannen und Wachs ...

Man war gütig und sanft, aber es dauerte nur acht Tage!

*A. v. Oertzen.*

**Baukunst der Renaissance.** Einer von der Forschung lange vernachlässigten Periode deutscher Baukunst ist ein neuer Band des Marburger Kunsthistorikers *Carl Horst* gewidmet, der soeben unter dem Titel *„Die Baukunst der deutschen Renaissance"* im Propyläen-Verlag erscheint. Die Renaissance-Nachahmung, besonders auf dem Gebiet der Architektur und des Kunstwerkes, wie sie die Generation von 1870 in übertriebener und oft geistloser Weise übte, hat diesen Zeitstil selbst in Verruf gebracht. Und wie meist in solchen Fällen, hat man das Kind zugleich mit dem Bade ausgeschüttet. Denn nicht die deutsche Baukunst des 16. Jahrhunderts ist ideenarm, formlos, nachahmungssüchtig und planlos wirr, sondern ihre Interpreten sahen sie unter falschem Gesichtswinkel und maßen mit ihr wesensfremden Maßstäben. Eine Ehrenrettung des von den deutschen Meistern dieses Zeitabschnittes zwischen Gotik und Barock Gewollten und Geleisteten ist dieses Buch. Es zeigt, daß hinter den scheinbar krausen, verworrenen und zufälligen Gebilden bei

(Fortsetzung auf Seite 63.)

Lord Knebworth in Davos bei einem Quersprung



Photos Weltrundschau

Schweizer Militär bei Freiluftgymnastik im Hochgebirge

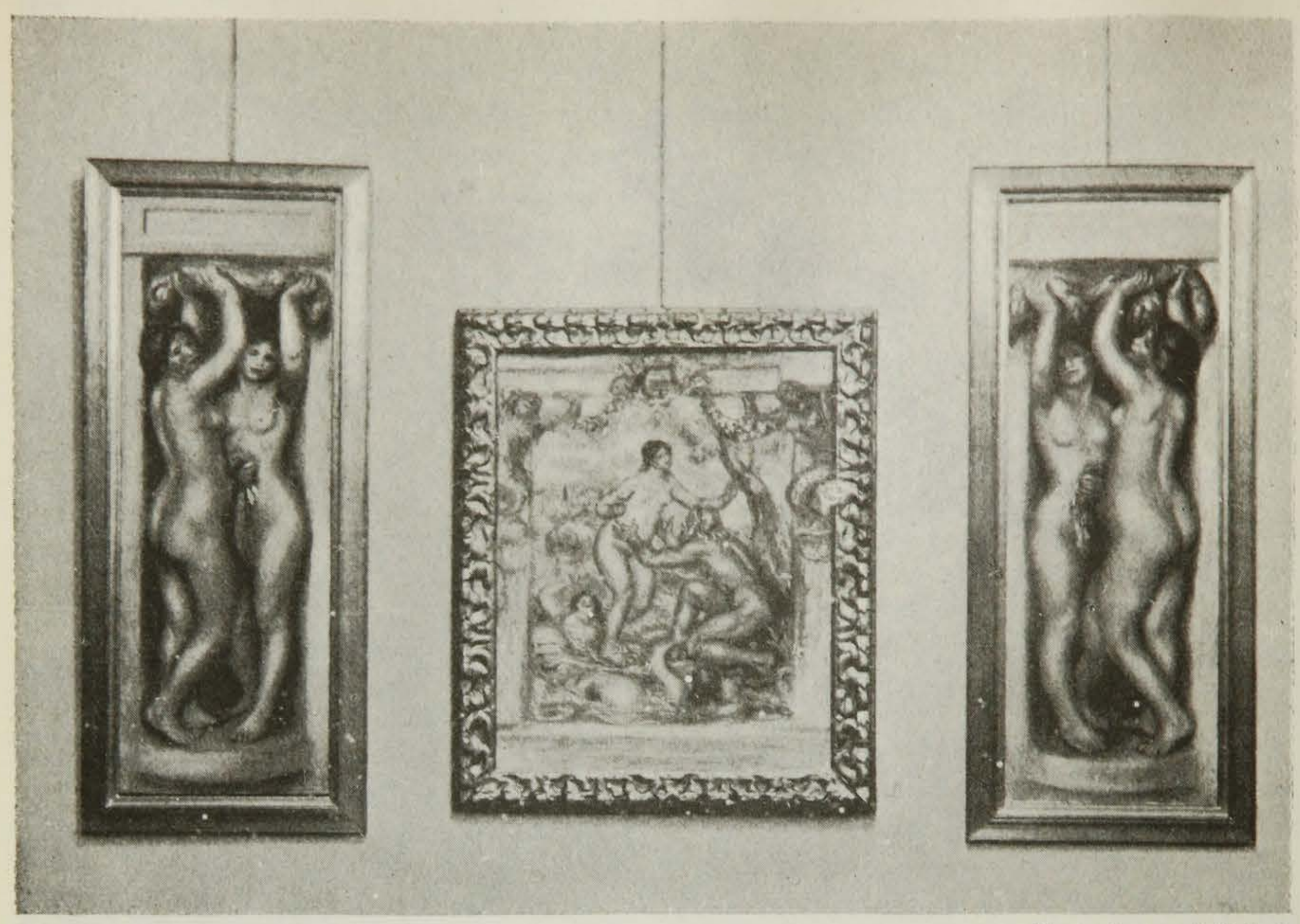


Photo Irmgard Fritsch

Aus der Flechtheimschen Renoir-Ausstellung

Catherine Heßling in dem neuen Renoir-Film „Die Zündholzschachtel“ (Nach Andersen.)

# Die Wissenschaft über das neue Verjüngungsmittel

Die Medizin steht nicht mehr weit von der Erkenntnis, daß alle Krankheiten im Grunde nur Erkrankungen der Drüsen sind.

Drüsen-Therapie wird darum das zukünftige Schlagwort der Heilkunde werden. Die Drüsen-Therapie hat sich in jüngster Zeit so rapid entwickelt, daß eine Neu-Orientierung der medizinischen Wissenschaft die Folge ist. Seit langem sucht die medizinische Wissenschaft nach einem Präparat, das bei Störungen die gesamte innere Sekretion wieder anzuregen vermag. Dieses „Drüsenmittel" haben wir nunmehr in dem indischen Beeren- und Frucht-Erzeugnis „Lukutate" gefunden. Nach den bisherigen Erfolgen ist es sicher, daß Lukutate sich zu einem Blutdrüsenfaktor ersten Ranges entwickeln wird.

In der modernen Naturwissenschaft taucht diese exotische Pflanze erstmalig bei Haeckel und bei Wallace — bekanntlich zwei Koryphäen ihres Forschungsgebietes — als wahres Phänomen geheimnisvoller Naturkräfte auf. Haeckel hebt sie unter den Tropenpflanzen, die „eigentümliche Lebenstätigkeiten" besäßen, besonders hervor; und A. R. Wallace erklärt wörtlich, daß es eine Reise nach dem Osten wert sei, nur um diese Frucht zu essen! Der Holländer de Welkens berichtet über die „eigenartige, belebende, erfrischende, regenerierende Wirkung der Frucht bei fast allen Tiergattungen, vom Elefanten bis zum Affen und Murmeltier, sogar bei sonst nur fleischfressenden Raubtieren, die sich oft um den Besitz der Frucht blutige Kämpfe liefern."

Die Versuche mit den Lukutate-Erzeugnissen — deren Herstellung der ständigen Kontrolle eines beeidigten Nahrungsmittel-Chemikers und mehrerer Aerzte untersteht — an mehreren Universitäten und Kliniken sowie durch zahlreiche praktische Aerzte und Tierärzte haben gezeigt, daß die natürliche Verjüngungswirkung der Lukutate sich nicht nur auf die Drüsen, sondern auch auf Atmungs-, Verdauungs-, Sexual- und sonstige Organe erstreckt, und daß der gesamte menschliche und tierische Organismus eine Verjüngung durch Stofferneuerung und Steigerung der Lebensenergie erfährt.

## Wie beurteilen Ärzte Lukutate?

### Geheimer Medizinalrat Kreisarzt Dr. Schrader:

„Auf Grund der an mir persönlich und an Patienten erzielten Erfolge mit Ihren Lukutate-Präparaten ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen folgendes mitzuteilen: Die drüsenbelebende Wirkung der Lukutate steht außer allem Zweifel. Meine Beobachtungen mit Lukutate haben sich deshalb besonders in der Richtung bewegt, die Wirkung auf die Drüsen festzustellen, und ich kann sagen, daß ich über die Wirkung oft überrascht war. Ich selbst war noch vor wenigen Monaten ein müder, nervöser (67 Jahre alter) Mann, der seinen anstrengenden beruflichen Pflichten nur schwer und mit Unlust nachkommen konnte. Heute bin ich arbeitsfreudiger, in jeder Weise verändert und kann dies nur auf die Beeinflussung der Drüsen durch Lukutate zurückführen.

Da Lukutate in erster Linie die Drüsen belebt und den Darm reinigt und entgiftet, so kann es nicht nur als Drüsenmittel, sondern auch als Entgiftungsmittel ein wichtiger Beitrag zur modernen Therapie werden. Um diese zwei Pole dreht sich eigentlich jede Krankheit. Wenn es uns gelingt, den Darm rein von Selbstgiften zu halten und die Drüsen funktionstüchtig zu machen, dann sind wir der meisten Krankheiten Herr geworden.

Ich stelle Ihnen diese Zeilen gern zur Verfügung, um Ihnen bei der weiteren Einführung Ihres prächtigen Mittels behilflich zu sein; denn durch den Genuß von Lukutate werden auch Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsleistungen des Volkes gesteigert."

**Hofrat Professor Dr. med. Pliawsky:**

„Ich habe einer Anzahl meiner Patienten zu Versuchszwecken über einen Zeitraum von drei Monaten Lukutate diätetisch verabreicht und bin dabei zu folgenden Ergebnissen gekommen:

Lukutate wirkt belebend auf die Funktion der Drüsen mit innerer Sekretion. Der Stoffwechsel wird beschleunigt und gefördert, alle physiologischen Lebensvorgänge erfahren nach dem längeren Genuß von Lukutate eine Steigerung und Belebung. Der Appetit und die Verdauung werden besser, die Herztätigkeit und die Blutzirkulation, die Funktion der Nieren und der Keimdrüsen werden angeregt, Lukutate macht den Menschen lebensfreudiger und widerstandsfähiger, bringt also eine Lebenserneuerung, die man auch als „Verjüngung" bezeichnen kann.

Die praktische Erfahrung hat einwandfrei festgestellt, daß wir in Lukutate ein wertvolles Drüsenbelebungsmittel gefunden haben."

**Oberstabsarzt Dr. med. Bremer:**

„Lukutate ist gar keine „neue" Entdeckung. Die Frucht ist in gewissen Distrikten Indiens wohlbekannt und steht bei den Eingeborenen wegen ihrer unerklärlichen verjüngenden und heilenden Eigenschaften in hohem Ansehen. Mir persönlich sind die in Lukutate verarbeiteten Früchte von meinen Weltreisen bekannt. Ich habe die Früchte an Ort und Stelle frisch verzehrt, wo sie auch viel von der Bevölkerung verspeist werden. In meinen Notizen finde ich verzeichnet, daß diesen Völkern gewisse Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Diabetes usw. unbekannt sind. Ich begrüße deshalb die Einfuhr der Früchte. Es hat mich gar nicht überrascht, daß bisher sehr viele günstige Erfolge zu verzeichnen sind, darunter von ärztlichen Kollegen, die mit Skepsis an die Erprobung gingen.

Ich möchte die Zusammensetzung, die Sie für Lukutate gewählt haben, eine glückliche nennen. In dieser Form wirkt Lukutate tatsächlich drüsenanregend und günstig auf das Allgemeinbefinden, wie ich nicht nur an geeigneten Fällen, sondern auch an mir persönlich feststellen konnte.

Wer selbst in Indien war und dort die Lukutate kennenzulernen Gelegenheit hatte, weiß, welche Bedeutung die Einführung der Frucht in Deutschland für unsere Volksgesundheit hat."

**Krankenhaus-Chefarzt Dr. med. Fischer:**

„Meine persönlichen Erfahrungen mit Lukutate kann ich dahin zusammenfassen, daß ich es als ein sehr wirksames Unterstützungsmittel gegen Alterserscheinungen im allgemeinen, im besonderen gegen die Arteriosklerose und als ein vortreffliches Mittel zur unschädlichen Erstarkung der Leistungsfähigkeit erachte. In einem Falle von Erschöpfungsneurasthenie und in einem anderen von Diabetes hat sich Lukutate vortrefflich bewährt. Ich werde auf Grund der durchaus befriedigenden Ergebnisse die Versuche in noch größerem Maße als bisher fortsetzen."

Zahlreiche weitere medizinische Autoritäten und Sachverständige haben sich in ähnlicher Weise über Lukutate geäußert.

Sicherlich wird dieses von Medizinern und Wissenschaftlern so glänzend begutachtete indische Beerenfruchterzeugnis, das bis vor wenigen Monaten in Europa noch ziemlich unbekannt war, als neuzeitliches Drüsen- und Verjüngungsmittel seinen Weg machen.

**Dr. A. B.**

näherem Betrachten ein einheitlicher und klarer Gedanke in stetiger Entwicklung formt und gestaltet und ausdrucksvolle, ja bedeutende, wenn auch manchmal eigenwillige Werke in den Bürgerbauten, Zunfthäusern, Rathäusern, Schlössern, Kirchen usw. entstehen läßt. Das Buch ist reich illustriert und bringt viel neues, unbekanntes Material.

**Hokuspokus** von Benno Bardi. Verehrte Freundin!

Wie schön wäre es, stünde mir die *Scala* von *Casanovas* Ueberredungskünsten zu Gebote, um Sie, eine *Frau von Format* zu veranlassen, bei *Sonnenaufgang* die *Heimat* zu verlassen und als *Nachtrevue* die *Lichter von Berlin* blitzen zu sehen. Der *Geisterzug* stünde bereit zu der *Entführung* aus einer *Ehe von Welt,* und keinem *Mikado,* keiner *Frau Präsidentin,* ja selbst nicht dem *Günstling des Zaren, Rasputin,* könnte ein liebevollerer Empfang je zuteil geworden sein.

Berlin entfaltet seine *große Parade. Zimmer Nr. 13* im *Esplanade* ist reserviert, in dem Sie hoffentlich weder von einer *Fledermaus* noch von einer *Hotelratte* belästigt werden. Sie begeben sich zum *5-Uhr-Tee* dort in den *Wintergarten, Jonny spielt auf* mit *fünf von der Jazzband,* und bei den Leharschen Klängen von *Frasquita* und *Paganini* können Sie die *Brillanten* des *Kaufmanns von Venedig,* der hier seine *Zinsen* verjubelt, oder die Toiletten der *Millionärin aus Chicago* mit ihrem *Rosenkavalier* oder die *gutsitzende Hose* des Fabrikanten von der *Wupper* oder wie die *Schieber des Ruhms* auch heißen mögen, bewundern.

Aber halten Sie deshalb *um Himmels willen* Berlin nicht für den *Sumpf,* in dem sich Tausende an *Filmromantik, Erotik, Grock-Maß für Maß* berauschen und den *Weg allen Fleisches* gehen, sondern üben Sie *Justiz* und betrachten Sie die Reise als eine *Fahrt ins Märchenland!*

Keine *Macht des Schicksals,* kein *Stacheldraht* kann hindern, daß die *Frau ohne Kuß* begrüßt wird, *wann und wo* es auch sei, von Ihrem zwar von der Kritik beanstandeten, aber dennoch restlos treuen

*Fidelio.*

## Film.

*Mir hat's gefallen.*

„Die Liebe der Jeanne Ney" hat manchen Entschluß, keine deutschen Filme mehr zu sehen, schwer erschüttert. Da ist eine Szene: zwei Liebende gehen nachts in ein übles Absteige-Hotel. Sie tun das weder pikant, noch unanständig. Es ist ganz selbstverständlich. Die Mehrzahl des Publikums aber hat die Einstellung: so etwas hat entweder pikant oder zotig oder neckisch oder grotesk oder tragisch zu sein. Aber so ganz selbstverständlich?? — Da sollen die zwei sich wiedersehen nach langer Trennung. Sie sehen sich. Sie ist im Auto. Er zu Fuß. Beide getrennt durch das Gitter eines Parkes. Das Auto fährt. Er läuft. Er läuft. Sie winkt ihm zu. Er läuft. Er fliegt über den Boden. Sie im Auto. Er läuft wie ein Verrückter,

Sie steigt aus, er kommt an. Sie stehen sich gegenüber! Wortlos! Kein Kuß! Keine Entspannung. Aber beide sind geladen voll zärtlichster Liebe. Eine unvergeßliche Szene. — Ein Papagei, der einen Brillanten verschluckt hat! Wie sich das auflöst. Alles ist bunt, der Film lebt. Hundert Einfälle und vor allem auch neue Gesichter: Edith Jeanne, Uno Henning, Rasp, Licho! Ausgezeichnet. Regisseur: Papst. Manuskript: L. Wajda. Die Vorführung, die ich sah, endete mit einem Pfeifkonzert des p. p. Publikums. Warum?

Mir hat's gefallen.

*

Was soll ich dagegen tun? „Der falsche Prinz" hat mir auch gefallen. Es hat mich interessiert, Harry Domela spielen zu sehen. Spielen? Er spielt gar nicht. Er ist einfach da und sieht ganz anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er sieht krank aus. Er tat mir leid. Man staunt noch mehr über seine Komödie, wenn man ihn sieht. Ueberhaupt eine Aufgabe des Filmes, uns Leute zu zeigen (nicht Schauspieler), die allgemein interessieren. Nicht nur immer in den Wochenschauen, wenn sie Reden halten.

*

Wer Murnaus „Faustfilm" sah und den „Tartüff" und den „letzten Mann", der wird erstaunt sein, jetzt plötzlich einen so guten Murnaufilm wie „Sonnenaufgang" zu sehen. Oder liegt es nur daran, weil unser aller „Emil" in diesem Murnaufilm einmal nicht mitspielt, sondern dieser charmante junge George O'Brien? Die Photographie stammt aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Nur Camilla Horns blondgescheitelte Gretchenperücke, der sonst dunklen Janet Gaynor aufgestülpt, war die letzte Säule vergangener Murnaufilme, die in diesen fabelhaften Film hineinragte. Murnau, überlaß Emil dem Weg allen Fleisches.

Sonnenaufgang. Mir hat's gefallen.

*

Iwan Mosjukin eroberte sich den Kurfürstendamm als Casanova. Mit Recht. Aber das gymnastische Ballett, das zuweilen über die Bilder huschte,

soll wohl Sinnlichkeit darstellen? Mosjukin wirkt schon durch sich. Er hat diesmal einige niedliche Konzessionen gemacht, das hat er nicht nötig. War denn die damalige Zeit so albern? So „Trippel-Trippel" und „Husch-Husch!" Auf dem Markusplatz tat sich einiges an Maskentreiben. Buntkoloriert noch dazu. Aber das sind nur kleine Schönheitsfehler. Die Figur des Casanova, schon zur Sage erstarrt, hat durch Mosjukin ein neues lebendes Gesicht erhalten. Und man glaubt diesem Mosjukin-Casanova die Abenteuer seiner dicken Memoirenbände. Das ist allerhand.

Mir hat's gefallen.

*

Hierzulande wird heftig behauptet, ein Film müßte vor allem, aber auch vor allem, viel „richtige" durchgehende Handlung haben. Viel Handlung und noch mehr Handlung. Das Gegenteil beweist Harold Lloyd in „Um Himmels-willen!" Wenn Harold Lloyd einige besoffene Männer heimbringen muß, so kann man darüber zehn Minuten lang hintereinander lachen. Die sind aber auch wirklich besoffen, so richtig dämlich besoffen. Und wenn er Leute einfängt zum Gottesdienst, welch herrlicher gesunder Quatsch! Und die „Handlung"? Ein Milliardärssohn heiratet ein armes Mädchen. Aber wie!! Mit sehr wenig Handlung. Lauter Nebenbei. Viel Keilerei. Ja, herzig sind die Amerikaner nu mal nicht.

Mir hat's gefallen. *Marcellus Schiffer.*

**Paul Lenis „Der Chinesische Papagei".** Endlich mal ein Film, den sich Menschen, die Kunst zu sehen gewöhnt sind, mit Befriedigung ansehen können: außerordentlich schöne Photographien (viele ganz unwirklich) (aus dem Pacific), ausgezeichnete Schauspieler (vor allem der Chinese Hso-jin), eine spannende Handlung (ein Detektivroman, wie ihn Conan Doyle nicht besser erfinden konnte), vorzügliche Einfälle des Regisseurs Paul Leni.

Die zünftige Berliner Filmkritik lehnte den Film einmütig ab. *A. F.*

---

## Le loup.

Un petit agneau
Tout blanc, tout beau,
Avait perdu sa mère.
Un loup! Mon Dieu!
Deux yeux de feu
Luisant par la barrière!

Les nez à terre,
Les queues en l'air,
Ils chassaient la grosse bête!
En deux minutes elle fit culbute
Pour eux c'était une fête!

«Mon chien, mon chien!
Oh viens, oh viens
Et sauve ma petite vie!»
Le chien Piffpouff
Répondit «Wouff»!
Et appelait ses amis.

Le petit agneau
Le cœur tout gros —
Lui offrait un baiser.
Le chien dit: „Rien,
Belle demoiselle —
Est doux comme ton petit nez.

Le nez du loup
N'est pas si doux.
Allons revoir ta mère!»
Le petit agneau
Fit trois grands sauts,
Passée est la misère.

*H. v. Medem.*

**Josef Feinhals (Collofino) Köln und Alfred Kerr** feierten ihren 60. Geburtstag. Beide sind gute Freunde des „Querschnitt" und der Querschnittleser. **Herr Hofrat Dr.-Ing. h. c. Alexander Koch,** Herausgeber der Zeitschriften „Deutsche Kunst und Dekoration", „Stickereien und Spitzen", „Tapeten-Zeitung" und von Werken über neuzeitliche Wohnkultur, feierte am 1. Januar 1928 sein 40jähriges Verlagsjubiläum. **Geheimrat Prof. Dr. Dr. h. c. Schloßmann,** dem die Stadt Düsseldorf einen neuen Stadtteil verdankt und ein Museum, das Reichsmuseum für Gesellschafts- und Wirtschaftskunde in Düsseldorf, und Hunderttausende von Kindern ihr Leben, feierte am 16. Dezember seinen 60. Geburtstag. **Generalfeldmarschall v. Mackensen,** dessen Antlitz von Benno Elkan für die Ewigkeit festgehalten worden ist, und der ein Vetter ist des Worpsweder Malers Mackensen und durch ihn verwandt mit Paula Becker-Moderson, feierte seinen 75. Geburtstag. Sie haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen. **Max Pallenberg,** einer der beliebtesten Berliner Komödianten, heuer Diktator bei Erik Charell, dessen Bachstelzenlied vor 20 Jahren nicht frischer klang als heute, feierte seinen 50. Geburtstag. Bei ihm trifft dasselbe zu wie bei Exz. v. Mackensen.

**Komfortzimmer** in Charlottenburg findet geb. berufstätige Dame aus gutem Hause (Wassersportfreundin) bei gebildetem Herrn, Ende 30, Kameradschaftsehe erwünscht. Off. 1031 Verlag. *(„Die Freundin".)*

Muß das sein? *Die Dame.* Einst ein übles Wort im Sinne der Geliebten, der Dirne, später Bezeichnung der vornehmen Frau, ist „Dame" längst auch in die bürgerlichen Kreise eingedrungen und hat sich darin so festgesetzt, daß es sich anscheinend nicht mehr verdrängen läßt. Und doch sollte man es versuchen. Bemerkenswert ist, was Hermann Löns in seinem Roman „Das zweite Gesicht" den Redner auf einem Festmahl darüber sagen läßt. Dieser lehnt zu allgemeiner Verblüffung den ihm übertragenen Trinkspruch auf die „Damen" ab, will aber gern den „Frauen und Jungfrauen" ein Lobredner sein. Dame ist ihm „ein welsch Wort, ein farblos Wort, ein Unwort. In der galanten Zeit kam es auf, und es bedeutete nichts Sauberes, schmeckte nach Liebelei, aber nicht nach treuer Liebe", und er kann sich auf ein Wortspiel Friedrich von Logaus berufen: Was Dame sei und dann, was Dama (Damhirsch), wird verspürt, daß jene Hörner macht und dieses Hörner führt.

In der heutigen Zeit, wo das mit dem französischen „Dame" gleichbedeutende „Frau" (beides = Herrin) mehr und mehr überhaupt vom weiblichen Geschlecht gebraucht wird, ohne Verheiratete und Unverheiratete zu unterscheiden, sollte man jede Gelegenheit wahrnehmen, wo sich die „Dame" irgend vermeiden läßt.

Warum gebrauchen immer noch so viele für ein deutsches Wort ein Fremdwort? Muß das sein? *(Landsberger General-Anz.)*

---



# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Tanzplatte.

*„Coquette-Step" (Boulanger-Bik). Vox 8551.* — Kleines Wunder an Präzision und Klarheit. — Rückseite: *„Madrid", Onestep (Boulanger-Bik). Jazz-Orchester Boulanger.* — Melodieerfüllte Virtuosität. Bravo, Bik-Boulanger!

*„Paradise-Isle", Waltz mit Chor. Alpin-Orchestra, Brunswick A 413.* — Vorbildliche Aussprache des sympathischen Sängers. — Rückseite: *„Russian Lullaby".* — Angenehme Verwalzung der bekannten russischen Volksweise.

*„Eine Frau von Format" (Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären).* — Rückseite: *„Ein bißchen Feuer", Tango. Schachmeister-Jazz-Symphonie-Orchester. Polyfar Grammophon 21104.* — Treffliche Wiedergabe dieser frühlingshaften Herzensschlager!

*„Die kleinen Mädchen", Foxtrott (Walter Kollo).* — Frech, jahrmarktmäßige Zappeligkeit. — Rückseite: *„Heebie Jeebies" (Atkins, Jones). Marek-Weber-Orchester. Elektrola EG 650.* — Gesangvolles Frage- und Antwortspiel zwischen Geige und Saxophon.

*„Perhaps You'll think of me", Boston (Leslie, Stone). Silvians-Orchestra.* — Rückseite: *„Carolina Sweetheart", Boston (James). Weber-Orchester. Electrola EG 547.* — Konzertanter, anmutig wiegender Vortrag.

*„Pamplona", Stomp (Bee, Pasky).* — Rückseite: *„Dawn", Foxtrott (Revel, Wappus). Formiggini-Orchester. Vox 8538.* — Steppen genügt nicht mehr. Man muß nach federndem Marsch-Rhythmus elegant stompen können.

*„Padre Nuestro" (Delfino).* — Rückseite: *„Langosta" (Filiberto), Tango. Manuel Romeo-Kapelle mit spanischem Refrain-Gesang. Vox 8539.* — Lebhafte Illustrierung, aparte Herbheit.

*„Colette", Charleston (Baer-Kahn).* — Rückseite: *„Broken hearted", Foxtrot (Sylva, Brown, Henderson) mit Refraingesang. Whiteman-Orchester. Electrola EG 613.* — Zwei kraftstrotzende Proben aktuellsten Tanzes.

---

*„Ain't that a grand and glorious feeling", Foxtrot (Yellen, Ager).* — Rückseite: *„Me and Jane in a plane", Foxtrott (Leslie-Gilbert). Jack Hylton-Orchester. Electrola EG 642.* — Prächtige Tempi und Rubati, komisches Drauflos!

*„Yale-blues" (Ellis).* — Ueber unbekümmerte Rhythmen gestikuliert ein exzentrisches Saxophon. — Rückseite: *„Ain't she sweet!", Foxtrot (M. Ager). Briggs Savoy-Syncop's-Orchestra. Polyfar-Grammophon 21095.* — Dem charmanten Trot begegnet man immer wieder gerne . . .

*„What does it matter", Boston (Berlin).* — Rückseite: *„I'll just go along", Charleston (Kahn, Florito). M. Weber-Orchester. Electrola 1a EG 557.* — Zärtliche Zwiesprache von Streichern und Bläsern. Charleston mit dem Ehrgeiz, polyphon zu sein.

### Diversa.

*„So blue" (Henderson).* — Rückseite: *„Nesting time" (Dixon-Monaco). Jesse Crawford, gespielt auf der Wurlitzer Orgel. Electrola E. G. 592.* — Entzückende Klangeffekte des königlichen Instrumentes. Sänger und Spieler, lernet daraus eure „Register" meistern.

*„Because I love you" (Berlin).* — Rückseite: *„I'm alone in Athlone" (Ford). Fred Bird mit englischem Refrain und Banjo. Homocord 4—2418.* — Distinguierte Interpretation dieser beliebten Nummern. Zum Ausruhen . . . — — —

*„Capriccio über die »Fledermaus«" (J. Strauß).* — Rückseite: *„Geschichten aus dem Wiener Wald", Paraphrase (J. Strauß). The Bechstein-Fours. Homocord 4—8806.* — Vier Bechstein-Flügel! Ueberwältigend entwienerter, amerikanisierter, aber selbst dann noch liebenswerter Papa Strauß.

*„Blue skies" (Berlin). Englisches Duett mit Saxophon, Guitarren und Klavier.* — Rückseite: *„I've grown so lonesome, thinking of you" (Donaldson, Ash). Gene Austin, Tenor mit Klavier. Electrola E. G. 511.* — Hübsche Tenorstimmen, geschickte Instrumentierung dieser Mode-Sentimentalismen à la Smith.

*„Zweite ungarische Rhapsodie" (F. Liszt). Geschwister Kotanyi auf drei Blüthner-Klavieren. Parlophon 9162.* — Trotz ungarisch beflügelter Phrasierung etwas farblose Auffassung.

*„Saxophonitis" (Revel).* — Rückseite: *„Valse caprice" (Revel). Saxophon: A. Joost. Vox 6367.* — Fanfarenartige Wirkung. Reizvoll antisentimental, fabelhafte Technik.

### Märsche.

*„Pariser Einzugsmarsch" (Piefke-Hackenberger).* — Vorzügliche Herausarbeitung näherkommenden Spieles. — Rückseite: *„Sedan-Marsch" (Lange-Hackenberger). Großes Militärorchester, Dirigent Prof. Oskar Hackenberger. Elektrola E. G. 623.* — Aufregende Signale. Zündender Rhythmus.

*„Der Koburger", altpreußischer Armeemarsch.* — Rückseite: *„Bayerischer Defilier-Marsch" (Scherzer-Hackenberger). Großes Militärorchester. Dirigent: Prof. Oskar Hackenberger. Electrola E. G. 636.* — Wie faszinieren Unerbittlichkeit und Süße, diese beiden unerläßlichen Marschelemente!

*„Zwei Kavallerie-Parademärsche" (Ruth und Möllendorf). Kapelle des Infanterie-Regiments III/9. Dirigent A. Becker. Vox 1173.* — Schicksalshafte Auszugsmärsche mit allem Drum und Dran.


Electrola

*„Preußischer großer Zapfenstreich."* *Musikcorps des I. und II. Bataillons des 9. Infanterie-Regiments. Dirigent: Prof. Hackenberger. Homocord 4—8792.* — Welche Skala unbeschreiblicher Bilder und Empfindungen! Hervorragende Platte.

*„Manöverbilder."* — Rückseite: *„Dem Sturm entgegen" (Wustl). Blas-Orchester des Obermusikmeisters a. D. Becker. Vox 8497.* — Populär, lustig. Das andere Profil des Janus-Kopfes . . . .

G e s a n g.

*„Todessehnen" (Vorreimorir') von Tosti. Richard Tauber mit Orchester. Odeon 8318.* — Nordische Worte, südlich eingezuckertes Melos. — Rückseite: *„Romanze" (Rubinstein).* — Internationaler Bel Canto in des Wortes eigenster Bedeutung.

*„Auf Bethlehems Fluren." Gemischter Chor, Solo und Kinderstimmen, Orgel, Orchester. Homocord 4-8801.* — Ausgezeichnet klangschattierte Choraufnahme. Prächtige Kinderstimmen. — Rückseite: *„Ora pro nobis" (Schubert). Altsolo M. Basca, Frauenchor und Orgel.*

*„Ow horachamim". Oberkantor S. Pinkasowicz, Tenor, mit Chor. Polydor-Grammophon H 70144.* — Hochdramatische Ausdrucks-Kraft. Operistischer Chor, schluchzendes Schönsingen.

*„Rachem No" (Pinkasowicz). Polydor-Grammophon 211 669.* — Bewunderungswürdige Beherrschung und Akkuratesse haarsträubender melismatischer Kunst-Stücke.

O r c h e s t e r.

*„Nußknacker - Suite" (P. Tschaikowsky). Philadelphia - Symphonie - Orchester. Dirigent: Leopold Stokowski. Electrola E. I. 125.* — Virtuos glanzvolle Aufführung dieser vielfarbigen Musik-Illustrationen. Erstklassige Platte.

*„Alessandro Stradella", Ouverture (Fr. v. Flotow). Tino Valeria-Orchester. Vox 08555.* — Schöne Musik — Liebling der Garten-Orchester, Stiefkind der Konzert-Dirigenten.

*„Weaner Madl'n" (Ziehrer). Edith Lorand-Orchester. Parlophon 9158.* — Wir gratulieren der anmutigen Interpretin zu dieser tausendsten Aufnahme!




**Unerreicht** in ihrer Heilwirkung gegen Katarrhe, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Asthma, Grippe und Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaure Diathese sind die weltbekannten natürlichen Heilmittel

**Emser Wasser**

Kränchen

**Emser Quellsalz**

und

**Emser Pastillen**

**Emsolith:** das Mundpflegemittel; verhindert Zahnsteinansatz. Aber verlangen Sie stets ausdrücklich die echten Emser Erzeugnisse und weisen Sie Nachahmungen zurück (künstliche Präparate, Fälschungen). Für Echtheit bürgt nur die Schutzmarke „EMS". **Staatliche Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems.**

Bei Erkältung altbewährt

**Dr. Sandow's künstliches**

**EMSER SALZ**

**Dr. Sandow's**

**PASTILLEN**

mit und ohne Menthol

Man ve lange ausdrücklich „Sandow".

**Freiheit oder Zwang**

in der Erziehung? Auch auf diese Frage antwortet der

**„Führer durch das private Unterrichts- und Erziehungswesen Deutschlands".**

Dieses Buch enthält die Adressen vorzüglicher Unterrichts- und Bildungs-Institute aller Gattungen, vom Gymnasium bis zur Vorschule, von der Handelslehranstalt bis zur Ausbildungsstätte für Krankenpflege. Zu beziehen ist das Werk zum Preise von Mark 1.80 durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26

**RUMPELMAYER**

BERLIN W

KURFÜRSTENDAMM 209

*Die elegante Konditorei*

5 UHR TEE / KONZERT / TANZ




# Bronchialkatarrh Asthma, Grippe

## Halsentzündung, Kehlkopf-, Luftröhren-, Lungenspitzen- und Rachen-Katarrh, Keuchhusten, Schnupfen, Heiserkeit, Verschleimung

der Atmungsorgane, wie überhaupt alle Katarrhe der Luftwege werden am sichersten durch die Kur im Hause mit dem Wiesbadener Tancré-Inhalator bekämpft. Die Inhalation erfolgt auf kaltem Wege, wirkt desinfizierend, heilend, schleimlösend, abhärtend, vorbeugend und kann jederzeit ohne Berufsstörung vorgenommen werden. Der sinnreich konstruierte Apparat verwandelt wissenschaftlich begutachtete heilkräftige Stoffe in einen feinen Gasnebel und bringt diesen mit der Atemluft bis in die tiefsten Luftwege. Hierdurch sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 25000 Patienten, darunter auch zahlr. Ärzte, in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben:

Herr C. F. Gabler in Siegmar bei Chemnitz: „Ich litt seit über 50 Jahren an einem chronischen, fast unheilbaren Katarrh verbunden mit asthmatischen Anfällen. Seit dem Gebrauch Ihres Inhalators bin ich geheilt, so daß ich trotz meines Alters von nunmehr 81 Jahren sieben Jahre davon verschont geblieben bin."

Herr Stadt-Oberingenieur Lüdecke, Berlin: „Ich hatte Ihren Apparat bald 14 Jahre im Gebrauch und kann daher feststellen, daß er, sachlich und richtig angewendet, unbedingt Besserung und Heilung bei allen Erkrankungen der Luftwege gewährleistet, wie ich das an mir selbst und Bekannten stets beobachten konnte. Auch die Kostenfrage beschränkt sich auf die einmalige Anschaffung des Apparates, und da eine Flasche Inhalationsflüssigkeit meist ein Jahr und länger ausreicht, sind die Betriebskosten gleich Null."

Herr Reichsbankrat Max Schulze, Berlin NW 21, Wilhelmshavener Straße 4: „Ich bestätige Ihnen gerne, daß ich Ihren Wiesbadener Tancré-Inhalator schon vor dem Krieg gegen Kehlkopfkatarrh mit gutem Erfolg angewandt habe. Seit 2 Jahren besitze ich wieder einen Apparat und habe sowohl im vorigen, wie auch in diesem Winter bei einem hartnäckigen Bronchialkatarrh und Rachenkatarrh mit heftigen Hustenanfällen nach kurzem Gebrauch Besserung und später Heilung erzielt, nachdem alle vorher angewandten Mittel keinen Erfolg hatten."

Der Vorstand der Staatl. Betriebskrankenkasse in Darmstadt: „Von Ärzten wie Mitgliedern unserer Kasse werden uns die Vorzüge Ihrer Apparate gegenüber ähnlichen Apparaten bestätigt."

Herr Knappich in Fischen (Bayern): „Wir sind schon seit etwa zwölf Jahren im Besitze Ihres Inhalators. Bei Husten, Schnupfen und Heiserkeit nehmen wir ihn in Gebrauch, besonders auch, wenn das Atmen durch die Nase erschwert ist; ebenso haben wir ihn schon vielfach zur Vorbeugung gegen Diphtherie und Scharlach angewandt. Unser Hausarzt hat sich schon sehr lobend über ihn geäußert. Unsere Kinder inhalieren ebenfalls bereits sehr gerne. Diesem praktischen, wohltuenden Hausmittel zollen wir unsere volle Anerkennung."

Herr Jakob Finkernagel, Rentner, Husum i. Schleswig: „Ich bestätige Ihnen gerne, daß ich durch das Inhalieren mit dem von Ihnen erhaltenen Inhalator nach ca. 3 Wochen von meinen asthmatischen Beschwerden befreit worden bin. Als mein Nachbar, der an Rachenkatarrh litt, von diesem Erfolg hörte, bat er mich, ihm einen Inhalator von Ihnen zu besorgen, was auch geschehen ist. Zum Trost aller Asthmaleidenden konnte ich feststellen, daß Asthma durch Gebrauch des Wiesbadener Tancré-Inhalators geheilt werden kann."

Herr Karl Vorhölzer, Stuttgart: „Ich kann Ihnen bestätigen, daß ich mit Ihrem Apparat außerordentlich günstige Erfahrungen gemacht habe und mache. Ich leide seit fast 30 Jahren an einem sehr starken periodisch auftretenden Rachenkatarrh, verbunden mit Heiserkeit, stark quälendem Husten usw. und stand lange Jahre dieserhalb bei einem Spezialisten in Behandlung. Alle Kuren brachten jedoch keine Besserung, bis der Arzt mir endlich das Inhalieren mit Ihrem Tancré-Inhalator empfahl. Der Erfolg ist jedesmal ein ausgezeichneter, nach wenigen Inhalationen sind die Beschwerden stets vollständig behoben."

Die Herstellung und der Vertrieb des Wiesbadener Original-Tancré-Inhalators wurde im Kriege von der Kriegsamtsstelle Frankfurt a. Main als für die Zwecke der Kriegsführung und Volksversorgung von Bedeutung, dem Hilfsdienstgesetz (§ 2) unterstellt. Das dürfte wohl die höchste Anerkennung sein, die von einer Behörde dokumentiert werden konnte.

### Die Vorzüge des Wiesbadener Original-Tancré-Inhalators.

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator ist in seiner Konstruktion vielen anderen Apparaten überlegen, da mit ihm nicht nur ölig-ätherische Inhalate in fast vollkommen trockenem, sondern auch alkoholische und wässrige Flüssigkeiten in taufeuchtem Nebel zur Inhalation gebracht werden können.

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator erzeugt im Gegensatz zu der stoßweisen Vernebelung and. Apparate einen ununterbroch. starken Gasnebel, wodurch eine wirkungsvoll. Inhalation gewährleist. wird.

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator ist zerlegbar, infolgedessen sind die feinen Zerstäubungsdüsen zugängig und können leicht gereinigt werden.

---

**Der gebrauchsfertige Inhalator mit Inhalationsflüssigkeit kostet 8.90 Mark. In geschmackvollem, schönem Etui 10.50 Mark.**

---

Warnung! Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator wird nicht auf Probe gegeben und zwar wegen der damit verknüpften Ansteckungsgefahr und aus hygienischen und sanitären Gründen. Achten Sie daher genau auf den Namen Tancré-Wiesbaden und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause", damit Sie auch wirklich den echten, seit nahezu 20 Jahren erprobten und altbewährten „Wiesbadener-Original-Tancré-Inhalator" erhalten. Kein zweiter Apparat kann sich wie dieser auf 25000 Zeugnisse von Ärzten und Patienten berufen. Verlangen Sie nähere Auskunft und belehrende Broschüre „Die Kur im Hause" kostenl. und ohne Kaufzwang von Carl A. Tancré, Wiesbaden R.O.

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 2

## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln*

*

*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. – Verantwortlich für die Anzeigen Walter Mattheß, Berlin

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. – In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag



Wilhelm Wagner

# DER GOTHA

Von

*KURT FREIHERR v. REIBNITZ*

Feudalismus. Er marschiert nicht, aber er hält sich, nicht nur als Museumsstück, sondern auch als Macht, gesellschaftliche und wirtschaftliche. Wer ihn studieren will, gehe nach Stettin oder Königsberg in die großen Bürohäuser des Landbundes oder lasse sich in die Gutshäuser des kleinen ostelbischen Landadels einladen. Denn die vom großen Adel, die Hatzfeldt, Henckel, Lichnowsky, um nur einige Namen zu nennen, haben zuviel von der Welt gesehen, waren zu oft in England und auf weiten Reisen, um sich gegen eine natürliche Evolution zu stemmen.

Feudalismus. In preußisch Berlin und was so herumliegt, gibt es nur Ausschnitte: die Bälle im Potsdamer Casino in der Waisenstraße (ein sehenswerter Schinkelbau), auf denen sich alte Hofschranzen und blaues Tuch von ehemals als Abwicklungsstelle der Berliner Hofgesellschaft zusammenfinden, der sogenannte Herrenklub im Kurmärkerhaus in der Voßstraße — hier versammeln sich die Intellektuellen des Adels, um mit einigen bürgerlichen Gelehrten und getauften Goßbankdirektoren als Konzessionsschulzen in Geist zu machen — und endlich die Tanzfeste der Deutschen Adelsgenossenschaft, eine Vereinigung neuesten Briefadels, der gar kein oder nur sehr wenig blaues Blut hat, aber mit desto hellerer Begeisterung Altpreußens Adel markiert. Ausschnitte, Ausschnitte...

Und doch gibt es einen Querschnitt durch all den Feudalismus, den echten mit Edelrost, den falschen in Stuck und Pappe, es ist der Gotha. Man kann auch Goitha sagen, das ist bezeichnender. Er bringt die ganze Umwelt deutschen Adels, und wer drin lesen kann, vor allem zwischen den Zeilen, findet jedes Jahr etwas Neues, Interessantes. Denn der Gotha, das ist nicht nur der Hofkalender, wie man das genealogische Taschenbuch der fürstlichen Häuser

Kutschwagens unumgänglich waren. In der hohen, breiten Halle harrte schweigend ein Diener mit Diplomatengesicht, dessen altmodische Uniformierung mit weißen Gamaschen und Eskarpins schon betonte, daß der Geist des Hauses absichtlich hinter dem raschen Schritt der Zeit zögerte. Ebenso das Schlafzimmer der Hausfrau, in das wir Damen geleitet wurden: kein Marmorwaschtisch, kein anschließendes Bad, keine Zentralheizung dankte den Fortschritten der modernen Technik. Ein leises, unbetontes Kopfnicken galt den anderen Damen, die sich ihrer Pelze schon entledigt hatten; ich tat alles, wie meine Schwägerin. Besorgt spähte ich zu der altmodischen Vornehmheit einiger älterer Damen, die im hochfrisierten Haar ein Diadem trugen, und deren festem, fast königlichem Schritt eine Schleppe aus starrer Seide folgte. Doch gab es auch zum Glück junge Frauen mit Bubikopf, freien Armen und gelösten Bewegungen.

Ich flüsterte Vera zu: „Ich finde nicht, daß euer Landadel einen verarmten Eindruck macht!"

Sie lachte hochmütig: „Glaub' ich! Sie zeigen's nicht! Die sind stolz, du! Zum Beispiel Bredows hier müssen im Frühjahr verkaufen — sie geben dies Jagddiner nur wie zum Abschied, oder aus Trotz. Sonst gibt es kaum noch große Diners im grünen Frack!"

Als wir die zweiteilige Treppe hinunterstiegen, harrten unten die Herren auf ihre den Puppen entschlüpften Schmetterlinge und stürmten dann familienweise die Bastille der angesammelten Gäste im Salon. Mein gewandter Artur stand schwarz und unbeholfen zwischen all den hohen, dunkelgrünen Gestalten, denen das Johanniterkreuz an der Seite oder auf dem Frackhemde leuchtete — von künstlichem Dünger, dem heutigen Ergebnis der Kesseljagd, von Kornpreisen und Flintenkaliber konnte er nicht eben viel mitreden. Er faßte mich ängstlich am Arm: „Du, die heißen alle Oertzen oder Maltzahn, Bülow oder Blücher, Bernstorff oder Bredow — du kannst sie nur durch die Gutsnamen unterscheiden, die ihrem Familiennamen angehängt sind!"

Die Wirtin kam uns frei und freundlich entgegen. Nichts von der Unsicherheit derer, die nur noch zu Gast auf ihrem Eigentum sind, war an ihr. Sie stellte mir einige grüne Fracks mit windgeröteten Gesichtern vor: „Oertzen-Lübow", „Oertzen-Kurndorf", „Oertzen-Tessin", „Oertzen-Randow", „Oertzen-Klettenburg" — dann kamen gottlob Maltzahns dran. Ich behielt nichts als den Eindruck kräftiger warmer Hände und hoher Gestalten. Man sah ihnen an, daß sie von Schenkeldruck und Büchsenlauf etwas verstanden, und daß sie es gewöhnt waren, einem Dorf voller Leute Herr, Beschützer und Vorbild zu sein. Nur ein kleiner dicker Abtrünniger, der sich in die Autobranche verirrt hatte, wurde mir mit leisem Lächeln als die „Vitamine-Reklame" vorgestellt.

Ein altes Fräulein von Bredow nahm mich mit der Erklärung des Bernstorffschen Stammbaumes gefangen — man sah den Wald vor Bäumen nicht; nur an einigen jungen Gesichtern sah ich die mitleidige Bestätigung, daß ich einem allgemein anerkannten Schrecken in die Hände gefallen war.

In einer Ecke, streng gesondert von den jungen Herren, die von Jagd, Fohlenzucht und Hypotheken sprachen, stand ein Trüppchen junger Mädchen in hellen Kleidern — ein Typus, wie ich ihn ausgestorben wähnte in unserer



Photo C. J. Luther, München

Sankt Christoph am Arlberg

Ausstellung Gal. Flechtheim

Eduard Arnthal, Bildnis einer Südländerin



Ausstellung Hugo Perls

Christoph Amberger, Bildnis einer Fuggerin




# Bronchialkatarrh Asthma, Grippe

## Halsentzündung, Kehlkopf-, Luftröhren-, Lungenspitzen- und Rachen-Katarrh, Keuchhusten, Schnupfen, Heiserkeit, Verschleimung

der Atmungsorgane, wie überhaupt alle Katarrhe der Luftwege werden am sichersten durch die Kur im Hause mit dem Wiesbadener Tancré-Inhalator bekämpft. Die Inhalation erfolgt auf kaltem Wege, wirkt desinfizierend, heilend, schleimlösend, abhärtend, vorbeugend und kann jederzeit ohne Berufsstörung vorgenommen werden. Der sinnreich konstruierte Apparat verwandelt wissenschaftlich begutachtete heilkräftige Stoffe in einen feinen Gasnebel und bringt diesen mit der Atemluft bis in die tiefsten Luftwege. Hierdurch sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 25000 Patienten, darunter auch zahlr. Ärzte, in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben:

Herr C. F. Gabler in Siegmar bei Chemnitz: „Ich litt seit über 50 Jahren an einem chronischen, fast unheilbaren Katarrh verbunden mit asthmatischen Anfällen. Seit dem Gebrauch Ihres Inhalators bin ich geheilt, so daß ich trotz meines Alters von nunmehr 81 Jahren sieben Jahre davon verschont geblieben bin."

Herr Stadt-Oberingenieur Lüdecke, Berlin: „Ich hatte Ihren Apparat bald 14 Jahre im Gebrauch und kann daher feststellen, daß er, sachlich und richtig angewendet, unbedingt Besserung und Heilung bei allen Erkrankungen der Luftwege gewährleistet, wie ich das an mir selbst und Bekannten stets beobachten konnte. Auch die Kostenfrage beschränkt sich auf die einmalige Anschaffung des Apparates, und da eine Flasche Inhalationsflüssigkeit meist ein Jahr und länger ausreicht, sind die Betriebskosten gleich Null."

Herr Reichsbankrat Max Schulze, Berlin NW 21, Wilhelmshavener Straße 4: „Ich bestätige Ihnen gerne, daß ich Ihren Wiesbadener Tancré-Inhalator schon vor dem Krieg gegen Kehlkopfkatarrh mit gutem Erfolg angewandt habe. Seit 2 Jahren besitze ich wieder einen Apparat und habe sowohl im vorigen, wie auch in diesem Winter bei einem hartnäckigen Bronchialkatarrh und Rachenkatarrh mit heftigen Hustenanfällen nach kurzem Gebrauch Besserung und später Heilung erzielt, nachdem alle vorher angewandten Mittel keinen Erfolg hatten."

Der Vorstand der Staatl. Betriebskrankenkasse in Darmstadt: „Von Ärzten wie Mitgliedern unserer Kasse werden uns die Vorzüge Ihrer Apparate gegenüber ähnlichen Apparaten bestätigt."

Herr Knappich in Fischen (Bayern): „Wir sind schon seit etwa zwölf Jahren im Besitze Ihres Inhalators. Bei Husten, Schnupfen und Heiserkeit nehmen wir ihn in Gebrauch, besonders auch, wenn das Atmen durch die Nase erschwert ist; ebenso haben wir ihn schon vielfach zur Vorbeugung gegen Diphtherie und Scharlach angewandt. Unser Hausarzt hat sich schon sehr lobend über ihn geäußert. Unsere Kinder inhalieren ebenfalls bereits sehr gerne. Diesem praktischen, wohltuenden Hausmittel zollen wir unsere volle Anerkennung."

Herr Jakob Finkernagel, Rentner, Husum i. Schleswig: „Ich bestätige Ihnen gerne, daß ich durch das Inhalieren mit dem von Ihnen erhaltenen Inhalator nach ca. 3 Wochen von meinen asthmatischen Beschwerden befreit worden bin. Als mein Nachbar, der an Rachenkatarrh litt, von diesem Erfolg hörte, bat er mich, ihm einen Inhalator von Ihnen zu besorgen, was auch geschehen ist. Zum Trost aller Asthmaleidenden konnte ich feststellen, daß Asthma durch Gebrauch des Wiesbadener Tancré-Inhalators geheilt werden kann."

Herr Karl Vorhölzer, Stuttgart: „Ich kann Ihnen bestätigen, daß ich mit Ihrem Apparat außerordentlich günstige Erfahrungen gemacht habe und mache. Ich leide seit fast 30 Jahren an einem sehr starken periodisch auftretenden Rachenkatarrh, verbunden mit Heiserkeit, stark quälendem Husten usw. und stand lange Jahre dieserhalb bei einem Spezialisten in Behandlung. Alle Kuren brachten jedoch keine Besserung, bis der Arzt mir endlich das Inhalieren mit Ihrem Tancré-Inhalator empfahl. Der Erfolg ist jedesmal ein ausgezeichneter, nach wenigen Inhalationen sind die Beschwerden stets vollständig behoben."

Die Herstellung und der Vertrieb des Wiesbadener Original-Tancré-Inhalators wurde im Kriege von der Kriegsamtsstelle Frankfurt a. Main als für die Zwecke der Kriegsführung und Volksversorgung von Bedeutung, dem Hilfsdienstgesetz (§ 2) unterstellt. Das dürfte wohl die höchste Anerkennung sein, die von einer Behörde dokumentiert werden konnte.

**Die Vorzüge des Wiesbadener Original-Tancré-Inhalators.**

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator ist in seiner Konstruktion vielen anderen Apparaten überlegen, da mit ihm nicht nur ölig-ätherische Inhalate in fast vollkommen trockenem, sondern auch alkoholische und wässrige Flüssigkeiten in taufeuchtem Nebel zur Inhalation gebracht werden können.

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator erzeugt im Gegensatz zu der stoßweisen Vernebelung and. Apparate einen ununterbroch. starken Gasnebel, wodurch eine wirkungsvoll. Inhalation gewährleist. wird.

Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator ist zerlegbar, infolgedessen sind die feinen Zerstäubungsdüschen zugängig und können leicht gereinigt werden.

**Der gebrauchsfertige Inhalator mit Inhalationsflüssigkeit kostet 8.90 Mark.
In geschmackvollem, schönem Etui 10.50 Mark.**

Warnung! Der Wiesbadener Original-Tancré-Inhalator wird nicht auf Probe gegeben und zwar wegen der damit verknüpften Ansteckungsgefahr und aus hygienischen und sanitären Gründen. Achten Sie daher genau auf den Namen Tancré-Wiesbaden und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause", damit Sie auch wirklich den echten, seit nahezu 20 Jahren erprobten und altbewährten „Wiesbadener-Original-Tancré-Inhalator" erhalten. Kein zweiter Apparat kann sich wie dieser auf 25000 Zeugnisse von Ärzten und Patienten berufen. Verlangen Sie nähere Auskunft und belehrende Broschüre „Die Kur im Hause" kostenl. und ohne Kaufszwang von Carl A. Tancré, Wiesbaden N.O.

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 2

## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen*
*im Text und auf Tafeln*

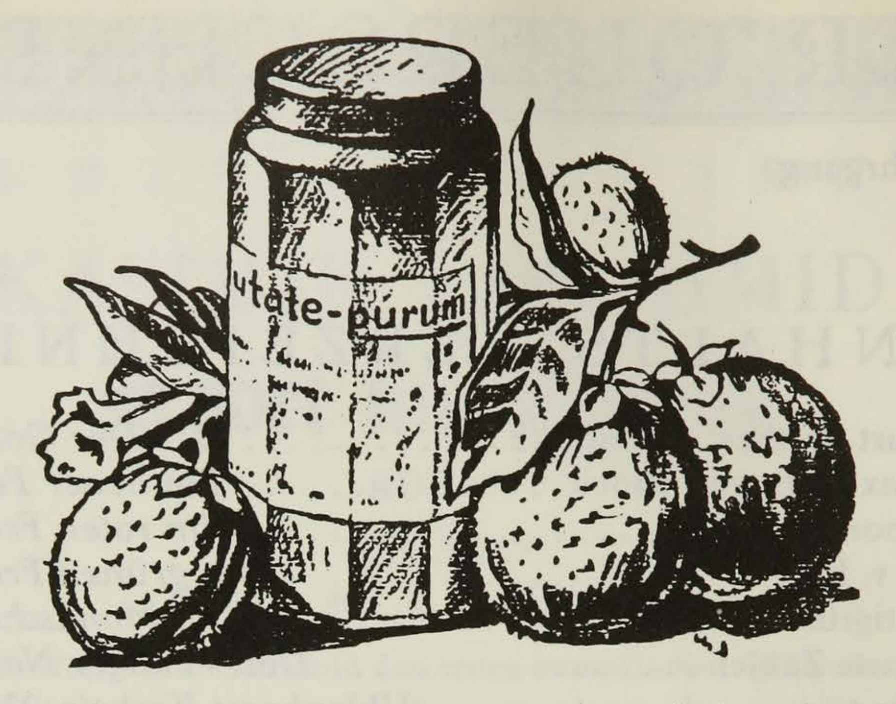
*

*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen Walter Mattheß, Berlin

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik. Wilhelm Neumann, Prag




# Auf vielseitigen Wunsch:

# Lukutate purum

Es mehren sich die Vorschläge, namentlich ärztlicherseits, Lukutate rein, also ohne die zur Herstellung von Geleefrüchten, Brühwürfeln usw. erforderlichen Zusätze, herauszubringen, ein Erzeugnis also, das nur die Original-Indischen Verjüngungsfrüchte enthält.

Diesem Wunsche entsprechend, liefere ich nunmehr außer den bekannten Lukutate-Präparaten die »Reinkultur« der wirksamsten Bestandteile als

## Lukutate purum

in schmackhafter, sehr leicht verdaulicher Musform. — Lukutate bedeutet die Mobilmachung aller schlummernden Energien indem es

1. den Blutdruck herabsetzt
2. die Blutalkaleszenz verbessert
3. die Darmfunktion und den Stoffwechsel fördert
4. das Gesamt-Drüsensystem belebt

also den ganzen Menschen verjüngt. Die Lukutate-Erfolge an Mensch und Tier bekehren selbst den größten Skeptiker. — **Lukutate purum**, Glas mit 400 Gramm Inhalt ℳ **4.20**

Außerdem sind die bisherigen Lukutate-Präparate nach wie vor lieferbar.
Erhältlich in allen Fachgeschäften. — Literatur ab Fabrik.

**WILHELM HILLER / NAHRUNGSMITTEL-WERKE / HANNOVER**

zugleich Hersteller der **Brotella-Darm-Diät** nach Professor Dr. Gewecke.


Wilhelm Wagner

# DER GOTHA

Von

*KURT FREIHERR v. REIBNITZ*

Feudalismus. Er marschiert nicht, aber er hält sich, nicht nur als Museumsstück, sondern auch als Macht, gesellschaftliche und wirtschaftliche. Wer ihn studieren will, gehe nach Stettin oder Königsberg in die großen Bürohäuser des Landbundes oder lasse sich in die Gutshäuser des kleinen ostelbischen Landadels einladen. Denn die vom großen Adel, die Hatzfeldt, Henckel, Lichnowsky, um nur einige Namen zu nennen, haben zuviel von der Welt gesehen, waren zu oft in England und auf weiten Reisen, um sich gegen eine natürliche Evolution zu stemmen.

Feudalismus. In preußisch Berlin und was so herumliegt, gibt es nur Ausschnitte: die Bälle im Potsdamer Casino in der Waisenstraße (ein sehenswerter Schinkelbau), auf denen sich alte Hofschranzen und blaues Tuch von ehemals als Abwicklungsstelle der Berliner Hofgesellschaft zusammenfinden, der sogenannte Herrenklub im Kurmärkerhaus in der Voßstraße — hier versammeln sich die Intellektuellen des Adels, um mit einigen bürgerlichen Gelehrten und getauften Goßbankdirektoren als Konzessionsschulzen in Geist zu machen — und endlich die Tanzfeste der Deutschen Adelsgenossenschaft, eine Vereinigung neuesten Briefadels, der gar kein oder nur sehr wenig blaues Blut hat, aber mit desto hellerer Begeisterung Altpreußens Adel markiert. Ausschnitte, Ausschnitte ...

Und doch gibt es einen Querschnitt durch all den Feudalismus, den echten mit Edelrost, den falschen in Stuck und Pappe, es ist der Gotha. Man kann auch Goitha sagen, das ist bezeichnender. Er bringt die ganze Umwelt deutschen Adels, und wer drin lesen kann, vor allem zwischen den Zeilen, findet jedes Jahr etwas Neues, Interessantes. Denn der Gotha, das ist nicht nur der Hofkalender, wie man das genealogische Taschenbuch der fürstlichen Häuser

abgekürzt nennt, sondern auch vier andere, alljährlich neu erscheinende Taschenbücher der gräflichen, freiherrlichen, uradeligen und briefadeligen Familien. Fünfmal sechzehn gleich achtzig Mark kosten die fünf Gothas, die kurz vor Weihnachten erscheinen. Aber wer wissen will, was sich alles in fürstlichen Familien, im Hoch- und kleineren Adel tut, der muß das Geld dran wenden.

Zuerst einmal schlägt man seine Bekannten nach. Alles noch beim Alten? Ach nein, der geschieden, die getrennt, beide wieder verheiratet. Hier Tod und Erbschaft, dort ein neuer Posten . . Und das Alter? Welch Spaß, das überall zu kontrollieren. Wirklich, Frau von X. ist schon fünfzig. Guck einmal an, Frau von Y., die so eifrig charlestont, hat schon drei schulpflichtige Enkel. Scheußlicher Gotha, erbarmungslos und indiskret. Was nützt das Mensendiecken, die Gesichtsmassage, der Lippenstift, das Rouge, der Gotha bringt es an den Tag. Die Eitelkeit, darin zu stehen, macht diese andere Eitelkeit kaputt.


Aufseeser

Und doch, wie herrlich war das früher in der guten, alten Zeit, als Wilhelm Zwo zu seinem Geburtstage und allerlei anderen Festen preußische Erbadelspatente ins Haus schickte, und jede feine Großbank ein bis zwei Neugeadelte im Vorstand hatte (Koch, Stauß und Gwinner in der Deutschen Bank, Hansemann und Schinckel in der Diskonto; Herbert Gutmann von der Dresdner stand dicht davor und muß sich nun mit der Präsidentschaft des Golf- und Landklubs trösten). Schon im nächsten briefadeligen Gotha erschienen sie. „O welche Seligkeit, ich steh' im Gotha!"

Uebrigens hat der Gotha auch Bilder. Der Hofkalender 1928 — er er-

scheint als hundertfünfundsechzigster Jahrgang — bringt Boris von Bulgarien mit der großen Nase des Papas, das gräfliche Taschenbuch ist mit dem Bilde des berühmten Malers Graf Leopold Kalckreuth geziert, der Freiherrenkalender gibt den interessanten Charakterkopf des Münchener Generalintendanten Baron Clemens Franckenstein, und im briefadeligen Taschenbuch sehen wir — endlich einmal nicht im Witzblatt — den Reichsinnenminister von Keudell. So gut in der Musik, so schlecht in Politik.

Auch die Adoptierten stehen jetzt im Gotha. Der Adel ist ja nach der Weimarer Verfassung nur Namensbestandteil. So gehen Titel, Graf und Freiherr, auch das Adelsprädikat gleich mit der Adoption auf den Angenommenen über. Das führte oft zu Schacher. Doch hat der Reichsjustizminister ihn gestoppt, und Adoptionen werden nur bestätigt, wenn wirklich Pflegekindschaft vorliegt. Herr Cohn kann nicht mehr Graf und Fräulein Meyer nicht mehr Baronesse werden. Wie interessant sind manchmal Adoptionen. So meldet uns der letzte Grafenkalender, daß Graf Conrad Frankenberg, gesellschaftlich und sportlich in der Reichshauptstadt bekannt, seine beiden Stieftöchter Yvonne und Lieselotte Solman adoptierte. Sie führen jetzt den Titel einer Gräfin Frankenberg. Gräfin Lieselotte hat den Grafen Clemens Westphalen geheiratet, Gräfin Yvonne aber ist die Gattin des bekannten Verlegers von Wagner, Strauß und Puccini, Otto Fürstner. In ihren schönen Räumen in der Viktoriastraße machen beide einen Salon, der elegant und up to date ist.

O Markt der Eitelkeiten. Nein, etwas mehr, auch hohe Politik bringt uns der Gotha. Das Kombinieren königlicher Ehen, die für Europens Schicksal doch vielleicht bedeutsam sind. Wen wird der König-Junggeselle Boris von Bulgarien, schon vierunddreißig Jahre alt, heiraten, wen der nur einige Monate jüngere Prinz von Wales, der für den Erben eines großen Reiches recht lange wartet? Und der italienische Kronprinz? Er ist zwar erst dreiundzwanzig, aber der einzige Sohn des Königspaares. Und noch eine vierte große Partie schwimmt auf dem Heiratsmarkt der Könige. Juliane, Kronprinzeß der Niederlande, nicht gerade hübsch, doch klug. Zurzeit genießt sie ihre frohen Achtzehn als Leidener Studentin. Ihr Prinzgemahl darf nicht katholisch sein. Also blättert hübsch im Gotha, wer dort Freier wird. Kein deutscher Prinz („Nous avons demandé un taureau, et on nous a envoyé un boeuf,“ sagen die Holländer vom Vater-Prinzgemahl). So wird es wohl ein nachgeborener Prinz aus Englands oder Schwedens Königshause werden.

Wie hübsch und nett war es früher, als gelangweilte Prinzessinnen sich immer wieder die Zeit damit vertrieben, fürstliche Heiraten zu kombinieren. Jetzt ist zuviel entthront, das Spiel macht nicht mehr Spaß. Oder soll man sich aus Lippe, Reuß und Hohenlohe ein Paar zusammenstellen? In den Familien gibt es Prinzen und Prinzessinnen wie Sand am Meer.

À propos Reuß. Da heißen alle Heinrich und tragen zur Unterscheidung Nummern. In jedem Jahrhundert wird neu angefangen zu zählen. Doch wer behält die Heinriche und ihre Zahlen? So haben alle Abkürzungen oder Uebersetzungen ihres Vornamens: Harry, Enzio, Iko, Liko, Henry und Henricus. Kein großes Fest in Berlin WW ohne die Prinzen

Heinrich XXXVII. und XLII. Henry und Enzio werden sie genannt. Dem Beispiel ihrer Mutter folgend haben sie schlicht bürgerlich geheiratet. Hat doch diese, in erster Ehe Prinzessin Heinrich XVIII. Reuß, geborene Herzogin von Mecklenburg, einen Altersgenossen ihrer Söhne, den Rittmeister a. D. Robert Schmidt geheiratet, und da nach internationaler Courtoisie den Prinzessinnen aus regierenden Häusern das Prädikat ihrer Geburt verbleibt, heißt sie jetzt Ihre Hoheit Frau Schmidt.

Ihre Hoheit Frau Schmidt. Darin liegt neudeutsche Fürstenfreiheit und Romantik... Wirklich, der Gotha ist so interessant wie Balzac oder Proust. Man muß nur in ihm lesen können.




J. Maçon



Aus Zervos „Picasso" (Cahiers d'Art, Paris)

Pablo Picasso, Sein Sohn im Harlekin-Kostüm



Ausst. Alter Meister im Düsseldorfer Kunstverein

El Greco, Der hl. Franziskus. Slg. Arthur Hauth, Düsseldorf

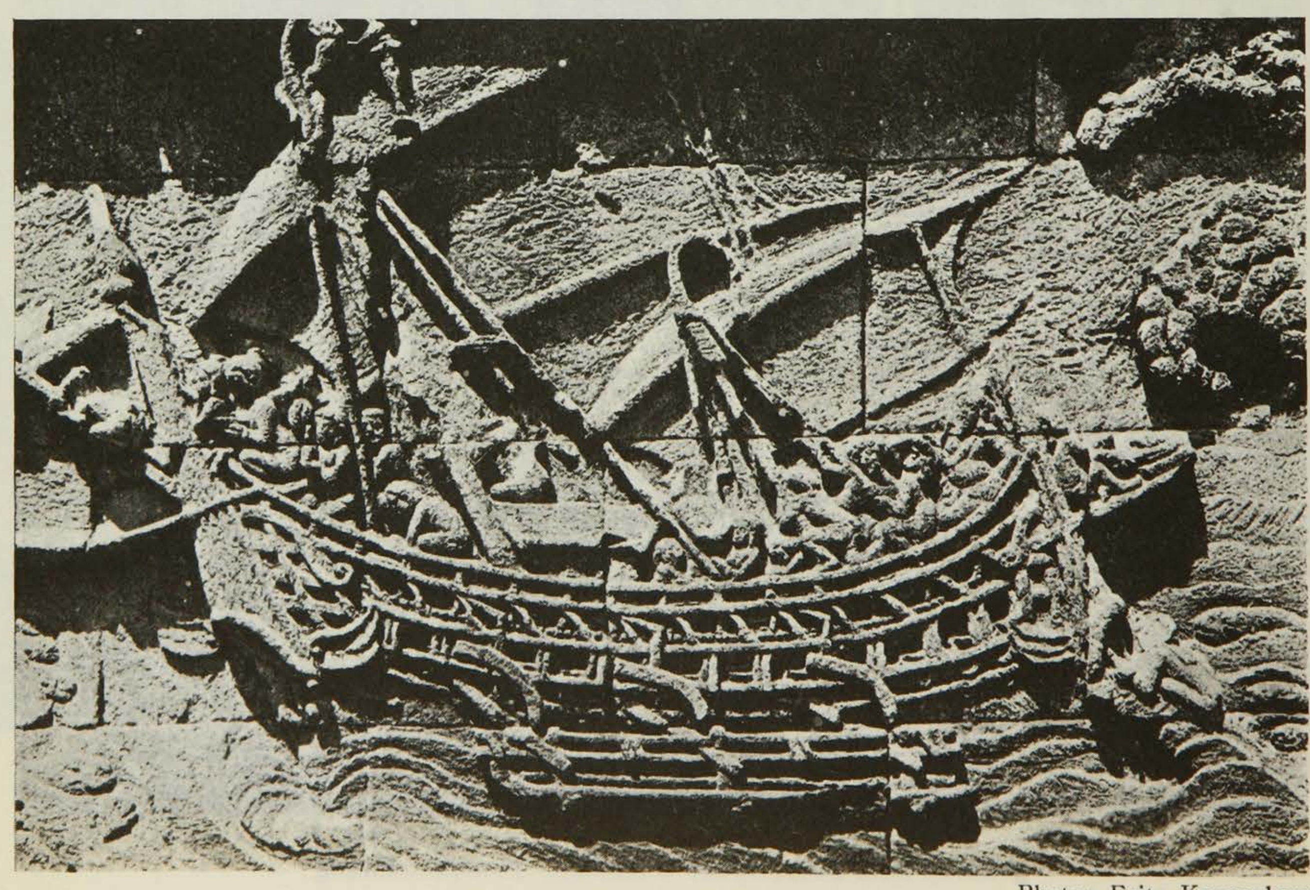


Slg. H. v. Garvens, Hannover

Aubrey Beardsley, Mort d'Arthur. Federzeichnung



Fischer auf Ceylon



Photos Fritz Kronenberg

Relief vom Borobudur auf Java




Eduard Braun — Holzschnitt (Lindenverlag)

# EIN NEUER FORD

Von

*MAX HERMANN BLOCH*

Hunderttausende, vielleicht mehr als eine Million Analphabeten steuern Automobile. In den entlegensten Winkeln unseres Erdballes sitzen Neger, Malaien, Kulis, kurz die halbe Farbenskala, hinter Steuerrädern, die meistens zu einem Ford gehören. Es erscheint notwendig, an diese groteske Tatsache zu erinnern, wenn man im ganzen das Verdienst würdigen will, das Henry Ford um Weiterentwicklung und Gestaltung der Erde hat. Unzählige Kilometer neuer Landstraßen wurden für die 15 Millionen Wagen gebaut, die bisher seine Werke verließen. Selbst im letzten Dschungeldorf ist der Name Ford bekannt, selbst wenn die Begriffe Edison und Marconi noch nicht bis dorthin gedrungen sind.

Nicht zum wenigsten verdankte der bisherige Fordwagen seine ungeheure Verbreitung der Einfachheit, mit der er zu bedienen war. Mit wenigen instinktiven Bein- und Fußbewegungen war dieses Fahrzeug zu dirigieren, und diese wenigen Bewegungen waren sozusagen atavistischer Art, so daß beinahe jeder Urwaldaffe fähig war, einen Fordwagen zu steuern. Man wird hiernach ermessen können, daß für die Mehrzahl der Erdbewohner das Erscheinen eines neuen „Ford" erheblich lebenswichtiger ist als beispielsweise eine große Revolution in China. —

Lange war alles in Spannung, welcher Art die Veränderungen und Verbesserungen sein würden, mit denen Henry Ford überraschen würde. Des Rätsels Lösung wurde nun veröffentlicht, und man steht eigentlich nicht vor einer welterschütternden Neukonstruktion, sondern vor Verbesserungen der Details. Dem Fachmann ist dies nichts Erstaunliches, denn seit einigen Jahren ist die Konstruktion von Kraftwagen stabil. Das vorige Fordmodell war in manchen Dingen etwas rückständig, wurde durch den neuen Typ auf den allgemeinen Standard gebracht, den es in manchen Dingen sogar übertrifft.

Der Motor wurde durch Modernisierung, Aluminiumkolben und dergleichen, auf höhere Leistung gebracht, das Getriebe ähnelt mit seiner Handschaltung, drei Vorwärtsgängen und einem Rückwärtsgang den meisten sonst üblichen Konstruktionen, das Untergestell bekam einen schöneren Kühler, Drahtspeichenräder, eine leicht gehende Steuerung und die Vierradbremse.

Das Allerwesentlichste für das Ursprungsland, nämlich die Vereinigten Staaten von Amerika, das ja gleichzeitig den größten Teil der Fabrikation aufnehmen soll, ist die Ausstattung. Seit es konstruktiv keine großen Unterschiede mehr zwischen den einzelnen Marken gibt, richtet der amerikanische Automobilfabrikant sein Hauptaugenmerk auf die Ausstattung. Man nennt das drüben Equipment, und es scheint manchmal, das man dieses Wort geradezu liebt. Der neue Ford also ist „equiped“ mit vorderen Stoßstangen, hydraulischen Stoßdämpfern, automatischem Scheibenwischer, Rückblickspiegel, Stoplicht, Kilometerzähler, Brennstoffmesser, letztere beiden Gegenstände auf einem besonders hübschen, beleuchteten Armaturenbrett.

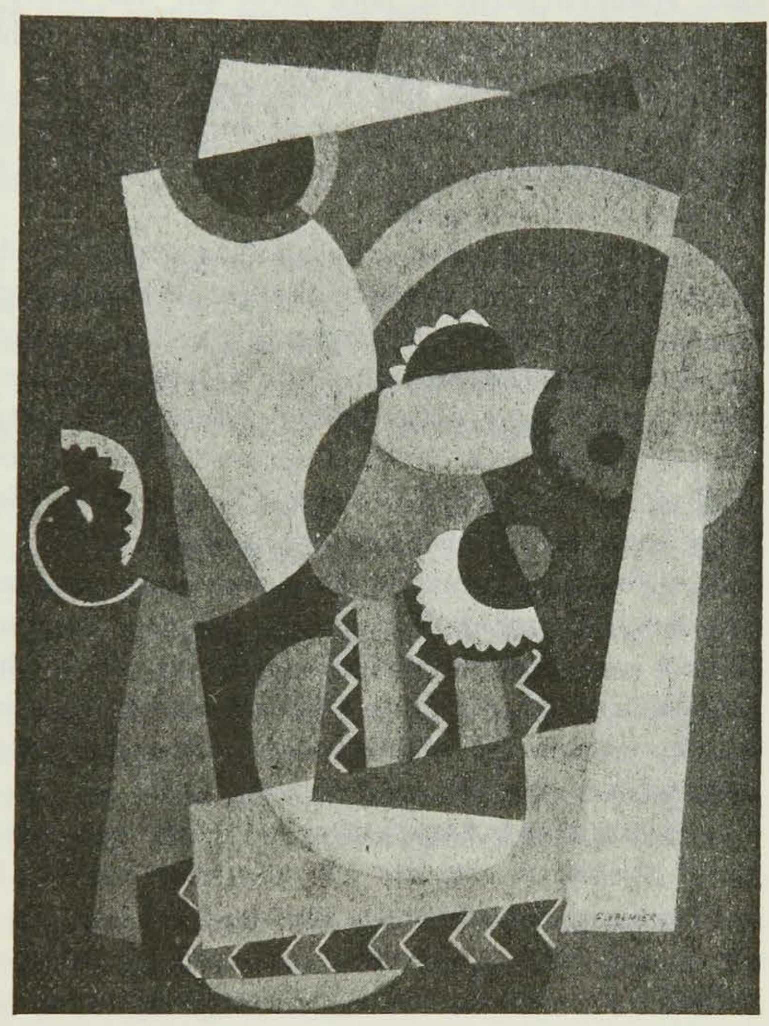
Die Karosserien sind dem Geschmack der Neuzeit entsprechend niedriger, abgerundeter und besser ausgestattet, wodurch das ganze Fahrzeug einen erheblich eleganteren Eindruck macht als bisher. Die Auswahl der Karosserietypen selbst ist beeinflußt durch den internationalen Geschmack, der von jeder Konstruktion Harmonie der Linienführung in jedem Teile verlangt.

Es ist eine Tat, dem billigsten Wagen, der auf der Welt hergestellt wird, viele der oben genannten Teile beizugeben, die man bisher nur bei erheblich teureren Marken fand.

Aufsehenerregend ist die Verwendung von stahlhart gepreßten Baumwollfasern in Zahnrädern. Fast ein Jahrzehnt hat die amerikanische Industrie an diesem Problem gearbeitet; daß Ford es nun in seinem neuen Typ verwendet, beweist, daß es gelöst ist. Der Vorteil dieses Materials liegt in seinem geräuschlosen Lauf, den jeder zu schätzen weiß, der jemals durch Zahnradgeheul im Innern eines Wagens zermürbt wurde. Eine Großtat ist weiter die Verwendung eines nicht splitternden Glases für die Karosserie. Ein derartiges nicht splitterndes Glas, bei dem zwei dünnere Glasschichten auf eine zwischenliegende Cellonschicht hydraulisch gepreßt werden, ist seit anderthalb Jahrzehnten bekannt. Bisher erforderte jedoch die Verwendung dieses sogenannten Triplexglases bei größeren geschlossenen Karosserien einen Mehrpreis, für den man in den Vereinigten Staaten mindestens einen halben neuen Fordwagen kaufen konnte. Aus Statistiken ist bekannt, daß der weitaus größte Teil aller Personenverletzungen bei Zusammenstößen und sonstigen Automobilunglücks-

fällen von splitterndem Glase herrührt. Man wird hiernach ermessen können, von welch ungeheuerer Wichtigkeit die Verwendung eines derartigen Materials bei dem weitest verbreiteten Wagen der Erde ist.

Alle diese beschriebenen Konstruktionsänderungen und Verbesserungen wurden ungefähr im Rahmen der alten Fordpreise geschaffen, so daß man in den Vereinigten Staaten nach wie vor, je nach Aufbauform, ungefähr 400 bis 500 Dollar für einen nunmehr komplett ausgerüsteten fünffach bereiften Fordwagen zu zahlen hat. Ob für den deutschen Markt durch Transport- und Zollkosten die Wagen nicht allzusehr verteuert werden, wird die Zukunft lehren.



Valmier

In den besseren Kreisen der Vereinigten Staaten hielt man bisher den Ford nicht für ein vollwertiges Automobil. Man sagte dort: ich besitze zwei Automobile und einen Ford. Es war weder gentleman- noch ladylike einen Fordwagen in besseren Kreisen zu fahren, und es ist bekannt, daß Ford einen großen Schaden dadurch hatte, selbst kleine Flappers (sprich deutsch „Nuttchen") den Jünglingen, die ihnen Autofahrten anboten, bedeuteten, sie brauchten sich nicht zu bemühen, wenn sie im Ford kämen. Den Analphabeten, sowohl den wörtlich gemeinten als auch denen des Geschmackes hat lange Jahre der Fordwagen in seiner ursprünglichen, gewiß unschönen Form genügt. Dem durch die Entwicklung vorgeschrittenen Geschmacke will Henry Ford durch seine Neuschöpfungen genügen, zum Teil sogar eine kommende Entwicklung vorwegnehmen. Er erinnert hierbei etwa an den seeligen August Scherl, dem literarisch ähnliche Möglichkeiten vor Augen standen, als er den Plan faßte, solchen, die gerade lesen gelernt hatten, die Möglichkeit zu geben, sich bei ihm „emporzulesen". Henry Ford scheint Aehnliches in der technischen Entwicklung vorzuschweben. Bei der großen Masse, die ihm als Abnehmer hauptwichtig ist, wird dies sicher gelingen, ob Ladies and Gentlemen es mit dem guten Ton vereinbar finden werden, sich anzuschließen, bleibt abzuwarten.

# IM ROTEN FRACK

Von

*ANONYMUS*

Parforce — —: Die mehr oder minder erfolgreichen Bestrebungen, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu säubern, haben sich, obgleich wir bereits beim wohllautenden „Wiekend-Kaffee" und „Schaumpun" angelangt sind, erstaunlicherweise noch nicht auf das Wort „Parforce" erstreckt. Wo doch die Uebersetzung „Mit Gewalt" ebenso richtig wie einleuchtend wäre. „Mit-Gewalt-Jagd-Verein" klingt doch schön und teutsch.

Nun braucht bei solcher Jagd durchaus nicht immer ein Mensch der „mit Gewalt Jagende" zu sein. Es ist sogar sehr reizvoll und nervenkitzelnd, wenn es umgekehrt vor sich geht:

Zog ich da zum Beispiel einmal an der Spitze der Träger auf einem Maulesel durch die ostafrikanische Steppe. Meine Gedanken waren rein von Mord; denn mit 65 Schwarzen hinter mir war ich lediglich damit betraut, das Lager von einer Wasserstelle zur andern zu verlegen. Die beiden zur Safari gehörenden Herren waren etwas früher aufgebrochen. Da bekam in fünfzig Schritt Entfernung ein sich friedlich sonnendes Rhinozeros Wind von mir und nahm mich alsbald unbedenklich und blitzschnell an! Warum, habe ich nie erfahren — es muß wohl Abneigung auf den ersten Blick gewesen sein! Mein alter kluger Esel war sofort im Bilde und haute windend mit mir ab, dicht gefolgt von dem aufgeregten Dickhäuter. Es dauerte einen kleinen Kilometer durch Klippen und Dorngestrüpp, bis ich — es gibt auch Schutzengel — zufällig in Schußnähe unseres Bwana Mkubwa kam, der meinem Verfolger prompt eine Kugel zwischen die Lichter setzte. Das war meine erste und kürzeste, aber bis jetzt aufregendste „Mit-Gewalt-Jagd!"

Schrecklichere Angst kann bei einer europäischen Jagd zu Pferde kein Reiter ausstehen, und das will allerhand bedeuten!

Denn manche schwitzen Blut und Wasser, die sich, weil sie schon öfters durch den Wald kochäppelt sind, zum Parforcereiten reif fühlen, und dann ahnungslos — mit Gewalt — mittun möchten.

Der Wunsch, parforce zu reiten, entspringt durchaus nicht immer rein sportlichen Beweggründen. Die Annehmlichkeiten und Vorteile, die man sich davon verspricht, sind sehr verschiedener Natur!

Erstens bietet sich — dies ist schon ein großer Anreiz — begründete Gelegenheit, ein prächtiges Gewand anzulegen und, wirksam gesteigert durch ein Monokel, den Eindruck eines absoluten Kavaliers hervorzurufen. Vergessen sind Teppiche, Grammophone, Gemälde und Pelze, mit denen man vor zwei Stunden noch in engster Berührung stand — man schlägt sporenklingende Hacken aneinander, sagt: „küß die Hand" und wird par force ein anderer als man im Alltagsrock war!

Dann schlängelt man sich, möglichst schon beim Stelldichein (denn: wer weiß, ob wir uns wiedersehen!), gewandt an das Ziel seiner Wünsche heran. Dieses kann ein einflußreicher Mann sein, dessen Bekanntschaft man auf diese

Weise sucht, oder ein ersehnter Auftraggeber, jemand, bei dem man gern eingeladen werden möchte, eine reiche Erbin, eine umschwärmte Frau und noch manches andere! Die Jagd an sich ist für diese Art Teilnehmer mehr ein notwendiges Uebel — sie sind vollkommen glücklich, wenn es ihnen gelingt, irgendwie am Halali zu sein und scheuen keine Umwege über glatteste Landstraßen, um hinzugelangen!

Wenn sie dann aus der Hand des rundlichen Masters, der auf seinem Rappen die Jagd geführt hat, den Eichenbruch in Empfang genommen haben, wissen sie zwar als Neulinge nicht immer, wozu der nun gut ist. Als Beleg sei ein Geschichtchen erwähnt, das mit einem Inflationsbörsianer passiert ist:

Er hatte bei seinem Debut einen Fall getan und sich die Nase geschrammt, war aber von mitleidslos-eifrigen Händen wieder aufgesetzt worden und vom Lumpensammler, dem Angestellten, der hierzu als letzter reitet, mitgeschleppt worden:

Zwei Spaßvögel redeten ihm nun ein, er müßte ein Blatt vom Bruch verspeisen, was nach altem Brauch vor Ungemach bei der nächsten Jagd schützte. Er tat es auch brav und gläubig — als er aber das nächste Mal dennoch wieder den Erdboden küßte — zog er sich mit den gelispelten Worten: daf' ist nichts für einen Börfenmann! endgültig in den Tempel Merkurs zurück, um nur noch den Dollar zu jagen!

Eine gottlob nie aussterbende Figur ist dagegen der Mäzen, die von allen maßgebenden Stellen mit größter Zuvorkommenheit behandelte finanzielle Säule des jeweiligen Vereins. Mitunter kann er sogar reiten! Oefter aber ist er zu viel beschäftigt mit Arbeit oder Vergnügen, um trainiert zu sein. Dann kommt es vor, daß er sein Pferd nicht beherrscht und der rundliche Master ihn als Glühwürmchen vor seinem Rappen herschwirren hat! Er nimmt ihn aber nur ungern wahr, und erst, wenn es anfängt, lebensgefährlich zu werden, flüstert er ihm den höflichen Vorschlag zu, doch gütigst eine Volte reiten zu wollen!

Darob freuen sich die übrigen Reiter, wie zahm und folgsam sich *ihre* Pferde lenken lassen.

Zahmer als vor Jahrzehnten ist aber sicherlich die Parforcereiterei bei uns geworden. Wenn man alte Reiter hört, die noch den berühmten Meuten der neunziger oder gar achtziger Jahre gefolgt sind, so muß man betrübt einsehen, daß so kostspielige Veranstaltungen wie damals heute nicht mehr ausführbar wären, sowohl was Flurschaden als auch lebendes Material anbelangt.

Bei der berühmten „F.F."-Meute wurde z. B. ein dreijähriger Keiler angejagt, der unmittelbar vorher mit einem Guß Jauche parfümiert worden war, damit selbst bei dem ihm gewährten großen Vorsprung seine Fährte für die Hunde gut haltbar blieb. Dadurch war die Richtung der Jagd sehr ungewiß und führte schließlich nach langer Dauer durch einen Fluß zu einem Dorffriedhof, auf dem das Halali notgedrungen stattfand.

So etwas waren nur Sachen für schwersolvente Jagdherren, denen es auch auf ein halbes Dutzend kostbarer Hunde nicht ankam, die der Keiler mit in die ewigen Jagdgründe nahm — zu schweigen von dem beschädigten Friedhof!

Nicht ganz so weit zurück liegt das wahrhaft tragische Ende eines Ueberläufers, den man angewiesen hatte, die letzte Nacht seines Erdenwallens in

einem sonst menschlichen stillen Betrachtungen vorbehaltenen Raum zu verbringen. Neugier oder Todesahnung ließ ihn seinen Rüssel zu tief in eine Versenkung stecken, so daß, als er zum letzten Gang geholt werden sollte, nur noch seine erkalteten Hinterläufe aus der Grube starrten!

Nicht immer hat man gleich Ersatz für solch schmerzlichen Verlust zur Hand, und wenn an dem betreffenden Jagdtage ausgerechnet ein sehr hoher Herr seine Teilnahme angesagt hat, so sind die Veranstalter in arger Verlegenheit — wenn sie es auch andrerseits vielleicht begrüßen, nur eine Schleppe legen zu müssen, statt eine immerhin riskante Wildjagd abzuhalten.

Denn ein hoher Herr ist meist auch ein älterer Herr — und auf daß es ihm wohlergehe — wird bei der Jagd keine Mühe gespart! In schweren Angstträumen der vorhergehenden Nächte rollt der Verantwortliche einen gigantischen Plüschläufer über die Gegend, damit „Er" sänftiglich darüber hingleite und endlich mit anerkennenden Worten eine gnädige Dankeshand reiche!

Der rauhe Wirklichkeitsmorgen zeigt aber, daß leider die Karnickellöcher, Fuchsbaue und steinige Stellen durchaus nichts von ihren Tücken eingebüßt haben. Es bleibt also nichts weiter übrig, als den Kurs so raffiniert wie möglich um mulmige Stellen herum zu führen, indem der Schlepper aufs ernsteste ermahnt wird, seine Duftkugel auf Schneisen und anderem ebenen Gelände entlang zu führen.

Hat dann alles bestens geklappt, so findet als Krönung des schönen Tages eine allgemeine Kaffeetafel an festlich geschmückten Tischen statt. Hierbei geht es wieder ganz „par force" fein zu! Die sonst so lustigen Kumpane sitzen sittsam hinter ihren Tassen, keiner ruft etwa ein Ulkwort über den Tisch oder verlangt vernehmlich nach dem sonst so unerläßlichen Belohnungsschnaps.

Der „Verantwortliche", links vom „Hohen" sitzend, sonnt sich in dessen Huld und vernimmt aus seinem Munde beglückt einen Teil des erwarteten Lobes, während der Umkreis ehrfurchtsvoll lauscht.

Aber der „Hohe" war auch einmal junger Leutnant und weiß noch sehr gut, wie verschieden es mit und ohne Vorgesetzte zugeht. Deshalb ruft ihn nach zwanzig Höflichkeitsminuten der Dienst — und mit „Ihm" angefangen atmet alles auf!

Nun kann auch der so lange unterdrückte Flirt zu seinem Recht kommen. Gänzlich schläft er zwar nie — spätestens beim Absitzen kann eine lieblich anzuschauende Reiterin sicher sein, daß mindestens sechs Armpaare sich darum reißen, sie vom Pferd zu heben und ihr sogleich etwas Rauchbares anzubieten. Die weniger reizvolle Amazone kann getrost selbständig herunterhüpfen und ihr eigenes Zigarettenetui zücken — es sei denn, daß ihr Gatte über einen hervorragenden Weinkeller verfügt. An diesem neckischen Spiel beteiligen sich sämtliche Herren — die Schwerenöter gewohnheits- und gewerbsmäßig, etwaige „Phili"-ster dagegen, um — par force — als Frauenverehrer zu erscheinen . . .

Bei den Rössern äußern sich Flirtanzeichen nur gelegentlich, wenn etwa ein keusch gehaltener Hengst einmal besonders aufreizende Düfte in die Nüstern bekommt. Dies aber mißbilligt sein Reiter trotz des Balkens im eigenen Auge durchaus!

Am einfachsten erledigen sich etwaige Seitensprünge bei den Hunden.

Kommt einmal versehentlich eine heiße Hündin aus und schleicht sich mit schuldbewußt gesenktem Blick bei Morgengrauen nach dem Kennel zurück, so ist bestimmt darauf zu rechnen, daß sie reinrassige Kreuzworträtsel werfen wird, die dann schleunigst ihren Herkunftsort mit der Regentonne vertauschen müssen.

Wäre doch alles so einfach in die Reihe zu bringen und nicht von uns Menschen — par force — erschwert!



Josef Urbach

# IM GRÜNEN FRACK

Von

*S. v. E.*

„Abends Essen 6½ Uhr, Anzug: grüner Frack", stand auf der gedruckten Jagdeinladung. Artur war außer sich, denn er hatte nur einen schwarzen, aber mein Schwager sagte: „Das kann man von einem Stadtmenschen auch nicht verlangen, grünen Frack tragen nur unsere jagenden Landjunker hier!" Bedenklicher war meine Lage, denn meine Schwägerin sagte: „Du wirst auffallen mit deinem kurzen Haar und kurzen Kleid!"

Und ich fiel auf.

Es war eine ganz sonderbare Atmosphäre, in die ich stieg, als ich mit meinen Verwandten gemeinsam die breite Freitreppe hinaufkletterte, schwer behangen mit Pelzen, die mein Kleid zerknitterten, die aber wegen des offenen

Kutschwagens unumgänglich waren. In der hohen, breiten Halle harrte schweigend ein Diener mit Diplomatengesicht, dessen altmodische Uniformierung mit weißen Gamaschen und Eskarpins schon betonte, daß der Geist des Hauses absichtlich hinter dem raschen Schritt der Zeit zögerte. Ebenso das Schlafzimmer der Hausfrau, in das wir Damen geleitet wurden: kein Marmorwaschtisch, kein anschließendes Bad, keine Zentralheizung dankte den Fortschritten der modernen Technik. Ein leises, unbetontes Kopfnicken galt den anderen Damen, die sich ihrer Pelze schon entledigt hatten; ich tat alles, wie meine Schwägerin. Besorgt spähte ich zu der altmodischen Vornehmheit einiger älterer Damen, die im hochfrisierten Haar ein Diadem trugen, und deren festem, fast königlichem Schritt eine Schleppe aus starrer Seide folgte. Doch gab es auch zum Glück junge Frauen mit Bubikopf, freien Armen und gelösten Bewegungen.

Ich flüsterte Vera zu: „Ich finde nicht, daß euer Landadel einen verarmten Eindruck macht!“

Sie lachte hochmütig: „Glaub' ich! Sie zeigen's nicht! Die sind stolz, du! Zum Beispiel Bredows hier müssen im Frühjahr verkaufen — sie geben dies Jagddiner nur wie zum Abschied, oder aus Trotz. Sonst gibt es kaum noch große Diners im grünen Frack!“

Als wir die zweiteilige Treppe hinunterstiegen, harrten unten die Herren auf ihre den Puppen entschlüpften Schmetterlinge und stürmten dann familienweise die Bastille der angesammelten Gäste im Salon. Mein gewandter Artur stand schwarz und unbeholfen zwischen all den hohen, dunkelgrünen Gestalten, denen das Johanniterkreuz an der Seite oder auf dem Frackhemde leuchtete — von künstlichem Dünger, dem heutigen Ergebnis der Kesseljagd, von Kornpreisen und Flintenkaliber konnte er nicht eben viel mitreden. Er faßte mich ängstlich am Arm: „Du, die heißen alle Oertzen oder Maltzahn, Bülow oder Blücher, Bernstorff oder Bredow — du kannst sie nur durch die Gutsnamen unterscheiden, die ihrem Familiennamen angehängt sind!“

Die Wirtin kam uns frei und freundlich entgegen. Nichts von der Unsicherheit derer, die nur noch zu Gast auf ihrem Eigentum sind, war an ihr. Sie stellte mir einige grüne Fracks mit windgeröteten Gesichtern vor: „Oertzen-Lübow“, „Oertzen-Kurndorf“, „Oertzen-Tessin“, „Oertzen-Randow“, „Oertzen-Klettenburg“ — dann kamen gottlob Maltzahns dran. Ich behielt nichts als den Eindruck kräftiger warmer Hände und hoher Gestalten. Man sah ihnen an, daß sie von Schenkeldruck und Büchsenlauf etwas verstanden, und daß sie es gewöhnt waren, einem Dorf voller Leute Herr, Beschützer und Vorbild zu sein. Nur ein kleiner dicker Abtrünniger, der sich in die Autobranche verirrt hatte, wurde mir mit leisem Lächeln als die „Vitamine-Reklame“ vorgestellt.

Ein altes Fräulein von Bredow nahm mich mit der Erklärung des Bernstorffschen Stammbaumes gefangen — man sah den Wald vor Bäumen nicht; nur an einigen jungen Gesichtern sah ich die mitleidige Bestätigung, daß ich einem allgemein anerkannten Schrecken in die Hände gefallen war.

In einer Ecke, streng gesondert von den jungen Herren, die von Jagd, Fohlenzucht und Hypotheken sprachen, stand ein Trüppchen junger Mädchen in hellen Kleidern — ein Typus, wie ich ihn ausgestorben wähnte in unserer

Otto von Wätjen, Frau Grote-Surén (Pastell)

Alexander Tischler (Moskau), Bildnis (Oelgemälde)



Wide World Photo

Winter in St. Moritz

Photo Esch, Ludwigslust

Im Schloßgarten von Ludwigslust (Mecklenburg)

Zeit. Kindlich unberührte Gesichter kontrastierten mit einer selbstsicheren, unbewußt stolzen Haltung, ihr Wesen war frei in einer kaum begreiflichen Enge, ihre Gespräche drehten sich um Gesangstunden, Bücher und Hühnerstall. Der Kammerherr rieb sich die Hände und lobte ein Kleid, der Landrat gratulierte dem Jagdherrn zu dem heutigen Jagdergebnis. Ein „Du" war nur da zu hören, wo engste Verwandtschaft es rechtfertigte. Bredow bot eben seiner Kusine zweiten Grades den Arm mit den feierlichen Worten: „Darf ich Sie



Arthur Grimm　　Litho

um die Ehre bitten, gnädigste Kusine!?" Es war das Signal zum Essen, und die Gespräche zersprangen wie Seifenbläschen, weil ein grüner Ellenbogen nach dem anderen sich sein Opfer aus dem Klümpchen der hellen Damenwelt holte.

Das Diner wurde eingeleitet mit einem Hoch auf „unseren gnädigsten und geliebten Landesherrn", den Großherzog, und Damen und Herren erhoben sich, um die Gläser bis auf den Grund zu leeren. Das Bild hätte einen Rembrandt begeistert. Das warme rote Kerzenlicht, das dem kalten Kunstlicht heute das Wort verboten hatte, spielte mit dem aufgehäuften, schweren, umständlich gearbeiteten Familiensilber auf der Tafel, mit den Wappen, alten



Ottomar Starke

Speeren und Schildern an der Wand. Spielte auch in den Gesichtern dieser Menschen ein seltsames Spiel — da kam hinter der ersten Zurückhaltung und Kühle eine kindliche, fast derbe Heiterkeit zutage, eine Lebenslust, die nichts von Ueberspannung und Nervosität kannte. Ein Humor, der nicht scharf und kritisch, sondern gutmütig und treffend war.

Diese Menschen sind nie gehetzt und maschinell unpersönlich. Ihr Wesen trägt den Stempel des „ich habe Zeit", denn sie haben das Warten gelernt, wenn sie Jahr für Jahr geduldig in das Werden der Scholle hineinlauschten. Sie haben die unbeirrbare Sicherheit dessen, der sich durch Jahrhunderte seines Besitzes und seiner Pflicht bewußt ist. Sie haben den trotzigen Stolz der Bodenständigkeit und des Blutes. Sie haben die Zähigkeit des Bauern und die gelassene, selbstverständliche Einfachheit des Vornehmen. Sie haben die Enge der Rückständigen und die Unbekümmertheit, die konzessionslose Gerade des Machthabers — alles das haben sie in unsere gewandelte Zeit weiter hineingetragen, und sie kamen mir vor wie ein Fähnlein Versprengter auf verlorenem Posten.

Sie werden sich, wenn schon äußerlich, so doch nie innerlich dem Lauf der Welt fügen — sie waren es gewohnt, den Lauf der Welt zu regeln. In dieser Generation werden sie sich nicht fügen! Ich hatte das Gefühl, als schlössen sie sich mit ignorierendem Schweigen hermetisch gegen alles fremde Andrängen ab — selbst meinem schmalen Persönchen ließen sie nicht Raum, denn ich war ein Vertreter der Welt, die nicht in die ihre gehörte. Nicht kühl, nicht schroff, nicht neugierig kam man mir entgegen, aber ich fühlte es einfach, daß ich aus diesem Kreise ausgeschlossen wurde.

Vielleicht, weil ich ihre stolz verborgenen Leiden nicht kannte. Oder weil ich die langsame Gewordenheit und schweigsamen Werte: Bodenständigkeit und Tradition nicht begreifen konnte. Oder weil sie in stiller Abwehr spürten, wie ich mich über ihre Enge und ihre Kleinlichkeiten amüsierte. Ich weiß es nicht.

Ich erzählte von Berlin und wußte, daß es nur die Stadt war, in der man Weihnachten Einkäufe für die Dorfbescherung macht, wo man zum Zahnarzt geht, wo man sich neugierig umsieht, und wo man sich früher bei Kempi und Thielscher bunten Nährstoff für ein langes, graues Winterhalbjahr holte. Ich erzählte von Revuen und wurde von den Müttern in staunenswerter Gewandtheit mit Zwischenfragen unterbrochen und lahmgelegt. Ich fand, daß die meisten modernen Bücher als unpassend befunden wurden. Und vom öffentlichen Leben und Politik hatte die Jugend wenig Ahnung.

Und doch konnte ich mich dem mitreißenden Scharm der Lebensgeister, die die Sektbläschen herausgeklopft hatten, nicht verschließen; es war beinah wie eine stille Abmachung, heute noch froh zu sein, und wenn morgen auch schon der Teufel käme! Raubrittergeist!

Aber sie sind keine Räuber mehr, sie sind Beraubte. Die Not hat an all die massiven Türen der langgestreckten Häuser des Landadels geklopft. Sie hat überall zähen Trotz gefunden, der des Ahnherrn Blut verrät.

Ich hörte davon, als ich mich nach Tisch an die Tür des Herrenzimmers pirschte, erstaunt gefolgt von den Blicken der Damen, die ein eigenes Lager aufgeschlagen hatten und keinen Zwischendienst kannten.

Auf dem roten Teppich stand der alte Bülow in seinem grünen Frack, spielte in den Knien, drehte eine Zigarre zwischen den Fingern und brummte vor sich hin: „Ich kloppe mein ganzes Holz runter — Anschonungen, die mein Urgroßvater angelegt hat!"

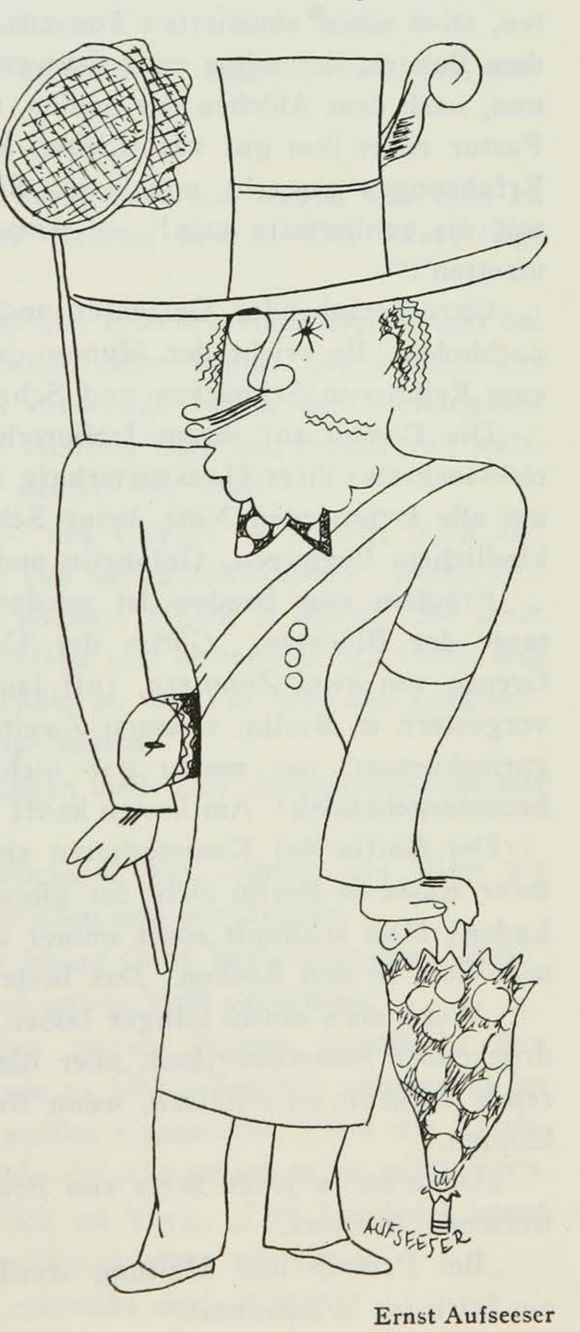
„Blücher hat seine Jagd verpachtet!"

„Und der Grammentiner seine schöne Schafherde verkauft!"

„Bei Wense ist Zwangsversteigerung angesetzt worden, und der Gültzower hat verkauft!"

„Ja, für 'n Butterbrot!"

Ein Bernstorff legte die Bridge-Karten hin — er verlor und gewann mit der unbekümmerten Heiterkeit seiner Rasse — —. „Mir rät mein Pfleger, schleunigst zu verkaufen, später kriegt man gar nichts mehr. Aber ich halt's noch! Umsonst hat mein Vater doch ooch nich auf dem Boden geschwitzt! Ich halt's, und wenn ich nachher mit 'n weißen Stab vom Hof ziehen muß!!"




Ernst Aufseeser

„Und Ihre Familie?“

„Denkt wie ich!“

Das klang stolz.

Der lahme Maltzahn, das sogenannte „Hufgeschwür“, sagte bedächtig: „Tja, Durchhalten ist das einzige — — es muß doch mal etwas für uns getan werden, so kann's doch nich weitergehn!“

Erregt sprang Oertzen auf (er hieß „der Fliegenschnäpper“, weil er stets aufgeregt mit dem Mundwinkel zuckte): „Glauben Sie doch das nicht, meine Herren! Das ist alles systematischer Ruin! Es kommt noch viel doller. Für uns Landleute gibt es keine glücklichen Zufälle mehr, auf die man hoffen könnte!“

Die vier Bridge-Spieler spielten gelassen weiter.

„Ja, sie wollen uns ausrotten“, sagte Bredow langsam, es klang, als zerspränge die Kette seines Geschlechtes mit hörbarem Klirren.

Die „Rokokokomode“, so genannt wegen seiner Liebhaberei für Antiquitäten, stieß einen amüsierten Ton aus. „Scheve, kennen Sie die Geschichte von dem Bauern, der schon zwei Schwestern nacheinander geheiratet hat und sich nun, nach dem Ableben der beiden, mit der dritten aufbieten lassen will? Der Pastor redet ihm gut zu: ‚Lieber Mann, Sie haben doch schon so schlechte Erfahrungen gemacht, nun lassen Sie bloß die Finger von dieser dritten, das soll die schlimmste sein!‘ — Antwort: ‚Je, Herr Pastur, ick will de Art utrotten‘!“

Ohrenbetäubendes Gelächter und blaurote Köpfe. Der Diener muß Bier nachholen. Es bricht der Humor durch die Schicht der Sorgen und fördert eine Reihe von Schnäcken und Schnurren zutage.

Die Damen auf ihrem Isolierschemel bewegen sich in einem kleinen Interessenkreis: ihrer Hauswirtschaft, mit der sie ihren Männern helfen, wissend um alle kommenden Nöte, keine Schonung beanspruchend, tatkräftig und mit kindlichem Begnügen. Gefährtin und Dame — nicht Eva!

Fräulein von Bredow ist wieder bei den Stammbäumen. Die Familientante der Blüchers, „Göttin der Ueberfracht“ genannt, weil außerhalb der Grenze von zwei Zentnern, ruft laut und fröhlich in die Gegend: „Ich war vorgestern in Berlin, zweimal Zweiter, mit drei Handtaschen und vier Margarinekartons, das macht gar nichts. Habe prachtvoll eingekauft, immer heruntergehandelt! Am besten kauft man in den Warenhäusern!“

Der Gattin des Kammerherrn sieht man es an, daß sie diese Vertreterin ihrer Kaste in Berlin nicht für günstig hält. „Ich kaufe in keinem jüdischen Laden! Man schimpft sonst immer auf die Juden und wirft ihnen dann doch sein Geld in den Rachen. Das beste ist: Boykott!“

„Wenn sie's einem billiger lassen, warum nicht?“ Die „Göttin“ ist von erdrückender Selbstsicherheit, aber die Tagelöhner in Carmin wissen ihre helfende Tatkraft zu schätzen, wenn Not und Krankheit an ihre geteilten Türen klopfen.

„Dann ist ja jeder Wert von Prinzip und Haltung hinfällig!“ ist die verweisende Antwort.

„Bei Prinzip und Haltung werden wir noch selbst hinfallen!“ Das ist ein Stich ins Wespennest.

Eine Gewandte unterbricht: „Meine Liebe, wieviel Eier erzielen Sie täglich von Ihrem Hühnerhof?"

Nun loht der Kampf der Konkurrenz auf, denn es ist Mode jetzt, Geflügelzucht zu betreiben und sich tüchtig zu erweisen.

Ich gehe zu den Jungen, die im Nebenzimmer tanzen, bewacht von einer lorgnettierten Tante. Hier herrscht ein leichterer Ton, und meine hängenden Flügel kommen wieder etwas in Bewegung. Die zwei Geschlechter fanden sich hier zusammen, und die jungen Ehepaare, die nicht so genau ihre Worte wägen, werfen mit kleinen Unverschämtheiten und unternehmungslustigen Augen um sich. Die Unverheirateten halten sich gemessen zurück. Ein „Klutenpedder" fordert mich auf, er trägt weiße Glacéhandschuhe, er wirbelt mich mit ½ Meter Abstand und graziöser Schwenkung zehn Minuten Walzer linksrum durch das Gelände, ich halte tapfer aus. Ein junges, blondes Mädchen, das so rasserein und schlank wie eine Engländerin aussieht, nur ohne den schläfrigen Ausdruck, sieht mir spöttisch zu.

„Das war wohl nichts für Sie, gnädige Frau?" sagt sie, als ich ausgepumpt in einen Sessel sinke.

„Entsetzlich!" murmele ich.

„Habe ich auch gesagt, bevor ich hier herauskam und lernte, was man an den altmodischen Rückständigkeiten seines Kreises besitzt. Der Wert liegt tiefer, als Sie denken!"

Sie ist Studentin. Fast alle jungen Mädchen erlernen einen Beruf, und bei ihnen weht ein frischer, tatkräftiger, selbstbewußter Wind. Sie nehmen aus ihrer Bodenständigkeit die Kraft, in das dienernde Leben der Stellungsabhängigkeit Charakter zu tragen. Aber der kindlich enge und bezaubernd weltferne Zug, wie er in den Gesichtern der Mütter ist, fehlt.

Ein Mädchen mit gefärbten Lippen — das einzige — spricht mich an: „Finden Sie nicht auch diese Ansammlung von adelsgeschwollenen Leuten einfach entsetzlich?" Sie ist selbst adlig und studiert Musik in Berlin. Sie tanzt mit meinem Artur von dannen, beide aalschlank und beweglich. Ich finde, daß sie tadellos aussehen. Die wachthabende Tante an der Tür hebt das Lorgnon: „Da haben sich ja die richtigen zusammengefunden!"

Also ist das Mädchen mit den roten Lippen auch eine Ausgeschlossene aus dem festen Kreis der „Versprengten"!

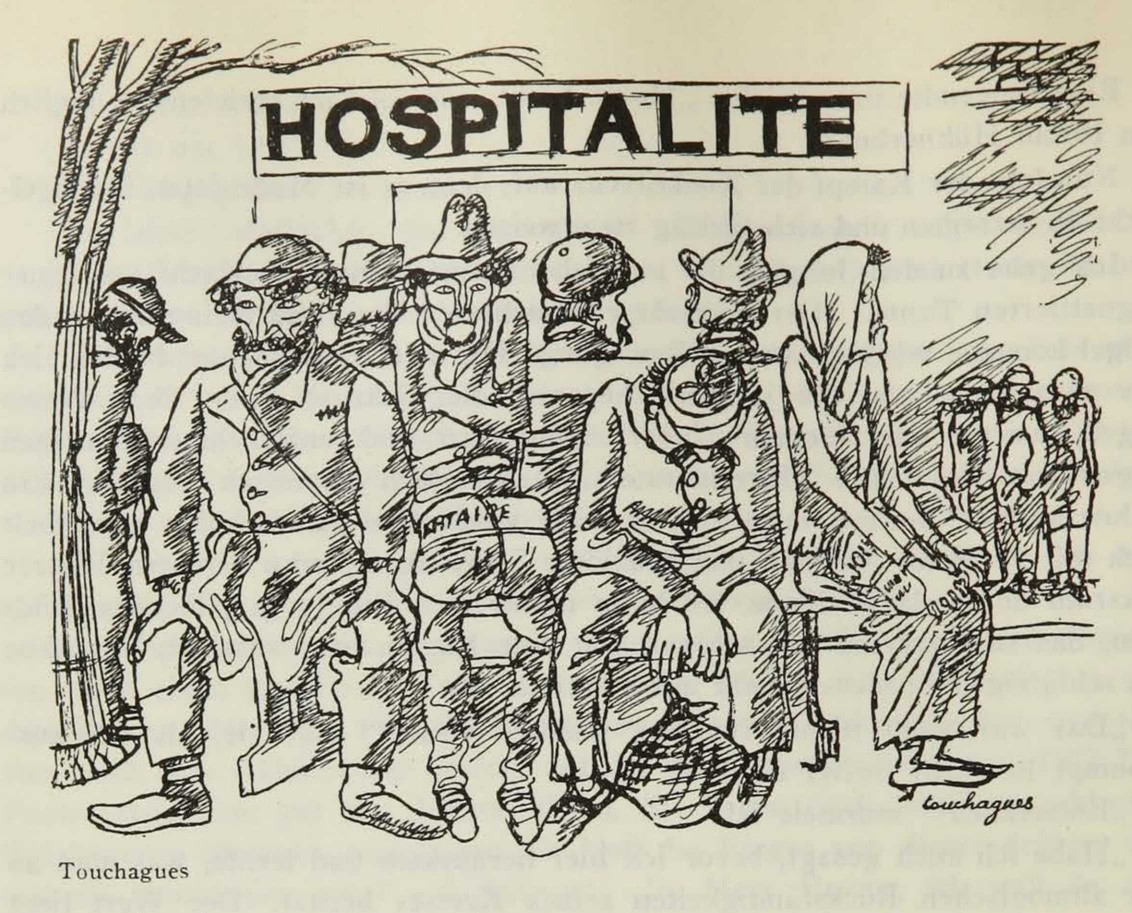
Nicht das Blut allein macht die Zugehörigkeit aus, sondern vor allem die Treue. Die Treue zu alten Sittlichkeitsbegriffen und zur Scholle.

Ein Sprichwort fällt mir ein: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt!" Wenn das Land verarmt, muß da nicht das ganze Volk verarmen?

Um 11 Uhr meldete der Diener den ersten Wagen. „Soll in den Schatten fahren!" hieß es fröhlich. Aber um 12 Uhr saßen wir vermummt im Wagen, Artur hatte dem Diener mit den weißen Gamaschen scheu das Trinkgeld in die Hand gedrückt; das unbewegliche Gesicht schien es zu mißbilligen.

Nach einer langen Weile Fahrt sagte ich zu Vera: „Den Landadel kennt eigentlich niemand von uns recht! Man müßte darüber schreiben!"

Da sagte sie schroff: „Das laß! Den versteht doch keiner!"




Touchagues

# MONDSCHEIN

Von

*PITIGRILLI*

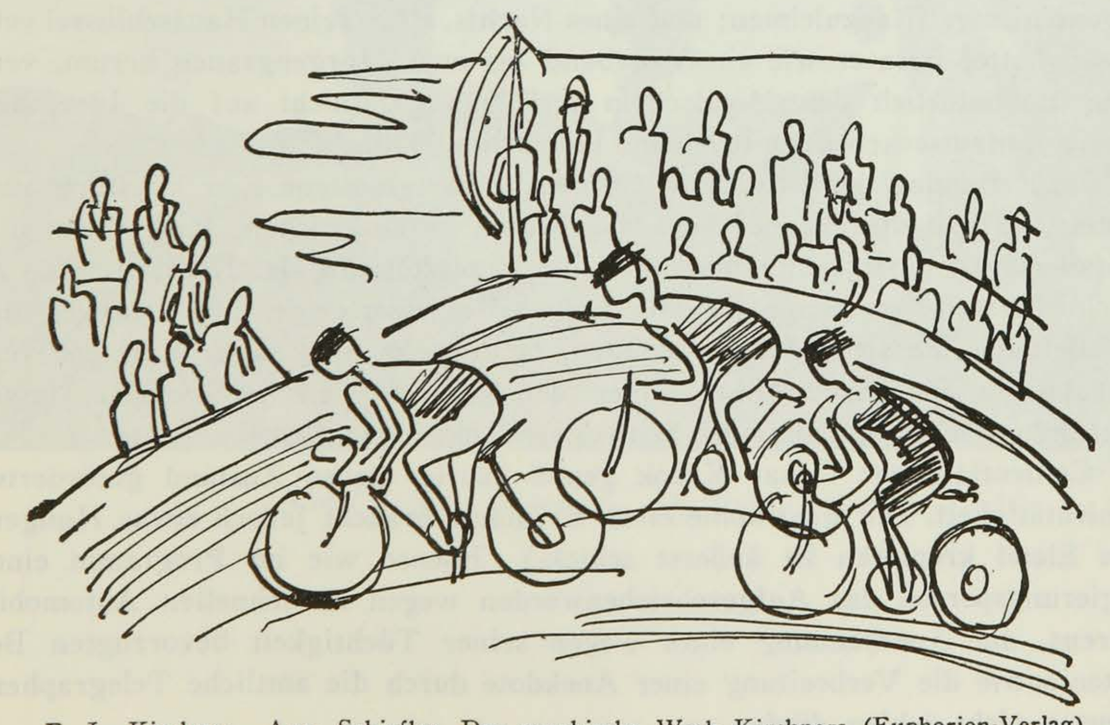
Oskar Krook wurde als Sohn reicher, aber rechtschaffener Eltern in Schweden geboren, der Heimat Christinens von Schweden und des schwedischen Punsches. Sein Großvater, ein protestantischer Pfarrer, lehrte ihn die Bibel lesen und Harmonium spielen, doch tummelte er sich viel lieber zwischen den Hebeln und Rädern der väterlichen Fabrik. Sein Vater — muß das noch erwähnt werden? — war der berühmte Gustav Krook, Erfinder und Fabrikant jenes Rasierpinsels, der mit dreifacher Geschwindigkeit ausgewechselt werden kann. Im Gegensatz zu den Söhnen von Genies, die unweigerlich Kretins sind (zum mindesten sind es die wenigen, die *ich* kennenlernte), übertraf Oskar Krook den Vater an Genialität; er besaß gleich ihm das Talent für Mechanik, Mathematik und Erfindung. Seine fünf Schwestern hingegen, sämtlich dürr, lang, schmal wie ein Bund Dietriche, schienen für rhythmischen Tanz, für Blumenmalerei, lyrische Poesie und symphonische Musik geboren zu sein! Sie hatten das Haus sozusagen in einen Basar der Aesthetik, einen Markt der Geistigkeit, in ein „Hotel Meublé" der Musen umgewandelt.

In diesem Hause sprach man nur in Symbolen: Die Griffe der Kommoden besaßen transzendentale Bedeutung. Man bewegte sich nur rhythmisch nach dem Muster griechischer und ägyptischer Basreliefs. Jedes Geräusch, auch das aus der Küche erklingende, hatte ästhetische Bedeutung und eigene Instrumentation. Die fünf Schwestern, in ihrer Schlankheit einem Bund Dietriche vergleichbar, nährten sich von purer Schönheit.

Vielleicht waren sie deshalb so mager.

Nach dem Tode des Vaters erbte Oskar Krook eine gewisse Summe, die es ihm ermöglichte, eine Mitgift nebst Frau zu heiraten. Er verließ das von Poesie und Mondschein erfüllte Vaterhaus, welches ihm, der nur für Mechanik und Mathematik Verständnis hatte, höchst widerlich war. Schon im Alter von 18 Jahren hatte er die wissenschaftliche Welt mit der Erfindung des Telecoficleds verblüfft: ein Musikinstrument, das mittels Herzscher Wellen in x-beliebiger Entfernung erklingt. Der wehrlose Zuhörer ist außerstande, herauszufinden, auf welchem Punkte der Weltkugel der Spieler musiziert. Dieser wiederum hat die Illusion, ein großer Virtuose zu sein, obzwar er sich selbst nicht hört. Er löst das Problem, absolute Musik zu genießen und gleichzeitig dem Publikum käufliche Musikware zu vermitteln, denn, während er in seine Röhren das „Ave Maria“ von Gounod bläst, hört man jenseits des Indischen Ozeans das letzte Chanson der Piedigrotta.

Die verschiedenen Installationen und zahlreichen Experimente kosteten den Erfinder die Hälfte des väterlichen Erbteiles. Um nicht auch die andere Hälfte zu verlieren, finanzierte er damit die Ausnutzung eines zweiten Patentes, nämlich die Umwandlung alter Automobilreifen in Gummipastillen gegen den Husten. Die Erfindung hätte sich trefflich rentiert, wenn die Propaganda geschickter und zudem Anfang des Herbstes, wenn alle Leute zu husten beginnen, lanciert worden wäre, nicht aber am Ende des Frühlings, wenn kein Mensch mehr hüstelt. Oskar Krook stand an der Schwelle des Bankrotts. Nur ein Ausweg blieb ihm noch: die Produktion der Zitronenaustern. — Da Südfrüchte der Transportkosten wegen in Schweden teurer sind als Mollusken, so war ihm der Gedanke gekommen, in den Restaurants von Skandinavien und Umgebung alle fauligen und ausgequetschten Zitronen aufzukaufen und sie in ein zementiertes Bassin der Ostseebucht zu schütten. Hier kamen die Austern zur Welt, wuchsen, gediehen und reiften im Safte der Zitronen, beschattet von



E. L. Kirchner. Aus: Schiefler, Das graphische Werk Kirchners (Euphorion-Verlag)

den großen Blättern der Pfeffersträucher, die sich über sie neigten, um sich im Wasser zu spiegeln und die Mollusken zu würzen. Aber ausgerechnet in demselben Jahr brachte der Fürst von Galles die Mode auf, Austern „naturell“ zu essen, d. h. ohne Pfeffer und ohne Zitrone. Der Erfinder wäre samt seiner Gattin verhungert, wenn sie nicht die unverkauften Austern zu verzehren gehabt hätten.

Die Frau starb an Mißvergnügen und Typhus.

„Und es war doch das Richtige!“ rief Krook eines Tages auf dem Gipfel der Selbstzerfleischung und schlug sich vor die Stirn mit der Geste und den Worten André Chéniers, als man ihn zum Tode führte.

„Ja, für alles Mechanische bist du sehr begabt, aber im Leben fehlt dir der praktische Sinn,“ erwiderte ihm der alte protestantische Pfarrer — Großvater und Harmoniumspieler, „du bist eben ein Phantast!“

„Ich ein Phantast, der ich, so früh ich nur konnte, von zu Hause weglief, um der blödsinnigen Poesie meiner fünf Schwestern zu entfliehen?“

„Ohne daß du es weißt, mein lieber Oskar, hast du schon zu viel Mondschein geschluckt!“

*

Von nun an wurde „Mondschein“ seine fixe Idee. Mit Mondschein rechtfertigte er den Mangel an praktischem Sinn. Gleich Newton und Ampère passierten ihm peinliche Zerstreutheiten. Von bildungshungrigen Industriellen zum Diner geladen, konnte er plötzlich ein silbernes Besteck oder ein Zigarettenetui des Gastgebers auf den Kopf setzen, und als er eines Tages das Dienstmädchen eines Freundes umarmte, entschuldigte er sich stotternd:

„Ein Versehen, ich glaubte, es wäre deine Frau!“ Besessen von den kniffligsten Schwierigkeiten erhabener Berechnungen irrte er sich beim Prüfen der Rechnung, die ihm der Kellner präsentierte. Erfinder tollkühner Systeme, um hohe mechanische Probleme zu lösen, war er nicht einmal imstande, einen Regenschirmgriff anzuleimen; und eines Nachts, als er seinen Hausschlüssel vergessen hatte, irrte er wie ein Vagabund bis zum Morgengrauen herum, verwünschte natürlich den Mondschein und kam gar nicht auf die Idee, den Portier aufzuwecken oder in einem Hotel zu übernachten.

Die Erfindung der Brutmaschine, welche hartgesottene Eier künstlich ausbrütete, so daß die Hühner bereits gebraten herauskrochen, fand weder den Beifall der zuständigen Fakultät noch die Unterstützung der Kapitalisten. Unglücklicherweise existieren jene fürstlichen Befürworter des Müßigganges und der Bettelei, die sich Mäzene nannten, nicht mehr, und unser Erfinder verausgabte in Studien und Maschinen den größten Teil der kleinen Unterstützung, welche ihm die fünf Schwestern zukommen ließen. Fasten fördert die Gehirntätigkeit: Oskar Krook genoß häufig diesen Zustand geförderter Gehirntätigkeit. Die Biographie eines Erfinders braucht jedoch etwas Hunger! (Im Elend krepieren ist äußerst schick.) Ebenso wie im Programm einer Regierungsperson das Aufgeschriebenwerden wegen zu schnellen Automobilfahrens, die Anerkennung eines wegen seiner Tüchtigkeit bevorzugten Beamten sowie die Verbreitung einer Anekdote durch die amtliche Telegraphenagentur nicht fehlen dürfen.



Aus Cahiers d'Art, Paris

André Derain, Carneval. Slg. Paul Guillaume, Paris



Van Gogh, Junger Bauer (Nuenen)
Aus der van Gogh-Ausstellung der Galerie Otto Wacker, Berlin



Photo Fleischmann, Wien

Sybille Binder

Edouard Manet, Erschießung Kaiser Maximilians (Skizze)
Leihgabe des Kopenhagener Museums für die Manet-Ausstellung bei Matthiessen



Claude Monet, Am Meeresstrand
Monet-Ausstellung der Galerie Thannhauser, Berlin




Die Undankbarkeit der Menschen und sein Mangel an praktischem Sinn überzeugten Krook, daß er für industrielle Erfindungen nicht geboren sei. Sein mathematisches Genie konnte sich nur einer Sache zuwenden: den Sternen, die, obzwar von Dichtern und Verliebten profaniert, gleichwohl stets über den niedrigen Spekulationen, den kleinlichen Intrigen, den gemeinen Interessen, den häßlichen Geschäften thronen, welchen hienieden nichts zu entgehen vermag.

Die Sterne! Könnte man nur die Sterne befragen und von ihnen erfahren, wer sie mehr belästigt: die Astronomen oder die Dichter.

Kurz und gut, Krook genoß den Ruhm, ein großer Astronom zu sein. Nicht so sehr, weil er die beiden Sterne Mariquita und Spippina entdeckt hatte, als vielmehr wegen seiner Studien über die Bewohnbarkeit des Mondes. Sein Haß auf den Mondschein befähigte ihn, diesen Satelliten mit dem Auge der Wissenschaft zu erforschen. Wissenschaft und Poesie laufen auf zwei Parallel-Linien nebeneinander, ohne sich jemals zu treffen, vorausgesetzt, daß man die Wissenschaft nicht als reine Poesie betrachtet. Dann allerdings müßte diejenige, die wir bisher Poesie betitelten, steriles Gestammel schwatzhafter Faulpelze werden.

*

Auf dem wissenschaftlichen Weltkongreß von Pnom-Penh (Kambodscha) durfte Oskar Krook nicht fehlen. Kongresse sind dazu da, Unmengen von Speisen und Getränken zu vertilgen, mit ordengeschmücktem Knopfloch eine Hauptstadt zu besichtigen und sich mit einem herzlichen „Auf Wiedersehn im nächsten Jahr" voneinander zu verabschieden.



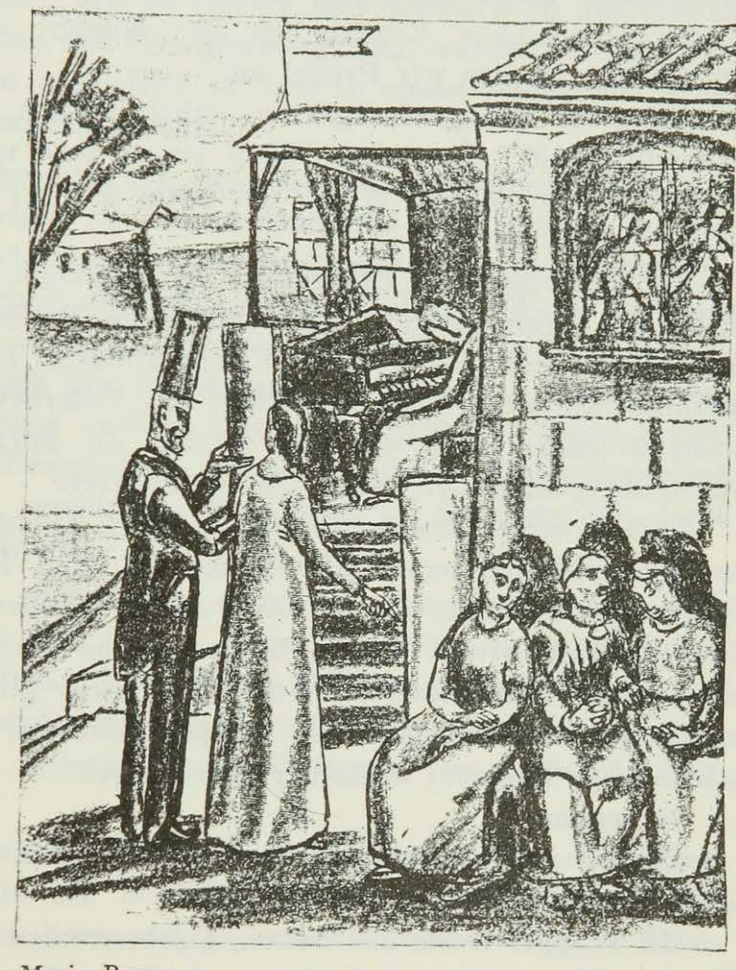
Wilhelm Wagner

Die Anwesenheit Oskar Krooks genügt jedoch, um zu beweisen, daß dieser Kongreß würdevoll und ernst wie kein anderer war. Wer die Möglichkeit hätte, Zeitungen jener Epoche zu durchblättern, der würde sehen, welch fulminante Gelehrte aus aller Welt hier zusammenkamen: selbst die Rothäute hatten den Professor Stomaco Ruminante im Nationalkostüm entsandt, um dem Friedensbund gewisse hygienische Verbesserungen vorzuschlagen. (Die Zeremonienpfeife.) Die Menschenfresser der Fidschi-Inseln schickten einen ihrer Universitätsdozenten, ebenfalls im Lokalkostüm, d. h. vollständig nackt. Aber auf seiner Brust bleichten die Abzeichen des höchsten Ordens des „Missionarknochens". —

Der Kongreß wurde eröffnet unter dem Vorsitz eines Weisheitsschädels, der einer Elfenbeinkugel glich (der Vergleich ist billig, aber behaarte Köpfe sind es ebenfalls), auf welcher mit Lineal und chinesischer Tinte drei Furchen gezogen waren. Nach allgemeiner Beileidsbezeigung für die berühmten Verblichenen des verflossenen Jahres begann man über die Reihenfolge der Diskussionen zu disputieren. Nachdem diese Frage offen gelassen wurde, erörterte man die günstige Gelegenheit, mittels Gedankenaustausches eine der neunhundert Weltsprachen zu benutzen, die — wie gewöhnlich — von Phantasten

erfunden worden waren. Ein rumänischer Gelehrter stand auf und hielt eine langatmige Rede auf Volapükisch (der Weltsprache, die natürlich kein Mensch verstand)! Der große Kongreß-Saal bekam Aehnlichkeit mit einem Tollhaus: langgestreckte Schädel, Gesichter, die wie in plötzlich aufflammendem Blitzlicht zur Grimasse erstarrt schienen, Physiognomien von Leuten, die schlecht verdauen, durch Absinth und Mathematik verglaste Augen — ein anthropologisches Archiv, das einem Hutfabrikanten schwer zu denken gegeben hätte.

Hinter dem Sitz des Präsidenten befand sich eine weibliche Marmorfigur: das Symbol der Erfindung. Sie trug weder Lorbeer, noch Fackel, noch Rad. Sie war nur einfach Frau. Kein Erfinder besitzt die abwechslungsreiche und unerschöpfliche Erfindungsgabe, wie sie irgendwelcher Frau eignet!



Maria Braun

Mit zeremoniellem Habitus und den feierlichen Gesten eines Archimandrits erteilte der Präsident nacheinander den verschiedenen Kongreßmitgliedern, die über wissenschaftliche Fortschritte in ihren Ländern oder über eine persönliche Erfindung referieren wollten, das Wort. Der Delegierte der Republik Andorra unterbreitete dem hohen Kongreß seinen Plan, Luft auf Flaschen zu füllen und mit sterilisiertem Korken zu schließen: Hinfort würde man die Luft von St. Moritz, die Sonne Kairos, die parfümierte Wärme der Azurküste ebenso zu Hause genießen, wie wir heutzutage jederzeit Vichy-Brunnenwasser trinken können.

Ein großer amerikanischer Arzt berichtete über sein System, Schlaf zu kompensieren: wie man Ermüdung (sei es durch Schnellauf oder Boxkampf) rapide und intensiv herbeizuführen imstande ist, kann man Ruhe konzentrieren. „Mit meiner Methode," führte er aus, „stelle ich einen dreifachen Ruhe-Extrakt, eine fünffache Schlafessenz her; ich vermag in einer Viertelstunde Bettruhe pro Nacht dem Körper volle Frische zuzuführen. Auf diese Weise habe ich das Problem der Lebensverlängerung gelöst."

Es sprachen ferner Gelehrte der militärischen, physiologischen und chirurgischen Kunst, alles brave Leute, welche Menschen mit der Entschuldigung des

Vaterlandes morden oder Tiere mit der Entschuldigung der Wissenschaft vivisezieren.

Eine dürre, lange Aerztin, flach wie eine Maraschino-Flasche, mit dem platten Bauch der Spinatesser und dem Charakterkopf des Genies demonstrierte ihre Technik, mittels suggestiver Hypnose eingebildete Krankheiten nervöser Kinder zu heilen. Die Methode bestand in leichter Massage und einem besonderen Auflegen der Hände auf den schmerzenden Körperteil.

„Die Methode ist absolut nicht neu, verehrte Doktorin!" warf ein Gelehrter lateinischer Rasse ein. „Im alten Europa behandelt man seit undenklichen Zeiten eingebildete Krankheiten der Kinder. Aber statt nur die Hände aufzulegen, wenden wir Prügel an."

Sämtliche Kongreßmitglieder erhoben sich entrüstet im Namen der Menschlichkeit. Nur einer blieb sitzen und notierte eine Rüge für den Zwischenrufer, der die Würde des Ortes und der Personen so gänzlich außer acht gelassen hatte . . .

Ein Professor der Universität Dar-es-Salam machte den Vorschlag, mit Hilfe des Grammophons dem schlafenden Patienten Sprachen beizubringen, und zwar derart, daß man Konjugationen, Deklinationen und Vokabeln unaufhörlich wiederholen ließ sowie das Unterbewußtsein ausschaltete. Nach sechs Monaten beherrscht der Schüler die Sprache, ohne die leiseste Anstrengung gemacht zu haben, sie zu studieren.

Endlich erhielt Oskar Krook das Wort. Lebhafteste Aufmerksamkeit. Der berühmte Gelehrte lenkte aller Blicke auf sich. Die Nächte, die er am Fernrohr und die Tage, die er über seinen Büchern verbrachte, gaben seiner Leichenblässe etwas Ueberirdisches, wenn auch nichts Himmlisches: er schien nicht mehr dieser Erde anzugehören, er glich vielmehr einem Bewohner entlegener Sternenwelten, wie ihn phantasievolle Illustratoren eines unwahrscheinlichen Romanes zu konterfeien pflegen.

Er begann:

„Kollegen aus aller Welt! Getrennt durch Sprache und Rasse, jedoch einig in einem Glauben: dem Wissen!"

Mit knapper Geste der weiten, gipsbestreuten Aermel, aus denen zylinderförmige Manschetten und tintegeschwärzte Finger hervorkamen, schnitt er den Beifall ab.

„Ich bin nicht hier, um Worte zu machen," fuhr er fort, „sondern um Ihnen Tatsachen mitzuteilen. Ich liebe nicht Worte. Ich liebe nur Zahlen, Kraft und Materie."

Erneuter Beifall.

„Und die Erfindung, mit welcher ich Sie jetzt bekannt mache, ist nicht eine Frucht des Zufalls wie die meisten aller Erfindungen . . ."

Protestrufe der Versammlung, vom Präsidenten energisch unterdrückt —

„. . . sondern das Resultat eines konkreten Willens. Ich habe eine Maschine konstruiert, um zum Mond zu fliegen . . ."

„Er ist verrückt!"

„Hirngespinste!"

„Er hält uns zum Narren!"

„Bitte, den Redner nicht zu unterbrechen!“ rief der Präsident mit dem polierten Billardschädel, indem er fünf oder sechs Schüsse aus einem mit Pulver geladenen Revolver abfeuerte (das Glockenzeichen dieses Kongresses).

„Ich habe die Maschine für den Mondflug konstruiert, damit man den Mondschein nicht mehr sieht, nicht mehr die Lobeshymnen auf den Mond hört: den Mond besingen, den Mond anrufen, den Mond befragen, den Mond als Zeugen zitieren, die Schuld auf den Mond schieben!!! Kinder, Liebende, Einfältige, Gelehrte, Dichter, Reklame-Maler und Liederkomponisten diskreditieren den Mond; dieser Planet, den zu messen und chemisch zu analysieren uns mit Hilfe unserer Methoden und Instrumente gelang, wurde zu einem Vergnügen, welches allen Börsen zugänglich ist und zu einem Argument herabgewürdigt, das jeder Schwätzer mißbraucht. —

Der Mondschein hat mathematischen Instinkt und physikalische Begabung vernichtet. Wenn ein Mädchen zu seinem Geliebten sagt: ‚Siehst du, der Mond schaut uns zu!‘ so löscht sie mit ihrer Sentimentalität eine grenzenlose Welt wissenschaftlicher Wahrheit aus und bringt uns auf diese Weise Tausende von Jahren, sozusagen in den Urzustand zurück. Sogar Sie, erlauchte Gelehrte, Sie sind nicht immer fähig, sich dem Mondschein zu entziehen. Denn als ich gestern abend die erste Sitzung verließ, hörte ich einen von Ihnen sagen: ‚Was für eine wundervolle Silberscheibe!‘ und ein weibliches Kongreßmitglied, die Professorin Ha-Hoi-zum, erwiderte: ‚Der Mond ist das Monokel, durch welches die Nacht uns betrachtet‘.“

Die ganze Versammlung drehte sich nach der romantischen Kongreßteilnehmerin um. Der Redner fuhr fort: „Meine Maschine, Kollegen, beruht auf . . .“ hier begann Oskar Krook eine endlose Erklärung seiner Studien und ihrer Resultate; er zeigte verschiedene Zeichnungen, ein kleines, abmontierbares Aluminium-Modell und bedeckte zur Erläuterung vier große Schiefertafeln mit Formeln.

Sämtliche Sonderberichterstatter ließen ihrer enzyklopädischen Unwissenheit die Zügel schießen, um in der Welt-Tages-Presse die Erfindung Oskar Krooks, des schwedischen Forschers, auf die verschiedensten Arten zu interpretieren.

In wenigen Tagen wurde der Name Oskar Krook in den entlegensten Winkeln jungfräulicher Urwälder genannt. Auf den Gletschern der arktischen Regionen, unter den Lebertran-Fabrikanten sprach man nur von Oskar Krook, und die zu strenger Einzelhaft Verurteilten der obskursten Gefängnisse Chinas schrieben seinen Namen auf die Mauern und tätowierten ihn rund um ihren Nabel. Die großen Magazine brachten seine Photographie: dreißig Meter Film in allen Kinos der Welt waren ihm gewidmet. Er wurde für den Carnegie-Preis vorgeschlagen, und, was viel bedeutungsvoller ist, sein vegetarisches Gelbgesicht schmückte Konservenbüchsen: nichts kann Berühmtheit so weit verbreiten wie Oelsardinen!

Die paar Milliönchen, die zum Bau der Maschinen benötigt wurden, waren schnell beschafft. Das öffentliche Bekanntgeben und Ausposaunen der Namen, Vornamen, Adels- und akademischen Titel des Spenders zeitigt stets glänzende

Resultate: die Tausender flattern nur so aus den Taschen derjenigen, die im geheimen einem Armen nicht einmal einen Zigarrenstummel schenken würden. Wollte man neben den Namen noch einige Aufnahmen des edelmütigen Spenders veröffentlichen (der Spender in vier Momenten: der erste Zahn des Spenders, der Spender als Radfahrer, der Spender als Infanterie-Unteroffizier und der Spender nebst seiner angebeteten Familie), so würde erheblich mehr zusammenkommen!

Sehr bald war die Maschine erbaut und startbereit.

*

Es kam der große Tag: die ganze Stadt strömte zum San-Filmgello-Platz: auf den Häusern hatte man dreißig Meter hohe Tribünen errichtet, die aus fünfzehn übereinanderliegenden Stockwerken bestanden; sogar die Gelähmten hatten sich in Tragbahren hinbringen lassen, um den Mutigen zu sehen, der zum Mond fliegen wollte.

Als der Apparat, von seinen Fesseln befreit, himmelwärts stieg, erdröhnte der Platz von frenetischem Händeklatschen. Aus der Gondel pustete Oskar Krook Tabakswolken zum Abschied. Auf fünfhundert Meter Höhe aß er eine Banane und warf die Schale ins Leere. Unten mordeten sich vier Männer, um diese Reliquie aufzufangen.

*

Während der dreitägigen Reise langweilte er sich nicht. In seinem stählernen Anzug, eingeschlossen in Wärme- und Luft-Reservoirs, mit seinen Hebeln und Schrauben beschäftigt, betrachtete er wunderbare optische Phänomene sowie durch den Mangel an Atmosphäre verursachte Veränderungen seiner Instrumente, die er in theoretischen Studien vorher errechnet hatte.

Häufige Koffein-Injektionen hielten ihn wach. Je näher er dem Mond kam, desto größere Bewegung ergriff ihn, und seine Nervenkraft verhundertfachte sich . . .

*

Bei der Ankunft empfingen ihn weder eine Abordnung von Gelehrten noch Vertreter der Regierungsbehörden.

„Komisches Land, dieser Mond," dachte er, „man hat keinen Sinn für Gastfreundschaft."

Es war Nacht.

Er sah sich um. Nach der Helligkeit und dem gedämpften Lärm zu urteilen, die jenseits des Flusses herrschten, mußte er sich in der Nähe einer Stadt befinden, einer unendlichen Stadt, wo man arbeitet, schafft, produziert, wo nicht geträumt wird, und wo keine geschwätzigen Dichter mit Mandolinen-Begleitung den Mond besingen.

„Hier," so dachte er, „werde ich wenigstens nicht die Sentimentalen meiner Welt den romantischen Mond anseufzen hören."

Blätterrascheln weckte seine Aufmerksamkeit. Er wandte sich um. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen, eng umschlungen, ihm entgegen. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um einander zu küssen. Er verbarg sich hinter einem Baum.

„Siehst du da oben über dem Hügel?" hauchte das Mädchen.

Der Jüngling hob die Augen. Auch der Astronom blickte hinauf. Die Erde, die er vor drei Tagen tief unter sich gelassen hatte, schwamm auf den Wolken.

„Wie eine große silberne Medaille," flötete der verliebte Jüngling.

„Das ist die Erde," lächelte das Mädchen. „Solange du fort bleibst, wirst du sie jeden Abend um die gleiche Stunde ansehen, ich werde es auch tun, und dann wird mir zumute sein, als wäre ich dir näher."

Auf dem Fluß schaukelten phantastisch geformte Barken, die mit Girlanden und Lampions geschmückt waren. Von Streichinstrumenten begleitet sangen Männer und Frauen unverständliche Worte, die höchstwahrscheinlich die Erde, den geheimnisvollen Silberstern, priesen.

*

Der Astronom Oskar Krook bestieg seinen Apparat und flog nach unbekanntem Bestimmungsort, ohne eine Adresse zu hinterlassen.



Jean Cocteau

# DER VILLINGER NARRO

Von

*MARIE ZABLER*

Der Narrenkönig war frühzeitig zu Bett gegangen, während die vier anderen noch nebenan beim Wein saßen. Er hatte sich jede Störung verbeten, sich auf die Seite gelegt, die Decke über die Ohren gezogen und lag in seinem breiten Mackardbett wie ein aus der Ebene steigender massiver Hügel; denn er war wohlbeleibt. „Hans blieb do — Du weisch ja nit wie's Wetter wird, ob's regnet oder schneit, oder ob's gut Wetter geit, Hans blieb do."

Tagsüber hatten seine langen, etwas feldwebelhaft gestrafften Beine vollauf zu tun gehabt, seinen rundlichen Wamst vorwärtszustoßen. Er kämpfte heroisch gegen angestammte Fülle, schleuderte die Worte aus rundlichgeschwellten Pausbacken, damit sie nicht im Fett stecken blieben, nahm sich immer wieder selbst an, doch manchmal vergebens, denn ehe man sich's versah, lösten sich ihm mitten im Gespräch die Glieder und er war eingeschlafen. Heute hat er es besonders schwer gehabt, denn er mußte sein „Narrenhäs", die alte Villinger Narrentracht, aus der Mottenkiste holen; eine Profanierung! — denn der eigentliche Villinger, der zur traditionellen Narrenzunft gehört, zeigt sein Häs nicht und zieht es erst an Fastnacht an. Nur seinen intimsten Freunden gibt er, wenn die Zeit kommt, das Geheimnis preis: „Heut gang i ins Häs!"

„Jetzt go i schlofe" sagte er und war mit einem Ruck aus der Gesellschaft der Vier verschwunden, die ihn vergeblich baten, es anzuziehen! Nebenan lag das Häs. Das Schönste und Historischste des Kostüms ist die Larve: die „Scheme", wie die Villinger sagen. Der Villinger ist stolz auf diese uralte Tradition, die bis zu dem Saturnalienfest der Römer und dem deutschen Ostarafest zurückgeht; bei dem Ostarafest, der Austreibung des Winters, band man sich Larven vor, um Dämonen und böse Geister zu bannen. Diese Larven waren Fratzen, und in Villingen gibt's noch einige spätmittelalterliche Häuser mit solchen Fratzen als Zierde, die der Villinger Narro „Surhebel" nennt, wegen des säuerlichen Gesichtsausdrucks. Neben uns aber lag eine mit verzückt lächelndem Gesicht, mit schön gedrechselten Wangen und Grübchen: eine Oelmüllerlarve (so genannt nach dem Verfertiger), die sich seit 1800 von Familie zu Familie vererbt hatte. Das Narrohäs besteht aus Hose, Kittel und Kappe, darauf sind allerhand Figuren und Blumen gemalt, auf der Hose das „Gretle" und das „Hansele" (Hansel, der die anderen hänselt und neckt). Eine Katze ist auch da, die den Aschermittwochkater vorstellt. Am Gesäß ist eine Geldbüchse aufgemalt als Geldsch . . . . . r, denn die Narretei ist kostspielig. Zwischendurch sind liebevoll allerhand Tulpen und Pfingstrosen gestreut als Vorboten des nahen Frühlings. Eine vielfach gefaltete mittelalterliche Halskrause, ein Fuchsschwanz an der Narrenkappe als Zeichen der Narrenfreiheit, wie bei den Hofnarren, ergänzen das wertvolle und sehr malerische Kostüm. Das Wichtigste aber sind die aus Bronze gegossenen Glocken, die in mehreren Reihen angebrachten Narrenschellen, die mit dem breiten Riemen bis zu 50 Pfund wiegen und die der Narro wie ein russisches Schlittenpferd um den Leib trägt. Je üppiger sie sind, um so vornehmer ist der Hansel, mit ihnen „strehlt" er,



Villinger Jungfrauen mit den traditionellen Faschingsmasken



Historische Faschingskostüme (Narrohäs) in Villingen (Baden)



Hermine Feist



Helene Odilon



Rudolf Großmann

d. h. er geht spreizbeinig und gravitätisch langsam auf den Passanten zu, und sagt ihm seine Streiche und Gemeinheiten vom letzten Jahr ins Gesicht. Dabei klingen hell die Schellen zusammen wie ein Jüngstes Gericht und mahnen zur Gewissenseinkehr. Bei den großen Umzügen spielen auch die sogenannten „Wuste" eine Rolle. Sie laufen im schäbigen Narrohäs, tragen vor dem Gesicht eine alte Larve, einen „Surhebel", und statt des Narrensäbels oder Narrenstabs halten sie einen Besen in der Hand. Sie haben sich besonders gut mit Stroh ausgestopft, denn sie werden von der Jugend mit Schnee, Steinen und Eisschollen beworfen. Der Kopf ist vielfach eingebunden, aber oft wird die Larve durch einen Treffer zertrümmert, und der Wust kann sich gerade noch mit einem blauen Auge oder dem Verlust einiger Zähne in eine Haustür

retten. Die Narros werfen für die Jugend Körbe von Nüssen, Obst und Birnewecken aus, und die Jugend ruft ihnen dafür allerhand Narrenverse zu:

„Hanselakai, het e schei Wei (schön Weib)
het en Kopf kugelrund,
s' f . . . . e wiegt hundert Pfund,
Hanselakai —!"

oder:

„Horig, horig, horig ischt die Katz;
und wenn die Katz nit horig ischt
no fängt sie keine Mäuse!"

oder:

„Es ischt e Maidli hier,
es het en Gulde vier,
es het e spitzig Müli, (Mündchen)
e Näsli wie es Süli (Säulein)
so ischt e Maidli hier!"

Wer solch einen volkstümlichen Umzug mit seinem grotesk mystischen Mummenschanz in tief verschneiter Stadt auf gedämpftem Schnee in Villingen oder in Rottweil (dort sind die Hansel wieder von besonderer Abart) oder in Elzach, wer den weißen Narrenschimmel, die Wagen mit dem hellen Schellengeklingel gesehen hat, wird dieses Bild nie vergessen.

# UHLENHORST KOCHSTR. 22—26 ODER DER GEIST UNSERES HAUSES

Von

*SLING*)*

Es ist ein großes Industriehaus, mit festen, strengen, ernsten kaufmännischen Grundsätzen, mit Erfahrungen, Statistiken und mit der Bürokratie, die auch dazu gehört. Aber das, was hergestellt wird, ist nicht Stiefelwichse, nicht Benzol, ist Unterhaltungsstoff für Millionen, zuweilen dauerhaft und schwer, dann wieder leicht, flüchtig. In diesem Hause wird geistig gekämpft, nicht nur nach außen hin, mit der Front gegen politisch anders Gerichtete. Aber der Kampf gegen außen und innen ist nicht diktiert von einem egoistischen Haß. Dahinter steckt die Liebe zu einer Sache.

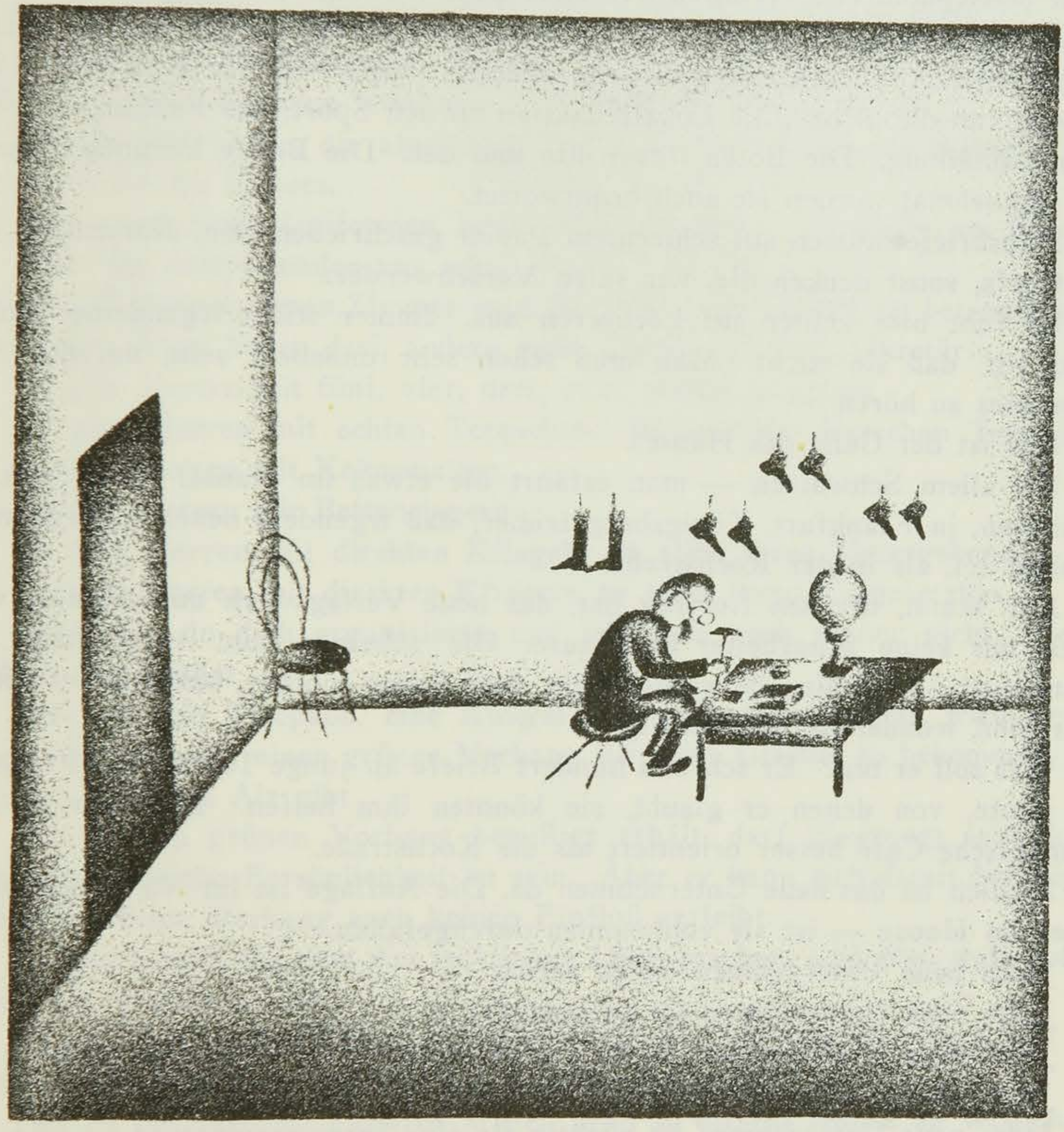
Ueber eines sind wir uns einig: über das Unterhaltliche. Vom Chef bis zur letzten Botenfrau. Denn auch in deren Hand bleibt am Ende eine Nummer der „Morgenpost", die Kunde vom Leben, Geschriebenes, Gedrucktes, Lehrreiches, Spannendes, Ulkiges ins Heim trägt. Und jeder führt sich Unterhaltendes zu, indem er über die engen Grenzen seines eigenen Arbeitsgebietes blickt. Die Politik blinzelt nach der Mode, die Mode nach dem Witz, der Witz nach der Börse, die Börse nach dem Roman und dem Theater.

---

*) Aus dem Jubiläumswerke „50 Jahre Ullstein 1877—1927".

Zuweilen kracht es in einem Redaktionszimmer, eine politische oder literarische Fehde wird ausgefochten. Man wird rot und laut und schließlich heiser vor Leidenschaft. Am Ende macht ein Scherzwort alles wieder gut. Ein Neuling muß fragen, ob man für Leidenschaft eine Gratifikation erhält, und ein Aelterer mag ihm antworten: Nein, mein Junge, die Leidenschaft gehört zum Kontrakt, und wenn du sie nicht mitbringst, dann bleib, wo du gewesen.

Freude am Kampf und an der Versöhnung. Manchmal vergessen wir, uns zu zanken; nie, uns zu versöhnen. Das ist die Atmosphäre des Hauses.



Sinogli

Wir sind alle sehr sachlich, wir müssen es sein. Mittel des Gemütes wenden wir wenig an. Nur eines: den Witz. Es ist sehr schwer, auch wo anders, Vorgesetzte zu einer Träne des Mitleids zu bringen. Aber der Vorgesetzte lacht gern. Das ist die Atmosphäre des Hauses.

Also sind wir sachlich mit Heiterkeit. Denn wir wissen: der hier vor seinem Chef steht und griesgrämigen Antlitzes einfach sagt, um was es sich handelt, wird kaum angehört. Denn der Chef hat vor sich ein Dutzend Briefe: öde, griesgrämige, korrekte. Er ist befangen in der Aufgabe, sie zu beant-

worten. Er hat eine unsichtbare, aber sehr deutliche Wand um sich. Sprichst du ihm im Ton der Briefe, die vor ihm liegen, so hört er dies nicht, auch wenn er den besten Willen hat. Aber schlägst du einen Purzelbaum, einen geistigen, so wird er lachen. Die Wand ist verschwunden. Nun kannst du das Ernsteste bereden. Das ist der Geist des Hauses.

*

Wir schreiben uns sehr viele Briefe. Wir können nicht alles bereden oder auch betelephonieren. Wollten wir alles mündlich regeln, so säße keiner fünf Minuten in seinem Zimmer. Alles liefe dauernd durcheinander, niemand käme zum Arbeiten. So schreiben wir uns dauernd: die „Voß" an die „B. Z.", die „Dame" an die „Voß", die Lokalredaktion an den Sport, das Feuilleton an die Romanabteilung. Die Boten flitzen hin und her. Die Briefe kommen zumeist an. Manchmal werden sie auch beantwortet.

Hausbriefe müssen auf schlechtem Papier geschrieben sein. Namentlich die an Chefs, sonst denken die, wir seien Verschwender.

Es ruht hier keiner auf Lorbeeren aus. Immer sticht irgendeine Nadel. Und gut, daß sie sticht. Man muß schon sehr unbeliebt sein, um nur Angenehmes zu hören.

Das ist der Geist des Hauses.

Bei allem Schwatzen — man erfährt nie etwas im Hause. Man hört in München, in Frankfurt, Königsberg früher, daß irgendein neues Unternehmen geplant sei, als in der Kochstraße.

Der Mann, der den Auftrag hat, das neue Verlagswerk aufzuziehen, will alles, nur keine Mitarbeiter im Hause. Die scheinen ihm verbraucht, abgestempelt. Und die, die er vielleicht doch haben möchte, bekommt er nicht. Wir sind wunderbar eifersüchtig.

Was soll er tun? Er schreibt hundert Briefe an junge Talente, an Freunde, an Leute, von denen er glaubt, sie könnten ihm helfen. Zuweilen ist das Romanische Café besser orientiert als die Kochstraße.

Endlich ist das neue Unternehmen da. Die Auflage ist im Nu ausverkauft. Aber im Hause — ist sie vollkommen durchgefallen.

Jedes neue Unternehmen ist zu seriös.

Jedes neue Unternehmen ist zu populär.

Jedes neue Unternehmen ist zu ausschließlich für Frauen bestimmt.

Jedes neue Unternehmen bringt zu wenig für die Frauen.

Jedes neue Unternehmen ist wichtig als eine Inseratenplantage.

Jedes neue Unternehmen hat gar keine Inserate.

Das ist der Geist des Hauses.

Die Redakteure kritisieren die Kalkulation.

Die Propagandisten schimpfen auf die Schriftleiter.

Die Setzer bekritteln die Modezeichnungen.

Die Sportmänner zerfetzen den Roman.

Alles ist falsch.

Und alles ist richtig.

Sind die ersten Hunderttausend erreicht, bekommt es die Redaktion zu

hören: „Bilden Sie sich nur nichts ein! Nicht zehntausend hätten Sie erreicht ohne diese fabelhafte Vertriebsorganisation!"

Und der Vertriebschef muß es hören: „Bei dieser redaktionellen Leistung hätten Sie es auf 150 000 bringen müssen."

Das ist der Geist des Hauses.

*

Es hat jeder seine Sehnsucht.

Jeder möchte eigentlich in dem Hause eine andere Stellung haben.

Der hochmögende Direktor leidet unter der Anonymität seines Amtes.

Der Schriftsteller, der seinen Namen unter jede Frühlingsplauderei setzen darf, möchte so gern Inserate akquirieren. Das Fräulein von den Handarbeiten möchte so gerne Musikkritiken schreiben.

Und es gibt Leute, die alles lieber machen als das, was sie machen. Das ist der Geist des Hauses.

Wir tragen keine Uniformen, keine Abzeichen, keine Sternchen am Kragen. Aber wir unterscheiden uns sehr.

Es gibt Herren, deren Zimmer man nur durch ihr Sekretariat betreten kann. Einige davon haben drei, andere zwei, andere nur eine Sekretärin.

Es gibt Herren mit fünf, vier, drei, zwei, einem Telephon.

Es gibt Herren mit echten Teppichen. Herren mit deutschen Teppichen.

Es gibt Herren mit Kokosmatten.

Es gibt Herren mit Bettvorlegern.

Es gibt Herren mit direkten Klingeln zu allen ihren Untergebenen.

Es gibt Herren mit direkten Klingeln zu allen ihren Vorgesetzten.

Sage, wie du dich organisierst, und ich weiß noch immer nicht, wieviel Gehalt du beziehst.

Wer nur ein Telephon, eine Klingel, einen Bettvorleger hat, wird wenigstens bestrebt sein, einen grünen Vorhang für seine Glastür zu bekommen, was ihm ein gewisses Air gibt.

Wer keinen grünen Vorhang bewilligt erhält, darf überzeugt sein, keine sehr einflußreiche Persönlichkeit zu sein. Aber er kann sich damit beruhigen, daß der grünste Vorhang auch keinen Einfluß verleiht.

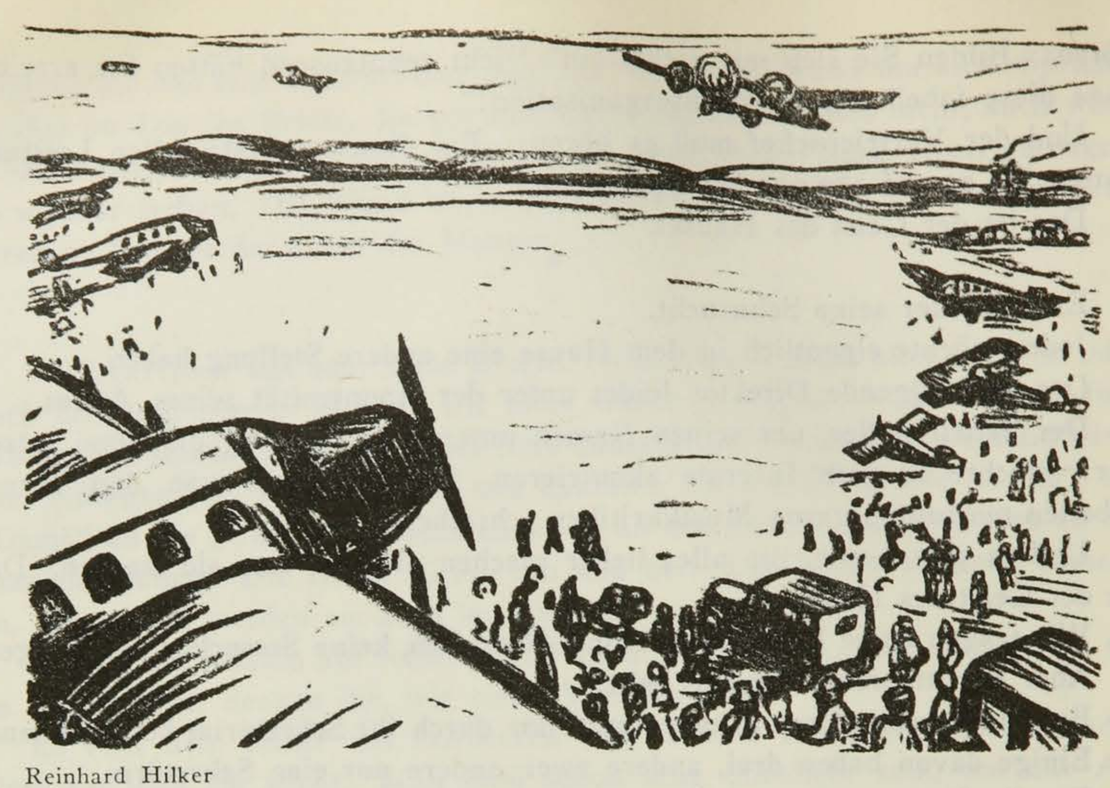
Es gibt Leute, die eine Art fröhlichen Lärm machen, und man weiß sofort, wenn sie im Hause sind.

Es gibt Leute, die sich in ihr Kämmerchen schleichen und dort still vor sich hin arbeiten, ohne daß man sie zu sehen bekommt.

Das ist ein ziemlich sicheres Mittel, uralt in diesem Hause zu werden.

In diesem Hause sagen sich alle die Wahrheit, aber die Wahrheit ist glücklicherweise nicht immer dieselbe. Ueberhaupt: Wahrheit läßt sich so wenig einpökeln wie Begeisterung. Lebenshintergründe verschieben sich von gestern auf heute. Was heute noch wahr scheint, ist morgen eine Brücke, die man nicht ohne Gefahr überschreitet.

Dies wissen, nicht unglücklich sein, die Wahrheiten so aneinanderreihen, daß sie sich nie widersprechen, immer aufrichtig, immer dem Augenblick so vertrauen, wie ihm im nächsten Augenblick mißtrauen: das ist der Geist dieses journalistischen Hauses.



Reinhard Hilker

# OSKAR FRIED FLIEGT ZWO MILLE ÜBER DEM MEERESSPIEGEL

Von
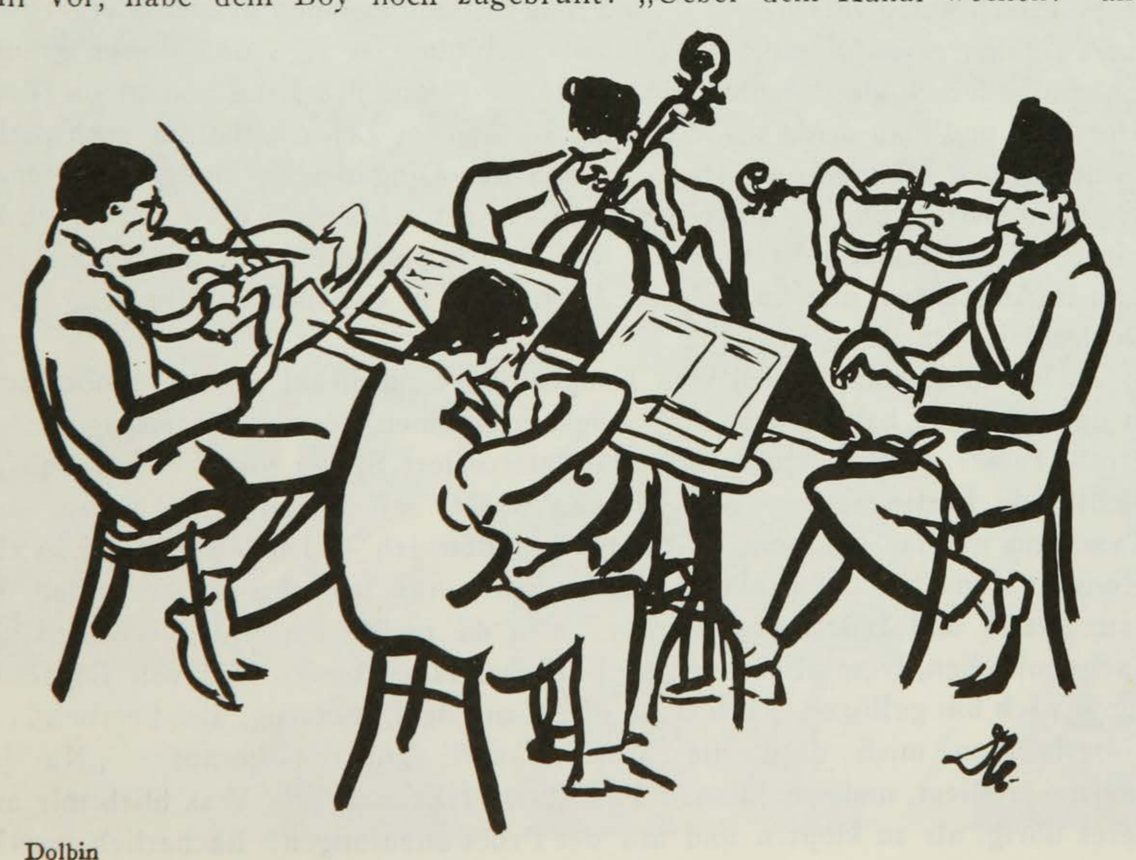
*MATHEO QUINZ*

„Wissen Se, Menschenskind, Sie sind ein kompletter Narr mit Ihrer Interviewerei. Was soll ich Ihnen nu wieder über London sagen? Einfach lächerlich! Daß ich in der Queens-Hall dirigiert habe, hat in den Zeitungen gestanden: ganz groß, Erfolg auch: ganz groß, Kritiken: ganz groß—interessiert keinen Menschen. Wenn ich wenigstens in London Hunde geschoren hätte, das wäre noch was; da sitzen nämlich an der Themse zwanzig Leute auf der Straße und scheren Hunde, aber ich habe doch keine Hunde geschoren. Und dann habe ich ein Bankett gehabt, zu meinen Ehren, aber das passiert schließlich jedem Piefke, also was wollen Sie da schon groß schreiben? Und über den Verkehr in London? Ganz groß! Man kann überhaupt nicht mehr laufen und nicht mehr fahren! Also *wirklich* ganz groß! Wenn das die Berliner sehen würden, würden sie an jede Ecke nicht nur einen, sondern gleich zwölf Verkehrstürme hinsetzen vor lauter Begeisterung. Also großartig! Und mitten drin: *der Bobby!* Wissen Sie, was 'n Bobby ist? Wissen Sie, wie groß ein Bobby ist? Auch *ganz* groß! Und der steht da mitten drin und macht die ganze Sache nur mit dem Daumen. Er hat noch so 'ne lächerliche weiße Küchenschürze um, daß man ihn ja sieht, und weiße Baumwollhandschuhe, aber den ganzen Zimt braucht er gar nicht. Nur mit dem Daumen, sage ich Ihnen, den steckt er hoch, oder wippt ihn so 'n bißchen rüber, und die ganze Sache funktioniert wunderbar. Ich nehme an, daß wahnsinnige Strafen auf unrichtige

Autofahrerei ausgesetzt sind, sonst würden sich die Leute das gar nicht gefallen lassen, so einfach 'n bißchen Wipp-Wipp mit 'n Baumwollfinger, und alles klebt fest wie im Spielzeugladen.

Shaw habe ich auch nicht gesehen, obwohl ich ihn gut kenne; ich war mal vor langen Jahren bei ihm, wie er noch Musikkritiker war. „Den müssen Sie kennen," hat man mir gesagt. „Schön," habe ich gesagt. Und bin hin. Wir haben uns wunderbar unterhalten. Er konnte kein Wort Deutsch, und ich konnte kein Wort Englisch — jetzt kann ich es natürlich fabelhaft — aber damals: kein Wort. Wir haben uns aber wunderbar unterhalten, drei Viertelstunden lang, und einen tiefen Eindruck von einander bekommen. Und deshalb gehe ich nicht mehr hin; denn jetzt würden wir uns verstehen und uns bestimmt zanken. Und warum soll ausgerechnet ich mich nun mit Shaw zanken?

Also: und nach dem Bankett bin ich geflogen, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich zurück auf die Probe mußte, nach Berlin. Ich kam da ganz früh raus nach Croydon und war wirklich ehrlich müde und habe dem guten Mann vom Flugzeug gleich gesagt: „Ich muß schlafen." Der hat mich angestarrt, wie einen Helden, und hat mir den Sitz herumgeklappt und mir 'ne Decke gegeben. Dann habe ich noch aufpassen wollen, wie es los geht, weil ich doch den historischen Moment erleben wollte, wenn sich die Sache loslöst von der Erde. Ich war auch ganz allein in der großen Kabuse, 'n großes Luftschiff mit drei Motoren. Die Dinger machen einen schauderhaften Krach, einer pfeift, das Ding geht los, und während ich noch scharf aufpasse, bis es sich loslöst, schaue ich so 'n bißchen nach unten und sehe, wie wir schon munter hoch über die Häuser dahintrudeln. Es ist geradezu lachhaft! Man merkt es absolut nicht, wie das Ding abfliegt, denkt einfach zu langsam. Wirklich, ganz lächerlich kam ich mir vor, habe dem Boy noch zugebrüllt: „Ueber dem Kanal wecken!" und



Dolbin

habe mich aufs Ohr gelegt. Gekotzt habe ich nicht und ganz gut geschlafen, trotzdem es da in England so 'ne Art von Hügelchen in der Luft gibt, über die man ganz nett hinhoppelt.

Wie mich der Mann geweckt hat, habe ich ihm angesehen, daß meine Ruhe ihm gewaltig imponiert. Ich hatte fest geschlafen, und nu blinzelte ich in die göttliche Sonne über dem Kanal, der herrlich graugrün heraufleuchtete, wie ein Transparent. Und unten sieht man die Schiffe schaukeln, und die lächerlichen Menschen darauf schaukeln; also wirklich, wenn man runtersieht, alles, alles schaukelt und man selber fliegt oben mit Getöse durch die Luft, glatt wie'n Aal, und man freut sich und denkt: da unten muß es nun schaukeln, das verfluchte Gesindel, und muß kotzen und wird geschuckelt wie in einem Wackelpott, dieses Gesindel, dieses Gesindel ... Ach, das ist ein Hochgenuß, wunderbar!

Und wenn man über 'ner Stadt fliegt und so richtig tief hineinschauen kann in den Dreck, den sie da unten so schepp und winklig zurechtgekleistert haben, so richtig tief hineinschauen kann, wo es am dreckigsten ist, und man so sieht, wie das alles wackelt und qualmt und stinkt und muffelt, und wenn einem dann so einfällt, daß der Kaiser mal gesagt hat, Berlin wird mal die schönste Stadt der Welt — und man sieht dann diesen ganzen Haufen so unter sich, . . . Gott, Mensch, ist man dann glücklich, daß man wenigstens mal ein paar Stunden in der Luft fliegt und in der Sonne, wie im Hochgebirge, auf dem Mont-Blanc, nee, auf der Jungfrau; schreiben Se lieber Jungfrau, das klingt immer poetischer.

Und auf einmal schaue ich auf den Zeiger, wegen der Höhe, und lese: „Zwo Mille" und mir wird doch ein bißchen mulmig zu Mute. Und mitten in der schönsten Sonne stellt der Bursche seinen Motor ab und läßt das ganze Ding elegant nach unten rutschen . . . und man rutscht in einen grauen Dreck hinein . . . und es wird ganz dunkel und noch dunkler . . . und dieser graue, schleimige Dreck klebt sich an die Fenster . . . und das Ding kommt ins Trudeln . . . und man denkt an Maltzahn, in meinem Leben habe ich noch nicht an den armen Maltzahn gedacht . . . und das Ding trudelt immer besoffener . . . und man ist nur noch neugierig, ob der nette Mann in der Lederjoppe es wieder in die Hand bekommt . . . und . . . hoppla . . . und auf einmal ist man in Amsterdam und hat höchste Eisenbahn, in das nächste Flugzeug nach Deutschland umzusteigen.

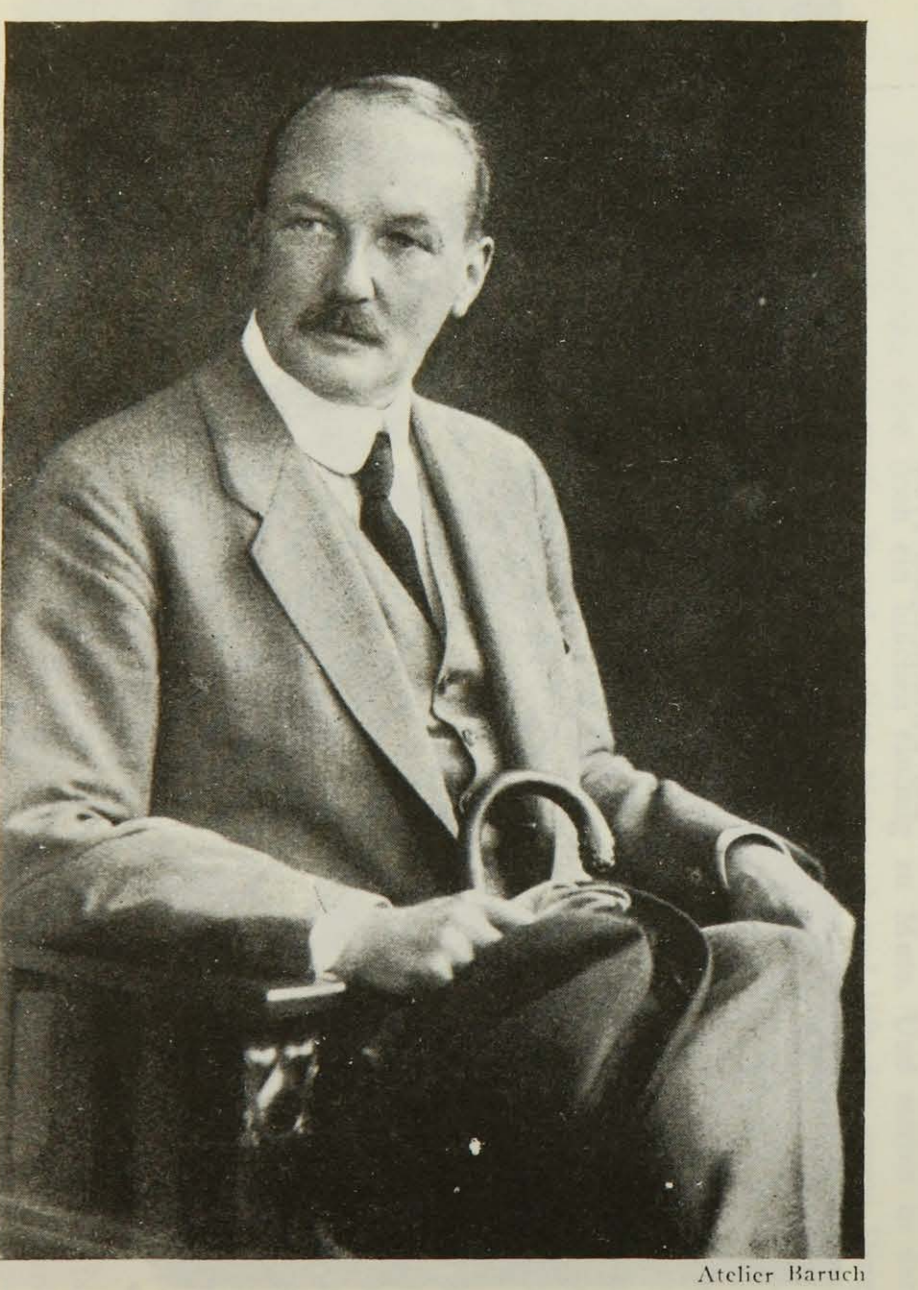
In Berlin dann mußte ich vom Tempelhofer Feld direkt auf die Probe. Erst in der Autotaxe habe ich richtig Angst bekommen, so um die Königgrätzer Straße rum . . . entsetzlich. Aber das interessiert Sie ja nicht, Sie wollen ja nichts von Berlin wissen. Wie ich nun wieder mit heilen Knochen aus der Taxe raus war und an mein Pult kam, da mußte ich — ich bin nämlich so ein Mensch: wenn ich ein großes Erlebnis habe, *muß* ich es *sofort* erzählen, so ganz warm und frisch und sofort ... also da mußte ich dem Orchester die Sache mitteilen, trete also rauf ans Pult und sage atemlos und voll Begeisterung: „Ich bin geflogen, ich komme direkt aus dem Flugzeug, also herrlich . . ." Unterbrechen mich doch die Musiker und knurren herauf: „Na ja, siehste, er fliegt, und wir müssen IV. Klasse fahren . . ." Was blieb mir anderes übrig, als zu klopfen und mit der Probe anzufangen? Lächerlich, was?"

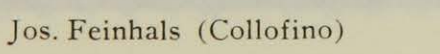


Der Dirigent Oskar Fried



Rudolf und Maria Großmann



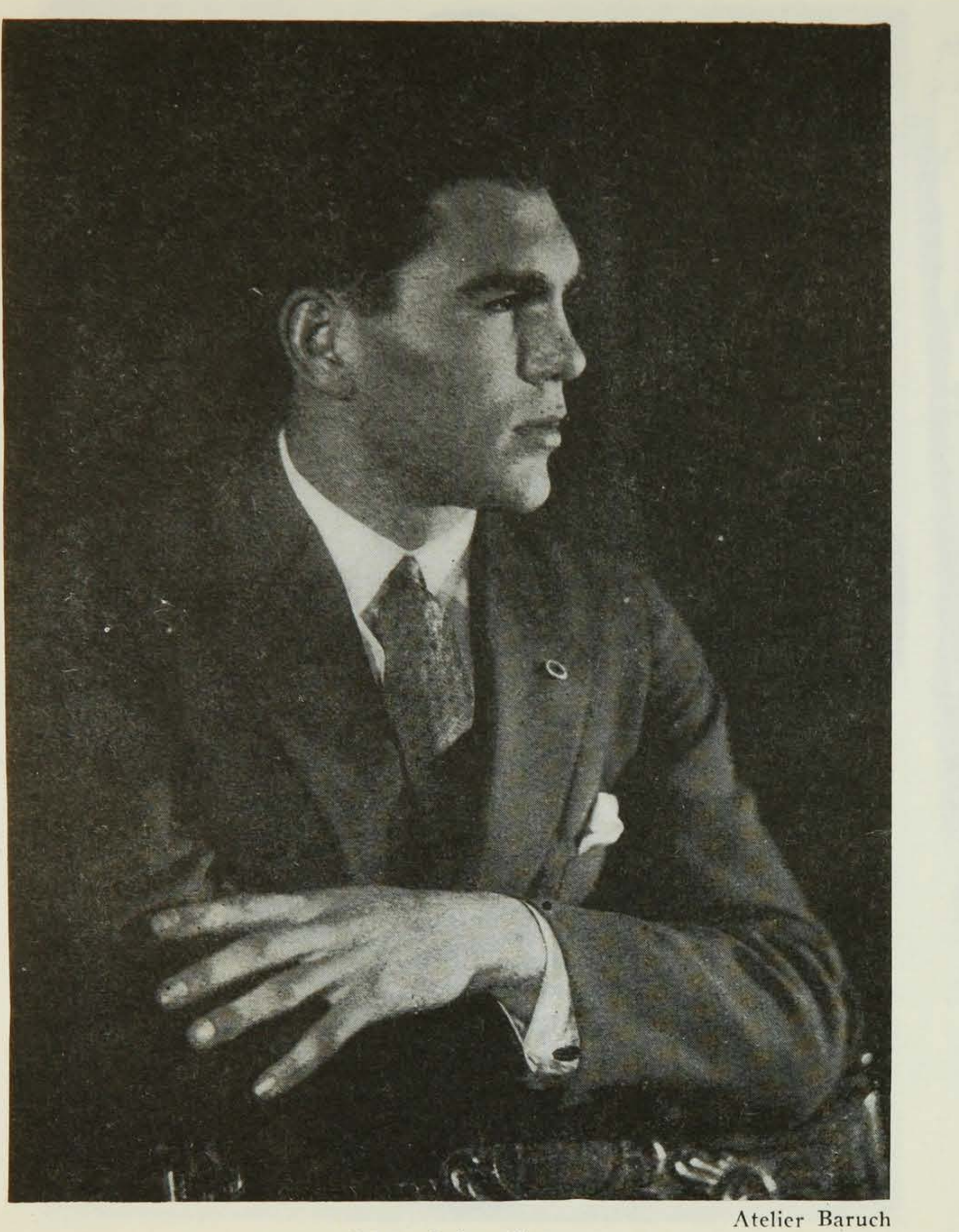

Atelier Baruch

Jos. Feinhals (Collofino)



Photo Riess

Ola Alsen



Atelier Baruch

Max Schmeling

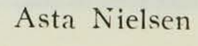


Photo Mahrenholz

Asta Nielsen

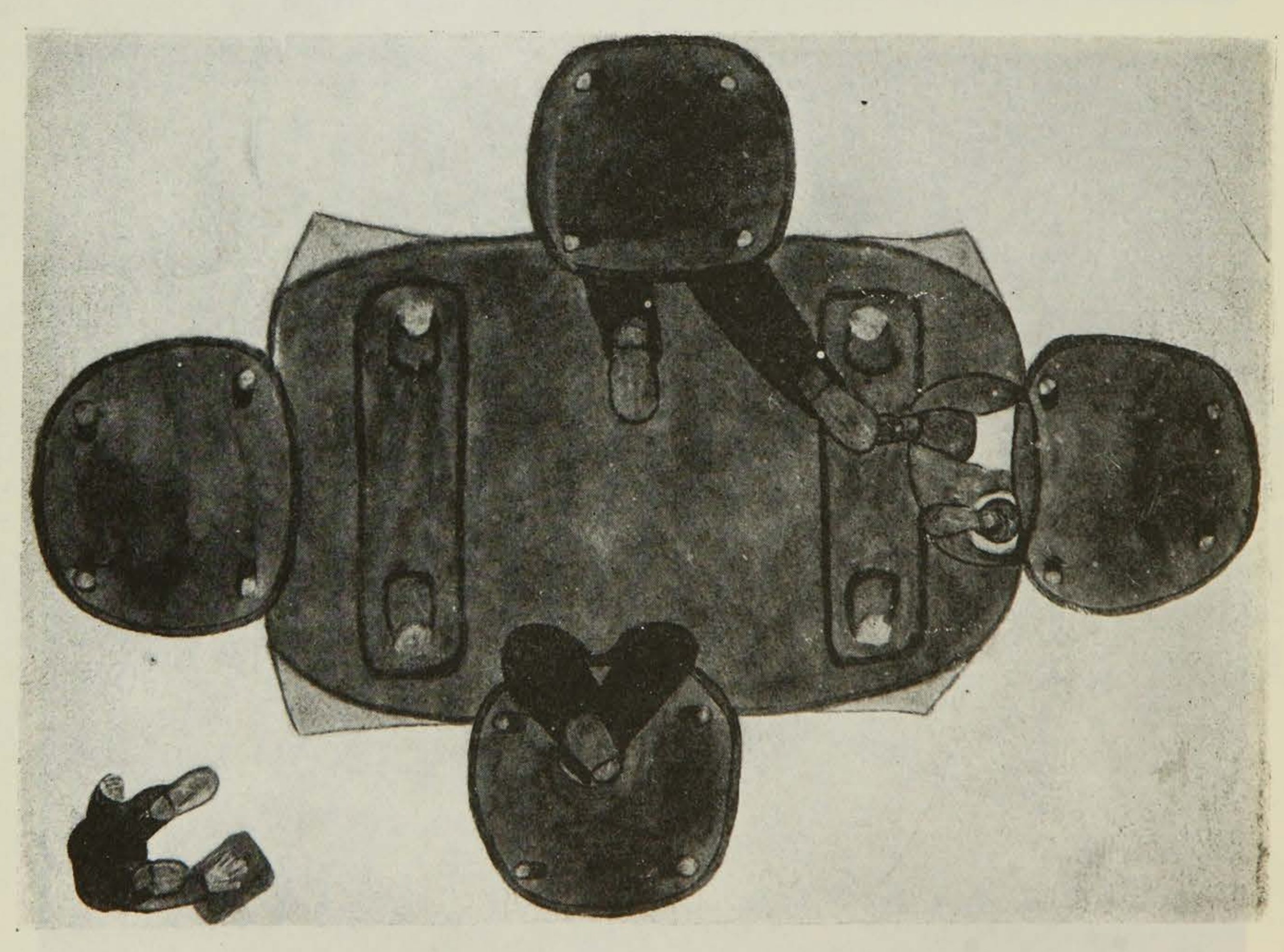


Joh. Kuhlemann, Dichter und Direktor
des Kölner Pfeifenmuseums



Photo Henri Manuel

Jacques Darnetal, Dichter und Kunst-
händler in Paris



Alexander Gartenberg, Blick von unten



Otto Schoff

# LOB DER TRUNKENHEIT

Von

*MAX HERMANN (NEISSE)*

*Bier macht stolz, Schnaps macht verwegen,*
*Wort macht dumm, Liebkosung weich,*
*doch im Riesenrausche legen*
*uns're Sehnsüchte sich gleich.*

*Weil dort alle Worte schweigen,*
*und Liebkosung nicht mehr lohnt,*
*schon das Zueinanderneigen*
*Wonnen wirkt im trunk'nen Mond.*

*Monde leuchten schwankend heilig,*
*starre Sterne strahlen Trug.*
*Nüchtern Liebende trägt eilig*
*in ihr Nichts der Abendzug.*

*Züge stürzen von den Brücken,*
*lebenshungrig steigt die Braut*
*auf des toten Freiers Rücken*
*in den Tag, dem vor ihr graut.*

*Nüchtern ist der Tag voll roher*
*Eigensucht im Schattenreich.*
*Bier und Schnaps macht immer froher*
*als Liebkosung noch so weich!*

# DAS KÖLNER HÄNNESCHEN

## UND SEINE ENTWICKLUNG ZUR RHEINISCHEN VOLKSBÜHNE[1])

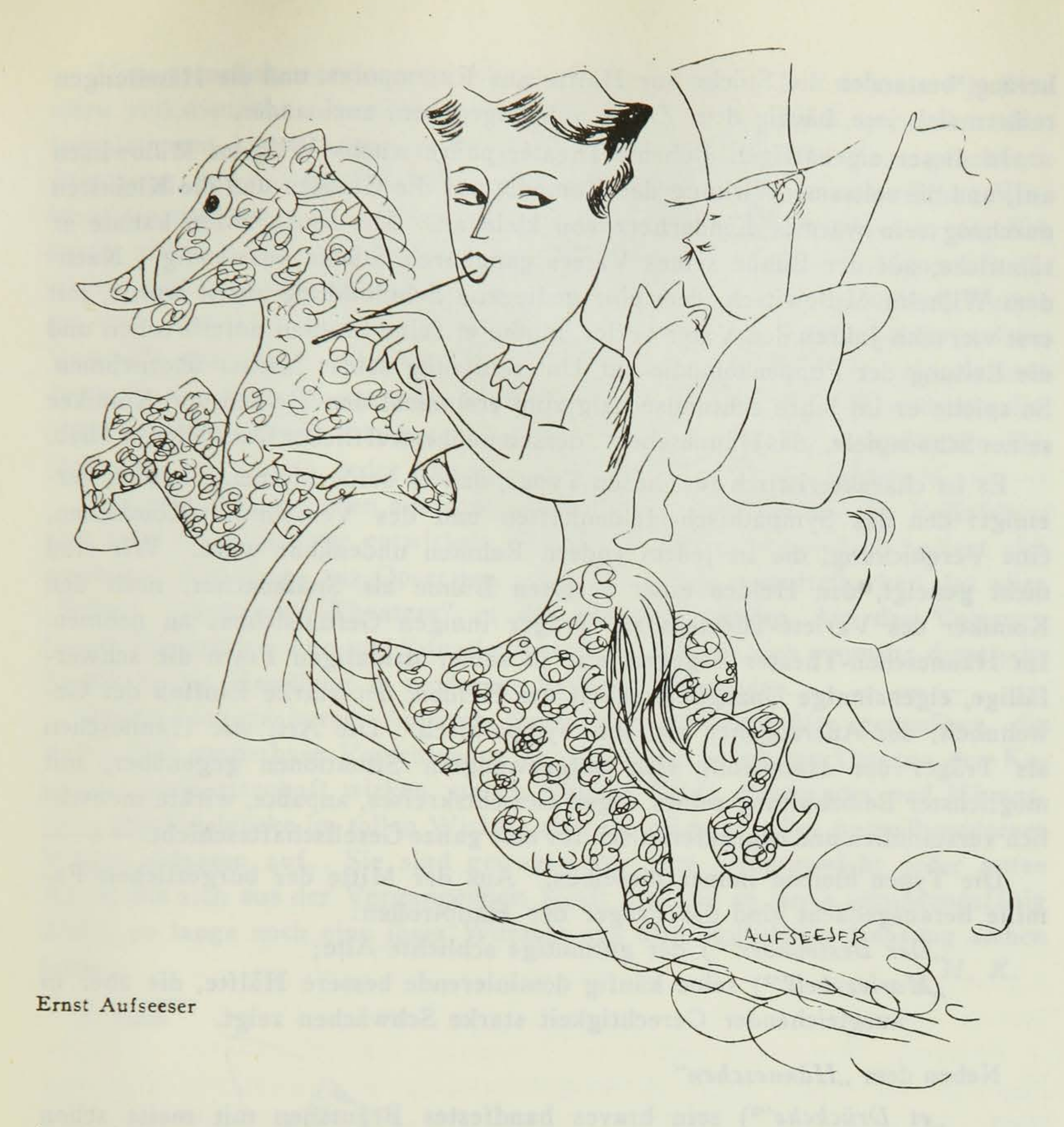
Zu den wenigen Kämpen des überlegenen Humors gehört auch das „Kölner Hänneschen-Theater", dessen eigenartige Kunstform zwar von der Sympathie des Volkes getragen, jedoch vom Aesthetiker häufig noch nicht gewürdigt wird. In der rheinischen Metropole, dem alten stolzen Köln, wuchs es als schlichtes Puppentheater aus dem Bedürfnis des Volkes heraus, das seine eigene Stimme künstlerisch wiedergegeben sehen wollte. In der Heimat der tollen Fastnachtsfeier, wo es so oft im Maskenjubel schallte: „Geck, looß Geck elans"[2]), bildete sich das fidele Hänneschen mit der Zeit zum Hofnarren des rheinischen Volksbewußtseins aus, der in lustiger Verkleidung mit Wahrheiten jonglierte. So redete das Hänneschen daheim manch kräftig Wörtlein mit, wenn etwas im argen lag. Hatte es doch das Vorrecht als Erscheinungsform des uralten Narren, der als ein humoristisch-satirischer Ahasver in so mancherlei Verkleidung die Menschheit als Kritiker, Freund und Erzieher von alters her im Tanzschritt begleitet.

Unter der Leitung von Wilhelm Millowitsch hat nun vor einigen Jahren das Hänneschen die Sehnsucht nach der Menschwerdung erfaßt. Es warf die hölzerne Gestalt ab und mischt sich jetzt häufig in lustigem Inkognito unter die Leute. Zwar taucht es hin und wieder noch als starke Persönlichkeit auf, meist aber wirkt es nur noch mittelbar auf die Gesamtidee ein. Dafür aber haben wir eine kräftige Volksbühne im großen Stil gewonnen, die neben unvergleichlich typischer Schilderung des rheinischen Volkscharakters auch eine Mittelstellung zwischen der ernsten Bühne und dem Varieté-Theater einnimmt, wie sie ergänzender nicht gedacht werden kann.

Seit ungefähr 100 Jahren war das Hänneschen-Theater als transportable Puppenkomödie in Händen der Familie Millowitsch, die es sofort nach dessen Begründung durch Chr. Winter in größerem Maßstabe umgeschaffen hatte. Unter der Direktion des Großvaters Millowitsch blieb das Hänneschen-Theater ständig im heimischen Köln. Aber im Lauf der Zeit, und um sich naturgemäß

---

[1]) Aus „Platt-Kölnische Volksbühne Nr. 1". Düsseldorf, Verlag von Schmitz & Olbertz.
[2]) Narr, lasse den Narren vorbei.




Ernst Aufseeser

in Wirkung und Anziehungskraft zu steigern, nahm es eine so drastische Richtung an, daß sich der von allzu scharfen und derben Witzen alterierte Lokalpatriotismus und das Familiengefühl verletzt fühlten, und die besseren Volkselemente sich von den Darbietungen zurückzogen.

Der Sohn des damaligen Direktors, der Vater unseres Wilhelm Millowitsch, erkannte mit sicherm Blick den Ruin eines Theaters, das zur rohen Farce ausartet, an der nur der Pöbel einer Gesellschaftsschicht Geschmack findet. Er verließ daher mit seiner Gattin und einem Gehilfen die Truppe und die Vaterstadt, um mit einem eigenen Hänneschen-Theater ein Wanderleben zu führen. Selbstredend beschränkte sich die Tournée auf das Rheinland, da die Stücke wegen ihres eng begrenzten Lokalcharakters und des kölnischen Idioms an die Scholle gefesselt blieben, der sie entstammten.

Die Ritter- und Räuberkomödien — Stoffe, die schon bei den fahrenden Marionettenbühnen des Mittelalters beliebt waren — bildeten auch im Hänneschen-Theater den Gegenstand der Handlung. — — — —

Zu jener Zeit, als das „Kölner Hänneschen“ meist auf den Kirmessen um-

herzog, bestanden die Stücke zur Hälfte aus Extempores, und die Handlungen reihten sich lose, häufig dem Zufall anheimgegeben, aneinander.

In dieser eigenartigen Bohème-Theatersphäre wuchs Wilhelm Millowitsch auf, und die seltsame Wirkung der Komödie auf die Größten und die Kleinsten durchzog sein warmes Kinderherz von klein an. Mit fünf Jahren kannte er sämtliche, auf der Bühne seines Vaters gangbaren Stücke auswendig. Nachdem Wilhelm Millowitsch, dem eine gediegene Schulbildung zuteil wurde, mit erst vierzehn Jahren den Vater verlor, mußte er seine Studien unterbrechen und die Leitung der Puppenkomödie zur Unterstützung seiner Mutter übernehmen. So spielte er im Jahre achtundsechzig zum erstenmal den Helden und Komiker seiner Schauspiele, „das Hänneschen", dessen unübertrefflicher Darsteller er blieb.

Es ist charakteristisch für diesen Typus, daß er beide Momente in sich vereinigt: den des Sympathisch-Heldenhaften und des Verschmitzt-Komischen, eine Verquickung, die in jedem andern Rahmen undenkbar wäre. Wir sind nicht geneigt, den Helden einer seriösen Bühne als Spaßmacher, noch den Komiker des Varieté-Theaters als Träger innigen Gefühlslebens zu nehmen. Im Hänneschen-Theater dagegen war in seiner damaligen Form die schwerfällige, eigensinnige Unzugänglichkeit des Helden, der starke Einfluß der Gewohnheit, des Anerzogenen auf ihn, sympathisch. Die Art, wie Hänneschen als Träger der Hauptrolle sich aufgezwängten Situationen gegenüber, mit möglichster Beibehaltung seines engen Gesichtskreises, anpaßte, wirkte menschlich verständlich und charakteristisch für eine ganze Gesellschaftsschicht. ———

Die Typen bleiben immer dieselben. Aus der Mitte der bürgerlichen Familie herausgedacht sind die Träger der Hauptrollen:

*„Der Bestevader"*[1]) der gutmütige schlichte Alte;

*„Mariezebell"*[2]) seine häufig dominierende bessere Hälfte, die aber in ausgleichender Gerechtigkeit starke Schwächen zeigt.

Neben dem *„Hänneschen"*

*„et Drückche"*[3]) sein braves handfestes Bräutchen mit meist schon leisen Anklängen ans Haustyrannentum. — Als Gegensatz zu dem leis verschmitzten Hänneschen tritt

*„Nachbar Tünnes"*[4]) auf, der bei allen möglichen Verwickelungen den Sündenbock hergibt und seine stark persönliche Wirkung ganz einfach einer unförmlichen Riesennase in einem blödsinnigen Gesicht verdankt. An dieser Nase erschöpfen sich die Witze der Spaßmacher, aber jede Bosheit scheitert an der Gutmütigkeit des harmlosen, struppigen Gesellen, der unter seiner grotesken Scheußlichkeit unwiderstehlich liebenswürdig ist.

Das unvermeidliche böse Prinzip aber schleicht auf weichen Sohlen über die Szene, verkörpert im

*„Schäl"*[5]), der, an Umtrieben reich, manchen Verdruß verursacht und ganz im Gegensatz zu dem Menschenwort: „Böse Menschen haben keine Lieder" mit seiner heisern Stimme viele lyrische Klagen singt. ———

1) Großvater. 2) Maria Sibylla. 3) Gertrud. 4) Anton. 5) Schielender.

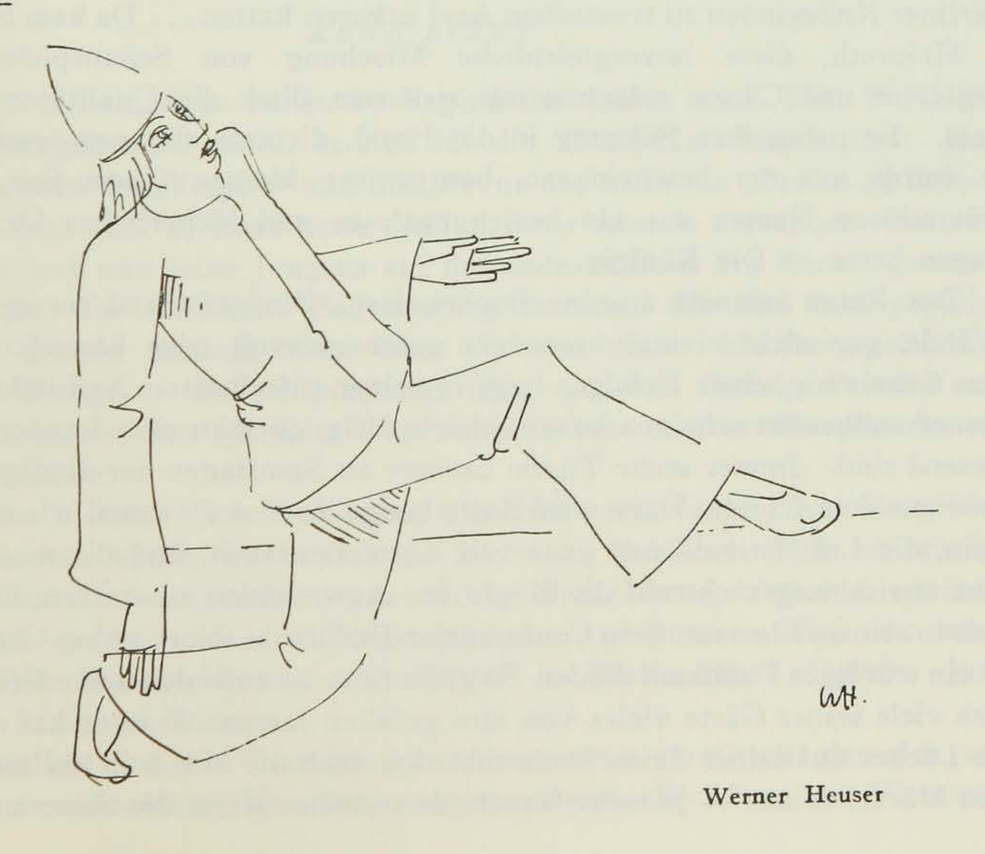
Unzertrennlich war von der hölzernen Gesellschaft der „Schabau"[6]). Dies allzu volkstümliche Genußmittel verhilft dem kleinen Mann gegenüber dem komplizierten Luxusbedürfnis der „obern Zehntausend" zu einer gehobenen Stimmung, vor der die Widerwärtigkeiten seiner Existenz zu kleinlicher Wirkung einzuschrumpfen scheinen. — Wo die eigene Ueberlegenheit in der Komödie nicht aushalf, oder der Rausch den Höhepunkt überschritt, fand sich der höchst einfache Ausweg einer tüchtigen Prügelei, und die grandiose Durchführung einer körperlichen Volkserziehung war selbst dem sentimentalsten Vertreter der freien Menschenrechte einleuchtend. Auch die schwächsten Nerven vertrugen die dramatische Lösung, da ja kein Blut floß, und so nahm unter großem Jubel, lustiger Musik und unentbehrlicher bengalischer Beleuchtung jedes Stück, jeder Akt mit einem großen Knalleffekt Abschied. — — —

Mit dem Heraustreten aus dem alten Rahmen hat sich für die Volksbühne eine neue Physiognomie entwickelt. Direktor Wilhelm Millowitsch bedient sich moderner Zugstücke aus Operetten. Lag die große Unmittelbarkeit des alten „Kölner Hänneschen-Theaters" in der improvisierenden Art des Vortrags, langen Zwiegesprächen und Situationskomik, so häufen sich nunmehr drastische Momente der Handlung in moderner Brillanz aneinander. — — — —

Einem ausgedehnten Apparat routinierter Bühnenkräfte gegenüber, die durch eine sonderbare Verschiebung der Wirkung neben den Urtypen der Komödie marionettenhaft wirken, stehen Tünnes, Schäl, Bestevader und Hänneschen wie Felsblöcke im tollen Wirbel; aber sie nehmen jeden Anprall moderner Wogen gelassen auf. Sie sind getragen von dem Uebergewicht jeder guten Rasse, die sich aus der Vergangenheit Kraft zog und so lange anpassungsfähig bleibt, so lange noch eine ihrer Wurzeln aus dem Volksleben Nahrung ziehen kann.

*H. K.*

6) Fusel.



Werner Heuser



Ottomar Starke

# DIE QUEEN-BAR

Von

*URSULA v. ZEDLITZ*

Einstmals war sie eine kleine Unbekannte vom Kurfürstendamm. Sie durfte nicht wählerisch sein, mußte genau wie ihre armseligen Schwestern ihr Dasein durch die Besuche anonymer Provinzler fristen. Vergeblich träumte sie von dekorativen Diplomaten, die ihren Kunstwert hätten steigern können ... vergeblich von den sieben fetten und den sieben mageren Prinzen, die schon manche ihrer Berliner Kolleginnen zu trautestem Asyl erkoren hatten ... Da kam Heinroth ...

Heinroth, diese unvergleichliche Mischung von Schauspieler, Kellner, Regisseur und Clown, erkannte mit sicherem Blick die Qualitäten ihres Formats. Er nahm ihre Führung in die Hand, dichtete sie sozusagen um. Und so wurde aus der bescheidenen, bourgeoisen kleinen Queen-Bar, die ihren prätentiösen Namen wie ein beziehungsloses und lächerliches Ornament getragen hatte — Die Königin.

Der Raum erinnert an eine Bonbonniere. Blaßgrün und rosenrot sind die Wände, gar nicht einmal besonders geschmackvoll oder besonders originell. Das Geheimnis seines Erfolges liegt in seiner rätselhaften Architektur, die ihn immer vollbesetzt scheinen lassen, gleichgültig, ob zehn oder hundert Gäste anwesend sind. Immer mehr Tische zaubert an Samstagen der findige Entrepreneur aus dem Nichts. Dann wird das winzige Tanzoval schmal wie ein Dominostein, die Luft ist heiß und grau von Zigarettenrauch, und die niedrige Decke scheint sich wagerecht auf die Köpfe der Anwesenden zu stützen. Da ist Heinroth in seinem Element. Sein Conferencier-Bedürfnis feiert wahre Orgien, sobald es ein würdiges Publikum findet. So gefürchtet ist zuweilen seine Frechheit, daß sich viele seiner Gäste vieles von ihm gefallen lassen: denn er hat doch immer die Lacher auf seiner Seite. Dann tobt sich auch die Musik in uralten Schlagern und Märschen aus — je mehr Krach, desto höher steigt die Stimmung.

Diese Musik ist ebenfalls in ihrer Art ein Original: sie ist irgendwie persönlich, hat ein bemerkenswertes Einfühlungsvermögen in die Tanzenden. Ihre Favoriten begrüßt sie mit deren Lieblingsmelodien, zuweilen auch mit einem Tusch. Abgesehen von ihrem Primgeiger ist sie gar nicht first class, ihr Rhythmus gibt manchmal zu denken, und weder Argentinier noch Neger gehören zu ihrem Ensemble: sie hat den Zauber der Unprominenz. Aber ihr Repertoire ist reich und wird allen Stimmungen gerecht. Für die späteren Nachtstunden sind ihre Tangos wie geschaffen: voll Melodie und Sanftheit, voll süßer Sentimentalität, die die gelöste Whisky-Soda-Atmosphäre streichelt und beschwingt. Behutsam stellen sie sich zwischen anstrengende House-parties und dem ausgebrannten und unerbittlichen Lendemain.

Die Königin ist fast ein unumgänglicher Salon geworden, in dem man sich von Zeit zu Zeit zeigen muß, um zu sehen und gesehen zu werden. Wie könnte man sonst dokumentieren, daß die Collage des schönen Y. mit Frau X. durchaus noch nicht auseinander oder gar wieder geleimt ist? Daß offiziöse Verlobungen offiziell geworden, daß Staatssekretäre, Minister und Gesandte noch wohlauf und gut auf ihrem Posten sind, daß das Auswärtige Amt noch in jeder Beziehung etwas zu sagen hat? Die Gesellschaft wechselt ihre Spitzen, wer heute unten, ist morgen oben, und neue Truste bilden sich darin, die nur auf diese Weise sich von der Masse feststellen lassen — die Saison vergeht — aber die Königin besteht!

# EINE MUSIC-HALL-ATTRAKTION

## JACK HYLTON UND SEINE BOYS

Von

*RENÉ BIZET*

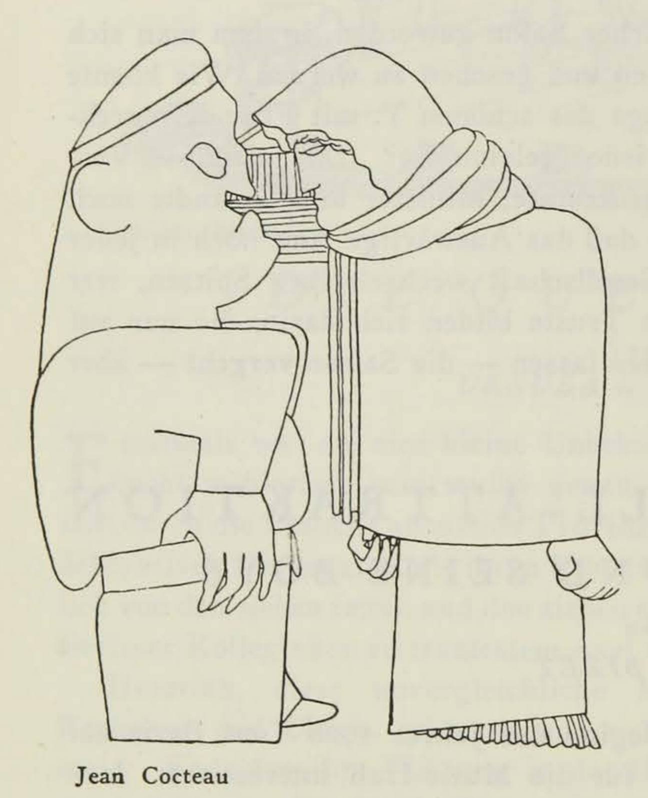
Zwei Neuerscheinungen haben zu Beginn des Jahres 1928 Tout Paris auf die Beine gebracht, soweit es sich für die Music-Hall interessiert: Jack Hyltons Orchester im „Empire“ und die „Revue des Ailes“ im „Casino de Paris“.

Die Jazzband Jack Hyltons hatte die Londoner Abende verschönt. Mehrere Monate sind Jack und seine Jungens auf der anderen Seite des Kanals gewesen und haben dort die lebhafteste Begeisterung erweckt. Sie sind dort populär. Sie werden dorthin zurückkehren, denn die von dieser Musikergesellschaft geforderten Bezüge — sie erheben, sagt man, in Paris fünfzig Prozent von der Tageseinnahme des „Empire“ — verbieten es unserer Hauptstadt, sie länger zu behalten.

In der Tat bedeutet Jack Hylton auf alle Fälle seit einem Jahre die größte und umfassendste Music-Hall-Attraktion für unser Publikum. Man könnte ihn mit nichts von dem vergleichen, was wir in dieser Art gehört oder gesehen haben. Man hat von dem Whitemanorchester gesprochen, das vor zwei Jahren in den Champs-Elysées und darauf in Berlin war. Hyltons Jazz gleicht ihm in keiner Weise.

Whiteman hat uns die Kenntnis eines Orchesters vermittelt, das sich aus sehr guten ausführenden Künstlern zusammensetzt, die bisweilen Virtuosen

sind, Solo spielen und eine wohlgeregelte Phantasie bekunden. Er selbst ist beinahe ein Kapellmeister und hat nichts von einem Komiker. Uebrigens kann man sich durch die Schallplatten, durch die der Hylton-Jazz bei uns schon gekannt und geliebt ist, über den Unterschied zwischen den beiden Orchestern klar werden. Whiteman ist von einer ein wenig mühsamen Heiterkeit, Hylton hat den Schwung und die gute Laune, die der Jugend eigen sind. Er ist ein blonder, rosiger, ein bißchen dickleibiger Junge, der es nicht an seinem Platze aushalten kann, tanzend dirigiert und singend tanzt. Er sieht nicht danach aus, als ob er eine besondere Autorität besitzt. Ohne Zweifel könnten seine Musiker seine Unterstützung entbehren, denn manchmal läßt er sie im Stich und kommt trällernd nach vorn. Er ist viel mehr ein Animierkünstler als ein Chef.


Jean Cocteau

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man zwei Pianos als Rahmen für die reguläre Gruppierung der Musiker. Pistons, Geigen, Blechklarinetten und Saxophone in der ersten Reihe und als Holzinstrumente behandelt. Hinter ihnen die großen Streichinstrumente und die großen Bleche. Im Vordergrunde tänzelt Jack Hylton. Seine Boys exekutieren einen Foxtrott, zwei Charlestons, einen Walzer genau nach den Regeln des Jazz. Und dann kommt plötzlich die Attraktion. Das heißt: der Vorhang im Hintergrunde verschwindet, eine Karte der Erde erscheint, und im Lichte der Scheinwerfer zeigen sich Dinge, welche nacheinander verschiedene Länder andeuten. In einer Ecke liest eine alte Dame Zeitung. Ein Lautsprecher kündigt die Parodie einer Radiodarbietung in Italien, in Frankreich und in Rußland an. Dieser Radiovortrag ist derselbe amerikanische Operettenschlager, sehr geistreich variiert nach den entsprechenden nationalen Rhythmen.

Der Vorhang fällt. Die Scheinwerfer erleuchten blendend drei Geigen: Ein kleiner Tanz der Instrumentisten. Dann ein ironischer Pfadfindermarsch, dann die Abreise der ganzen Truppe auf der Plattform eines gefilmten Eisenbahnzuges, dann das Lebewohl als Schattenspiel, ein Lebewohl, das Jack Hylton zunächst auf der Vorderbühne singt, woran sich noch ein paar burleske Szenen schließen. Endlich erscheint Hyltons Schatten am Piano, die Lichter erlöschen, und der Schatten verschmilzt mit der plötzlichen Nacht. Die Nummer ist zu Ende, sie hat vierzig Minuten gedauert, ohne Stockung, ohne Verlangsamung. Sie ist jung, sie ist fröhlich, sie bleibt musikalisch dank der Tüchtigkeit der Musikanten. Sie repräsentiert einen Humor, welchen wir wenigstens in der Musik noch nicht kannten, der sich zu einer absoluten




Die Lorelei




Rosenmontag



Der Koch des Splendid-Hotel in Liegnitz



Photo Kahnweiler, Frankfurt

Fritz Pollack, Aschermittwoch (Oelgemälde)

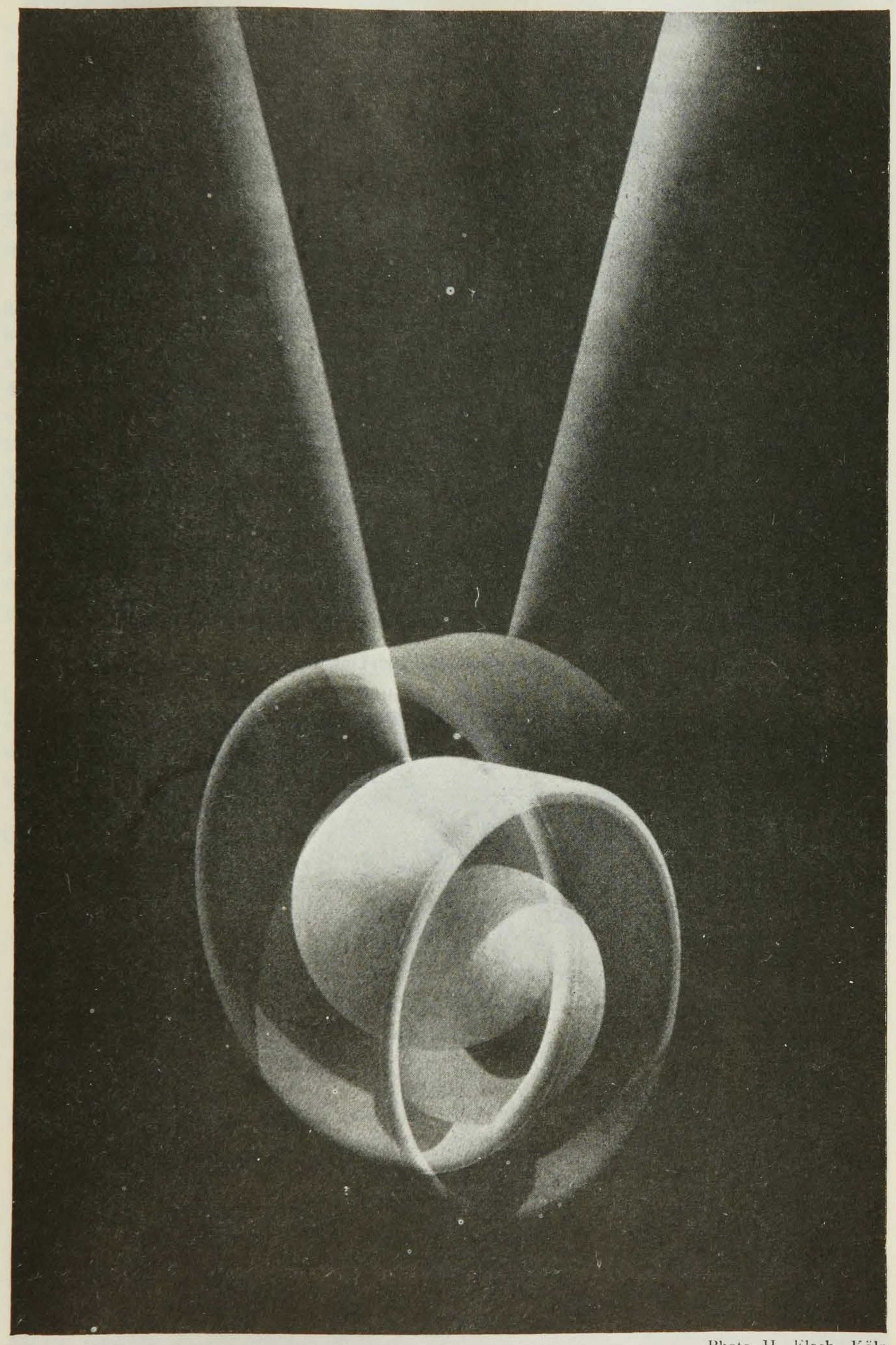


Photo H. Flach, Köln

„Welten im Werden" (Photokomposition)

Heinrich Nauen, Stilleben. Wandgemälde im Duisburger Hof in Duisburg




Photo M. Höhlig

Wandmalerei für ein Arbeitszimmer von Jörg v. Reppert-Bismarck

und charmanten Freiheit erhebt. Es ist die Attraktion eines neuen und vorurteilslosen Landes.

*

Die Revue im „Casino de Paris“ ist, man ahnt es schon, nicht in gleichem Grade etwas Neues. Die Formel der Revue bleibt dieselbe. Chevalier singt seine Nummer zwischen zwei üppigen Tableaux, und seine Refrains werden von Tänzern und Tänzerinnen begleitet. Aber der Rhythmus des ganzen Spektakels ist diesmal ausgezeichnet. Keine Szene ist zu lang, und die Komik ist auf die beiden Akte gut verteilt.

Die Revue, so wie sie jetzt aufgezogen wird, zeigt Verwandtschaft zum groß aufgemachten Film. Und das ist ein Vorwurf, den man ihr machen kann, wenigstens in Paris. Sie legt nicht genügend Wert auf die Fortschritte der Beleuchtungstechnik, die dem Tableau mehr Relief geben und diesem Schaugepränge, das bald genug eintönig und einschläfernd wirkt, Leben verleihen könnte. Dennoch verdient eine sensationelle Attraktion, die man leider notwendigerweise an den Schluß des letzten Aktes placieren mußte, unsere Aufmerksamkeit. Es handelt sich um die Springbrunnenspiele, Wasserkünste, wie in Versailles, mit leuchtenden Garben und Büscheln und verschwenderisch ausgestreuten vielfarbigen Diamanten und Perlen in einem Rahmen von Pflanzengrün. Das Publikum nimmt in der Eile des Aufbruchs kaum Notiz von diesen Wundern, die durch eine sehr einfache Maschinerie wie durch eine sehr demütige Fee bewirkt werden.

*

Allgemein gesprochen, hat die Music-Hall in Paris, wie übrigens auch in London, Neuigkeiten nötig. Man findet sie in den Ländern mit hoher Valuta, was die Engagements schwierig macht. Man hätte gern komplette Attraktionen wie den Jack-Hylton-Jazz oder Exzentriks wie Grock, der einen Monat bei uns zugebracht hat.

Die moderne Welt langweilt sich. Sie braucht Clowns. Man gebe ihr Clowns. Das ist eine der Bedingungen ihrer Seelenruhe.

*Deutsch von Franz Leppmann.*

# GEDICHT IN BI-SPRACHE

Von

*JOACHIM RINGELNATZ*

*Ibich habibebi dibich,*
*Lobittebi, sobi liebib.*
*Habist aubich dubi mibich*
*liebib? Neibin, vebirgibib.*

*Nabih obidebir febirn,*
*Gobitt seibi dibir gubit.*
*Meibin Hebirz habit gebirn*
*Abin dibir gebirubiht.*

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*F R E D  A N D R E A S , Die Flucht ins Dunkle.* Verlag Ullstein, Berlin.
Ein Theaterroman mit leicht kriminalistischem Einschlag. Geschrieben von einem jungen, außerordentlich begabten Autor, dessen zweiter Roman bereits in der „Berliner Illustrirten Zeitung" erscheinen konnte und der die anschaulich geschilderte Atmosphäre eines großen Bühnenhauses mit einer geheimnisvollen, erregenden Spannung belebt. Stilistisch geschmackvoll und mit glücklicher individueller Charakterisierung der Personen.

*H E R B E R T  E U L E N B E R G , Die Hohenzollern.* Bruno Cassirer, Berlin.
Dem berühmten Theaterdichter ist hier eine historische Gesamtstudie über das Hohenzollernhaus inklusive Ernst v. Wildenbruch meisterhaft gelungen.

*E U G E N  S Z A T M A R I , Berlin, was nicht im Baedeker steht.* R. Piper u. Co., München.
Wichtig, aber noch viel zu sehr mit den Augen der Oeffentlichkeit gesehen.

*G E O R G E S  C H A R E N S O L , Rouault.* Editions Quatre Chemins, Paris.
Das maßgebende, glänzend illustrierte Werk über den großen französischen Maler.

*L E S  M E M O I R E S  D E  J O S E P H I N E  B A K E R.* Editions Simon Kra, Paris.
So viel Weltweisheit, so viel Humor, so viel Sicherheit des Urteils kommt nur aus der Unverdorbenheit und der Reinheit einer durch die moderne Zivilisation noch nicht zugrunde gerichteten Rasse.

*P O L I T I K , Auswahl aus Macchiavelli von Hefele.* Verlag Friedrich Frommann, Stuttgart.
Zwar nur eine Blütenlese, aber in der heutigen Zeit des politischen Dilettantismus ist man selbst dafür dankbar.

*J U L I U S  B A B , Agnes Sorma.* Niels Kampmann Verlag, Heidelberg.
Von allen hübschen Schauspielerinnen die zauberhafteste, die einzige vollkommene, die Deutschland gehabt hat.

*M. F E I G E L , Aegypten und der moderne Mensch.* Carl Curtius, Berlin.
Den Pyramiden sind wir heute weit näher als etwa den Krinolinen (siehe die Kosmetik, von der uns die Gräber erzählen). Dieses Buch leitet seine Berechtigung aus der starken Intuition her, mit der die Vergangenheit lebendig gemacht wird.

*J O A C H I M  R I N G E L N A T Z , Reisebriefe eines Artisten.* Ernst Rowohlt, Berlin.
Soll man noch ein Wort verlieren über diesen herrlichen, suffverlorenen und so die wirklichen Zusammenhänge erschauenden Dichter?

*L U D W I G  K A P E L L E R , Die Flucht des Florian Faber.* Verlag Ullstein, Berlin.
Ein spannender Unterhaltungsroman, der den geheimnisvollen Tod eines Menschen durch die merkwürdige Erfindung eines Sonderlings aufklärt. Im Mittelpunkt steht die Figur des zu Unrecht Verdächtigten, dessen Leidensweg durch gut geschilderte Hochalpenszenen, Gerichtssäle und geheimnisvolle chemische Laboratorien führt.

*A U G U S T A  V.  O E R T Z E N , Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I.* F. Hanfstengel, München.
Ein höchst charmantes Büchlein mit den Bildnissen und Lebensläufen von 38 schönen Freundinnen des Bayernkönigs.

*EMIL LUDWIG, Kunst und Schicksal.* E. Rowohlt, Berlin.
Vier Kapitel über Rembrandt, Weber, Balzac und Beethoven. Letzteres besonders aktuell als Beitrag zur Beethoven-Literatur des Jubiläumjahres.

*PITIGRILLI, Kokain.* Eden, Berlin.
Virtuose Behandlung des Koks-Themas. Der polyglottfunkelnde Stil Pitigrillis muß in der Uebersetzung naturgemäß verlieren.

*LEO KAPLAN, Das Problem der Magie und die Psychoanalyse.* Merlin, Heidelberg.
Den Schlüssel zu magischem Denken und Tun glaubt ein überzeugter Psychoanalytiker in „narzistischen" Methoden gefunden zu haben.

*JOS. HERGESHEIMER, Tampico.* Th. Knaur, Berlin.
Fieberhafte Erlebnisse eines Repräsentanten des Großkapitalismus in tropischem Hafenmilieu. Die Beziehungen zwischen Mexiko und den Staaten werden anschaulich skizziert.

*F. WERFEL, Geheimnis eines Menschen.* P. Zsolnay, Wien.
Trefflich geschriebene Novellen. Unglaublich echt die Atmosphäre im „Trauerhaus", welches ein — „Freudenhaus" ist.

*VICKI BAUM, Hell in Frauensee.* Verlag Ullstein, Berlin.
Ein Roman von Durchschnittsleuten, die einander mit allerlei Liebe, Sport, Geldschwierigkeiten die verregnete Sommerfrische würzen. Ein Rekordmeister als Schwimmlehrer, hungriger Student, der sich die Generaldirektorstochter holt, lauter hübsche, gesunde junge Leute, Verlobung im Kopfsprung. Ein wirklich reizendes, helles Buch, das Banalität vermeidet, ohne sie zu überkompensieren.

*PAUL VALERY, Herr Teste.* Uebertragen von Max Rychner. Insel-Verlag, Leipzig.
Eine mit seltener Präzision vorgenommene Uebersetzerarbeit des ebenso geistreichen wie spröden Werkes des elegantesten Denkers Frankreichs.

*ERNST WEISS, Die Galeere.* Verlag Ullstein, Berlin.
Forscherleidenschaft und Liebe zu einer dunklen und einer blonden Frau erregen und zerstören das Leben eines jungen Arztes im Wien der Vorkriegszeit, in der ersten Periode der Radiumforschung. Das Nah-Historische der Anschauungen und Gestalten hat merkwürdig starken Reiz, Beweis, daß man auch scheinbar überwundenen Stimmungen nicht entronnen ist und daß dichterische Kräfte stark genug sind, die verflossene Form der Erotik wieder aufregend zu machen.

*JACK LONDON, „Martin Eden". Deutsche Uebertragung von Erwin Magnus.* Universitas-Verlag, Berlin.
Während Jack Londons Südsee- und Abenteuergeschichten den Autor hierzulande als Spezialisten abstempelten, war sein reifstes und umfassendstes (autobiographisches) Werk „Martin Eden", welches kürzlich in der Uebersetzung von Erwin Magnus erschien, Nicht-Englisch-Lesenden unbekannt. Die Bedeutung dieses spannenden und ergreifenden Romans liegt nicht allein in den faszinierenden Schilderungen der kleinen westamerikanischen Stadt, ihres Gesellschafts- und Arbeitermilieus, sondern vorzüglich darin, daß diese Lokalatmosphäre Dinge und Menschen nur wie ein transparenter Schleier umgibt; ist die anglo-amerikanische Hülle abgestreift, so bleibt Endgültiges, stets Wiederkehrendes menschlicher und künstlerischer Probleme. In potenzierter Dramatik rollt die Bilderfolge dieser Via Crucis an uns vorüber — bis Eden, der berühmt Gewordene, die Konsequenzen seiner Erkenntnisse zieht und jenen letzten Schritt tut, der in diesem ungewöhnlichen Buch nur natürlich erscheint.

*Düsseldorfer Almanach 1928.* Verlag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen.

Dieser von *Dr. Walter Cohen* und *Gustav Lomnitz* herausgegebene Almanach ist ein entzückendes Buch. Sein Mittelpunkt bildet *Ernst de Peerdt,* der vor kurzem seinen 75. Geburtstag feierte. Geschmückt ist das Büchlein mit einer Reihe von Reproduktionen nach te Peerdtschen Bildern. te Peerdt ist zweifelsohne einer der besten deutschen Maler seiner Zeit. — Dann enthält der Almanach noch Beiträge rheinischer Dichter, wie Adolf von Hatzfeld, Wilhelm Schäfer, Herbert Eulenberg und von Otto Albert Schneider, am Rheine kurz O. A. Sch. genannt, der heuer seinen 50. Geburtstag mit Grazie, Esprit und Arabesken beging, ungefeiert, so wie er es wollte. *Ariel Tukar.*

*MAURICE MAETERLINCK, Das Leben der Termiten.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Studien, deren phantastische Ergebnisse sich denen über die Blumen und über die Bienen würdig anreihen.

*MAX MOHR, Venus in den Fischen.* Verlag Ullstein.

Die Venus in den Fischen ist ein Sternbild, und der Roman handelt zum Teil von Astrologie. Dieser Sternenschein ergibt zum Teil sehr witzige und neuartige Beleuchtungen von Berlin W, den Betrieb in Liebe, Geld, Ehrgeiz und manche tiefere Absichten. Ein urweiser moderner Negerprophet leitet einen eleganten Sanatoriumsbetrieb, und ein neuer Frauentyp, sehr lebenstüchtig, sehr weiblich, sehr reizvoll, handelt die aktuellsten und die ewigen Probleme mit einem ärztlichen Kollegen ab. Der Roman war der Erfolg der „Dame“, wirkt aber im Buch noch besser.

*ERASMUS MOHR, Der Student Theophrast.* Buch- und Kunstverlag Hermann Meyer, Berlin.

Phantastereien eines E. T. A. Hoffmann-Anbeters, dem es anscheinend der „Goldene Topf“ seines Herrn und Meisters angetan hat, was denn auch in einem eigenen Kapitel bestätigt wird. Ein Sprung, und aus Anselmus wird Theophrast, aus dem Archivarius Lindhorst ein gelehrter Marabu, schwarze Katzen, graue Papageien, sonderbare Antilopen und Igel geistern herum. Es sind vom Berliner Zoo und Hoffmann inspirierte Phantasien, aber eines fehlt ihnen, die Genialität, die den Leser bei Hoffmann in Trance versetzt. Auch ist die Uebertragung auf heutige Zeit nicht gelungen, da die Sprache unselbständig, an die Vorbilder aus dem vorigen Jahrhundert anklingt. *Draco.*

*OTTO FLAKE, Die Simona.* Verlag Ullstein.

Ein sehr interessanter Roman mit psychologischer Feinheit und klarem Blick für das Zuständliche, der Flake eigen ist, aber bewegter in der Handlung, als er sonst zu sein pflegt. Ein junger Leutnant des Vorkrieges begegnet auf der Suche nach einem Posten als Flieger bei der türkischen Armee einer Reihe interessanter Menschen der Konstantinopler Fremdenkolonie. Darunter ist Nelly, die früher Gerda von Sanden hieß und einer allzu aristokratischen Erziehung entfloh, um das Leben reicher zu leben. Dem Leutnant begegnet sie mit Vertrauen und gibt ihm ihren Weg preis. Unter denen, die sie liebten, war der Stärkste der Student Simon, nach dem sie sich die Simona nennt. Der Erste war ein russischer Aristokrat. Und da sie den treuesten Freund verloren hat und sich von dem Leutnant verlassen glaubt, heiratet sie den Russen.

*ANTHOLOGIE JÜNGSTER PROSA.* I. M. Spaeth Verlag, Berlin.
Eine Palette mit reinen und stumpfen Farbtupfen von den Schreibtischen junger und jüngster Autoren. Eine wichtige und weit über die anderen hinausragende Novelle von Manfred Hausmann verdient nicht nur Beachtung; ihretwegen sagen wir bravo.

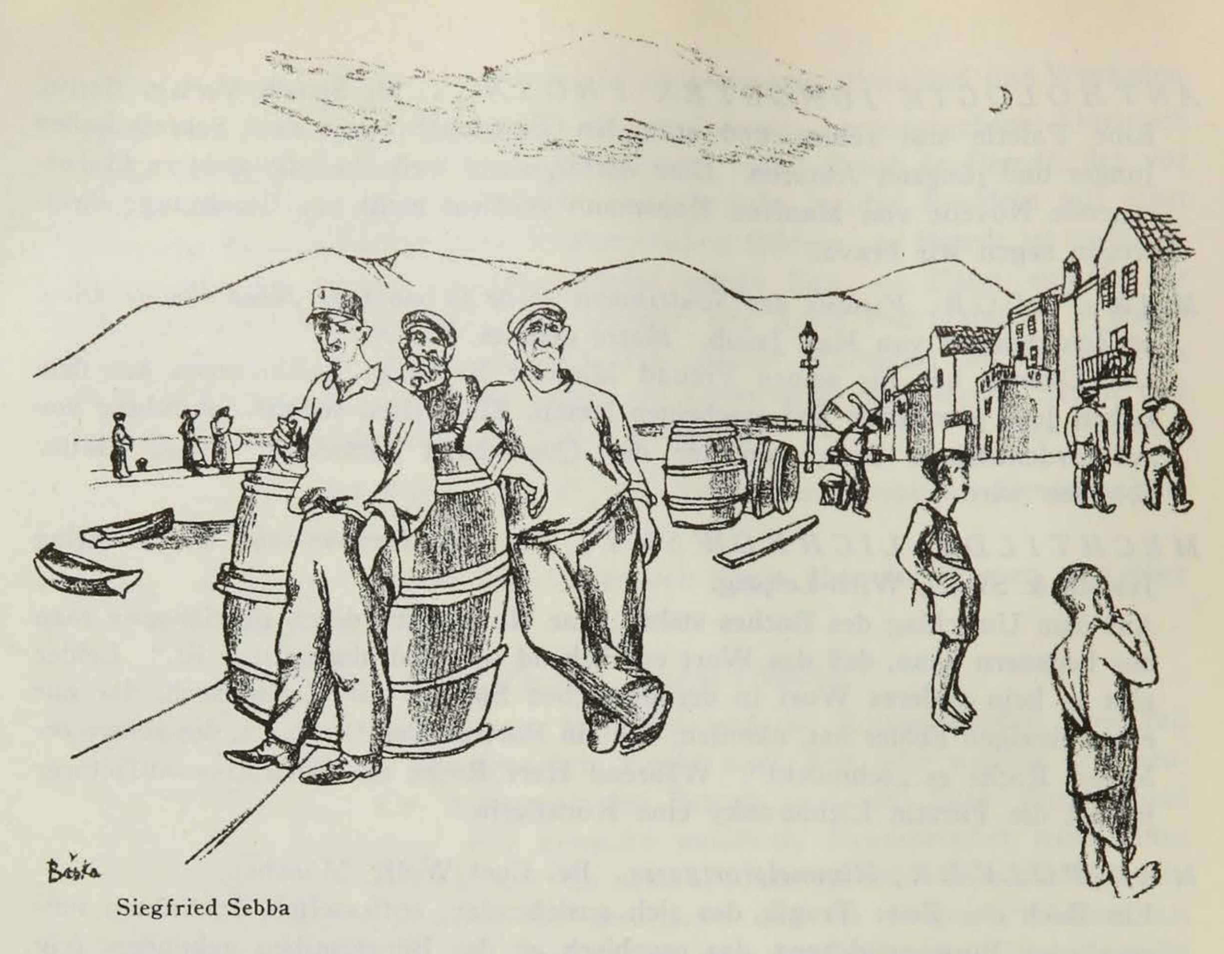
*MAX JACOB, Visions des Souffrances et de la mort de Jésus fils de Dieu.* 40 Zeichnungen von Max Jacob. Matre dennies, Paris.
Der Dichter hat für seinen Freund Maurice Sachs 40 Zeichnungen aus dem Leben Jesu geschaffen und erscheinen lassen. Eine selten schöne Sammlung von außerordentlichem Reiz, von der der Querschnitt demnächst einige Blätter abbilden wird.

*MECHTILDE LICHNOWSKY, Das Rendezvouz im Zoo.* Verlag Jahoda & Siegel, Wien-Leipzig.
Auf dem Umschlag des Buches steht „Eine Novelle, zu deren Bezeichnung man nur bedauern kann, daß das Wort entzückend so elend abgegriffen ist." Leider gibt es kein anderes Wort in der deutschen Sprache für dieses Buch, das nur einen einzigen Fehler hat, nämlich, daß ein Portrait der Dichterin, des schweizer Malers Roche es „schmückt". Während Herr Roche ein Portrait-manufacturer ist, ist die Fürstin Lichnowsky eine Künstlerin.

*MAX PULVER, Himmelpfortgasse.* Bei Curt Wolff, München.
Ein Buch der Zeit: Tragik des sich auslebenden, entfesselten, Instinkten hingegebenen Bürgermädchens, das psychisch an das Bürgermilieu gebunden, feig und müde in dasselbe zurückflieht. Kokaingenuß ist zum erstenmal geschildert, erlebt geschildert, vor allem jene seltsame Wandlung der Erotik durch Kokain in traumhafte Sublimierung des Genusses, die, sich genügend, Gipfelpunkt der Lust ist. Der Hintergrund dieses sehr wirklich, unmittelbar und suggestiv wirkenden Stils ist tiefste Kenntnis menschlichen Herzens. *g.*

*FRITZ MEDICUS, Die Freiheit des Willens und ihre Grenzen.* Verlag I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1926.
„Der Schwerpunkt meiner Arbeiten lag für mich im Versuch, festzustellen, welche Bedeutung der Physik der jüngsten Zeit für die philosophische Erfassung des Freiheitsgedankens zukommt." Mit diesem Satze aus dem Vorwort der kleinen interessanten Schrift ist ihre Besonderheit treffend charakterisiert. Die Ergebnisse der modernen Physik führen in der Tat im Bereich des Freiheitsproblems zu grundsätzlichen Reflexionen, deren Darstellung in dieser Schrift unternommen wird. *D.*

*CHARLOTTE BUCHOW-HOMEYER, Zeitehe.* Ein Vorschlag. A. Marcus & E. Webers Verlag, 1928, Berlin-Köln.
Das kluge Buch einer gebildeten und idealgestimmten Frau, die, um der sexuellen Not und Verwirrung der Gegenwart zu steuern, den Vorschlag der Probeehe auf fünf Jahre macht, die bei gutem Resultat sich zur Dauerehe umwandeln ließe. Sie geht damit auf den Spuren Goethes (Wahlverwandtschaften) und Nietzsches (Zarathustra). Die praktischen Durchführungsmöglichkeiten und wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden einsichtsvoll erörtert, bewußte und gewollte Beherrschung und Veredelung des geschlechtlichen Trieblebens ist das große Ziel, auf das sie hinweist. Deshalb zieht sie die gesetzliche Einführung der Zeitehe der Scheidungserleichterung vor.



Siegfried Sebba

# MARGINALIEN

## Schmelings Knockout-Rezept.

Wer wagt, gewinnt, vorausgesetzt, Fortuna vergißt nicht, daß der alte Römer sie seinerzeit verpflichtete, fortem adiuvare. Wager haben zwar auch schon das Genick gebrochen und Feige das große Los gewonnen, aber wäre dem nicht so, was wäre Wagen denn dann für ein Wagnis? Mehr noch als auch schon ohnedies müßte der Mut für Feigheit mit umgekehrten Vorzeichen gelten.

Schmeling wagte gern, und deshalb konnte er oft gewinnen. Da ein so klarer Knockouttreffer millimetergenau auf der Kinnspitze einschlagen muß, gehört Glück zur erfolgreichen Landung, wie zu allem Erfolg in der Welt. Mehr Segen hatte Schmeling auch nicht. Das Rezept könnte folgendermaßen analysiert werden: 158 Pfund Schlagkraft (stark gepfeffert), ein Maß Geistesgegenwart, mit ½ Pfund Glück versetzt, dazu zwei Hände voll Wut und ein Schuß vorgeheizter Nervosität, alles in Reaktionsschnelligkeit zusammengerührt und in einer Zehntelsekunde auf die Kinnspitze aufgetragen, dann zehn Sekunden warten, wie es aufgeht. Hierauf kann der k. o.-Kuchen serviert werden.

Schmeling verfügt in seinem Rechtshänder über unheimliche Schlagkraft. Man muß schon an Carpentier oder Dempsey denken, um Vergleiche ziehen zu können. Rudi Wageners Wucht ist vielleicht noch zermalmender, aber sie verhält sich zu Schmelings schußgleichem Stoß, wie eine Dampfwalze zu einem Schmiedehammer. Schmeling ist jung, bescheiden und beherrscht, und er




**Arbeitskraft**
**Erfahrung u.**
**Kapitalien**

der Familie Henkell
ſtehen seit fast 100
Jahren ausſchließlich
im Dienſte am Wein-
kenner.




**HENKELL & Co.**

WIESBADEN-BIEBRICH * GEGR-1832

kann schon boxen. Er lernt von Kampf zu Kampf. Gegen Gipsy Daniels beispielsweise war seine Reaktionsleitung Auge — Hirn — Faust viel länger als gegen Bonaglia. Es boten sich ihm damals mehrere solcher Chancen, er konnte sie zwar gewahrwerden, aber nicht „wahr"nehmen. Diesmal schoß er mit Gedankenschnelle in die erkannte Blöße seinen haargenauen Schmetterschlag. Aus.

Sein Glück war erstens, daß Bonaglia sich selbst über- und Schmelings phänomenale Schlagkraft unterschätzte, daß der Italiener ein Boxer mit Herz aber ohne Hirn war. Sein Glück war weiter, daß die gegnerische Forderung, vor dem Kampfe seine Bandagen untersuchen zu lassen, diese langweilige Entwicklung von je 2½ Meter Band ihn nervös machte und daß seine gesunde Jugendkraft diese Nervosität in eine mächtige Wut umdestillierte. So trat er weiß, aber auch hart wie die Wand an, und auf seiner ganzen Fassade stand: Ich will's wissen!

Die wenigsten im Zuschauerraum erfaßten, daß Schmeling schon mit zwei rechten, ungenauen Kopftreffern Bonaglia in den Knien hatte wanken lassen, daß der Italiener nicht mehr Herr seiner selbst war, als er eine Anzahl Regelverstöße beging, sondern da bereits über lockeren Beinen schwebte. Schmelings schneller Haken, mehr von unten als von oben geschlagen, aus 20 Zentimeter Distanz kommend und doch mit dem ganzen Körpergewicht hinter der Faust, pflückte eine halbreife Frucht. Es war nicht *ein* Schlag, der Bonaglia warf, es war der *dritte* Rechte innerhalb einer Minute und der weitaus genaueste. Wahrscheinlich hätte er ihn auch nicht überstanden, wenn er als erster gekommen wäre.

Schmeling ist so talentiert wie sympathisch; er hat eine große Zukunft vor sich. Wie groß sie ist, wird sich zeigen, wenn er gegen Franz Diener geboxt haben wird, der eine nicht minder große Zukunft schon hinter sich hat.

*Willy Meisl.*

## Hä ess nit mie richtig!

Von *H. Sartorius.*

D'r ale Pastor Achterat hatt ens en Kollekte. Hä gof singem Köster en Liß vun denne Lück, wo e daach, jet ze krigge. Die ganz riche Lück stundten do ävver nit drop; do wollt'e selvs hin gon un su kom'e och bei d'r Balzer, dä en Müll un vil Geld hatt. Et wor em Winter und düchtig kalt. D'r Balzer soß met singer Frau em wärme Stüffge un se frauten sich allebeids, wie dä alen Här eren kom.

„Billa, maach uns ens ene stiefe Grog", säht d'r Balzer för sing Frau. „D'r Här Pastor eß halv erfrore un muß jet Wärmes han."

De Frau stundt op un gingk en de Köch. Et doote och nit lang, do kom se met zwei große Gläser Grog erenn und stallt die op d'r Desch. Wie d'r Pastor ens probeet hatt, säht e för d'r Balzer: „Alle Achtung! Das ist ein vorzügliches Getränk bei der Kälte. Ich wäre glücklich, wenn ich so was auch zu Hause haben könnte." „Dat eß doch kei Kunsstöck, Här Pastor", säht d'r

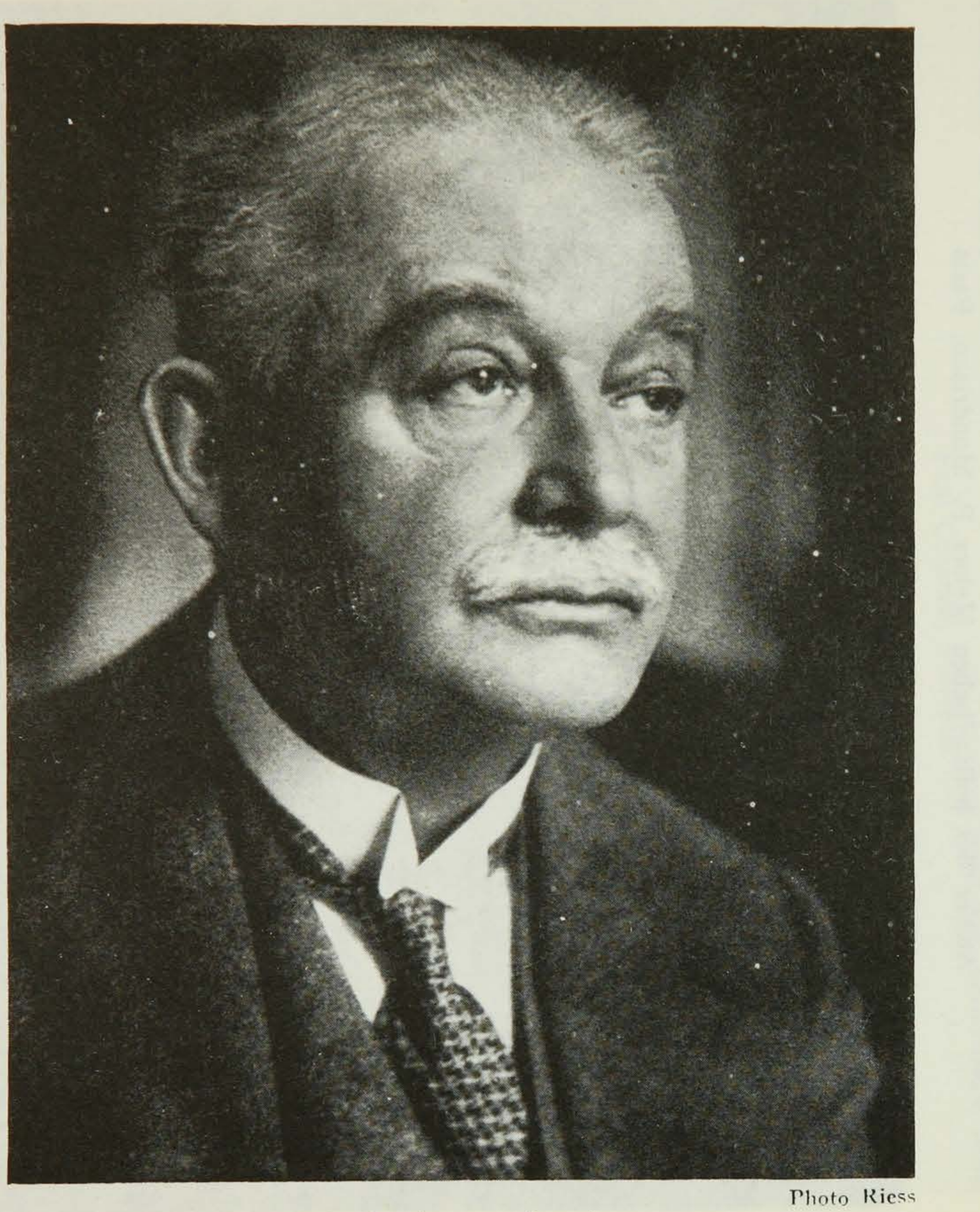


Photo Riess

Frhr. Lucius von Stoedten

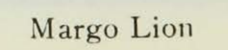


Photo Gertrud Munckel

Margo Lion

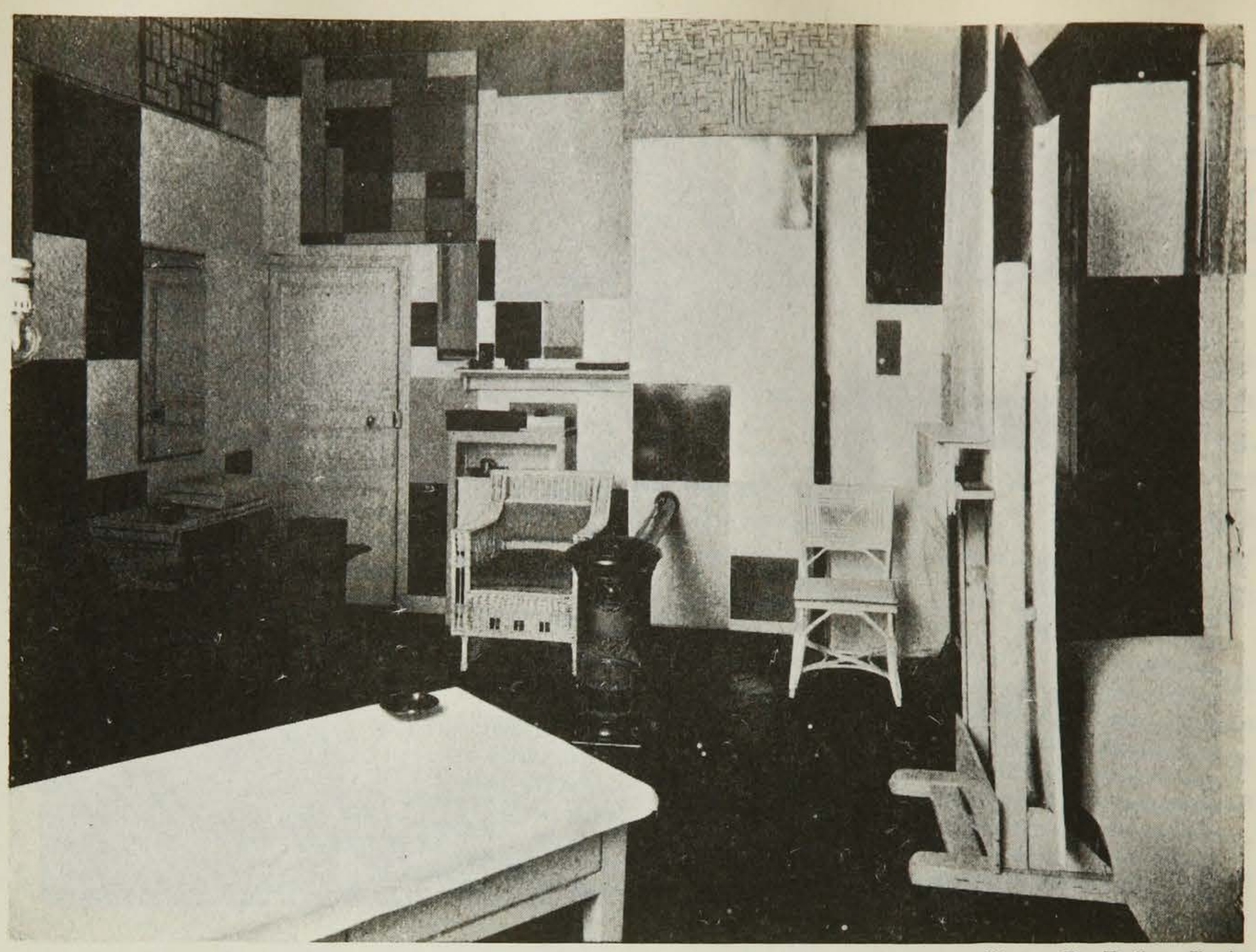


Photo P. Delbo, Paris

Atelier des holländischen Malers P. Mondriaan, Paris



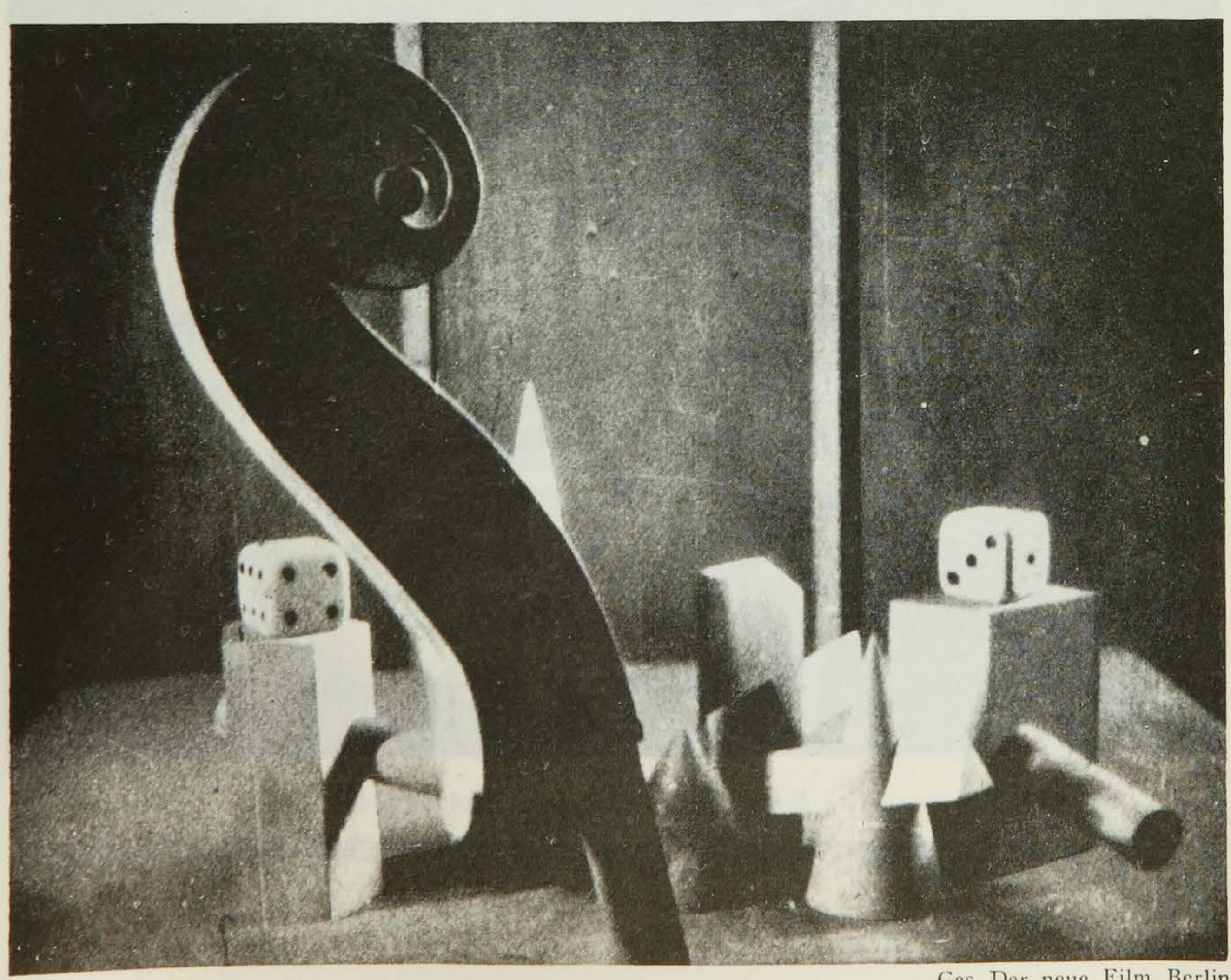
Photo Daily Mirror

Kopisten in einer holländischen Galerie



Ausst. Gal. Internationale, Berlin

Paul Cézanne, Stilleben



Ges. Der neue Film, Berlin

Aus dem Film „Emak Bakia“ von Man Ray, Paris




Paul Strecker, Tragödie. Oelgemälde



Fritz Kronenberg, Matrose. Oelgemälde

Balzer. „Ne gode Schoß Rum, jet Zucker un heiß Wasser, dann eß d'r Grog fädig. Ich mein, dat künnen se sich doch selvs maache."

„Ich verstehe!" säht d'r Pastor, „aber ich darf das nicht. Meine Haushälterin würde es sehr übel deuten, wenn ich geistige Getränke im Hause hätte. Ein Gläschen Wein duldet sie ja schon, aber der erwärmt doch nicht so." „Leeven Här Pastor," säht do d'r Balzer, „dat bruch doch de Hushäldersche nit ze wisse. Rum un Zucker künnen se en e Schaaf verschleße, wo die nit dran kütt. Wenn se dann ens e Glas Grog drinke welle, dann loßen se sich e Glas heiß Wasser gevve un sagen d'r Hushäldersche, dat wör för ze raseere. Dann merk die doch nix."

„Ja, ja," säht d'r Pastor, „das ginge schon. Ich werde mir die Sache mal überlegen."

Sechs Wochen drop kom d'r Balzer am Pastor singem Hus elans un hä gingk erenn, öm dä alen Här ens ze besöke. Em Husgang trof e de Hushäldersche. Die maht e ganz bedröv Geseech un säht: „Et eß e Glöck, Här Balzar, dat ehr ens kutt. Met unsem Här eß et nit mie ganz richtig."

„No, no!" säht d'r Balzer, „wat eß dann loß?" „Ija", fung do de Hushäldersche an ze kühme; „unse Här hät sich fröhter immer des Morgens raseet un dann soße m'r des ovends genöglich em Zemmerche. Aevver zick sechs Woche raseet e sich jeden Ovend fünf bis zehnmol, un ich darf nit erenn kumme. Leven Herrgott, wat soll dat noch gevve!" D'r Balzer woß Bescheid, Hä säht blos: „dann well ich ens noh im sin", un gingk erop. —

Hä wood och raseet. *(Kölner Illustrierte Woche.)*

Die **Freifrau Edgar von Uxkull**, geborene Baronesse Radowitz, eine der schönsten und beliebtesten Damen der Berliner Gesellschaft, feierte am 3. Februar ihren 20. Geburtstag. Sie hat ihre Kindheit und Backfischzeit mit so viel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte jeunesse freuen.

**Unsere Freundin Marianne Raschig** hat ihr sehr umfangreiches Handbildarchiv Fürther Straße 12, I, aufgebaut und Sprechstunden daselbst für Schicksalsforschungen aller Art Handaufnahmen, Horoskope, graphologische, chirologische Auskünfte, Traumanalyse usw. usw.).

Ein Besuch dieser Dame sei allen Querschnittlern sehr empfohlen.

**Renée Sintenis in Paris.** An der Stelle, an der 1914 Wilhelm Lehmbruck sein Oeuvre zeigte, in der Galerie Barbazanges in Paris, zeigte im Januar Renée Sintenis ihre Bronzen und Radierungen. Sie ist die erste deutsche Künstlerpersönlichkeit, die seit Lehmbruck an prominenter Stelle ihr Werk zu zeigen eingeladen war. Philippe Soupault schrieb das Vorwort ihres Kataloges, viele Künstler und Sammler sicherten sich ihre Bronzen, die Paris bezauberten. — Ein großer Erfolg für die deutsche Kunst.

In Berlin hat sich die **Neue Filmgesellschaft** gebildet, die im Sinne des Theatre du Vieux Colombier und des Studio des Ursulines zeitgemäße Filme bringen wird. Es werden u. a. Filme von Hans Richter, Rutmann, Calvacanti, Léger, Graf Beaumont, Man Ray und Renoir zur Aufführung gebracht.

„**Kavalier und Dame**" (Ullstein Sonderheft) erhalten folgende Anfragen aus dem Leserkreise:

1. Wie ißt man nach den Grundsätzen der modernen Lebensformen gekochte Eier? *C. P., Brake i. O.*

2. „Wie ißt man Erbsen? Spießt man sie auch mit der Gabel auf, oder darf man in dem Fall die Gabel als Schaufel benutzen?" *E. K., Elberfeld.*

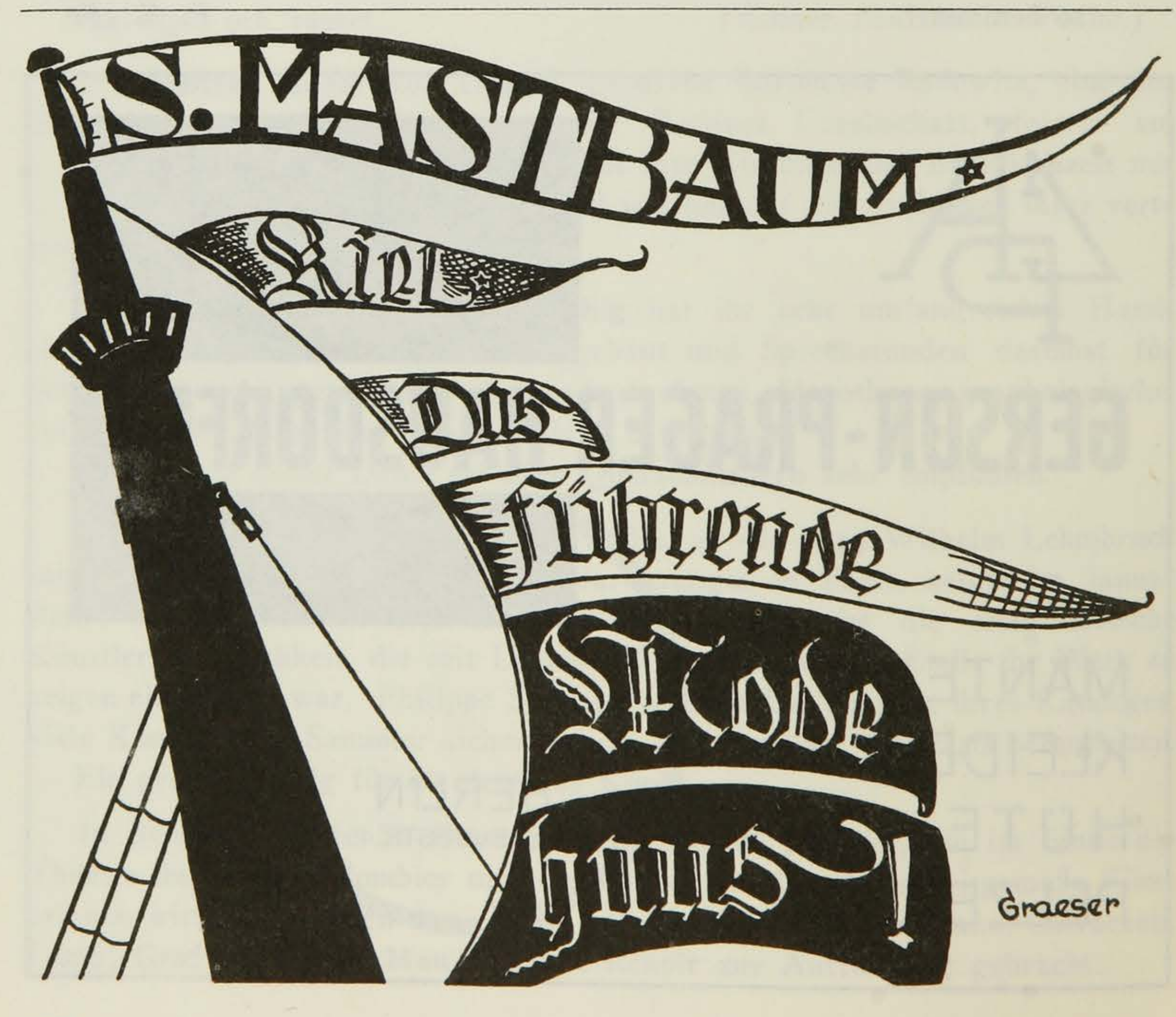
3. Muß man beim Friseur den Chef eventuell vorgehen lassen? *G. M., Cassel.*

4. Bezugnehmend auf Ihre Mitteilung im „Cavalier und Dame", möchte ich um die Beantwortung folgender Fragen bitten:
   Darf ein Herr eine Dame, die er zweieinhalb Jahre kennt und in deren Eltern Hause er verkehrt hat, bei einem Rendezvous aufsitzen lassen, weil sich die Dame ihm gegenüber einmal taktlos benommen hat?
   Darf er eine Dame, die er ebenso lange Zeit kennt, bei einem Rendezvous aufsitzen lassen, ohne sich zu entschuldigen, weil sie eine Freundin mitbringen will, die ihn einmal beleidigt hat?
   Was ist die kleinere Taktlosigkeit, wenn er sie in ein Caféhaus bestellt und nicht hingeht, oder wenn er sie in sein Haus, in dem sie alle Leute kennen, einladet und nicht zu Hause ist?
   Wie hat sich die Dame zu verhalten, wenn sich ein Herr ihr gegenüber so benimmt? *P. S., Be.*



**Clempereur und sein Don Giovanni.** Dieser wunderbare Musiker, der trotz seiner Militärfeindlichkeit einen ungeheuren Zug in alte Opern, wie „Barbier" oder „Figaro", bringt (während er die langsamen Stellen manchmal ein bißchen reichlich auswalzt), hat den merkwürdigen Ehrgeiz, Regisseur zu sein. Rokoko und neue Sachlichkeit zusammen ist nicht leicht. Noch dazu in der neu barocken Zigarrenkiste bei Kroll. Der rote Tinneff mit Goldkuppelzierat, der sich bei dieser Aufführung entfaltet, ließ einen geradezu nach Hülsen und seinem Neumackartismus schreien, die drei Masken in Silberbrokat wirkten wie barocke Heilige mit schlecht gelegten Falten, den Gouverneur hätte man Belling machen lassen sollen und nicht Wilhelm Busch, als dessen ausgelaufener Kuchenteig er wirkte. Don Giovanni amüsierte sich bei seinem Diner, von dem er dauernd wegrannte, mit den Dolly Sisters, die ganz gegen ihre Natur in zwei lugubren Gewändern herumtanzten. Im übrigen gab es enorm viel Aepfel zu diesem Diner. Aepfel, Aepfel und immer wieder Aepfel, Don Giovanni, der Aepfelfreund. Die Abfahrt Don Giovannis war stimmungsgemäß, insofern sie etwas Seekrankes hatte: der gesamte rote Tinneff kam durch Schwenken einer Blendlaterne hinter der Bühne ins Schaukeln.

Warum nur hat Otto Klemperer, dieser Mann, der nicht nur ein großartiger Musiker, sondern der, wie es bei einem großen Dirigenten der Fall sein muß, in erster Linie auch optisch so faszinierend wirkt, mit seinen Windmühlenflügeln, die alles heranholen, in die letzten Tiefen des Orchesters langen und mit seinem heißen Zelotenkopf — warum nur hat Otto Klemperer den Ehrgeiz,



sein musikalisches Werk durch diese soidisant Experimente zu zerstören? Wo er doch weiß, daß heute a) niemand mehr Mozart singen kann, b) niemand mehr Mozart spielen kann, c) jede szenische Anstrengung vergeblich ist, besonders gräßlich aber, Rokoko der Neuzeit anzupassen.

Einziger Schluß ist: Er spiele die Musik bei geschlossenem Vorhang. Das Beste und das Billigste! *H. v. W.*

**Kochbuch der Reichstagsküche.** Tausend Originalrezepte der Tafel- und Frühstücksspeisen aus der Küche des Deutschen Reichstags nebst hervorragenden Festspeisenkarten. Herausgegeben von Paul Petzenbürger, Berlin 1896.

Dem Königlichen Hoflieferanten Herrn Friedrich Schulze ehrfurchtsvoll gewidmet von dem Verfasser.

**Druckfehlerteufeleien.**

„. . . Der berühmte Schauspieler wurde am Bahnhof von einem Haufen Kunstdünger empfangen."

„. . . Auch während seiner Anwesenheit in unserer Stadt trat der Fürst mit großem Pump auf."

„. . . Auch habe ich noch einige Schinken abzugeben, soweit der Vorrat riecht.."

„. . . Als Seine Durchlaucht die Hofloge betrat, vergeigte sich der Künstler mehrere Male."

„. . . Sichtlich befriedigt von den vorzüglichen Getränken, verließ der hohe Gast, nach allen Seiten freundlich wankend, das Lokal."

## Exotika.

Von *Flappy Flipp.*

Idyll am Amazonas

In die Tasche unter seinem Lasso
Greift mit raschem Griff der Haziendádo,
Zieht die Flasche vor, die mit Cürásso
Halb gefüllt und halb mit Anisádo.
Denn es ist die Zeit zum Desayuno,
Wie das erste Frühstück hier wir heißen,
Mister Dabny, ich und Dr. Cuno,
Die den Amazonas wir bereisen.
Angesichts von acht Alligatoren,
Welche zwischen Wasserhyazinthen
Aus der Brackflut ihre Nasen bohren,
Trinken wir auf alle Wohlgesinnten.
Doch im Patio der Hazienda,
Gütig lächelnd über unsern Frohsinn,
Spielt derweil die schöne Donna Senta
Am Klavier, an dem sie Virtuosin.

**Wein, Weib und Gesang.** Der Pitter Schmitz, ein alter Kölner und großer Anhänger des Karnevals, hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich, so daß sich schließlich die Folgen in Gestalt eines Zipperleins einstellen. Er geht damit zum Arzt und dieser sagt ihm: „Ja leeve Mann, Ihr hat immer zo vill für Wein, Weib und Gesang geschwärmt. Dat muß ophöre, Ihr mütt Uech jet einschränken, auch, wenn der Fastelovend jitz widder kütt.“ — „Eß got“, meint der Schmitz, „dann lohßen ich der Gesang fott, ävver Fastelovend muß ich fieren.“

**Schulaufsatz des kleinen Jaköbchen über die Kuh.** Die Kuh ist ein Säugetier und Haustier. Sie ist überall. Ist mit Rindsleder überzogen. Hinten hat sie einen Schwanz mit einem Pinsel dran, damit jagt sie die Fliegen fort, denn sie könnten in die Milch fallen.

Vorne ist der Kopf, wo die Hörner dran wachsen und das Maul drauf Platz hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen.

Unten an der Kuh hängt die Milch, sie ist zum Ziehen eingerichtet, wenn man dran zieht, so kommt die Milch heraus. Die Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr, wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt.

Die Kuh hat einen feinen Geruch, man riecht ihn schon von weitem, denn er macht die Landluft.

Der Mann der Kuh ist der Ochse. Er sieht genau so aus wie die Kuh, nur hängt ihm keine Milch dran. Darum ist er auch kein Säugetier, und man verbraucht ihn zur Arbeit. Der Ochse ist ein Schimpfwort.

Die Kuh lebt von Gras, und wenn das Gras gut ist, macht sie gute Milch, und wenn das Gras schlecht ist, macht sie schlechte Milch, und wenn es donnert, wird sie sauer. Sie braucht wenig Nahrung, was sie einmal gegessen hat, ißt sie immer wieder, weil sie alles wiederkaut, bis sie satt ist.

Mehr weiß ich nicht. *(Orig. Kölner Silvester-Ztg.)*

**Der stolze Hahn.** (E Krätzche us der Schull.) „Wer kann mir was vom Hahn erzählen?" frög der Lährer.

*Pitterche:* „Der Hahn is stolz."

*Schängche:* „Der Hahn is dreist."

*Jüppche:* „Der Hahn is auf dem Hof."

„Warum so kurze Sätze?" säht der Lährer, „Tünnes, mach mal *einen* Satz aus den dreien!"

*Tünnes:* „Der stolze Hahn dreißt*) auf dem Hof."




Der § 1 der Polizeiverordnung betreffend die Ankörung von **Ziegenböcken im Reg.-Bez. Aachen** vom 1. 7. 27 (Amtsblatt S. 153) enthält folgenden Zusatz:

Ziegen dürfen nur von einem im Kreise angekörten Bock gedeckt werden. Dieser Bock muß in der Gemeinde vom Bockhaltungsverbande gehalten werden. Ausnahmebewilligungen von dieser Bestimmung kann nach Benehmen mit den bestehenden Ziegenzuchtorganisationen nur erteilt werden für die Deckung einer Ziege durch einen außerhalb der Gemeinde oder des in Frage kommenden Verbandes, jedoch innerhalb des Kreises gehaltenen angekörten Bock durch den Bürgermeister der Wohnsitzgemeinde des Ziegenhalters.

Vorstehende Bekanntmachung wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

---

*) drißen ist das Köllsche Wort für sch . . . .

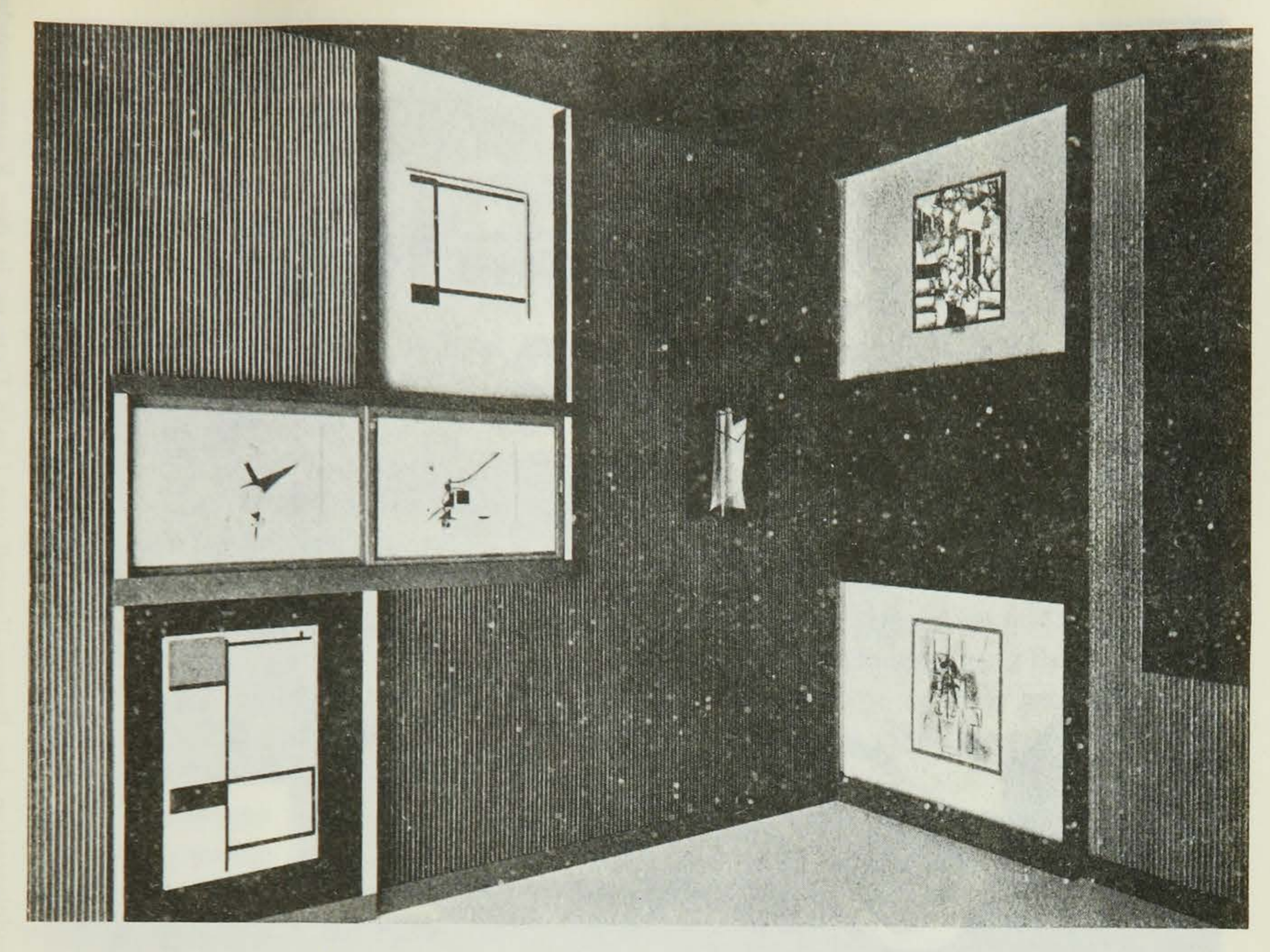


Tabakladen. 17. Jahrh. Kupferstich aus der Sammlg. Feinhals

**Das große Collofino-Fest in Köln.** Das Fest begann Sonnabend, den 31. 12. 27 um 12 Uhr mittags, wo in der Olbrichschen Villa Freunde und Deputationen in langem Zuge defilierten, und dauerte bis zum anderen Morgen um 6 Uhr, also 18 bzw. 30 Stunden.

Wenn man denkt, der ganze Westen inkl. Paris ist in leichten Marasmus verfallen und vegetiert dahin, so irrt man sich. Die Berliner Feste wirken gegenüber dieser Vitalität geradezu dürr und raschelnd. Köln bildet bekanntlich mit dem südlichen Holland und dem nördlichen Belgien, speziell Brüssel, ein sogenanntes Kulturgebiet, d. h., man erlebt die Kölsche Klut, die Kölsche Sinnesart, nicht nur zu Köln am Rhein, sondern dies ganze gesamte Gebiet ist voll von derartigen Kluts (Düsseldorf gehört nicht dazu, es ist rechtsrheinisch, also östlich, und der preußische Geist überwiegt ebenso wie etwa in Deutz).

Joseph Feinhals, auch genannt Jupp, Juppa, Juppchen, Sephi, Seppl (von seinen süddeutschen Verehrern), ist nicht Ehrenbürger von Köln geworden, nicht Ehrendoktor der Universität, keine Straße ist nach ihm benannt worden zu seinem 60. Aber der „Stadtanzeiger" brachte eine Festseite, die sehr viel umfangreicher, fast das Doppelte von dem war, was man seinerzeit Louis Hagen an Raum gewidmet hat. Beides ist eigentlich nicht zu verwundern. Der Bürgermeister Konrad Adenauer liebt das Glänzende und Rauschende, er selber fliegt mit lautem Flügelschlag. Joseph Feinhals ist vermutlich etwas



Die „Abstrakten“ (Léger, Mondriaan, Lissitzky, Moholy usw.)
im Provinzial-Museum, Hannover



Sammlung Nell Walden-Heimann, Berlin



Der Chinese Hso-jin in Paul Lenis Film „Der chinesische Papagei“

Bühnendekoration des Bronx-Expreß von Ossip Dymow in den Kammerspielen

zu innerlich für diesen bürgermeisterlichen Ehrgeiz. Er ist tatsächlich reinstes Gold. Alles, was dieser Mann anfaßt, ist vorbildlich, gut fundiert, nobel und wahrhaft gediegen, ohne jede Verstiegenheit und ohne diese rasselnde Brillanz, die zurzeit an der Tagesordnung ist. Joseph hätt jet an de Föß.

Dichter, Schriftsteller, Maler, Tabakleute, Kanoniere, Bildhauer, Architekten waren gekommen, um ihren Kollegen zu feiern. Ueberall wurde aufgetischt. Von Fuchs, Neven Dummont, von Alfons Paquet und anderen. Aber die beste Rede hielt morgens um 6 Uhr, dauernd unterbrochen von dem Maler Max Clarenbach, dem besten Zwischenrufer des Rheingebietes, Oberstleutnant Fischer, der Feinhals als Kanonier würdigte. Da stellte sich heraus, was er erst im Stillen geleistet hat, es war eine Offenbarung, denn von dieser Seite kannte man ihn noch nicht.

Währenddessen schlief der Dichter Taddäus Kuhlemann, der am selben Abend Premiere gehabt hatte, in einem Sessel nebenan. Nachdem er zwölfmal hintereinander im Halbschlaf zwei große Platten mit Sandwiches und Muzen beniest hatte — und Kuhlemann versteht zu niesen — wurde er nach nebenan abgeführt. Als die Gäste gingen, versuchte man, ihn mit einer Kapelle von 6 Jazzband-Musikern wach zu kriegen, was nicht gelang.

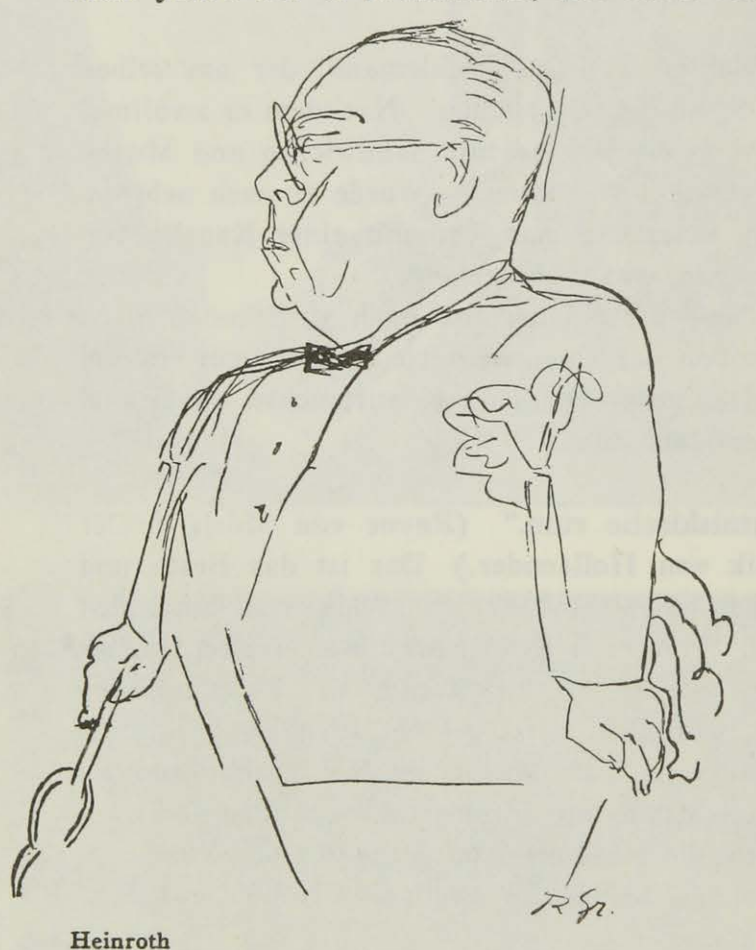
Croce dagegen war Sonntag abend um 6 Uhr, also nach 30 Stunden, noch in Hochspannung. Er war bei weitem der Unentwegteste, kannte kein Halten, keine Pause, trotzdem, rein äußerlich gesprochen, wo er auftauchte, ein Signal erschien, dessen Rot auf schärfstes Halt stand. *H. v. W.*

**„Bei uns — um die Gedächtniskirche rum.“** (Revue von Moriz Seeler und Friedrich Hollaender. Musik von Hollaender.) Das ist das Beste und Witzigste, was man in Berlin sehen kann. Hollaenders Musik, von ihm selbst am Flügel und von den herrlichen Weintraub Syncopators interpretiert, immer voll neuer, glänzender Einfälle. Schaeffers hinreißend als Zettelankleber („Klebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst geklebt zu haben“) und als Profssor Theremin, Hubsi von Meyerinck als Major der Reichswehr und als Nutte unter dem Bülowbogen, Anni Mewes mit ihren dunklen Augen und zwei Eiern im Glas und als Josma Selim, die Hase als Knusperhexe am Wittenbergplatz und Alexa von Poremsky als sich selbst und Elisabeth die Große! *A. F.*

---

General Heinroth. Ein Mann, den man nur mit einem Feldherrn vergleichen kann. Aber ein merkwürdiger Feldherr, der Befehle erteilt, sie persönlich überwacht und sie, wenn es für sein Temperament zu langsam geht, selber ausführt.

Der General ist aus der alten Garde hervorgegangen und hält deren Tradition durch, d. h. er schimpft, wird saugrob, macht Lärm für zehn und ist in keiner Weise für Konzessionen zu haben. Aber wenn er auch manchmal, wenn seine Gäste ihm Wünsche übermitteln, stramm steht (übrigens in einer Pose, die seine Generalstäblerkarriere verrät, also langes Fernsein von der Front), so ist er doch nichts weniger als schlechthin preußisch. Zehn und mehr Jahre war er in Amerika, und daher hat er das Freie, Tobende, Hemdsärmelige mitgebracht, was wieder alles Preußische zur Auflösung bringt oder jedenfalls angenehm genießbar macht.



Heinroth

Kurzum, es klappt hervorragend in diesem kleinen Raum der „Queen", wo die Kellner zu Führernaturen herausgebildet sind. Die Kellner dort denken, aber sie denken nicht etwa in dieser grauenhaft besserwissenden Selbständigkeit, die den „freien" Menschen auszeichnet, sondern sie denken kurz, knapp und sachlich, mit Heinroth im Innersten. Sie sind vollkommen durchdrungen von Heinroth: „Denn warum?" sagt der Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, „weil Heinroth eine Persönlichkeit ist."

Um elf beginnt das Gedränge, um zwölf, könnte man sagen, ist es lebensgefährlich. Hat jemals jemand keinen Platz gefunden? Es ist eine seltene Einheitlichkeit in diesem Lokal, eine ausgezeichnete Solidarität. Hier herrscht Ordnung, Heinroth ist eine Ordnungszelle.

Aber was wäre Heinroth, wenn er nicht eine formidable Vergangenheit hinter sich hätte, und zwar eine, die bei der Stange blieb, eine sachliche, immer im selben Gewerbe eines Wohltäters und Organisators unserer Besten, unserer aristoi, unseres high life. Heinroth war nicht nur Richard, französisch ausgesprochen, nicht nur Richard, englisch ausgesprochen, nicht nur Palais Heinroth, sondern sogar Grand Gala (spr. Jrang Jalla). Wenige der Querschnittleser werden sich dieses interessanten Lokals erinnern, das eine einzige Orgie

in Grün war und sich in den Paragen der Bülowstraße befand, lange vor dem Krieg, um 1907 herum etwa. Damals machte der deutsche Geschmack wieder einen heftigen Vorstoß, oder vielmehr das Bedürfnis der Berliner nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit: und das bedeutet unweigerlich: uni. Deutsche Tänzer und Tänzerinnen und auch manche Theaterregisseure lieben uni, erstmal ist uni einfach und außerdem ist es stark in der Wirkung, weil immer dasselbe wirkt. Ich erinnere mich deutlich der formidablen Wirkung des Lokals. Man war ganz Billard, wenn man eintrat und die sich ins Ungewisse sich verlierenden Säle abschritt.

Seit damals ist dann Heinroth zur Tradition der guten alten Boite de nuit zurückgekehrt. Jrand Jalla war etwas zu selbständig und betont individuell, was nicht den wahren Tugenden unserer ersten Gesellschaft entspricht.

Was man trinkt um die Stunde, wo Heinroths Gestirn, die Venus, sich leuchtend erhebt, ist kein Problem: Schampus oder (fein, aber billig) Whisky, oder (billig und poplig): Mosel. Aber was ißt man um diese Stunde der Appetitlosigkeit? Heinroth geht von der absolutesten Appetitlosigkeit aus, und statt sich stumpfsinnig mit Sandwiches zu begnügen, hat er, geschärft an den besten Traditionen der französisch-amerikanischen Küche, selber einen auf deutsche Verhältnisse zugeschnittenen Küchenzettel erfunden. Hier figurieren z. B. in Toast hereingezogene Sardinen (zu einem Oyster Cocktail), verschiedene Salate von Hummer, oder Geflügelsalate, Schildkrötensuppe mit von ihm erfundener Schlagsahne drin (ohne Zucker), kleine Frituren von Tomaten, Gurken, kurzum eine Cuisine fantaisiste. Das Alte interessiert ihn nicht, er sagt mit der

---

Elite der Amerikaner: „I don't care what the Pompadour liked 150 years ago. Give me something new." Dazu muß es die Heinrothsche Note haben, d. h. leicht meschugge sein. Nur einmal wird es ernst, mehr als das: dramatisch: wenn die Entenpresse angefahren wird. Entenpressen gibt es in Paris mehrere, z. B. in der „Tour d'Argent". In Berlin nur eine: in der „Queen". Fühlt man sich dafür stark genug, muß man in die „Queen" gehen. Der Prozeß rollt sich folgendermaßen ab: die Enten — und zwar ist es, als deutsche Spezialität, eine Wildente, da der Verkehr mit Rouen in dieser Beziehung noch nicht organisiert ist — die Ente wird kaum angebraten angerollt, das Fleisch — zwei Hälften — kommt in die Silberschüssel mit Spiritus, die Carcasse, das Skelett, kommt unter die Presse, die das Blut herausdrückt. Das Blut in Verbindung mit Kognak und Portwein dient lediglich zur Soßenbereitung. Dies ist Heinroths Meisterstück. Es schmeckt sehr wild naturgemäß und steigert die Triebe ins Gigantische.

Aber der Feldherr bleibt bei dem allen kalt und kennt nur die Sache. Wenn gepreßt wird, hat er etwas vom Scharfrichter.

Er hat zehn Jahre Delmonico hinter sich, wie er uns erzählt, aber die Vergangenheit interessiert ihn nicht, die Gegenwart kaum, nur die Zukunft. Augenblicklich ist er griechisch eingestellt: er träumt von einem Restaurant Delphi mit Sternenhimmel. *H. v. W.*

**Die Nachtjacke.** Ein Bauernmädchen hat in der Stadt geheiratet. Ihre Mutter hat ihr eine Menge Lehren über den „Benimm" in der Stadt gegeben und ihr u. a. gesagt, daß sie jetzt auch Nachtjacken tragen müsse. Nach der Heirat besucht die junge Frau die Mutter, und diese fragt: „Häst do dir auch Nachjacke gekauf?" — „Sicher", erwidert die Tochter, „ävver minge Mann laach sich ovends kapott, wenn ich et Hemb aus- und die Nachjack anziehe."

**Die Tanzsaison!** Das große Januar-Programm der „Electrola" enthält alle neuestem Tanzschlager vom beliebten „Russian Lullaby" bis zur „Blue Serenade". Auch die neuen deutschen Schlager „Heut' ist die Käte so etepetete", „Sag' du zu mir", „Heut' war ich bei der Frieda" sind im Januar-Programm, gespielt von Marek Weber und seinem Orchester, vertreten.

**Die Kunsthandlung P. Rusch** hat ihre Ausstellungsräume nach der Hohenzollernstraße 13, parterre (Telephon: Nollendorf 7384) verlegt.

## Die olympischen Winterspiele.

Wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, sind sie gerade im Gang. Es sind die zweiten Winterspiele, die ersten fanden 1924 in Chamonix statt. Frankreich war Veranstalter der olympischen Spiele. Diesmal ist es Holland, und wie sollte man in den Niederlanden Skispringen oder Bobfahren? Die Schweiz ist mit ihren Bergen für Holland eingesprungen. St. Moritz zieht die Winter-Olympiade auf. Das kostet Geld, aber es bringt Propaganda.

*Eisschnellauf* 500, 1500, 5000 und 10 000 Meter, das liest sich leicht, aber es läuft sich schon schwer. Verlangt etwa einer von Körnig oder Nurmi, daß er 100 und 1000 und 5000 Meter gleich gut beherrsche? Hier wird es verlangt. Gesamtsieger wird, wer in allen vier Distanzen am besten abschneidet. Die Eisbahn steht der Eisenbahn nicht viel nach, was Tempo betrifft, und die 10 Kilometer werden so etwa à la beschleunigter Personenzug, 1000 Meter in 1¾ Minuten, zurückgelegt.

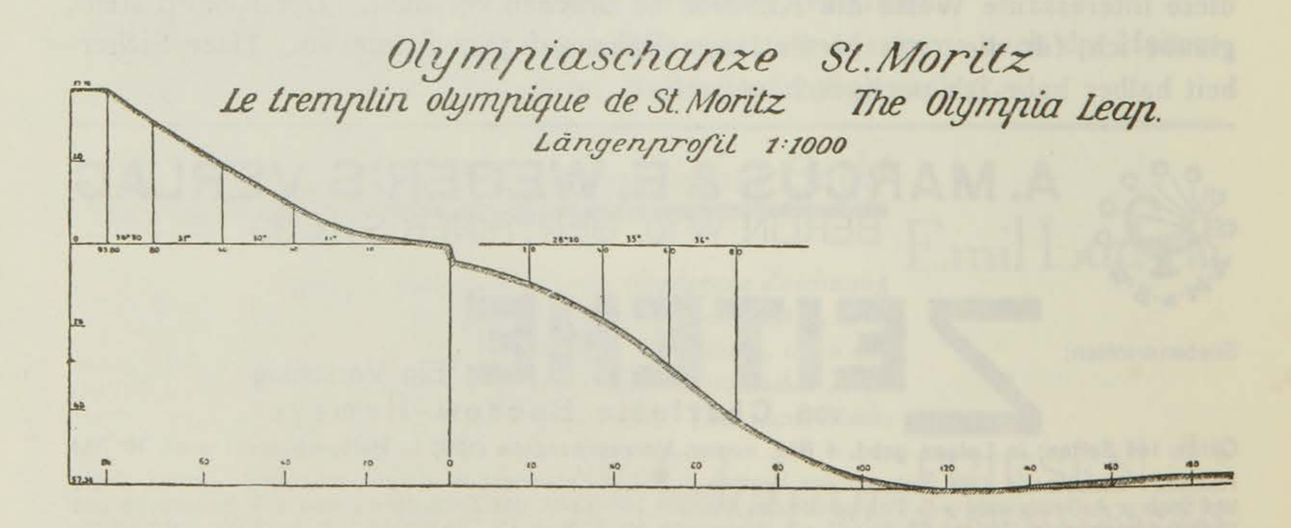
*Bob!* Das ist kein Vorname, sondern eine Art niedriger, primitiver Ottomane, mit Kufen, statt der Füße. Auf diesem Rutschfahrzeug liegt — sitzt die Mannschaft. Besagte Ottomane hat eine Vorrichtung zum Lenken und eine zum Bremsen. Letztere wird nie, erstere mitunter benützt. Einander im Schoße hockend saust die ganze Gesellschaft eine steile Eisschneebahn hinab. Wird es zu steil und gefährlich, dann macht die Bahn eine Kurve, das ist noch gefährlicher. Wer die Bahn zweimal — zusammen — am schnellsten durchsaust hat, hat gewonnen. Die meisten Bobs rechnen damit, daß man bei ihnen auf dem Rücken liegt, bezw. von dessen Fortsetzung Gebrauch macht. Es gibt aber auch Mannschaften, die sich bäuchlings zu Tale tragen lassen. Wenn der Ruf „bobben" ertönt, hat das gar nichts mit Haarschneiden zu tun, sondern dann beginnt die Besatzung im Bauchgelenk zu nicken, um schneller vor-, abwärts zu kommen. Liegt ein einzelner auf einem kleinen Böbchen auf dem Bauch und saust so den Chresta-run hinunter, dann heißt das Skeleten. Es gehört in St. Moritz einfach zum guten Skeleten in der Gesellschaft, daß ein gesunder junger Mann, der etwas auf sich hält, sich auf diese interessante Weise die Knochen zu brechen versucht. Der Rekord steht, glaube ich, für die 1231 Meter lange Bahn auf 58,7 Sekunden. (Der Sicherheit halber habe ich nachgeschaut.)

---

*Eishockey* kann man jetzt überall sehen. Es lohnt sich, wenn es sich lohnt. Menschgranaten explodieren mit Grazie. Es ist das schönste Spiel der Welt, wenigstens für den Zuschauer. Für den Spieler ist es noch schöner. Hier ist die schönste Schnelligkeit, ein fast törichtes Tempo, die unerhörte Wucht des Einzelnen wie die Masse, die ganze Kunst des Mannschaftskampfes von Fußball, Hockey, Wasser- und anderen Bällen zusammengeballt, kräftig konzentriert im kleinsten Kreise, bequem in zwei Augen zu behalten. Eishockey ist eine unerhörte Zusammenziehung. Wie in einer Dose Liebigs Fleischextrakts der ganze Ochse, so hier ein Match in der Brennlinse. Schnelle Schlittschuhe auf schnellem Eise, unter schnellen Füßen, unter schnellen Köpfen, die schnelle Schüsse mit schneller Scheibe ausspekulieren. Flink, phantastisch, fabelhaft. Gesehen haben müssen!

Der *Skisprung* ist eine Falschmeldung. Wer es nicht glaubt, der sehe sich den beigelegten Querschnitt der Olympia-Schanze von St. Moritz an, die keineswegs ungewöhnlich kühn gebaut ist. Der Skisprung ist Sturz, freier Fall, furchtbarer Flug. Jetzt springt man aerodynamisch. Die Leute sind dahinter gekommen, daß sie fliegen und nicht springen, und sie nützen ihre Körperfläche für den Luftwiderstand aus. Sie legen sich vor, über die weite Welt, die bergetief unter ihnen liegt, daß sich uns beim bloßen Anblick ihr Magen umdreht. Aber das Herz schlägt höher. Der Mensch fliegt. Er pfeift auf die Erde, rutscht sich hinaus in den Aether für drei ewige Sekunden, dann gibt es den Auffall, das bissige Bremsen der empörten, genasführten Schwerkraft, die sich in Schußfahrt verwandelt und die Gestalt von 100 Stunden-Kilometern annimmt. Bitte sehen Sie auf der Skizze nach! Schon bei einer Weite von 60 Metern — Flugdauer, ca. 3 Sekunden — ist die Falltiefe über 30 Meter. Man wird bei den Winterspielen weiter springen, tiefer stürzen. Es wird erhebend sein.

In 37,7 Meter Höhe startet der Springer, auf 0-Höhe fliegt er ab. Berührt er bei 60 Meter Weite die Bahn wieder, ist er ca. 30 Meter tief gefallen. Ein netter Gleitflug für drei Sekunden. *Willy Meisl.*

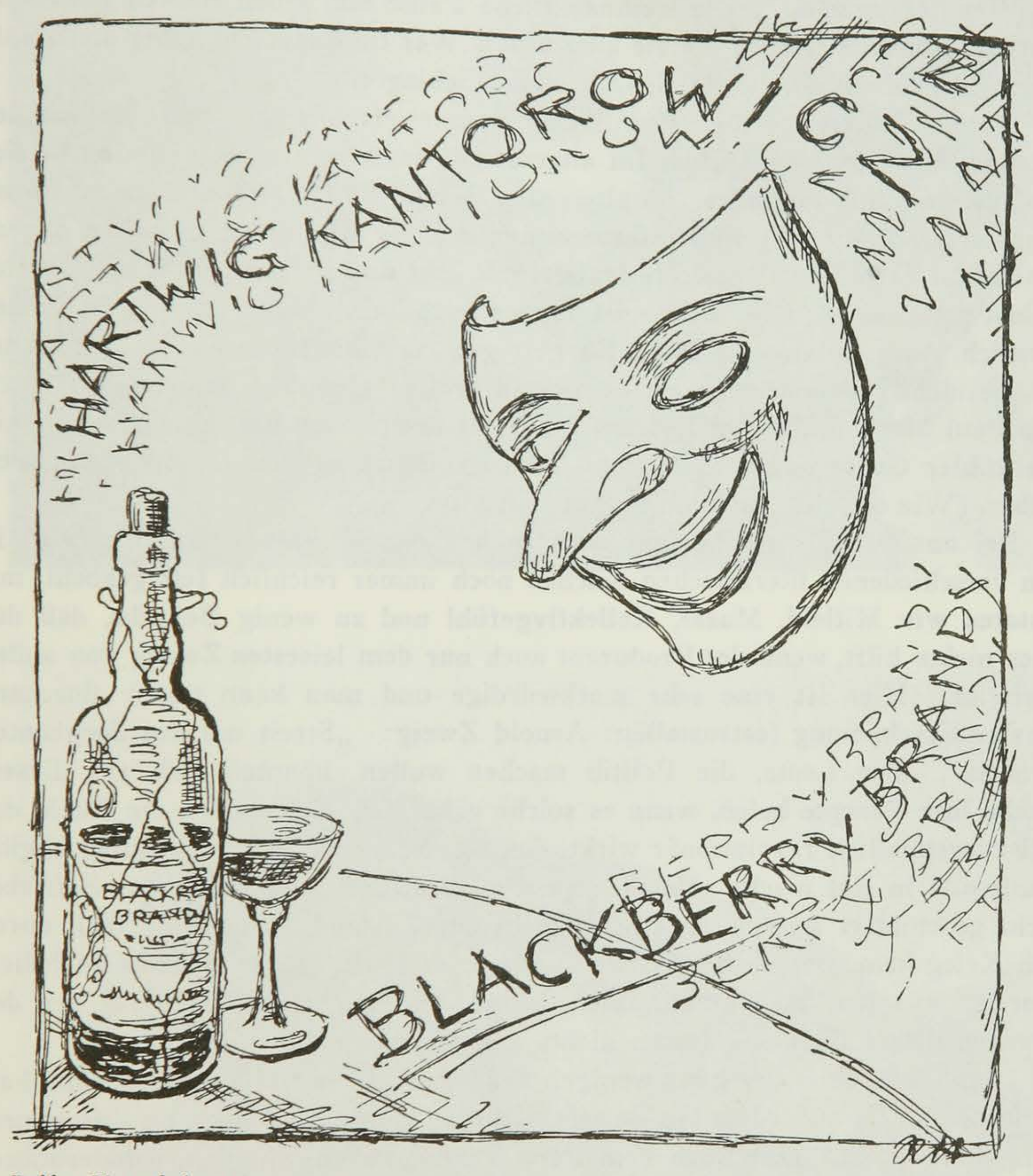


**Parlamentsblüten aus dem Deutchen Reichstag.**

„Wenn der Vorredner meint, er dürfe hier auf mir herumhacken, so drischt er leeres Stroh!"

*

„Es ist heute schon viel zu viel gesprochen worden, ich werde also Schluß der Debatte beantragen, und wenn ich zu diesem Zweck bis morgen früh reden müßte!"




Rolf v. Hoerschelmann

„Wie ich schon im November vorigen Jahres betonte, halte ich das Haus heute nicht für beschlußfähig."

*

„Ich komme nun zur Schundliteratur. Meine Anstrengungen, diese Auswüchse zu bekämpfen, sind bisher leider von Mißerfolg gekrönt gewesen. Seitdem ich hier meine erste Schundrede gehalten habe, — und ich habe seitdem fort und fort wiederholt, — hat sich der Schund mindestens verdoppelt."

„Ueber dieses Thema habe ich nun zwei Sessionen hindurch mit Engelszungen zu Ihnen geredet. Es war vergebens, und da werden Sie wohl begreifen, daß mir die Engelszungen nachgerade zum Halse heraushängen!“

•

Anmerkung der Red.: Den meisten hängt schon der ganze Reichstag zum Halse heraus. *(Orig. Kölner Silvester-Ztg.)*

**Was liest man so?** Die weihnachtliche Pause läßt einen endlich wieder zu Büchern kommen. Nicht, um sie auszulesen. Wer tut das noch, außer den Zünftigen, es sei denn, es handle sich um einen Schlager.

Auch auf diesem Gebiet der Bücher präsentiert sich gut und deutlich der Zustand zwischen den Zeiten. Im allgemeinen mag man z. B. einteilen in Geschmus und Substantielles, in alten und neuen Stoff, alte und neue Form. Wichtig erscheint mir, weil selbstverständlich, die Einteilung zwischen Eigenbesitz und Fremd. Was gleichbedeutend mit Mut und Feigheit, echt und unecht, Leben und Tod ist. Die Grenze ist immer vorhanden, wenn auch nicht immer deutlich. Aber so lange es einen Ehrgeiz gibt, der Literaten in Sphären treibt, die sie nicht beherrschen, wird es nie ein „reiner Genuß“. Selbst ein Mensch wie Paul Morand, der am liebsten die Welt umspannen und einzig und allein ein kühler Gentleman sein möchte, kommt einmal zu den Grenzen von sich selber. (Wie es sein „Buddha Vivant“ klar erweist.)

Bei uns ist Weltanschauung noch immer das Klippengebiet. Es wird in den verschiedenen literarischen Küchen noch immer reichlich fett gekocht, mit Zutaten wie Mitleid, Masse, Kollektivgefühl und zu wenig Bedacht, daß das alles nichts hilft, wenn der Produzent auch nur dem leisesten Zwang von außen nachgibt. Hier ist eine sehr merkwürdige und man kann sagen durchaus einzige Erscheinung festzustellen: Arnold Zweig: „Streit um den Sergeanten Grischa“. Die Leute, die Politik machen wollen, könnten sich aus diesem Buche ihre Rezepte holen, wenn es solche gäbe. Das ist endlich ein Buch, das selbstverständlich revolutionär wirkt, das nicht dauernd Schreckschüsse abgibt, brüllt und in Rot macht. Ueberzeugender kann der Stumpfsinn des Betriebes nicht geschildert werden, sachlicher nicht der Zustand, in den die Welt durch den Krieg kam, was ebenso schwer ist, wie es leicht ist, tendenziös zu bellen. Nur ganz selten stellt man einen fremd sentimentalen Ton fest, der den Figuren dieses Buches indessen nichts anhaben kann.

Dies Buch, eines der ganz wenigen deutschen Bücher, die deutsch sind, hart und bewußt, ist außerdem ein Beweis, daß die Menschheit noch im Zusammenhang lesen kann. Das Buch vom Père Kerr dagegen, mit dem wunderhübsch blumigen Titel, der von ihm selbst sein könnte, wird deshalb nicht lieber gelesen, weil es bequemer zu lesen ist. Jeder Mensch weiß, Kerr möchte gern ein Dichter sein. Dies beharrliche Pochen auf diese Qualität erinnert mich an meinen Mitschüler Gustav Hirschfeld, den man auch nicht so recht zulassen wollte, und der mitten in der Festfreude eines Tanznachmittags, zu dem er nicht gebeten war, erschien und standhaft erklärte: „Ich will tanzen.“

Le Père Kerr ist ein Dichter, und zwar ein wunderbar zusammenhangloser. Ueberall kriecht er herein in die Gegend und ist voll von Staunen,



Atelier Baruch

René Crevel



Photo Curtis Moffat

Viscountess Mary Curzon



Photo Becker & Maaß

Friedrich Holländer



Photo S. Georges, London

Jack Hylton



Photo Bakonyi

Original Jazzband. Kaffern mit ihren Trommeln (Südafrika)



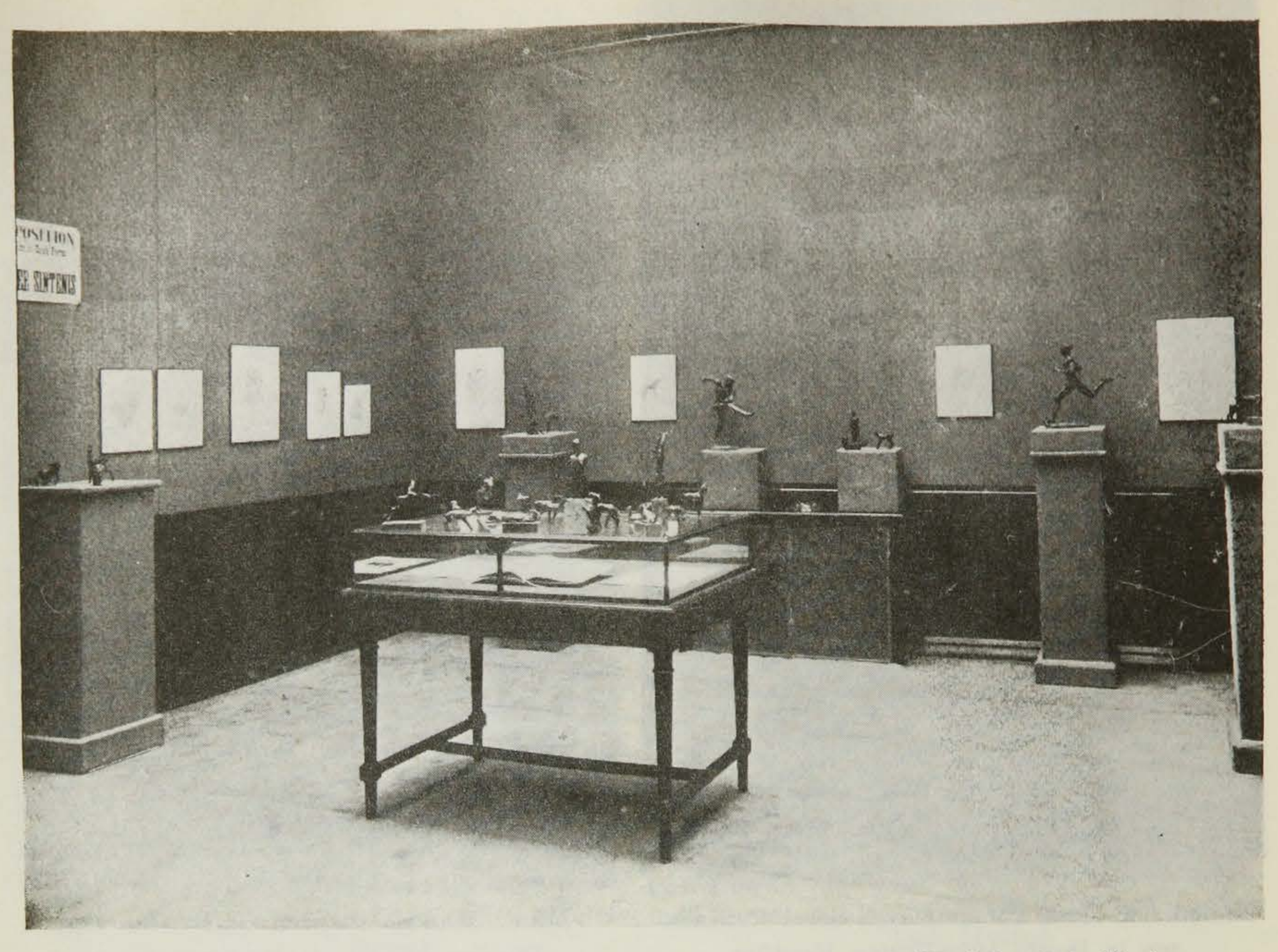

Photo Baruch

Annemarie Hase auf dem Ball der Prominenten in ihrem prämiierten Kostüm



Mme. Madou-Anspach und Mme. André Derain auf einem Pariser Negerball

Rudolf Levy, Max Pechstein, Carl Hofer, Renée Sintenis, George Grosz, Ottomar Starke, Fritz Heß usw. auf einem Berliner Künstlerfest



Die Renée-Sintenis-Ausstellung in der Galerie Barbazanges (Hodebert) in Paris



Kunsthandlung P. Rusch, Dresden - Berlin

Silberne Servierschüssel von Danie Schaeffler (Augsburger Silberschmied)

sieht durch alles hindurch und läßt alles, wie es ist. Er ist einer der glücklichsten Menschen, die existieren, und er weiß uns sein Glück mitzuteilen. (Daß er meine Heimatprovinz Schleswig-Holstein konkurrenzlos findet, sei ihm besonders hoch angekreidet.)

Manche bringen die römischen Ziffern gegen ihn vor, die vielen kleinen Zeichen, deren er sich bedient, Punktreihen, Gedankenstriche usw. und die vielen Absätze und Zwischenräume, wo er, klug wie er ist, nichts tut, ausruht und sicher auch den Leser ausruhen lassen möchte. Auch das, das ganze Zwischenwerk, ist ihm in der oft allzu albernen Hetze hier besonders hoch anzurechnen.

Gegen Thomas Mann, den er nicht verknusen kann, ist er in diesem Buch etwas freundlicher als in seinen Thomas-Bodenbruch-Gedichten, wo er direkt ungerecht ist. Am stärksten wirkt sein Zwiegespräch mit Mann auf der Pariser Botschaft. Mann: Wir hatten noch keine Gelegenheit, uns zu begrüßen. — Kerr: Guten Abend, wie geht es Ihnen? — Mann: Danke, man schlägt sich so durch. (Ende des Gesprächs). *H. v. W.*

# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Tanzplatten.

*„Die Holzauktion", Foxtrott (arrg. Kahnt-H. Bik). KünstlerJazz-Orchester Georges Boulanger.* — Rückseite: *„Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?", Foxtrott (Einödshofer, arrg. Bik). Vox 8569.* — Geistreiche Miniatur Paraphrase über unverbrauchte Schlager. Jeder Spieler produziert schlichte Virtuosität.

*„Shanghai Dream Man", Foxtrott (Davis und Akst).* — Rückseite: *„Fallen Leaf" (V. K. Logan und F. K. Logan). Paul Whiteman und sein Orchester. Electrola E. G. 603.* — Effektvolle Chinoiserien, abwechslungsreiche Melodik, spannendes Schlagzeug-Ostinato.

*„Zulu Wail", Yale blues (Skinner und Bibo).* — Rückseite: *„A Blue Serenade" Lytell). Rio Grande Tango Band. Electrola E. G. 682.* — Exotisch-kapriziöse, sehr reizvolle Platte für Meistertänzer.

*„Sind Sie nicht der Krause aus dem Hinterhause?" Yale (Meisel, Stransky, Rotter).* — Rückseite: *„Deta", Deutscher Tanz (Bransen). Tanz-Orch. Bernhard Etté. Vox 8565.* — Leicht elegischer Yale, zum Abkühlen zwischendurch höchst angenehm.

*„The Great Four" (C. Robrecht). Tanz-Orch. Bernh. Etté. Vox 8568 und 8574.* — Zwei hübsche „Suiten", allen Dauertänzern warm empfohlen: kann man doch Foxtrott, Boston, Tango, Onestep sozusagen in einem Atem danach tanzen.

*„Dancing Tambourine", Slow-Fox (Polla).* — Rückseite: *„The Devil is afraid of Music", Slow-Fox (Robinson). Jack Hylton-Orchester. Electrola E. G. 671.* — Fernöstliche Atmosphäre, bravouröser Schmiß, eigensinniger Klopfrhythmus.

*„Acordate", Tango (R. Ruiz Moreno).* — Rückseite: *„Mocosita" (Matos Rodriguez). Orquestra Tipica Victor. Electrola E. G. 538.* — Frühlingshafte Zärtlichkeit und vormärzliche Herbheit pulsieren in diesen werbenden Klängen.

---



*„Cielito Lindo" (Bourdon).* — Rückseite: *„Mexikanische Tänze" (Briseno). Mexican Tipica-Orchester. Electrola EG 500. — Merkwürdig, aber wahr: Berliner* Ohren und Beine werden sich bei diesen original-mexikanischen Weisen besonders heimisch fühlen.

*„Da-Da-Da", Charleston (Meyer).* — Rückseite: *„My Heart stood still", Foxtrott (Rodgers). Jack Hylton-Orchester. Electrola EG 598.* — Handfeste Derbheit jazzt drauf los, melancholisches Saxophon und vitales Ensemble.

*„Zwei Märchenaugen", Foxtrott aus „Die Zigeunerprinzessin" v. Kálman.* — Rückseite: *„Mein Darling muß so sein" („Zirkusprinzessin"). Paul Whiteman und sein Orchester. Electrola E. G. 599.* — Keine Soirée ohne diese pseudo-klassischen Schlager!

*„La Rayuela", Tango (J. de Caro).* — Rückseite: *„Yvette", Tango (Costa, Roca). Julio De Caro y su Orquestra Tipica. Electrola EG 537.* — Besonders rassige und tonschöne Wiedergabe unverwüstlicher Tänze.

*„Since I found You", Foxtrott (C. Woods).* — Rückseite: *„Blue Skies", Foxtrott (Berlin). Vincent Lopez-Orchestra mit Chorus. Brunswick A 192.* — Technisch vorzügliche Aufnahme: deutliche Aussprache, schmeichlerischer Klang nebst suggestivem Temperament.

### Diversa.

*„Honey-moon-Lane" (Dowling, Hanley). Engl. Chor mit Orchester. Potpourri. Victor Leight-Opera Company, und „Ooh Kay" (G. Gershwin). The Revellers: Negerquartett mit Klavier. Electrola E. H. 60.* — Prächtige Kombination von modernster Klavierbegleitung, schmelzendem Liebesduo und interessanter Niggerpolyphonie: fabelhafte Platte!!!

*„In a little Spanish Town" (Wayne). The Revellers: Negergesang mit Klavier.* — Rückseite: *„I know that You know" (Caldwell und Youmans). Electrola E. G. 497.* — Ihre sanfte Präzision und Klangfülle ergötzen immer wieder.

*„Zigeunerweisen" (Sarasate). Cello: Gutia Casini.* — Rückseite: *„Tarantelle" (Popper). Vox 06374.* — Hervorragender Rhapsode, dieser frühere Solovirtuose der denkwürdigen Boston-Symphonie-Konzerte unter Karl Muck...

*„Carmela" (spanisch-kalifornisches Volkslied), gesungen von Dusolina Giannini, Sopran.* — Rückseite: *„Cielito Lindo" (mexikanisches Volkslied). Electrola DA. 839.* — Schwermütiger Zauber südlicher Volksweisen und geborenen Belcanto-Organes.

*„Fliedermonolog" aus: „Die Meistersinger von Nürnberg". Bariton: Friedrich Schorr mit Staatsopernkapelle. Dirigent: Leo Blech. Electrola E. I. 162.* — Selten einen sich Geist und Wohlklang in solchem Maße wie bei diesem Hans Sachs und seinem wundervoll begleitenden Orchester.

### Klavier.

*„As-dur-Polonaise"* (Chopin). Klavier: Ignaz Friedmann. Columbia L. 1900.* — Treffliches Martellato-Spiel, knatternde Oktaven.

*„À La Bien-Aimée" (Schuett),* Rückseite:

*„Capriccio" (Dohnanyi). Klavier: Godowsky. Brunswick A. 62 624.* — Virtuosität perlender Läufe. Geschmackvolle Salonstücke.

*„Frühlingsstimmen", Walzer (Joh. Strauß). Konzert-Transkription von A. Grünfeld. Klavier: Szreter. Odeon 6549.* — Wunderhübscher Vortrag und musikantische Delikatesse.

*„Rhapsodie in Blue"* (Gershwin). Fuhs-Orch. Klavier: M. Spoliansky. Parlophon 9157.* — Liebhaber starker American-Drinks werden bei diesem jazzistisch gehämmerten Klaviersolo auf ihre Kosten kommen.

*„Lieder ohne Worte", Op. 19, Nr. 6, sowie Op. 102, Nr. 3, und „Frühlingslied", „Spinnlied" (Mendelssohn). Klavier: Mark Hambourg. Electrola E. G. 510.* — Erfreulich unsentimentale und leichte Behandlung charmant bleibender Jugendstücke.

Für Kinder.

*„Im Uhrenladen" (Ch. J. Orth). Paul Godwin und Künstler-Ensemble.* — Kuckuck-, Spiel-, Schlag-, Glockenuhren; allerliebste Kinderplatte. — Rückseite: *„Eine Jagd im Schwarzwald" (Völker). P. Godwin-Orch. Polyfar-Grammophon 19732.* — Lustige und technisch trefflich gelungene Blaserei.

*„Bremer Stadtmusikanten" (Brüder Grimm). Erzählt von A. Proeseler. Electrola E. G. 218.* — Hahn, Esel, Katze und Hund: ein modernes Quartett, dessen Abenteuer furchtbar aufregend sind...

*„Rumpelstilzchen" (Brüder Grimm). Erzählt von A. Proeseler. Electrola E. G. 214.* — Entzückend für kleine, ausruhend für große Kinder . . .

Orchester.

*„Hören Sie zu"*, Schlagerpotpourri 1927-28 (W. Borchert). Fred Birds Symphonie-Jazz-Band. Homocord 4-8823.* — Amüsantes sowie lehrreiches Verzeichnis verflossener und noch gegenwärtiger Popularismen...

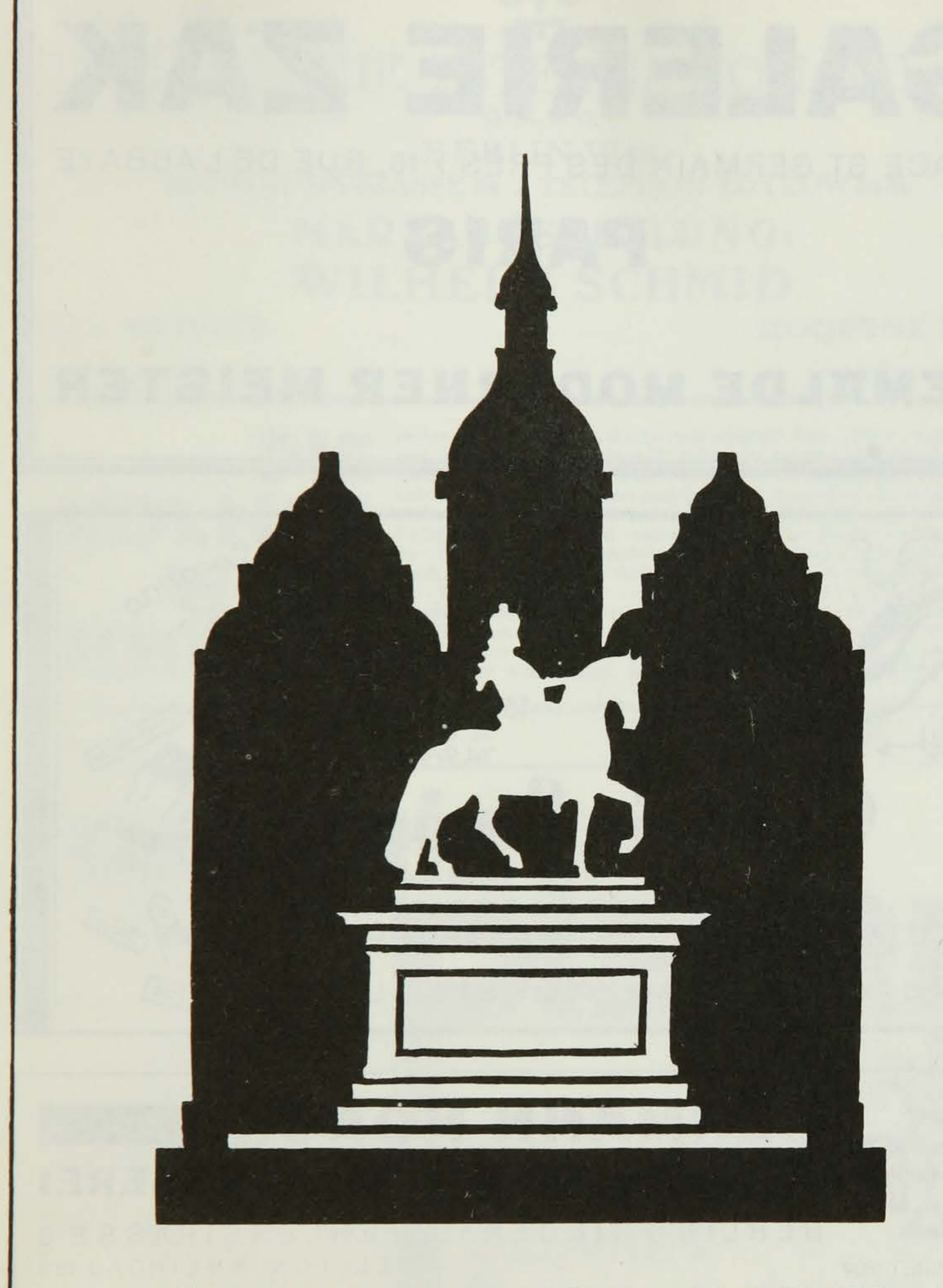
*„Wein, Weib und Gesang"* (Johann Strauß). Arthur Bodanzky von der Metropolitan-Oper. Odeon 0-8323.* — Großzügige Auffassung unsterblicher Faschingsklänge.

*„Boccaccio" (F. v. Suppé). Edith-Lorrand-Orchester. Parlophon 9140.* — Grazie, Natürlichkeit und Wärme in Komposition wie Spiel charmieren musikalische Hörer.

*„Die Fledermaus" (Johann Strauß). Potpourri. Großes Streichorchester. Homocord 4-8805.* — Soll Erinnerungen an beflügelte Operetten- und Sektlaune auffrischen.

*„Faust-Walzer" (aus „Margarete" von Ch. Gounod). Dájos-Béla-Kapelle. Odeon AA. 68047.* — Rückseite: *„Dorfschwalben" (Johann Strauß).* — Ehrenpflicht, im Karneval den liebenswerten „Faust-Walzer" und die seltenen „Dorfschwalben" zu zitieren.

*Keine Lautton-Nadeln.



DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG MAI — OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN
DER GEGENWART

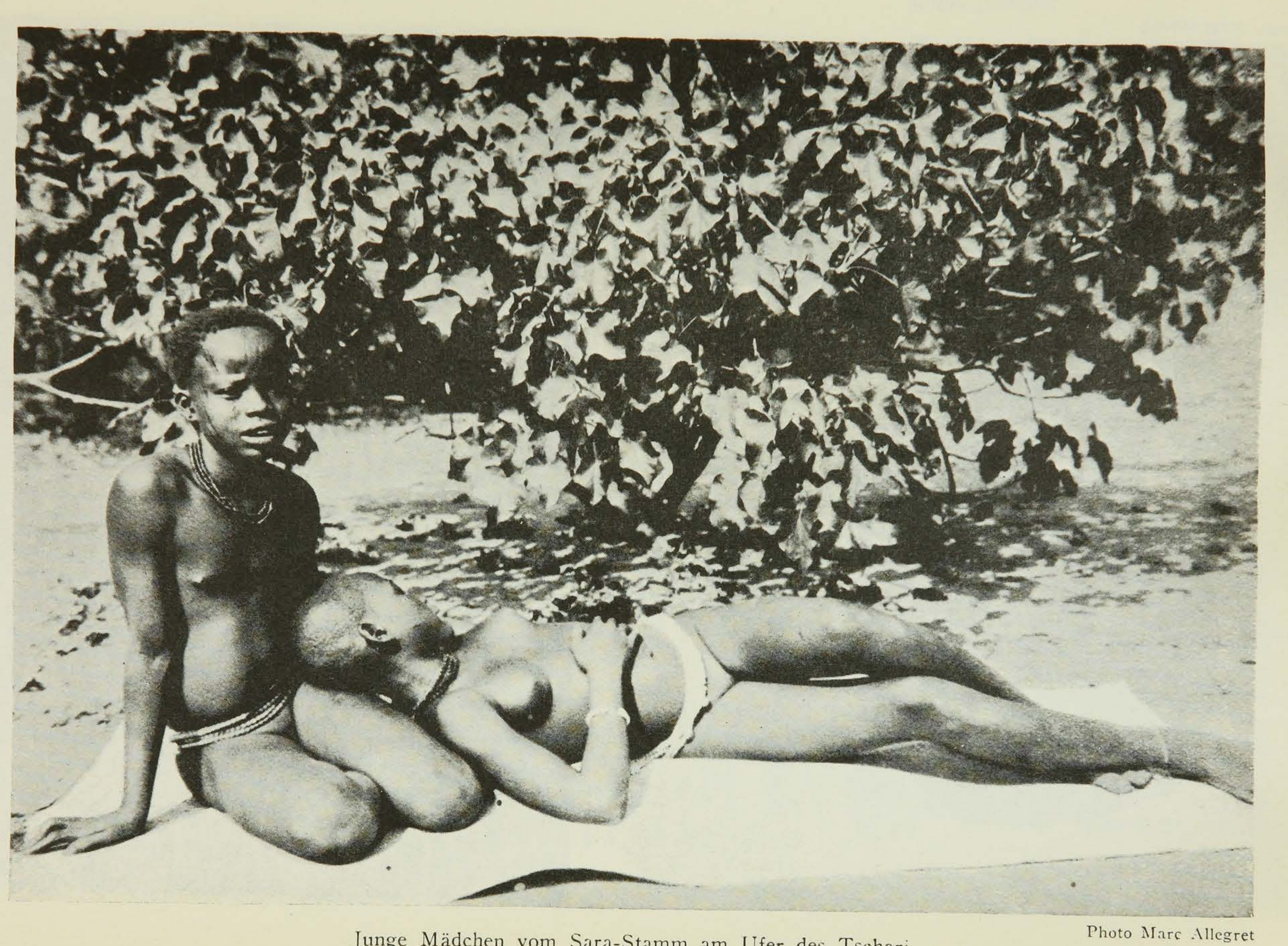
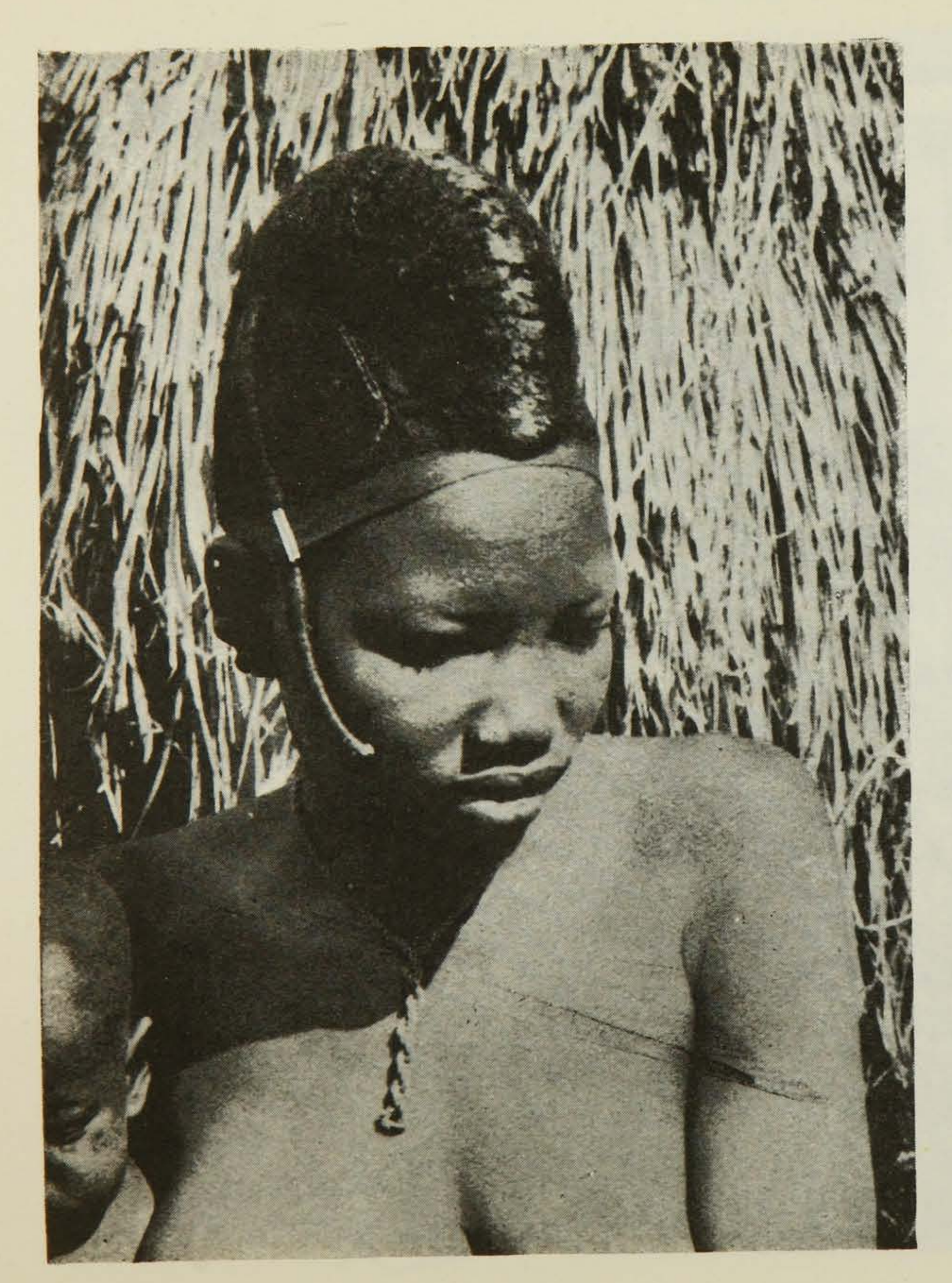
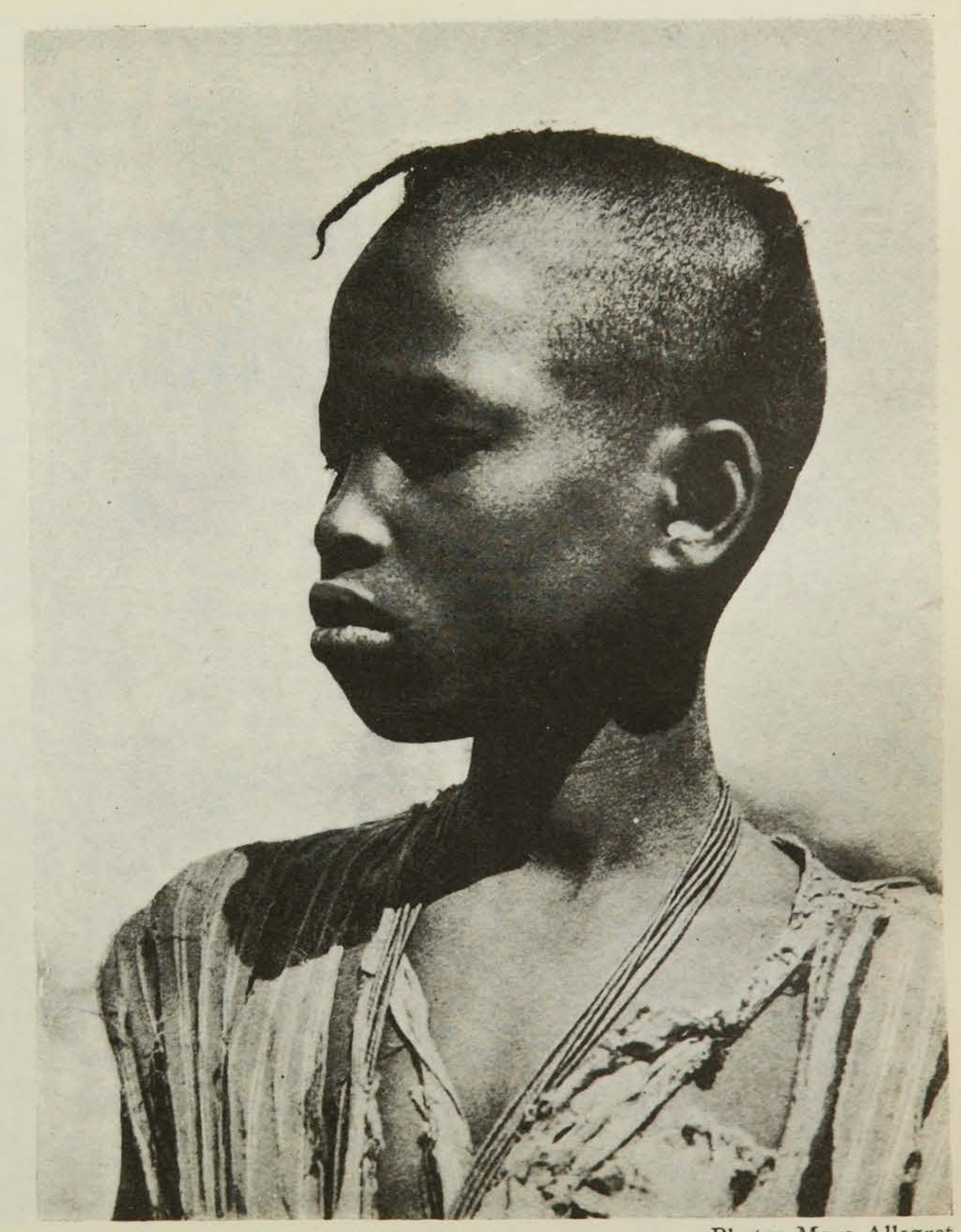


Photo Marc Allegret

Junge Mädchen vom Sara-Stamm am Ufer des Tschari



Fulbe-Frau (Nordkamerun)



Photos Marc Allegret

Fulbe-Jüngling




## Der wahrhaft zeitgemäße Kleinwagen!

Die Umstellung unseres Eisenacher Werkes auf Fließarbeit ist vollzogen und die Großfabrikation des 3/15-PS-Vierzylinder-Dixi im vollen Gange. Nun brauchen Sie nicht mehr länger auf die zahlreichen Freuden und Annehmlichkeiten des Automobilbesitzes zu verzichten. Jedermann kann sich jetzt sein eigenes Auto leisten. 3/15-PS-Dixi ist der Kleinwagen mit den Vorzügen des Großen. Mit ihm ist der Wagen geschaffen, der bisher in Deutschland fehlte. Dank seines leichten Eigengewichtes und seines geschmeidigen Vierzylindermotors steigert 3/15-PS-Dixi spielend seine Leistung vom Fußgängertempo bis zu 85 Kilometer Geschwindigkeit. Rasches Anzugsmoment, hervorragende Steigfähigkeit, schnelles Bremsvermögen, gepaart mit unbedingter Zuverlässigkeit bei langer Lebensdauer sind Beweise seines lang erprobten Baues.

## Er ist sprichwörtliche Dixi-Qualität!

Der kleine Dixi beansprucht ein Minimum an Wartung, ein Minimum an Platz, die Betriebskosten für 100 Kilometer betragen etwa M 2.—, seine Versteuerung kostet noch nicht M 10.— pro Monat. Sein niedriger Preis und seine geringen Unterhaltungskosten ermöglichen jedem Ansshaffung und Unterhaltung. Eine kleine Anzahlung und sehr bequeme Ratenzahlung erleichtern den Kauf. Praktische Wellblechgaragen werden eigens für ihn gebaut. 3/15-PS-Dixi zeichnet sich durch klare Konstruktion, ansprechende Linienführung und vornehme Farbgebung aus. Er ist dauerhaft und von größter Betriebssicherheit. Seine vielen Vorzüge befriedigen selbst den anspruchsvollsten Käufer. Er dient den Interessen jedes Berufes, und auch der Sportsmann, die Dame, die kleine Familie werden ihn nicht mehr entbehren können. 3 Erwachsene oder 2 Erwachsene und 2 Kinder finden in ihm bequem Platz. Lassen Sie sich den hübschen Dixi heute noch vorführen. Machen Sie eine Probefahrt. Mit diesem Kleinwagen ist das Problem des Volkswagens nun auch für Deutschland gelöst.

# DIXI-WERKE

**Zentralverkauf: Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Str. 17**

**Telephon: Stephan 4815-17 und 5083-84**

Berliner Verkaufsstellen: „Dixi", Berlin W 15, Kurfürstendamm 36, „Automagazin", Berlin NW 7, Unter den Linden 70, Waldemar Köhler, Berlin, Königgrätzer Straße 118-119 (Europahaus), Eingang Anhaltstraße, Sungatowsky & Co., Berlin W 35, Schöneberger Ufer 13.

DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 3

# INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln*

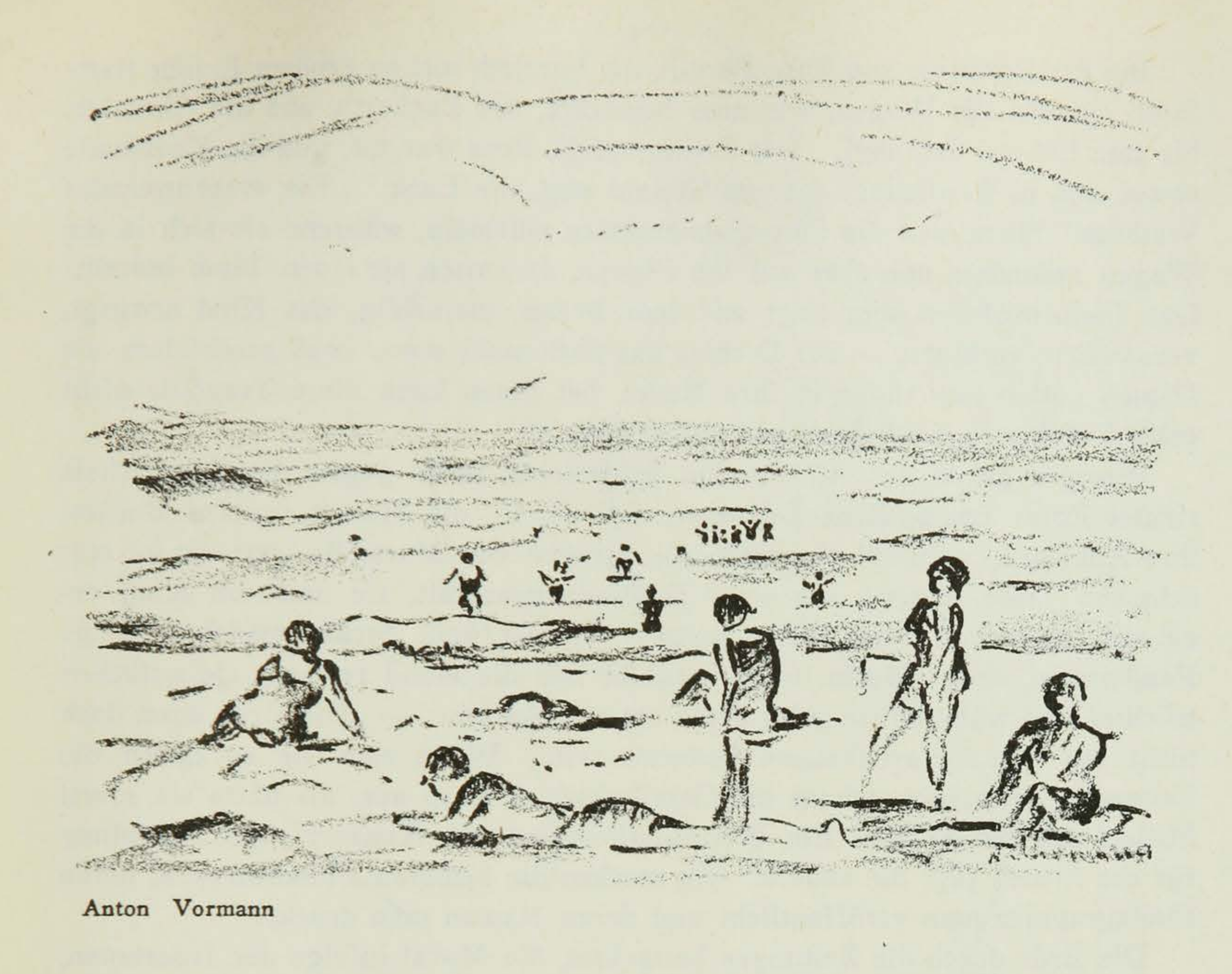
*

*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag



Anton Vormann

# „DEIN KÖRPER GEHÖRT DIR"*)

Von

*Dr. med. GOTTFRIED BENN*

Man kann vielleicht nicht behaupten, dies Buch von Margueritte sei künstlerisch so interessant, daß es durch eine Uebersetzung dem deutschen Publikum hätte erobert werden müssen. Aber sein Thema ist menschlich so weittragend, die Durchführung des Themas ist gesellschaftlich so enthüllend, daß man wünscht, es würde in Deutschland von aller Welt gelesen.

Der Inhalt des Romans ist die Geschichte eines Mädchens vom Lande, das wider Willen Mutter wird, von der Familie verstoßen, in der Fremde, in Marseille, niederkommt, zu arm ist, um das Kind aufzuziehen, es ins Findelhaus bringt, in eine Affäre wegen gewisser Strafrechtsparagraphen verwickelt wird, mit einem Wort, das Thema ist die ungewollte Mutterschaft, das Findelhaus und die Abtreibung.

Thema der Armut, Schwierigkeiten der kapitalschwachen Schichten, Problematik der Dienstmädchen, die Streichhölzerköpfchen schlucken und den Thermometerinhalt auf die Schmalzstullen schmieren, damit sich die Gebärmutter in Bewegung setzt. Demgegenüber die Gesellschaft, die Damen der höheren Schichten, für die dies keine Problematik ist.

---

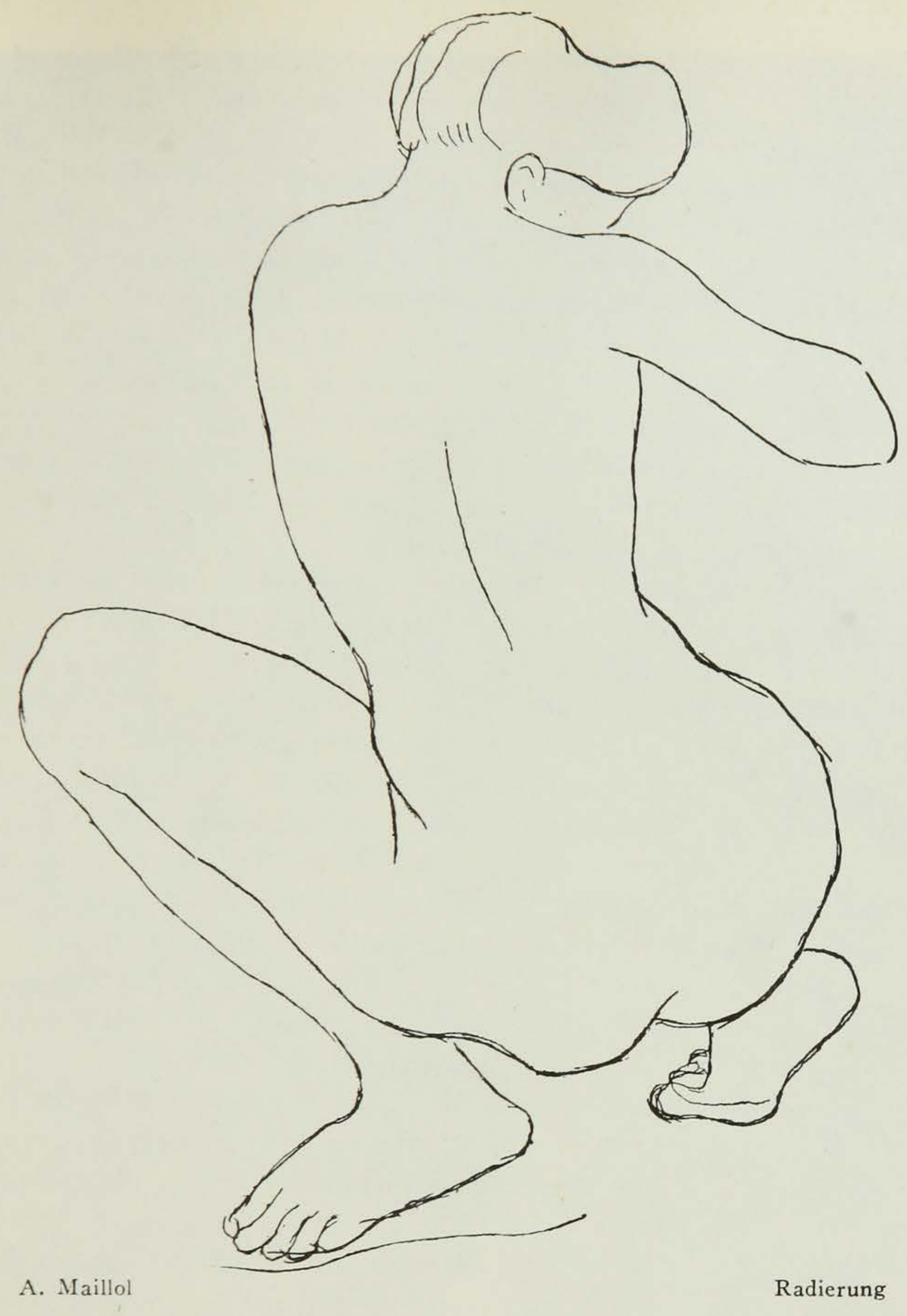
*) Victor Margueritte, Dein Körper gehört Dir. Erich Reiß Verlag, Berlin.

Bei der Premiere von Rose Berndt, die kürzlich mit so großem Erfolg stattfand, standen die Wagen, wie man bemerkte, die Packards und die Chrysler, bis zum Lehrter Bahnhof. Der Portier pfiff, Rose war tot, und die Kavalkade setzte sich in Bewegung, die aus Gummi und aus Lack. „Ein erschütterndes Weibtum" hörte man die Herausströmenden murmeln, während sie sich in die Wagen zwängten, nun aber auf ins Pipapo, da hatten sie einen Tisch bestellt! Das Dienstmädchen aber liegt auf dem Boden, meineidig, das Kind erwürgt, verzweifelt, verblutet — der Dichter hat doch wohl etwas kraß geschildert, die Damen hüllen sich tiefer in ihre Nerze, bei ihnen kann diese Tragödie nicht recht Fuß fassen, sie haben Geld und treiben ab.

Weniger gegen das All wie die Schlesierin, mehr gegen die Gesellschaft richtet Roses französische Schwester Spi Arelli, die Heldin unseres Buches, ihre Anklagen, während sie durch die Straßen von Marseille irrt: sie ist erst achtzehn Jahre, kommt aus einer Entbindungsanstalt, sie muß ein Kind ernähren, sie selbst kann nicht weiter. Sie ist kein Straßenmädchen, keine Faulenzerin, keine Diebin, wenn man ihr nur die Hand reichen, sie aufheben möchte. Und während sie geht, denkt sie vor sich hin: — „Die Erde kann doch nicht nur von Sklavenhaltern bewohnt sein. Wenn man sie so durch die Zeitungen betrachtet, schaut die Gesellschaft doch so aus, als hätte sie soviel Mitleid mit den Armen. Ein Wohltätigkeitsfest, ein Konzert, eine Sammlung für die Armen jagt die andere. Wo stecken die biederen Philanthropen, deren Photographien man veröffentlicht und deren Namen man druckt?"

Die Erde durch die Zeitungen betrachtet, die Moral infolge der Inserenten, die Rangstufe infolge des Bildercourier! Spi ist in der Tat sehr jung, wenn sie sich so etwas fragt. Um sie aufzuklären, nehmen wir eine Zeitung zur Hand, in der die Wohltätigkeit feiert, nehmen wir sie aus Berlin und aus diesem Jahr: — „In den mit kostbaren Teppichen drapierten Sälen mischten sich die Uniformen höherer Schupo- und Reichswehroffiziere und tadellose, mit den Ehrenzeichen ruhmvollen Kolonialdienstes geschmückte Fracks mit den farbenfrohen Kleidern der Damen. Seide, Lamé und Tüll, allen voran aber die Allbeherrscherin, das Stilkleid. Schwer für den Ballbesucher, sich zu entscheiden: sollte er sich in den Trubel der Tanzenden mischen, denen bis zum frühen Morgen aufgespielt wurde, oder sollte er sogar — und hierfür machten zwei tanzende, waschechte Kamerunneger und ein früherer Askari mit einer Werbetrommel wirksam Reklame — der vielverheißenden Bar ‚Wanawake wazuri' in der grünen Veranda einen Besuch abstatten, wo das stimmungerhöhende Naß von Damen des Bundes kredenzt wurde? Hier wie überall auf diesem Feste galt als oberster Grundsatz: *Wohltätigkeit zugunsten der kolonialen Wiederaufbauarbeit,* deren eifrigste Förderin und Helferin die erste Bundesvorsitzende Frau von X. ist —". Frau von X. zu Ehren, aber bei Spi verhält sich die Sache gerade umgekehrt; während dort die gesellschaftlichen Kreise ihre Wohltätigkeit den Kolonien zuwenden, muß hier die Kolonie das Mutterland sanieren: niemand hilft Spi und ihrem Kinde, ausgenommen ein kranker Neger, der im selben Haus wohnt, Kulibaly, der ihr seine Milch bringt, die er selber nötig hätte, er stirbt an Schwindsucht und spuckt Blut.

Schließlich bringt Spi ihr Kind ins Findelhaus. Sie hat es ohne Verstand



A. Maillol — Radierung

empfangen, sie hat es nicht gebären wollen. Sie vermag es nicht zu ernähren, es stirbt ihr unter den Händen. Es hindert sie daran, Arbeit zu finden, sie müssen beide an Hunger untergehen. Nun trägt sie es in das Gebäude, wo man einen falschen Namen angeben kann und eine Nummer dafür erhält. Es ist vorbei. Sie gab ihr Kind der Anonymität zurück, die von ihr verlangte, daß sie es gebäre. Ihr Körper gehörte nicht ihr, wem diente er, gewissen weiteren Ansichten und Verbänden, gewissen einflußreichen und geltungsvollen Organisationen, die sie selber gar nicht übersieht: der Biologie mit ihrem Quantitätsschwindel; der Soziologie mit ihren Klassenfälschungen; der Geschichtswissenschaft mit ihren Ergebnislosigkeiten; der Eugenik mit ihrem Feuilleton; der Medizin mit ihrer Biospsychose; der Politik mit ihrem Traum von der stärksten Hand an der Gurgel — mit einem Wort, dem Staat, der für das keimende Leben dies riesige Interesse bekundet, das er für das ausgekeimte dann schnell verliert.

Paradoxie der Legislative! Der Staat — denken wir Spi und Roses Schicksal zu Ende —, der in dieser Richtung Gesetze erläßt, die überall gleichartig, aber, beschränken wir uns auf unser Land, von folgender Wirkung sind. Bei einer schätzungsweisen Bevölkerung Deutschlands von 62 Millionen, gleich 31 Millionen Frauen, gleich 10 Millionen schwangerschaftsfähiger Frauen, werden im Jahr nach einer von keiner Seite angefochtenen wissenschaftlichen Statistik 875 750 Abtreibungen vorgenommen. Da auf jede Abtreibung 5 Jahre Zuchthaus stehen, sind das viereinhalb Millionen Jahre Zuchthaus pro anno für die deutsche Frau. Dazu kommen die je 10 Jahre Zuchthaus für die — meistens wohl — entgeltliche Beihilfe, das ergibt zusammen über 13 Millionen Jahre Zuchthaus, die die Bevölkerung in einem Jahr ihrem Staat gegenüber verwirkt. Zur Aburteilung kommen etwa 600 Fälle jährlich, — Pechvögel, Unglücksraben, die nun büßen müssen.

Den Verurteilten gegenüber stehen die Toten, die Frauen, die infolge des Eingriffs verstorben sind. Ihre Zahl ist so ungeheuer, daß man sich wappnen muß: etwa 44 000 rechnet man im Jahr. Natürlich gehören diese nicht zu den führenden Schichten vom Kolonialball, eine kurze Ueberlegung klärt die Gründe hierfür auf. Arme Kreise sind es, die die Toten stellen, Proletarier, Dienstmädchen, die zu Abtreiberinnen laufen, die für 10 Mark mit schmutzigen Spritzen arbeiten und Seifenlauge in die Bauchhöhle drücken, Verzweifelte, die alles an sich ausprobieren vom Petroleum bis zur Tafelkreide, vom stundenlangen Kitzeln an den Brüsten bis zum fortgesetzten Beischlaf mit mehreren täglich, um die Gebärmutter zu sprengen. 44 000 Opfer lebender Leben, dargebracht dem keimenden, dem ungeborenen, noch zu gebärenden; 44 000 Opfer eines Gesetzes, dessen Sinn doch wohl die Erhaltung des Lebens war.

Der Staat beruft sich auf seine Wissenschaften, wenn er dies Gesetz vertritt. Theologie und Philologie geben ihm an die Hand, daß die alten Griechen und Römer an der Abtreibung zugrunde gingen oder an der Hurerei im allgemeinen, demgegenüber sich die Juden jahrtausendelang so rassestark erhielten wegen ihres tiefen Familiensinns. Die Biologie tritt ihnen zur Seite. Sie, nach Wesen und Tendenz normativ indifferent, die jede Philosophie außer ihrer empirischen, die keine ist, und jede Wertlehre ablehnt, entdeckt sich plötzlich vor einem Idol: das Leben an sich, das Protoplasma als solches, die organische Quantität um ihrer selbst willen en masse, katexochen und à tout prix. Ob es nach vierundzwanzigstündigem Quallendasein an Hunger eingeht, im ersten Jahr an Epilepsie, nach zwei Jahren an Tuberkulose, nach sechs an Erbsyphilis; ob es die Male der väterlichen Trunksucht, des mütterlichen Hungers, der außerehelichen Aechtung trägt; ob es im Kohlenkasten unter Papier liegt oder zum Bettler gebracht wird, der ihm zur Mitarbeit die Schenkel zerbricht: „der ist versorgt" — — ausgekeimt muß werden, vor allem ausgekeimt, § 218, so will es das Idol.

Scheinbar unabänderlich. Der Kampf gegen diesen Paragraphen ist über hundert Jahre alt, er wurde begonnen von Anselm von Feuerbach, große Strafrechtslehrer schlossen sich ihm an, aber vergeblich. Hier scheint eine der Tragödien des modernen Schicksals zu liegen. Der Staat braucht diesen Paragraphen als eine Chance seiner Macht. Selbst wenn er nicht unternehmungs-

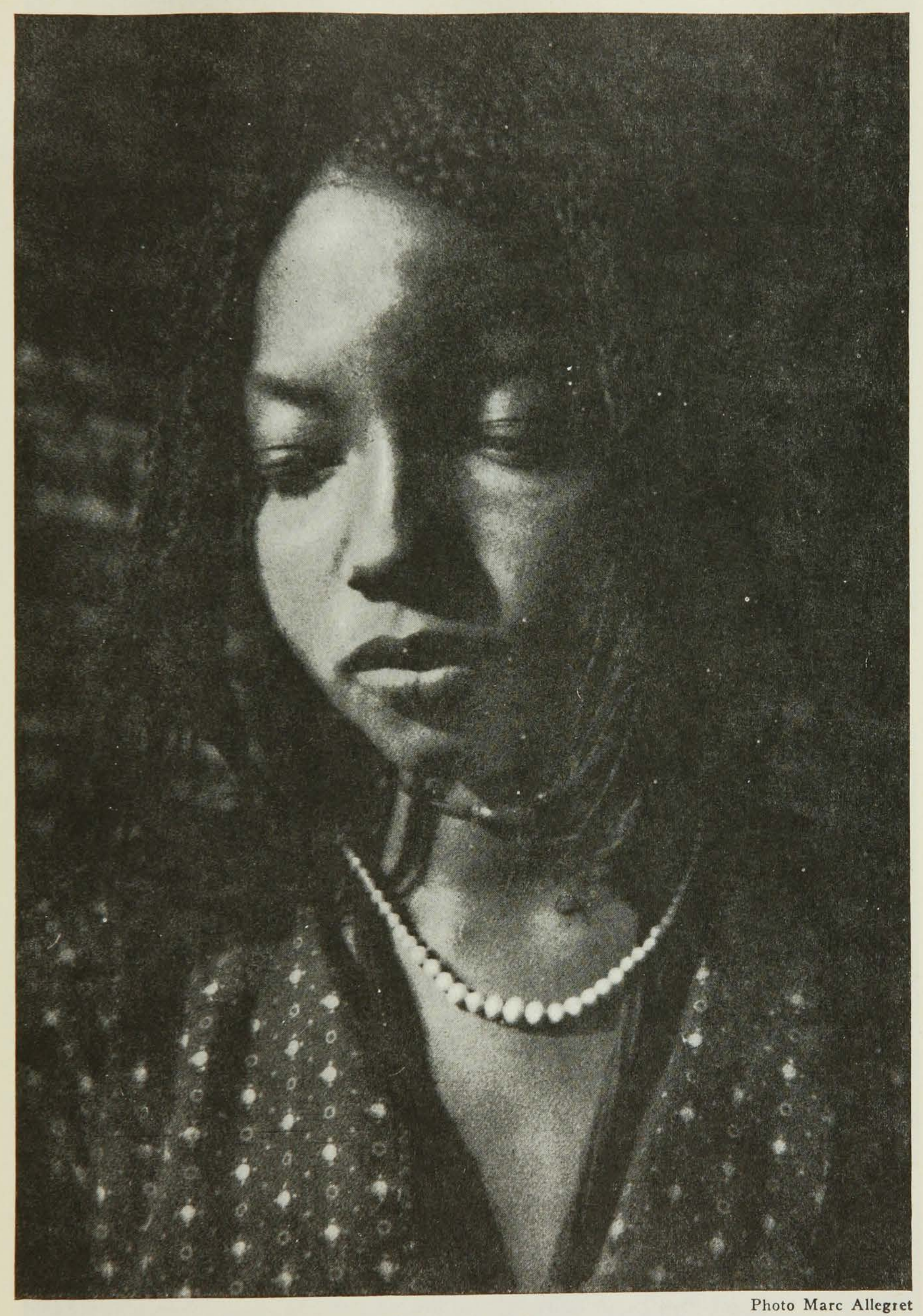
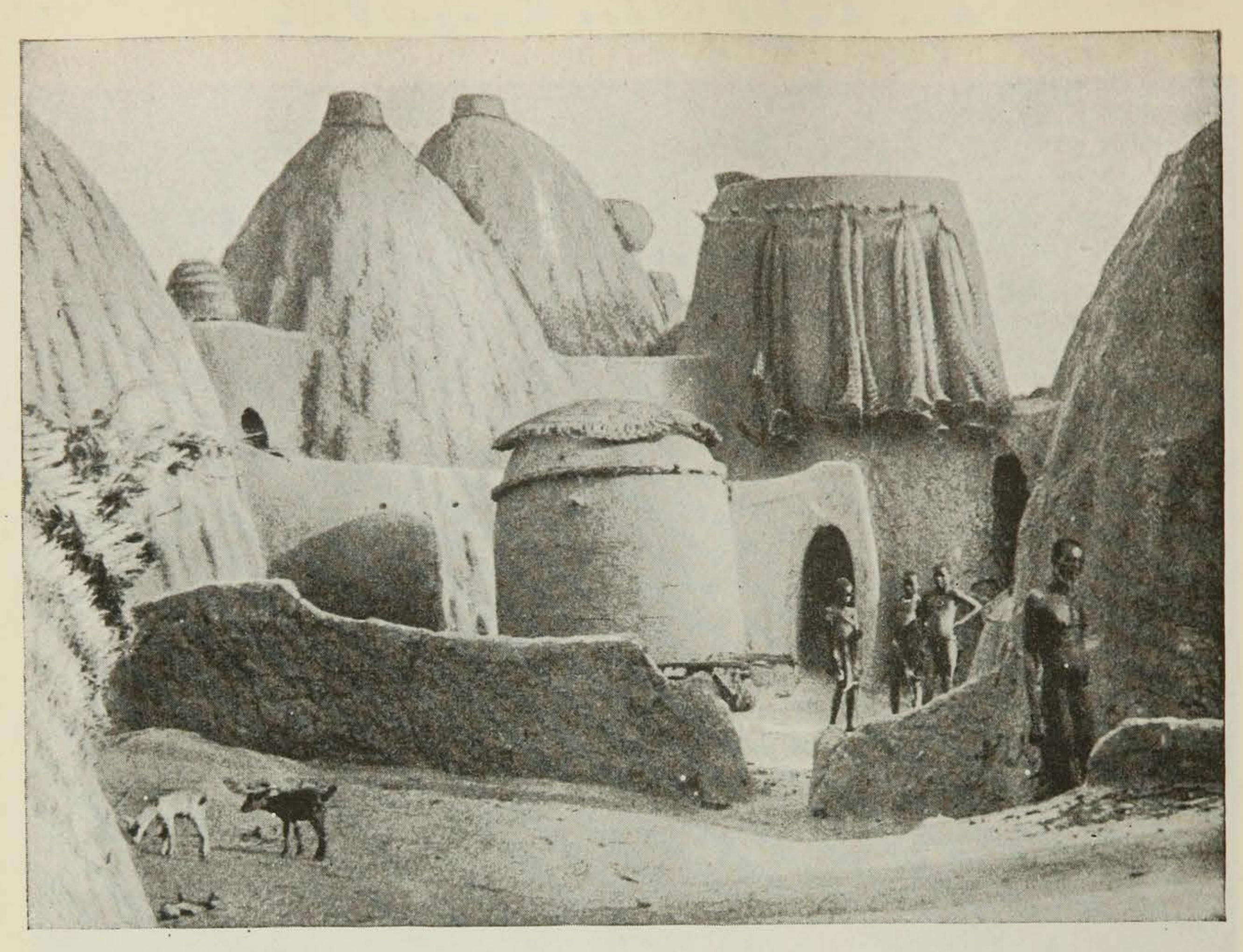


Photo Marc Allegret

Fulbe-Schönheit



Massa-Dorf am Ufer des Logone (Tschadsee)



Photos Marc Allegret

André Gide auf dem Tschadsee

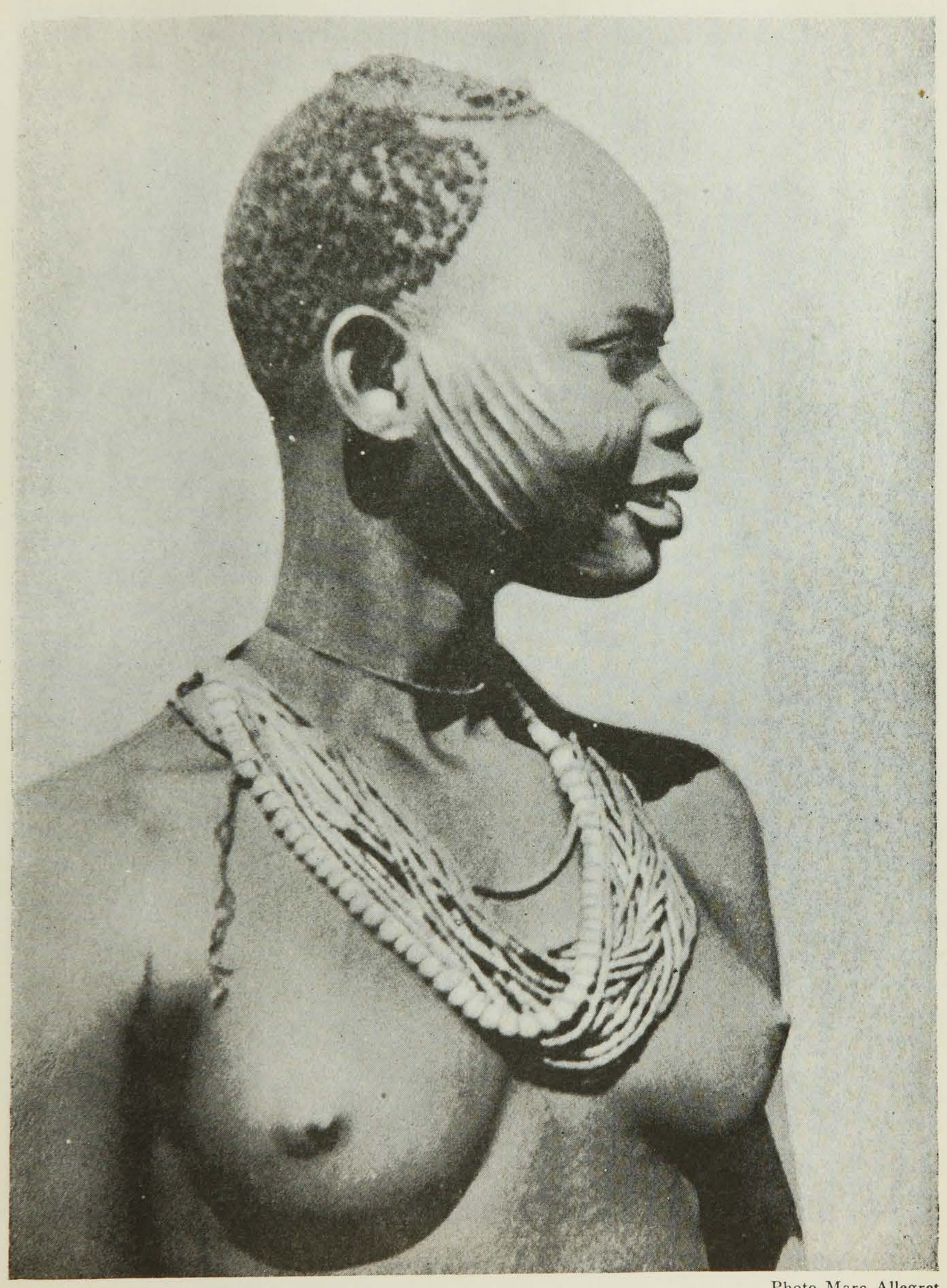


Photo Marc Allegret

Frau des Sara-Stammes (Kongo)



Photo Marc Allegret

Die Töchter des Häuptlings von Léré (Stamm Mudang in Majo Kabbi)

mäßig, sondern individuell dächte, könnte er diese eine Frage des Strafrechts gar nicht einzeln herauslösen aus dem Komplex der allgemeinen Politik und des wirtschaftlichen Systems. Dieser Paragraph ist zu sehr der lebendigste Ausdruck seiner religiösen und staatsphilosophischen Ideologie. Solange also Kapitalismus als Moral und Staat als Rüstung besteht, werden die Rose und Spi weiter durch die Jahrhunderte ziehen und sich immer von neuem einem Schicksal opfern, das die Armen erleiden und die Reichen umgehen. Spi selber weiß es. Für sich selber hat sie sich freigekämpft von den Schatten ihrer Jugend, aber was die Allgemeinheit angeht, denkt sie so:

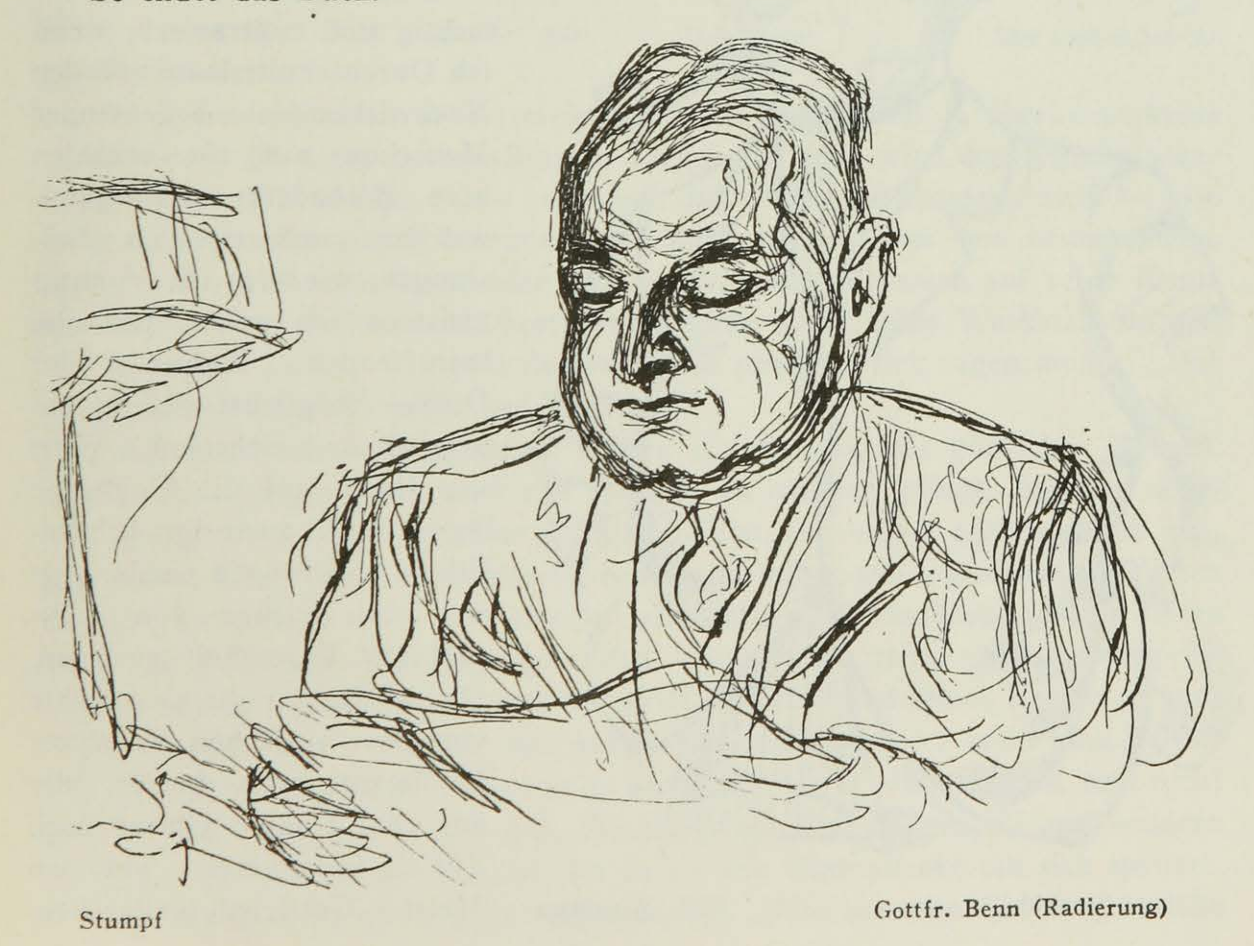
„. . . sie überholten eine Schafherde und wurden plötzlich traurig. Alle Tiere waren mit dem roten Kreuz gezeichnet, ein Gelegenheitshirte führte sie dem Schlachthaus zu.

„Arme Schäfchen," flüsterte sie.

Sie erinnerten sie an die Proletarierviertel, wo Scharen von Kindern emporwuchsen, um mit ihrer armseligen Haut den Luxus der einen und den Ruhm der andern zu erkaufen, während in der schmutzigen Enge ihrer Höhlen Vater und Mutter sich viehisch paarten, als Erneuerer ihrer eigenen Sklaverei, damit sich in Ewigkeit das Menschenmaterial für Kasernen, Fabriken und Bordelle erneuern könne. Und beide dachten beim Anblick der blökenden Herde an eine andere Herde — an das finstere Bild der menschlichen Herde. Ihr Begleiter zuckte die Achseln:

„Sie sind in der Mehrheit! Wenn sie ihre Kräfte nur erziehen wollten!"
— Werden sie sie erziehen?

So endet das Buch.



Stumpf Gottfr. Benn (Radierung)

# BEGEGNUNGEN
# MIT BERÜHMTEN ZEITGENOSSEN

Von

*HERBERT EULENBERG*

Einmal war ich zu einem Vortragsabend in Davos aufgefordert worden. Vier Wochen vor mir hatte Thomas Mann dort im gleichen Kreise gesprochen. Es war noch vor dem Erscheinen seines, mit der Schweiz zu reden, „schkandalösen" Zauberbergs. Da herrschte unter dem Kreis der engeren Auserwählten, besonders der jüngeren im Vorstand, noch eine schwere Enttäuschung über den persönlichen Eindruck vor, den der Dichter der Buddenbrooks hinterlassen hatte. Er habe sich, so wurde mir mit Naserümpfen erzählt, nach seinem Vortrag in der Hauptsache nur noch über die Güte des Pilsener Bieres geäußert, das man ihm dort kredenzt habe. Als ich, den man als Gast aus dem humorvollen Rheinland begrüßt hatte, mich in der meinem Vortrag folgenden Nachsitzung — nebenbei in der Regel ein Kreuz und eine Plage für die abgekämpften Helden des Abends! — ebendaselbst so natürlich und fröhlich wie möglich gab, da konnte ich hernach von mir lesen, daß ich kein „seriös" zu nehmender Mann sei.



Richard Seewald — Wilh. Worringer

Seitdem bin ich etwas vorsichtig und mißtrauisch, wenn ich Durchschnittsleute von den Nachwirkungen bedeutender Menschen auf sie erzählen höre. Besonders nach irgendwelchen anstrengenden Leistungen, wie dies ein Vortrag meistens ist, sollte man die betreffenden Redner oder Dichter möglichst gnädig beurteilen und nicht jedes Wort von ihnen auf die Goldwage legen, noch auch ihr beharrliches Schweigen unbedingt als ein Zeichen von hartnäckiger Dummheit auslegen. Da gefällt mir die Geschichte von dem einfachen Schwyzer Landmann weit besser, der aus dem Kanton Glarus nach Zürich herangereist war, um Meister Gottfried Keller ken-

nenzulernen. Er saß einen ganzen Abend lang in den Anblick des Meisters versunken, der allerdings nicht ein einziges Wort von sich gab, dafür aber um so heftiger dem Veltliner Wein zusprach und eine offene Kanne nach der andern leerte. Darob der biedere Bauer am Ende, als Keller etwas schwankend das Weinhaus verlassen hatte, sich gleichfalls erhob und voll Bewunderung feststellte: „Donnerwetter! Ist das ein bedeutender Mann!"

Ich habe mit diesem schlichten Bauern gefunden, daß hervorragende Künstler oft mehr durch das, was sie nicht sagen und schweigen, wirken als durch das, was sie von sich geben und in Worten äußern. Richard Dehmel war beispielsweise häufig solch ein schweigsamer Brüter, der in sich versunken dasaß, um dann plötzlich, meist erst um die mitternächtliche Stunde, zu funkeln und wetterzuleuchten. Und trotzdem war die Wirkung, die von diesem gern verschlossenen, ewig mit sich ringenden Menschenklotz ausging, eine ganz ungewöhnliche.



Dolbin Else Lasker-Schüler

Auch Lovis Corinth — die meisten großen Maler sind ja überhaupt keine mitteilsamen oder gar unterhaltsamen Leute, und man wird den Kitschmacher unter dieser Gilde leicht daran erkennen, daß er gut zu plaudern weiß — also auch Corinth war ein Schweiger. Und doch strömte von dem brummenden, später halb gelähmten Mann, der noch immer ganz versessen auf seine Kunst war, wenn er mit seinem Malbrett wie Vulkan durch seine Werkstatt stapfte, ein mächtiger Zauber aus, also daß man sich unwillkürlich sagen mußte: „Das ist ein ganz großer Künstler und Könner."

Auch bei Gerhart Hauptmann wirken die Pausen, die göttlichen Pausen, die er, der übrigens gern und viel spricht, zu machen pflegt, oft am allerstärksten auf den Hörer ein. Der glückliche Geist, der in ihm schwingt und über ihm waltet, klingt dann, nur Geisterohren vernehmlich, aus seinem ganzen Wesen wieder. Und auch etwas von seinem schlesischen Heimatlande, jenem tiefen Land der Märchen, der Ahnungen und Versenkung, redet dann schweigend, „mecht' ma sprechen", aus diesem Inbegriff und Ausbund seines Landes zu uns.

Und selbst, wenn ich über den unheimlichen Zauber, der um Frank Wedekind schwebte, nachsinne, so waren es nicht die Worte, die er sagte, und nicht die Gedanken, die er von sich gab, die einem von ihm hängen blieben, sondern die sonderbare teuflische Art, mit der er sie wie Tintenflecke um sich spritzte. So zum Beispiel, wenn er mich anschnauzte: „Wie kommen Sie dazu, solche




A. Fougstedt, Café du Dôme 1913 (Pascin, Rud. Levy, Isaac Grünewald, Einar Jolin)

Verse vor Ihr Stück ‚Alles um Liebe“ zu setzen?‘, so war das, wie ich hinterher merkte, äußerst liebevoll und freundschaftlich von ihm gemeint. Er ärgerte sich nur darüber, daß ein anderer neben ihm es wagte, solch ein Gedicht gegen die heutigen Deutschen loszulassen, und fauchte dann ungehemmt — dies Hemmungslose war ein Hauptreiz bei ihm — seine Bewunderung in seiner Wut aus.

Je mehr ich über meine Aufgabe nachdenke und schreibe, desto stärker kommt mir zum Bewußtsein, daß ich an ein Geheimnis rühre, wenn ich von meinen Begegnungen mit bedeutenden Menschen meiner Zeit reden soll: an das Geheimnis der großen Persönlichkeiten. Wie soll man das denjenigen, die es nicht verstehen können und wollen, klarmachen? Wie kann ich einem erklären, warum Richard Strauß und Hans Pfitzner einen gewaltigeren Eindruck auf mich hinterlassen als alle anderen Taktschwinger oder musikalischen Handkünstler? Die Leute sehen vielleicht von dem einen nur an dem Abend, da sie seiner ansichtig werden, daß er ein Wiener Schnitzel ißt, oder daß er Skat spielt, und von dem andern hören sie vielleicht nur, wie er mit einem Kellner herumzankt. Und urteilen dann darauflos, wie jene Bonner Studenten über Johannes Brahms: „Was! So bierbäuchig gewöhnlich sieht der aus!“

Das Geheimnis einer Persönlichkeit ist unbestimmbar und mit Worten schwer auszudrücken. Die Menge hilft sich ratlos dieser Frage gegenüber oft mit dem Fremdwort: Fluidum, was man heute glücklich verdeutscht in „ein umströmter Mensch“. Zu leugnen ist diese Wirkung nur von denen, die unempfänglich für Größe und Bedeutung sind. Wer ein Gefühl dafür hat, den wird es durchzucken, wenn ein Schauspieler wie Girardi auf die Bühne kommt, oder wenn ein Spielmeister wie Reinhardt bei einer Probe auftaucht, oder wenn ein Industrielöwe wie Otto Wolf in ein Zimmer tritt, wie es mich bei aller Ver-

schiedenheit unseres Wesens überrieselte, als der immerhin ungewöhnliche Ludendorff, als er mich in Kowno kennenlernte, vor mir aufstand, er, der Generalissimus des deutschen Heeres, vor mir, dem damaligen Landsturmmann.

Darum, wenn ein als bedeutend verschrieener Mann auf dich keinen starken Effekt hervorruft, dich kalt oder gar lau läßt, so besinne dich und halte bei dir Einkehr, ob nicht die Schuld daran an dir liegt! Und verlange nicht immer von solch einem großen Zeitgenossen, daß er ständig Ewigkeitsworte von sich stößt oder auf Anhieb einen Geistesblitz in dein Album herabfahren läßt! Bedenke vielmehr die Kehrseite jenes bekannten Ausspruchs vom Helden und seinem Kammerdiener, daß es auch auf den Kammerdiener ankommt, ob der Held ihm heroisch oder gewöhnlich erscheint.

# AUS DER „KONGOREISE"

Von

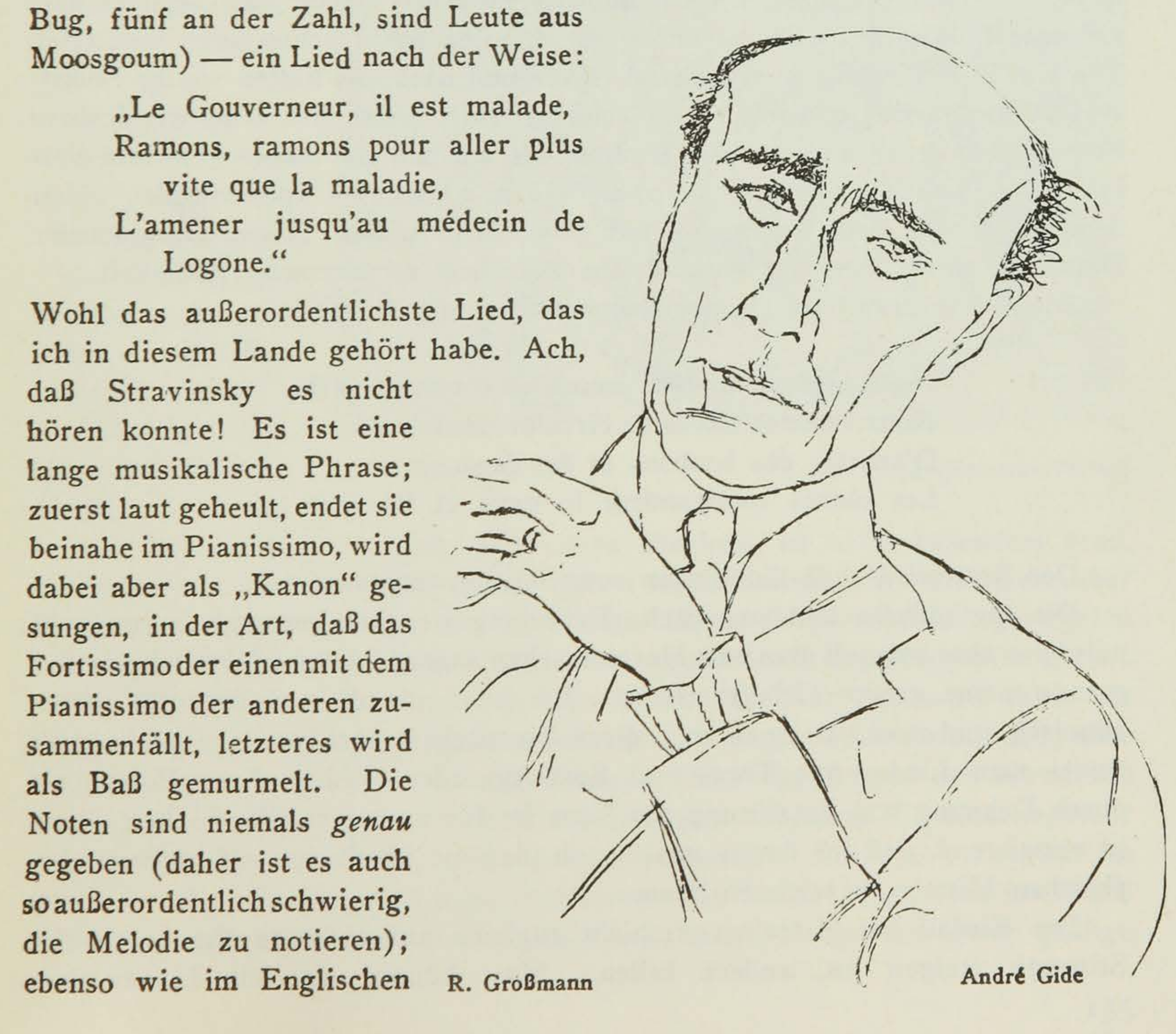
*ANDRÉ GIDE*

— — — — — — — — — —

Nach dieser kurzen Mahlzeit lege ich mich wieder nieder. Und während ich einzuschlafen versuche, beginnen meine schwarzen Heckruderer — es sind sechs Saras, die wir schon bei der Hinfahrt hatten (die Ruderer im Bug, fünf an der Zahl, sind Leute aus Moosgoum) — ein Lied nach der Weise:

„Le Gouverneur, il est malade,
Ramons, ramons pour aller plus vite que la maladie,
L'amener jusqu'au médecin de Logone."

Wohl das außerordentlichste Lied, das ich in diesem Lande gehört habe. Ach, daß Stravinsky es nicht hören konnte! Es ist eine lange musikalische Phrase; zuerst laut geheult, endet sie beinahe im Pianissimo, wird dabei aber als „Kanon" gesungen, in der Art, daß das Fortissimo der einen mit dem Pianissimo der anderen zusammenfällt, letzteres wird als Baß gemurmelt. Die Noten sind niemals *genau* gegeben (daher ist es auch so außerordentlich schwierig, die Melodie zu notieren); ebenso wie im Englischen



R. Großmann — André Gide

gibt es keine reinen Vokale. Für unsere nordländischen Ohren, die zu viel Wert auf die *Genauigkeit* des Tons legen, sehr schwer zu erfassen. Ueberdies — wenn der eine C—D singt, singt der andere D—C. Verschiedene machen Varianten. Unter sechsen singt jeder ein wenig anders, ohne daß es dabei genau bestimmte „Partien" gibt. Aber gerade das erzeugt eine ganz ungewöhnliche harmonische Dichtigkeit. Derselbe Satz — fast derselbe (mit einer kleinen Aenderung bisweilen, à la Peguy) — wird unaufhörlich eine viertel Stunde, eine halbe Stunde lang wiederholt. Zuweilen scheinen sie sich an diesem Lied zu berauschen, sie singen dann aus vollem Halse und rudern mit Leidenschaft und Wut. (Wir sind diesmal gerade in einen tiefen Arm des Logone eingefahren.) — Wie konnte ich nur sagen, daß die Saras nicht singen?! (Doch — eins muß ich bemerken: sie singen niemals, wenn sie mit der Stange das Schiff vorwärtsbringen, sondern ausschließlich, um die *gleichmäßige* Bewegung der Ruder zu begleiten.)

Unsere Volkslieder erscheinen neben diesen grob, armselig, naiv, unausgebildet. Heute morgen auf dem Boote Marcs hörte ich den Chor seiner Saras an — sehr verschieden von dem, den die meinen gestern gesungen hatten. Dieser Gesang ist mit nichts völlig zu vergleichen. Er bringt ebenso, vielleicht noch mehr, außer Fassung wie die Lieder der russischen Schiffer. Das beginnt pianissimo, ein Murmeln, wie um sich erst ein wenig zu versuchen — ziemlich lange singen sie nur halblaut — der Solist besonders. Wie immer in A, E, F wartet der Chor nicht ab, bis der Solist seinen Satz beendet hat; vielmehr fällt er schon beim letzten, ja zuweilen sogar schon beim vorletzten Ton ein. Die Wirkung ist ergreifend. Nach und nach, als hätten sie ihr Selbstvertrauen gewonnen, werden sie lebhaft. Der Solist hat eine wunderbare Stimme, von ganz anderer Art freilich, als wir sie im Konservatorium verlangen — manchmal scheint sie von Tränen erstickt — und zuweilen näher dem Seufzer als dem Gesang — mit plötzlichen rauhen Tönen, Dissonanzen. Dann, auf einmal ein paar ganz weiche Töne von verwirrender Süßigkeit.

Die Worte des Chors (in der Uebersetzung von Adoum):

Nous ne sommes plus emmenés comme captifs,
Nous sommes libres de circuler dans le pays
D'acheter des boubous et des fardas?
Les blancs commandent le pays et ils sont bons.

Der Rest wird nach Gutdünken vom Solisten improvisiert.

Die rhythmische und melodische Erfindung ist ganz erstaunlich (und wie naiv!) — aber was soll man vom Harmonischen sagen!? Hier erlebte ich nämlich gerade meine größte Ueberraschung. Ich hielt alle diese Lieder für monophonisch, und man hat ihnen auch diese Eigenschaft nachgesagt, denn niemals findet man Lieder mit Terz- und Sext-Akkorden. Aber diese Polyphonie durch Dehnung und Zerstörung des Tons ist für unsere nordländischen Ohren so verwirrend, daß ich daran zweifle, ob man sie überhaupt mit unseren graphischen Mitteln aufzeichnen kann.

Der Einfall des Refrains geschieht zugleich auf mehrere Noten. Einige Stimmen steigen an, andere fallen. Man könnte sie mit Lianen ver-

gleichen, die sich um den Hauptstamm ranken, sich in seine Krümmung schmiegen und ihr doch nicht ganz genau folgen.

— — — — — —

Gestern, nach Einbruch der Nacht, die Töne eines Tam-Tam, einige hundert Meter vom Lager entfernt. Ich mache mich dorthin auf den Weg, während Marc in einer improvisierten Dunkelkammer seine photographischen Vorräte auffüllt. Der Mond im ersten Viertel erhellt die Nacht noch kaum, aber die niedergestampfte Erde des kleinen Pfades, dem ich folge, leuchtet schwach zwischen den Schollen eines zukünftigen Hirsefeldes.



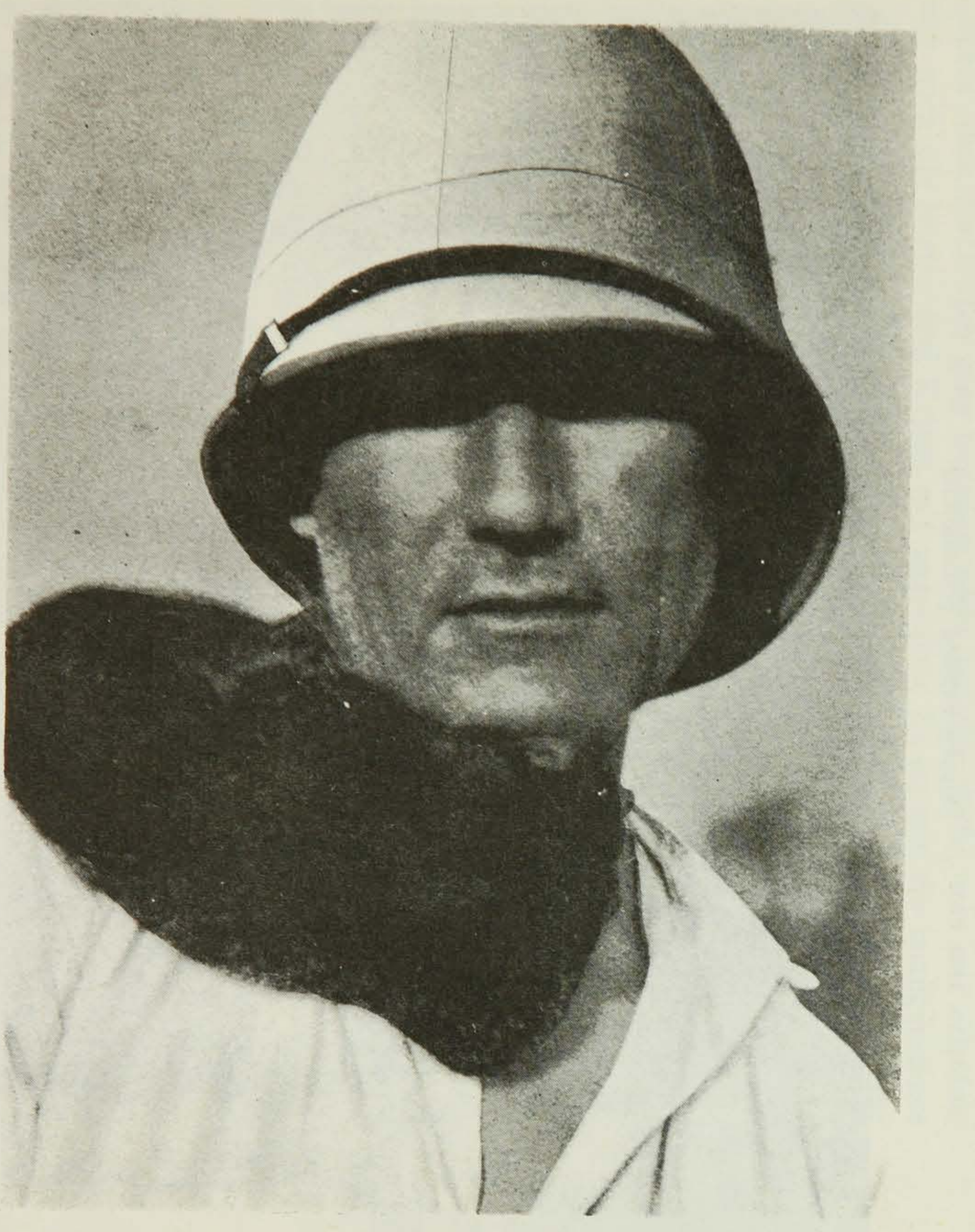
H. M. Pechstein — Radierung (Hermelin-Verlag)

Die Neugierde, die mich dort unten hinzieht, ist nicht besonders groß. Wenn nur die Laterne besseres Licht geben wollte, würde ich weiterlesen; aber ihr Glas ist zerbrochen, und die Flamme der Kerze flackert bei dem geringsten Luftzuge. Ich erfinde für mich also eine berufliche Beobachtungspflicht . . .

Es kennt mich zurzeit jeder im Dorf, und das Tam-Tam wird daher bei meiner Annäherung nicht unterbrochen. Einige Kinder eilen zu mir hin, aber es ist so dunkel, daß ich niemand erkenne. Nur die Gruppe der schwarzen Tänzer kann ich gerade noch in der Nacht unterscheiden. Es sind ungefähr vierzig, sie singen ziemlich schlecht und tummeln sich etwas verworren im Takt der Schläge eines einzigen Tambours. Ein kleines Tam-Tam im Familienkreise. Ist es möglich, daß diese höchst mittelmäßige Anregung genügt,

um die Krämpfe, die Raserei, die Anfälle von fünf Personen hervorzurufen — während der kurzen Zeit, in der ich Zuschauer war? Ach, ein trauriges, häßliches Schauspiel! Ein ganz junger, zerbrechlicher Körper (am Glitzern der Perlen im Gürtel erkenne ich ein junges Mädchen) wälzt sich im Staub, ächzend, die Klage eines verwundeten Tieres. Sie keucht; ihre Beine werden von krampfhaften Zuckungen geschüttelt; dann — völlige Starre. Man erklärt mir, daß das der „Teufel" ist, der sie in Aufruhr versetzt. Ich beuge mich über sie; es ist nicht möglich, auch nur die leiseste Atembewegung der Brust zu erkennen. Der Körper scheint nicht mehr bewohnt zu sein. Der Dämon hat sie verlassen. Ein Alter kniet bei ihr nieder und ermahnt sie. Eine lange Zeit vergeht; dann erhebt das Mädchen sich; sie scheint aus einem Traum zu erwachen. Aber bald hat sie der Tanz, der nicht unterbrochen wurde, wieder in seinen Klauen; und noch zweimal im Zeitraum einer halben Stunde sehe ich sie von neuem zu Boden stürzen. Es ist ein hartnäckiger Dämon, ohne Zweifel, und hat nicht die Absicht, seine Beute fahren zu lassen. Andere Geister machen sich bemerkbar und mißhandeln ganz in der Nähe andere Frauen. Eine Alte entwindet sich dem allgemeinen Tanz; in kleinen Sätzen springt sie rückwärts, sehr zum Vergnügen der Zuschauer, die sie mit lauten Schreien anreizen. Die Alte fällt endlich nieder und windet sich auf dem Boden. Später ist eine andere so weit, dann wieder eine andere. Darauf ein Mann. Man könnte sagen, daß sie eine gewisse Nachgiebigkeit demgegenüber haben, daß sie diesen Trancezustand zu erlangen wünschen, und selbst Anstrengungen machen, um ihn herbeizuführen. Der Tanz hat also hier niemals (und auch nicht in Mala) den Charakter, den er anderswo annimmt. Dort scheint der Tanz dagegen eine hygienische, besessenheitsfeindliche Uebung. — Sind denn aber alle diese Menschen hier krank, oder werden sie epileptisch durch Ueberredung, durch Einbildung? Genügt der Glaube an den Teufel, ebenso wie der Glaube an Gott, um seine Gegenwart, seine Anwesenheit herbeizuführen? Dieser Glaube scheint eine große Rolle im Leben der Massas zu spielen. Hier und da, bald mitten im Feld, bald am Eingang eines Dorfes oder im Dorf selbst, am Fuße eines Baumes — es ist ganz gleich, wo —, wundert man sich oft über eine kleine Erhöhung, so hoch etwa wie ein Bienenkorb, meistens aus Erde, weiß angemalt, von bizarrer Form, spitz, einem Grabmal ähnelnd. Man erkundigt sich. — „Da ist der Teufel", wird einem geantwortet. Niemals habe ich herausbekommen, ob sie glaubten, „Eblis" wäre da drinnen eingeschlossen, ob es eine Art Sühnealtar war, eine Teufelsfalle, ein Verteidigungsmittel oder ein Teufelsfänger — — immer, wenn man eins dieser kleinen Denkmäler sieht, „ist da irgendwo der Teufel".

Ich habe niemals den Eindruck gehabt, daß dieser Glaube an eine übelwollende, ihnen Schaden zufügende Macht im Geiste dieser armen Menschen durch den Glauben an irgendeine freundliche, schützende Kraft ausgeglichen wird. Das Schönste, was sie sich wünschen können, ist das Fehlen feindlicher Gewalten... Aber ich kann mich auch irren. Es ist ja beinahe unmöglich für jemand, der nicht einmal die Landessprache spricht und eigentlich nur auf der Durchreise ist, sehr weit in die Psychologie eines Volkes einzu-



André Gide mit einem „Dindiki“



Frau am Tschadsee

Photos Marc Allegret



Bororo-Frauen (Nomaden)



Photos Marc Allegret

Baja-Kinder (Sanga)

dringen, trotz der Höflichkeit und Offenheit (ich möchte sagen: der Geneigtheit und Freude, Fremde zu empfangen) dieses Volkes. Gestern aber schien es mir, als ob sie mich nicht mit besonderer Freude der Feier dieser Arten von Mysterien beiwohnen sahen. Kaum hatte ich mich nämlich wieder vom Tanze entfernt, als sich die Schreie verdoppelten, wie als ob der Tanz durch meine Anwesenheit etwas gezwungen und die Raserei gebändigt gewesen wäre. Ueberdies wurde ich, während ich mich bei ihnen aufhielt, dreimal von einem Wurfgeschoß getroffen. Es war freilich nur ein kleiner Erdklumpen, mit so schwacher Kraft gegen mich geschleudert, daß ich zuerst glaubte, mich zu täuschen; ich meinte, von dem Arm eines delirierenden Tänzers, ohne seinen Willen, gegen den Leib gestoßen worden zu sein; aber es war nicht so; das zweite Geschoß, fünf Minuten später, klärte mich über die Natur des ersten auf. Das dritte, das mich im Rücken traf, tat mir schon beinahe weh. Ich drehte mich nicht gleich um, ich zog es vor, mir den Treffer nicht anmerken zu lassen, und ich konnte ja auch nicht wissen, woher er kam. Andererseits war die Freundlichkeit der Leute in diesen letzten Tagen wieder so groß, daß Marc, dem ich die Geschichte erzählte, sagte, ich müßte mich unbedingt getäuscht haben, diese Erdklumpen hätten ohne Zweifel keinerlei feindliche Bedeutung; man müßte im Gegenteil darin eine Aufforderung, einen Appell sehen... Ich für mein Teil konnte nichts anderes heraushören, als — ohne irgendeine Absicht, mich zu verwunden, mir unfreundlich zu begegnen oder zu schaden — eine anonyme und diskrete Aufforderung: „Mach' dich fort!“ Ich ging trotzdem nicht auf der Stelle, was mir erlaubte, mir noch die letzten drei Krisen mit anzusehen. Es ist mir ein unangenehmes Gefühl, auszureißen. Ich sagte mir nachher wohl, daß es vielleicht nicht sehr klug gewesen war, allein zu kommen und allein wieder zu gehen, durch offenes Feld, mitten in der Nacht. Von dem Augenblick an, wo der „Teufel“ sich hineinmischt, hat keine Höflichkeit mehr Bestand. Man hat alles zu fürchten... Ich hätte vielleicht Angst haben müssen, aber es kam nicht so weit. Zwei robuste Kerle holen mich ein und gehen an meiner Seite. Das beste ist, kameradschaftlich zu tun. Ich gebe ihnen die Hand und marschiere so eine Zeitlang, ihre Hand in der meinen. Wenn man mit Teufeln zu tun hat, ist es das beste, sie zu zähmen. Massis weiß, daß ich mich darauf ausgezeichnet verstehe.

— — — — — — — — —

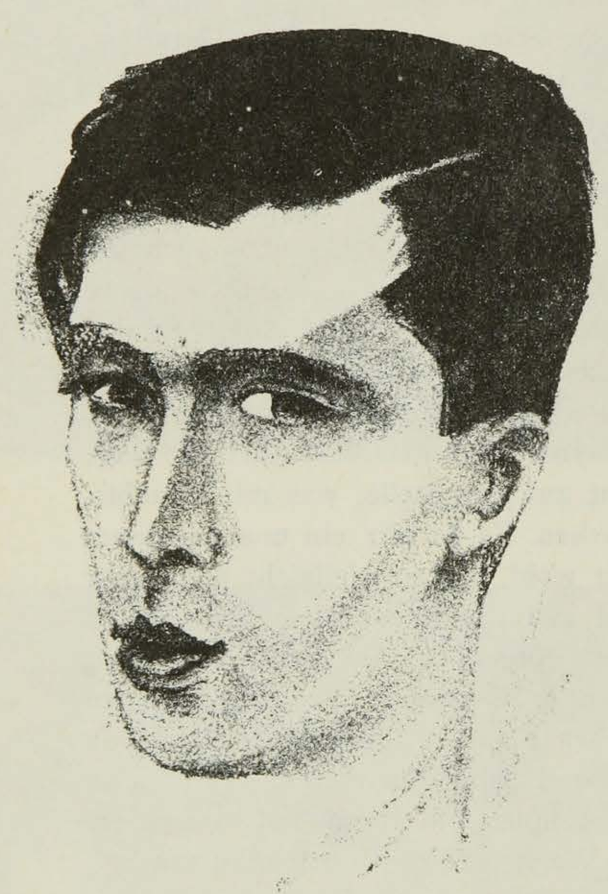
Lange Unterredung mit Adoum, dem verpflichteten Dolmetscher, der seinerseits Zigla zum Reden veranlaßt. Alles bestätigt das, was ich schon früher behauptet habe. Die hiesigen Eingeborenen glauben an den Teufel, an die Teufel — und sie glauben nur an sie. Keine andere übernatürliche Macht hilft dem Menschen, sich gegen sie zu verteidigen. Höchstens kann man sagen, daß gewisse Gegenstände, bestimmte Gesten die Eigenschaft haben, den Teufel zu erschrecken und seine böse Absicht zu durchkreuzen; aber diese wohltätige Eigenschaft ist nicht von irgendeinem höchsten Prinzip entlehnt. Auch kann nichts den Lebensgang eines Menschen ändern, dessen ganze Weisheit darin besteht, das zu erkennen, was ihm schaden, und das, was ihn schützen kann.

Ebenso ist nach dem Tode alles zu Ende. „Wenn ein Mensch gestorben ist," erzählt mir Adoum, der selbst Muselmann ist und fest darauf rechnet, ins Paradies zu kommen, „das ist bei ihnen, als ob ein Wind zu wehen aufgehört hat."

Oft werden die Toten nicht einmal beerdigt, sondern einfach in den Fluß geworfen.

— — — — — — — — —

Gestern abend, auf unsere Bitte, gab es ein großes Tam-Tam. Der Zulauf der Zuschauer wuchs mit jedem Augenblick. Zuerst nur Kinder, dann aber bald alles durcheinandergemischt. Das begann schon bei unserer Ankunft aus Pouss, und aus dem Tempo ihres Anmarschs begreift man, daß es nicht lange wird dauern können. Nichts Gemeinsames mehr mit dem trägen, düsteren Gänsemarsch oder Rundtanz, den gewisse Kolonialeuropäer mit sexuellen Gesten begleitet gesehen zu haben behaupten, und der, so versichern sie, immer mit einer Orgie endigt. Das ist sauber, präzis, rhythmisch, wie ihre Wohnstätten, wie alles, was ich von den Massas kenne. Und variiert! Zuerst ein sehr akzentuierter Marsch; ein Fuß, dann der andere, die Ferse trifft den Boden mit einem kurzen, harten Schlag, der sehr heftig die Schellen schüttelt, die die Frauen oberhalb der Wade befestigt haben. Keinerlei Weichlichkeit. Mädchen und Burschen bilden zwei getrennte Kolonnen, die sich, die eine in Reflexstellung zur anderen, entwickeln. Ich habe der Einfachheit halber „Schellen" gesagt; in Wirklichkeit sind das kleine Hörner aus gitterförmig geflochtener Binse, an der Spitze mit einem geflochtenen Faden verschlossen. Die Basis des Horns ist mit einer dünnen, tönenden Holzscheibe verbunden, auf die bei jeder Erschütterung eine Handvoll kleiner, eingeschlossener Kiesstücke niederfällt. Die Proportionen des Horns sind so gewählt, daß es sich genau der Rundung der Wade anpaßt, an die es gebunden ist. Das Ganze ist reizend gearbeitet, ebenso sauber, als ob es aus einer japanischen Korbflechterei stammte.



Mops Sternheim Marc Allegret

Der Tanz ist angeregter geworden, der Rhythmus hat gewechselt. Im Mondlicht wird der Lyrismus phrenetisch-dämonisch, verschiedene Frauen machen schon einen besessenen Eindruck. Eine Alte exekutiert von sich aus in einem kleinen Hofe einen Solotanz. Mit heftigen Gebärden gestikuliert sie

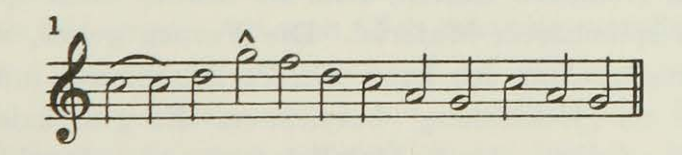
nach dem Rhythmus des Tam-Tam, gesellt sich einen Augenblick zu der allgemeinen Runde, dann, plötzlich, läßt sie sich von der Erregung überwältigen, stürzt wieder zu einer leeren Stelle, fällt zu Boden und setzt den Tanz auf ihren Knien fort. Ein ganz junges Mädchen löst sich fast im selben Augenblick von der Runde, wie ein Stein, der der Schleuder entfliegt, macht drei Sprünge rückwärts und rollt wie ein Sack in den Staub. Ich erwarte die Zuckungen, den hysterischen Anfall; aber nein: es ist nur noch eine gefühllose Masse, über die ich mich beuge, im Zweifel sogar, ob das Herz noch schlägt, denn man sieht keine Atembewegungen mehr. Ein kleiner Kreis bildet sich; zwei alte Männer beugen sich nieder und machen über ihrem Körper verschnörkelte Bewegungen und rufen dazu mit heulender Stimme ich weiß nicht welche Aufforderungen, auf die sie aber nicht antwortet. Das Tam-Tam scheint sie jedoch zu erwecken; denn plötzlich belebt sie sich wieder; obwohl sie ganz kraftlos ist, schleppt sie sich fort und tanzt kriechend, dann fällt sie endgültig zu Boden und liegt da, mit ausgestreckten Armen, die Beine halb gekrümmt, in einer sehr seltsamen Stellung — aus der sie nun nichts mehr herausbringen kann. Nach der Teufelsbeschwörungsszene bei den Jüdinnen von Biskra, von der ich in meinen Reiseberichten erzählt habe, habe ich nichts Bizarreres, nichts Schreckenerregenderes gesehen.



Robert Genin

— — — — — —

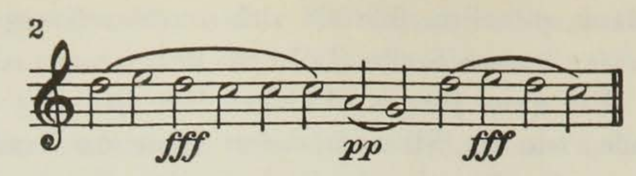
Die Melodie besteht aus zwölf Takten, die erste Note zählt doppelt; die anderen sind gleich:



Das erste G ist sehr akzentuiert, wird beinahe geschrien.

Ein anderer Tanz geht nach der Melodie, die allein dadurch einen anderen Charakter annimmt, daß das A durch ein B ersetzt ist. Allein das hohe G ist rein.

Ein anderer Tanz:




und hier ersetzt, im zweiten Teil des Tanzes, abermals das B das A — in diesem Moment wird das C selbst ersetzt durch einen undeutlichen Zwischenton oder eine Mischung aus B und C.

— — — — — — — — —

1. März.

Gestern abend von neuem Tam-Tam. Weniger stark besucht als am Abend vorher; die Tänze ebenso erstaunlich. Das dauert zwei Stunden, dann ist der Platz in einem Augenblick leer, und jeder geht schlafen. Man könnte es eine Séance rhythmischer Gymnastik nennen. Ich habe versucht, die Hauptmelodie zu notieren, — doch vergeblich. Ich habe es nicht getroffen.

Während ich diese Nacht darüber nachdenke, scheint es mir, daß ich die gestrige Melodie schlecht notiert habe und daß die Intervalle viel breiter sind als unsere Töne, so daß zwischen dem C und der darunterliegenden Dominante nur ein Ton liegt. Es mag widernatürlich erscheinen, daß ich mir darüber nicht ganz klar bin. Aber man stelle sich diese Melodie einmal vor, laut gebrüllt von vielleicht hundert Personen, von denen nicht einer den Ton ganz genau gibt! Es ist, als wenn man sich eine Hauptlinie aus vielen kleinen Strichelchen heraussuchen muß. Die Wirkung ist außerordentlich und erzeugt einen polyphonischen Eindruck — von großem harmonischem Reichtum. Dasselbe Bedürfnis läßt sie auch Perlen an den Metallhaken ihrer kleinen „Pianos" anbringen: der Abscheu vor dem reinen Ton, das Bedürfnis, ihn zu trüben, seinen Umriß zu zerstören.

— — — — — — — — —

Die Rasse der Massas ist eine der schönsten Zentralafrikas. Man trifft niemals unter den Eingeborenen dieses Landes jene scheußlichen Hautkrankheiten, an denen fast alle Eingeborenen in den benachbarten Gegenden des Kongo leiden. Nicht nur sind die Leute hier kräftig, von schöner Schlankheit und Ungezwungenheit, sondern sie sind auch sauber, dank der Nähe des Flusses, in dem sie mehrmals täglich baden. Die Männer tragen meistens ein einfaches Ziegenfell, das sie auf ihrem Rücken flattern lassen, und das sie vorn völlig unbedeckt läßt. Manchmal jedoch kleiden sie sich in richtigen Stoff, den sie von Nomaden kaufen, denn sie können nicht spinnen, oder aber es fehlt ihnen an spinnbarem Material. Die Frauen gehen, welches auch ihr Alter sei, ganz nackt, denn ich kann die Perlenschnüre, mit denen sie sich schmücken, nicht als „Bekleidung" bezeichnen. Es gibt keine einzige unter ihnen, deren Lippen nicht durch Metallplatten auf schreckliche Weise entstellt wären. Die alten Weiber haben fast alle eine Pfeife im Munde, und zwar da, wo die Platten es erlauben, also in den Mundwinkeln. Fügen wir noch hinzu, daß die Last der Scheiben einen dauernden Speichelfluß zur Folge hat.

*(Aus den Korrekturbogen der franz. Ausgabe übersetzt von Heinrich Satter.)*




# HEINRICH ZILLE AN CLAIRE W.*)

Meine liebe Cläre Waldoff!

Jetzt, da mich das Kranksein festhält, ich wenig aus der Wohnung komme, muß ich Dir, da wir uns lange nicht gesehen, einen recht herzlichen Gruß senden. Als ich Dich kennen lernte, mit Freude denk ich daran. Wir nannten Dich Karl, und „ein Kerl wie Samt und Seide" warst Du auch jederzeit geblieben. Rauchend und fluchend wie ein Müllkutscher, mit Deinen bronzeroten knisternden Bubihaaren (wir sagten damals, die wie eine „Omnibuslaterne" leuchten) — die aber wie ein Heiligenschein Dein liebes Schalkgesicht, mit den lustig zwinkernden Augen umgaben, mit neusten Schlagern und heiteren Vorträgen hast Du noch nach Theaterschluß in traulicher Nachtkneipe zum größten Beifall und aufrichtiger Bewunderung hingerissen. Und im Theater, auf der Bühne — andächtig lauschten wir und das Publikum auf Deinen herben Gesang und alles bejubelte den Liebling der Berliner. Ich denke an unsere Wanderungen im Norden und Osten Berlins, um „Nacht und Leute" zu studieren. Ich sehe Dein erstauntes, ernstes Gesicht, als sich Dir eine andere Welt zeigte — hast viel vom Ernst des Lebens in Deine Kunst hineingenommen und die Hörer zum Denken veranlaßt.

Und wenn man Dir damals, als man Dich erkannte, vor Begeisterung hätte, wie man so sagt, „die Pferde ausgespannt", so würde man jetzt, da Dein Ruhm gewachsen, Dir vielleicht das Auto — ausspannen. Entschuldige, ein kleiner Spaß muß auch sein, sonst verlern' ich das Lachen. Nun bitte besuche mich doch mal wieder, damit ich Dich sehe und Deine neuesten Schlager, die schon ganz Berlin kennt, doch auch zu hören bekomme, bitte — bitte.

Mit herzlichen Grüßen Dein alter Freund und Weggenosse *H. Zille.*

(Dann singste mir auch wieder — Ne dufte Stadt ist mein Berlin —.)

---

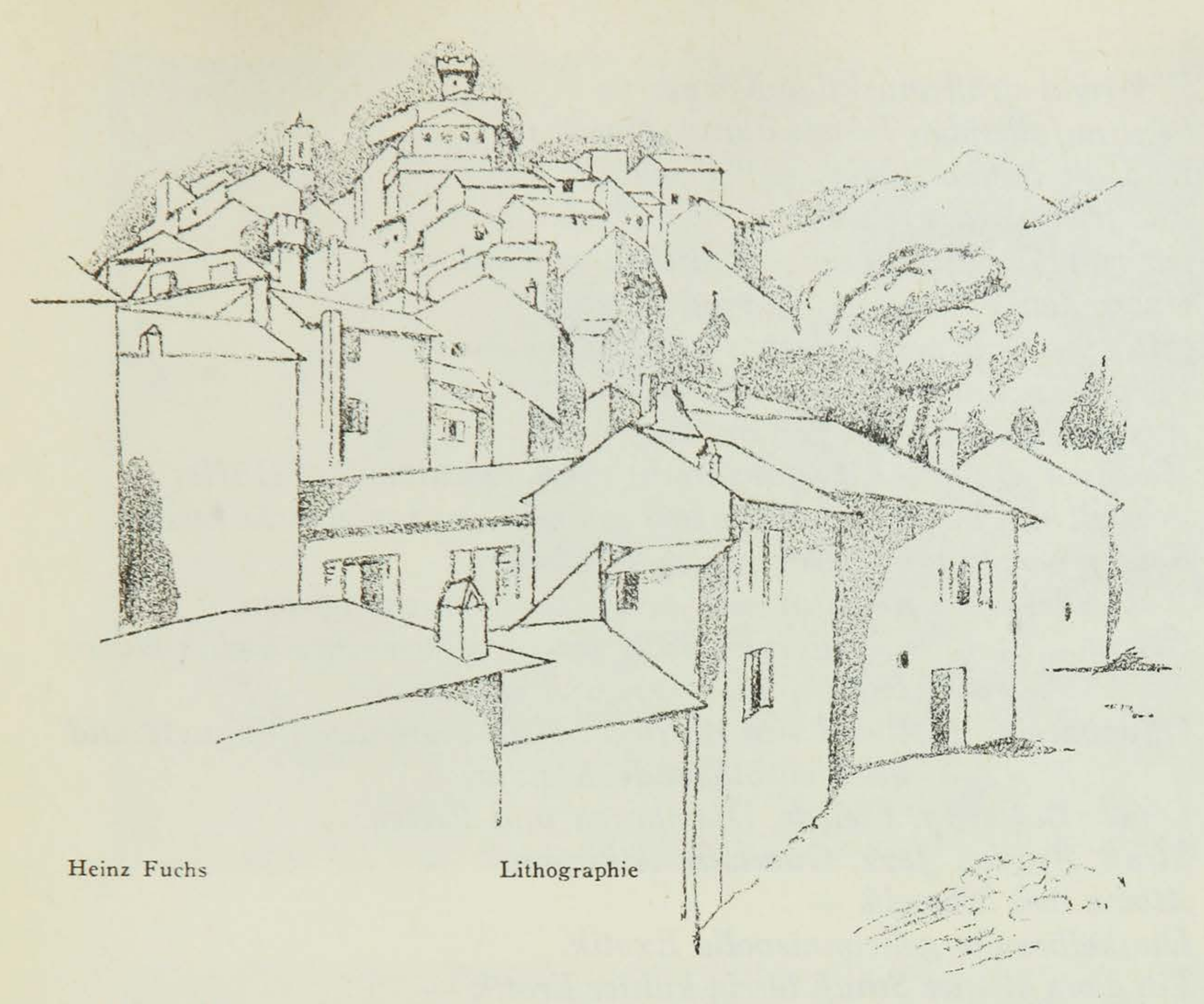
*) Veröffentlicht anläßlich des 60. Geburtstages des Meisters.

# ENGADINER SONNE

Von

*JOSÉ ALESSANDRO*

*Hundertprozentiger strahlender Engadiner Sonne*
*Rasen alljährlich per hektisch sich drehender Achse*
*Schrankbekoffert nach neusten Systemen*
*Tausend und Abertausend entgegen.*
*In Compartments nach dernièrem Cri*
*Wälzt sich in Spitzen in Bett Nummer 7 und 8*
*Wollüstig die Marquesa da Fleta ihrem Endziel entgegen;*
*Während am Samstag im gleichen Expreß*
*In Pyjamas aus bestem Flanell*
*Und kühlem englischen Linnen*
*Lord und Lady Algy vom Grosvenor Square*
*Die marmorkühlen Gebeine lässiger Ruhe hingeben.*
*Berlin, Krakau, Paris, Oslo, New York,*
*Kansas City, Prag und Kalkutta*
*(Und wie könnt' anders es sein,*
*Auch Frankfurt am Main)*
*Schicken ihre Gesandten —*
*Idee vom Völkerbund*
*Wird hier gesund,*
*Nationen!, ein Mischmasch von Klassen und Rassen,*
*Doch alle vereint ein Drang, ein Gesicht:*
*Der Trieb nach dem Licht. —*
*Im Palace, Carlton und Angleterre,*
*Grand Hotel, Kurhaus und Belvedere,*
*Hängen in Schränken auf glitzernden Stangen*
*Kreationen aus Tausendundeiner Nacht*
*Und machen in ihrer Farbenpracht*
*Alltäglich den Schnee schamvoll erbleichen.*
*„Aint it cute," mischt sich zur Kakophonie*
*Mit „Enchanté de vous voir",*
*„Nee, das ist dufte, knorke, kolossal,"*
*Es schreibt nach Hause*
*Frau Krause*
*„International!"*
*Besen wischen spiegelndes Eis,*
*Herrliches Curling, „what fun, what joy!"*
*„Percy, my one and only boy,"*
*„Marguérite, tu sais bien que je t'aime et t'adore,"*



Heinz Fuchs Lithographie

*„Aber Mensch, wie kommen Se mer den eichentlich vor?"*
*„Die zahle doch seit Jahre ka Dividend'."*
*Und die goldene Sonne brennt und brennt*
*Auf Frau Markuses angora-umhäkelten Busen. —*
*Gongs ertönen mit irrem Gebrülle,*
*Und lassen die würdigen Pizze erzittern,*
*Rasch noch ein Cocktail,*
*Martini, Manhattan, Luigi und Bronx*
*Noch einmal rasen die kupfernen Gongs,*
*Und durch Straßen und Gassen*
*Rasen die Massen*
*Zum lecker bereiteten Lunche.*
*Blutrotes Roastbeef und Poularden de Bresse,*
*Rotglühende Hummern, Zentner weißer Spaghetti à la Caruso,*
*Pichelsteiner Fleisch, elegant kasserolt,*
*Beenden zermalmt ein hoffendes Dasein,*
*Melbasche Pfirsich, und poire à la Hélène*
*Ihnen den Abschied versüßend.*
*Ein Kaffee, ein Kognak, ein süßer Cointreau,*
*Hingerekeltes sattes Verweilen*
*Dumpf-matschiger Glieder,*

*Während straff-musklige Körper*
*Steil abfallenden Hängen entgegeneilen.*
*Und die Sonne brennt und brennt,*
*Bis grelle Elektrizität*
*Ihr rotglühendes Ende voll Mitleid erkennt —*
*Unter den Tönen der Happy Seven*
*(Sie spielen den Charleston „Niggerheaven“)*
*Verpflanzen sich die Freude, la joie, the joy*
*Aus weißer Natur in festummauerte Hallen.*
*Monsieur Olivier mit unwahrscheinlich beschwingter Hüfte,*
*Wirbelt die Partnerin durch lucky strike geschwängerte Lüfte;*
*Später verpflichtet durch seinen Kontrakt,*
*Muß alles, was weiblich sich präsentiert, er engagieren,*
*Geschlechtsunterschiede, verwischt durch allgemeines Beinkleider-*
*tragen, etoncrop, und so weiter,*
*Offenbaren am Abend sich durch Transformationen (Manuel) und*
*alles entblößende Kleider,*
*Diner, Butterfly, Fleisch, Diamanten und Perlen,*
*Straß, Fräcke, Jazz, Guerlain, Atkinson,*
*Atome von Schweiß —*
*Dunkelbraune geheimnisvolle Exotik,*
*Ein ganz kleiner Schuß lässig kühler Erotik —*
*Ein Bett, ein Traum, berauschende Wonne,*
*Acht neue Stunden*
*Brennender, sengender*
*Hundertprozentiger Engadiner Sonne!*

# DER KLUGE SHÛDRA
## EIN INDISCHES MÄRCHEN

Erzählt von

*PANDIT TARACHAND ROY (LAHORE)*

Vor langer Zeit lebte in Indien in einer Stadt am rechten Ufer des Ganges ein reicher Kaufmann, der die irdischen Sorgen nur vom Hörensagen kannte. Nie hatte er im Leben die Peitschenhiebe der Not am eigenen Leibe gespürt und stand deshalb dem würgenden Elend armer Menschen verständnislos gegenüber.

Wie ein zweiter Indra[1]) erging er sich in Saus und Braus in seinem prächtigen Palast, den er stolz „Sonnenburg“ getauft hatte. Das reizte die Stiefkinder der Lakshmi[2]), die in seiner Nähe in kümmerlichen Verhältnissen ihr Leben fristeten und stachelte sie gegen ihn auf. Die immer leidenschaftlicher aufflammende Empörung machte bald einem unversöhnlichen Haß Platz.

1) Der Gott des Himmels. 2) Die Göttin des Reichtums.

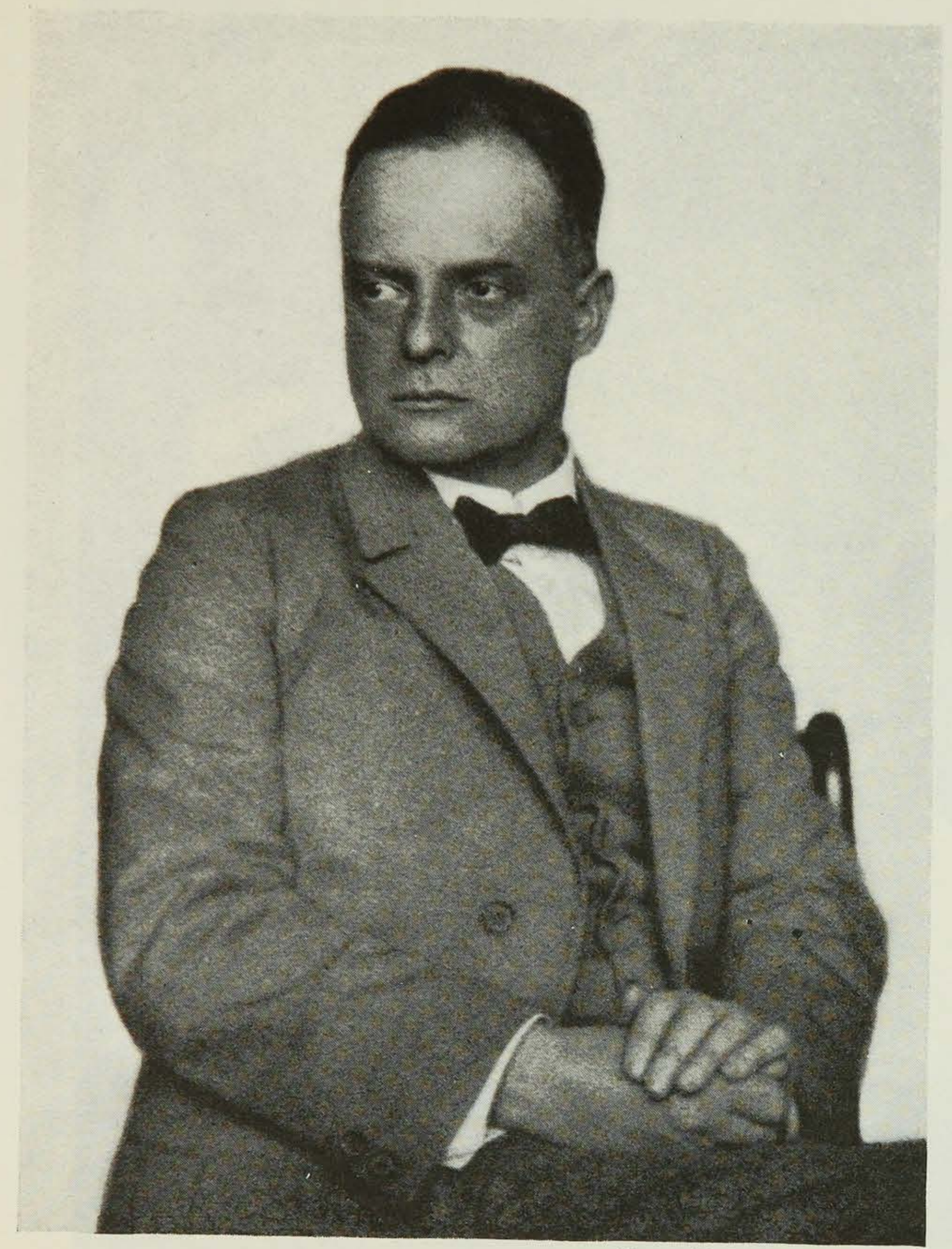
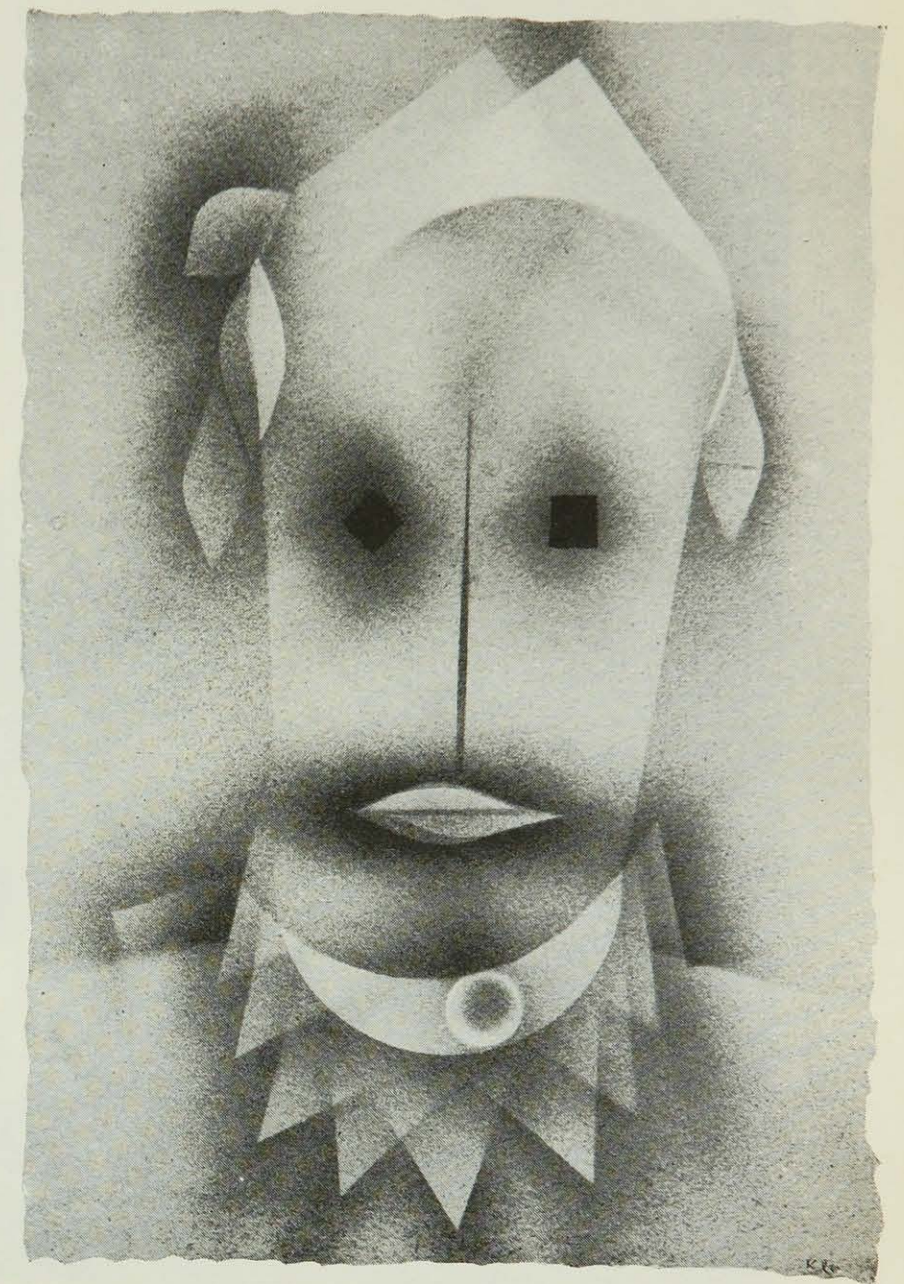


Photo H. Erfurth, Dresden

Paul Klee



Galerie Flechtheim

Paul Klee, Monsieur Perlenschwein (Aquarell)




Carina Ari gratuliert zum 1. April



Photo H. Erfurth, Dresden

Alfred Flechtheim



Hermann Haller, Frau Betti Flechtheim Terracotta



Barbara Dju in dem Film „Die Nacht von Yoshiwara“

Eines Tages beschloß ein Shûdra[3]), dem seine drei Söhne von Yama[4]) in der Blüte ihrer Jahre kurz nacheinander hinweggerafft waren, ohne daß der reiche Kaufmann ihm irgendwelche Hilfe hatte angedeihen lassen, des Nachts in die Sonnenburg einzubrechen, den hochmütigen Schloßherrn in das Pâtâla[5]) zu stoßen und die in der Burg vorhandenen Kostbarkeiten an sich zu nehmen. Dann wollte er sich nach Ceylon begeben, um dort in irgendeiner Kleinstadt sich behaglich einzurichten.

Er ließ sich die ganze Sache nochmals durch den Kopf gehen. Dabei dämmerte in ihm der Gedanke auf, daß es doch besser wäre, sich bei diesem „Streich" den Beistand eines anderen zu sichern. Er suchte dann auch einen mit ihm eng befreundeten Holzhacker, der unweit von der Burg wohnte, auf. Dieser war der Holzlieferant des reichen Kaufmanns und ging bei ihm seit Jahren wöchentlich einmal regelmäßig ein und aus. Er war infolgedessen mit der Sonnenburg und den Gepflogenheiten ihrer Bewohner besser vertraut.

Der Shûdra ging sehr vorsichtig zu Werke. Er horchte den Holzhacker in überraschend geschickter Weise aus und war sehr erfreut, als es sich herausstellte, daß dieser an dem Abend gegen den Schloßherrn besonders aufgebracht war, weil der reiche Kaufmann ihm wegen eines geringen Vergehens — der Holzhacker hatte nämlich in der vergangenen regnerischen Woche etwas nassen Brennstoff geliefert — ein paar heftige Fußtritte versetzt hatte.

Der Shûdra und der Holzhacker wurden sehr schnell einig.

Die Nacht kam. Wie eine sanftmütige Königin prangte Luna auf dem blauen, mit tausend und abertausend Sternen geschmückten Himmelsthron Paradiesische Ruhe ergoß sich in Silberstrahlen wie Balsam über die abgespannte Menschenwelt.

Aber nur der Wechsel ist im Walten der Natur von Bestand. Gegen Mitternacht türmten sich dunkle Wolkenmassen am Himmel auf und hüllten die halbe Erde in sternenlose Finsternis ein.

Es hatte den Anschein, als ob die Natur dem dunklen Treiben der Diebe und Mörder Vorschub leisten wollte.

Am ganzen Körper mit Oel beschmiert, um fremden Griffen zu entgleiten, schritten der Shûdra und der Holzhacker katzengleich auf leisen Sohlen auf die schlafende Burg zu.

Am Lendentuch des Holzhackers hing eine scharfe Axt, die sich an seinen linken Schenkel anschmiegte. Der Shûdra führte einen Spaten bei sich, den er unter dem rechten Arm krampfhaft festhielt.

Sie blickten nach rechts; sie blickten nach links. Sie sahen sich um; sie streckten ihre schräg geneigten Hälse nach vorn. Aber es war mäuschenstill. Nur der Wind stöhnte an ihnen vorbei.

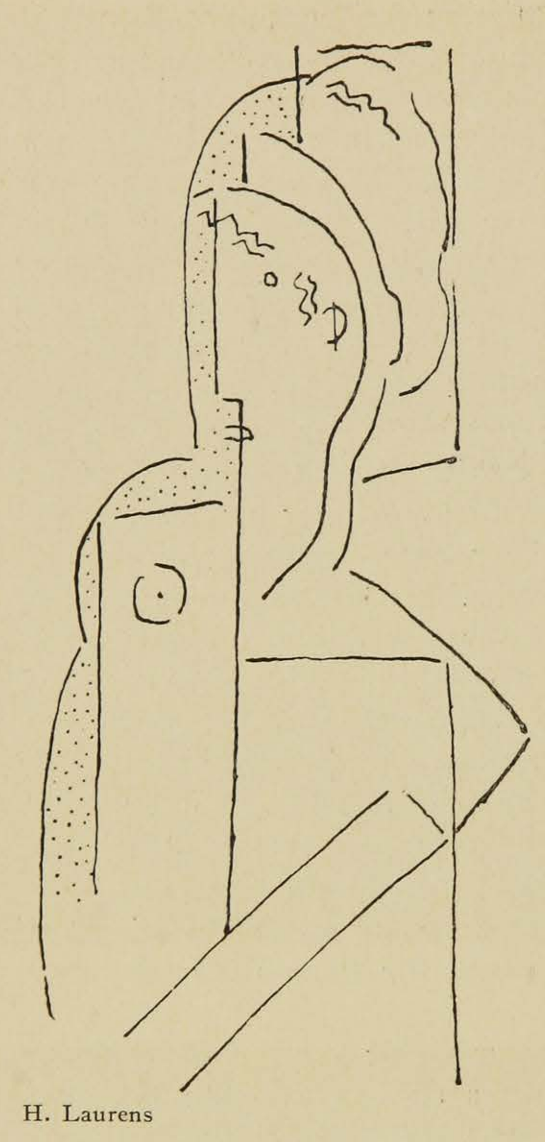
Ein paar Schritte noch und dann standen sie vor der Sonnenburg. Kein Laut entstieg dem Rachen des steinernen Ungeheuers.

Sofort begaben sich die beiden nach der Rückseite des Hauses.

Sie gruben einen unterirdischen Gang und gelangten dadurch in den Vorraum, der zum Schlafgemach des Schloßherrn führte.

---

[3]) Ein Angehöriger der vierten Kaste. [4]) Der Todesgott. [5]) Die Unterwelt.



H. Laurens

Leise, ganz leise schlichen sie an die Tür heran, blieben dicht vor ihr stehen, hielten ihren Atem an und horchten hin. Der Kaufmann lag im tiefen Schlaf und schnarchte.

Kurz entschlossen riß der Holzhacker die Tür auf und trat mit der Axt in der linken Hand in das Schlafgemach ein.

Da geschah etwas Unerwartetes. Eine in fließende weiße Gewänder gehüllte Gestalt rauschte an den beiden vorbei und entschwand. Sie blieben wie angewurzelt stehen. Wie von einem zermarternden Alpdrücken befreit, fuhr der Kaufmann plötzlich von seinem Lager empor. Mit Blitzesschnelle flog sein Blick durch das ganze Gemach. Als er die beiden dunklen, wie gelähmt neben der Tür verharrenden Eindringlinge entdeckte, war er mit einem Satz aus dem Bett heraus, und schon sauste eine Vase dem Holzhacker ins Gesicht. Das löste diesen aus der Erstarrung.

Er schwang seine Axt in die Höhe und stürzte sich wie ein wilder Stier auf den Kaufmann und zerspaltete ihm den Schädel.

Der Todesschrei des Schloßherrn gellte durch die ganze Sonnenburg. Die Hunde schlugen an. Die Diener eilten herbei. Schon zu spät! Die Einbrecher hatten längst das Weite gesucht. Der Kaufmann lag entseelt auf dem Boden. Seine Brillantringe und die goldene Halskette waren verschwunden.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem verwegenen Einbruch und dem grausigen Mord durch die ganze Stadt. Als sie dem Râdschâ zu Ohren kam, erteilte er sofort den Befehl, den Mördern unverzüglich zu Pferde nachzusetzen und sie gefesselt zurückzubringen.

Sogleich stoben berittene Nagarapâlâs[6]) nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Es waren kaum ein paar Stunden verstrichen — die goldene Sonne hatte im Osten eben die Augen aufgeschlagen —, als die nach dem Süden entsandten Reiter mit den Mördern, die sie auf der Flucht ergriffen hatten, in die Stadt zurückkehrten. Bei dem Shûdra fand man die Brillantringe und die goldene Halskette des Kaufmanns. Sofort wurden die beiden dem Râdschâ vorgeführt, der sie zum Tode verurteilte. Er wies die Henker an, sie gleich zur Stadt hinauszufahren und in der Nähe des Verbrennungsplatzes zu pfählen.

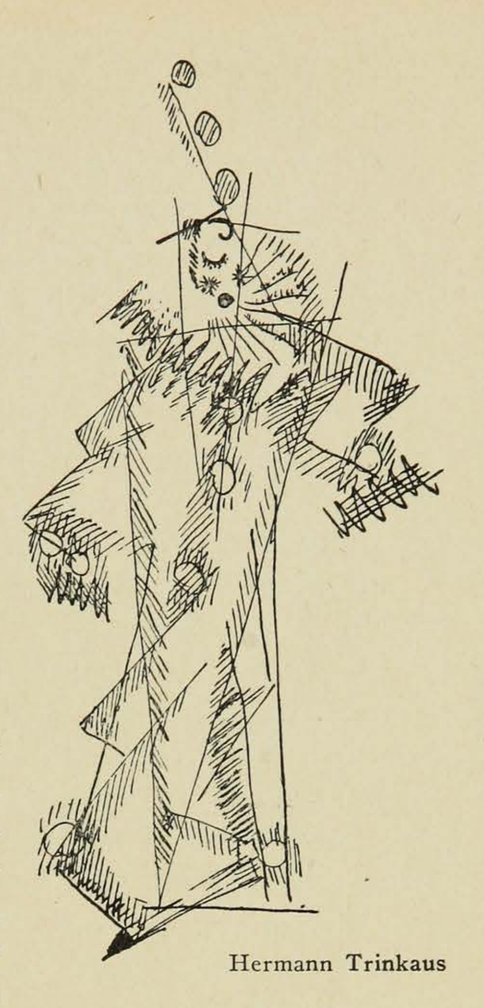
[6]) Stadtwächter.

Sodann wurden die beiden von den Henkern durch die von unzähligen Menschen umsäumten Hauptverkehrsadern der Stadt nach dem Richtplatz geführt.

Vor der Pfählung wurden die beiden gefragt, ob sie irgendwelchen „letzten Wunsch" hätten. Der Holzhacker verneinte es. Er sprach sein letztes Gebet und wurde dann hingerichtet.

Der verschlagene Shûdra dachte aber:

Selbst aus dem bösen Todesschlunde
Kehrt der Mensch zurück,
Der unverwirrt zu solcher Stunde,
Sich zu helfen hat Geschick. —

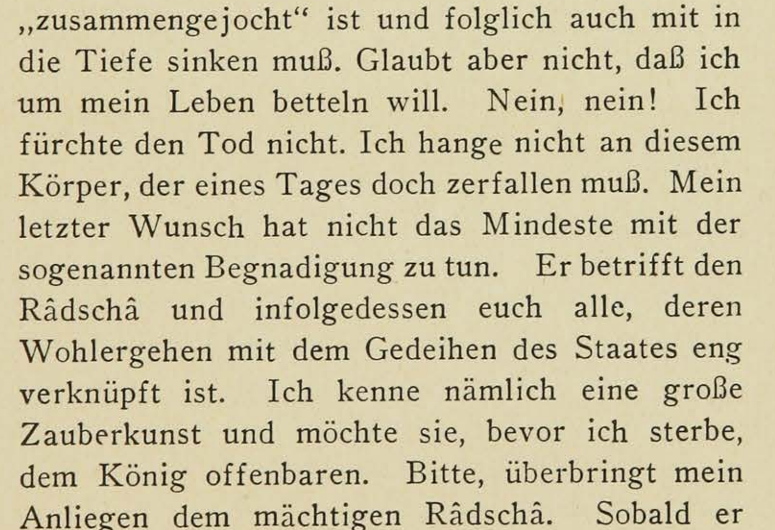


Hermann Trinkaus

und sprach folgendermaßen zu den Henkern:

„Liebe, brave Henker, den eigentlichen Mörder habt ihr nun getötet. Mich werdet ihr, pflichttreu wie ihr seid, auch bald töten, obwohl mein Vergehen nicht so schwarz ist. Ich gleiche einem Stück Holz, das mit einem schweren Stein „zusammengejocht" ist und folglich auch mit in die Tiefe sinken muß. Glaubt aber nicht, daß ich um mein Leben betteln will. Nein, nein! Ich fürchte den Tod nicht. Ich hange nicht an diesem Körper, der eines Tages doch zerfallen muß. Mein letzter Wunsch hat nicht das Mindeste mit der sogenannten Begnadigung zu tun. Er betrifft den Râdschâ und infolgedessen euch alle, deren Wohlergehen mit dem Gedeihen des Staates eng verknüpft ist. Ich kenne nämlich eine große Zauberkunst und möchte sie, bevor ich sterbe, dem König offenbaren. Bitte, überbringt mein Anliegen dem mächtigen Râdschâ. Sobald er das hört, das versichere ich euch, wird er euch für diesen außerordentlichen Dienst zeitlebens dankbar sein. Wer weiß, was für Auszeichnungen er noch außerdem euch verleiht?"

Die Worte des Shûdra wirkten überzeugend. Die Henker besprachen die Angelegenheit nur kurz unter sich und fuhren darauf mit ihm zum Râdschâ. Der ältere Henker ließ sich beim König anmelden und bat dringend um Gehör. Er wurde sofort zum König befohlen.



Hermann Trinkaus

Als der Râdschâ das Anliegen des Shûdra vernahm, war er sichtlich erfreut. Voll Neugier ließ er den Shûdra schnell hereinrufen und fragte: „He, Zauberer, welche Kunst nennst du dein eigen?“

Der Shûdra verneigte sich tief und antwortete: „Ew. Majestät, ich verstehe mich auf den Goldbau.“

„Wie bewerkstelligt man das?“ fragte der Râdschâ.

„Ew. Majestät,“ versetzte höflichst der Shûdra, „man stellt zunächst Goldsamenkörner von der Größe des Senfkornes her und sät sie dann in die Erde. Schon nach einem Monat kommen Sträucher hervor, deren Blüten gleißen und funkeln, wenn die Sonne sie mit ihren Strahlen küßt. Diese Blüten sind reines Gold.“

Der Râdschâ sah den Shûdra scharf an und sprach: „Ist das wahr?“

„Mutter Erde soll mich verschlingen, wenn ich lüge!“ erwiderte der Shûdra.

„Das sollst du mir überlassen, du Zauberer!“ bemerkte der Râdschâ und fügte hinzu: „Ich lasse dich in Stücke reißen, wenn deine Aussage nicht der Wahrheit entsprechen sollte. Und nun, geh hin und säe Gold!“

Der Shûdra ließ sich ein Goldstück geben, zerschlug es in winzige Teilchen, richtete den Boden her und sprach: „So, jetzt sind die Goldsamenkörner fertig und auch das Feld hergerichtet; nun kann der Sämann kommen.“

„Warum säst du denn nicht selbst?“ fragte der Râdschâ, nicht wenig verwundert. „Ew. Majestät,“ sagte der Shûdra, „ich selbst tauge zum Säen nicht mehr, denn ich habe gestern einen Diebstahl begangen. Wer in seinem Leben niemals gestohlen hat, auch in Gedanken nicht, der allein besitzt die Reinheit, die dazu erforderlich ist. Warum sät Ew. Majestät nicht?“

„Ich denke eben,“ erwiderte der Râdschâ, „an meine Jugendtorheiten und die Privatkasse meiner seligen Mutter!“

„Dann soll der Ministerpräsident säen,“ sagte der Shûdra.

„Auch ich bin in meiner Kindheit,“ antwortete der Ministerpräsident, „kein Musterknabe gewesen. Ich weiß noch heute, wie ich vor 40 Jahren mit einigen Mitschülern den Mangobaum unseres strengen Lehrers ausgeplündert habe.“

„Da kann ja der Richter säen,“ meinte der Shûdra.

„Ich bin leider mütterlicherseits erblich belastet,“ sagte der Richter kleinlaut, . . . „kleine silberne Löffel . . ., die meine Frau dann immer an . . . zurückschickt.“

„Ihr seid doch alle Diebe,“ rief der Shûdra mit schelmischer Miene aus, „warum soll dann ich allein getötet werden?“

Bei diesen Worten brach der ganze Hof in Lachen aus.

Der Râdschâ war durch die Klugheit des Shûdra ganz entzückt. „He, Meister Zauberer,“ sprach er, „du sollst nicht getötet werden. Du bist begnadigt! Ich ernenne dich zu meinem Hofspaßmacher. Dein Witz darf nicht wie der Duft der Blumen in der Wüste nutzlos vergehen. Er soll der lachende Trost meines Lebens sein und als der Kurzweil Sonne über meinem Hof erstrahlen!“




Aristide Maillol Holzschnitt (zu Graf Keßlers Virgil-Ausgabe)

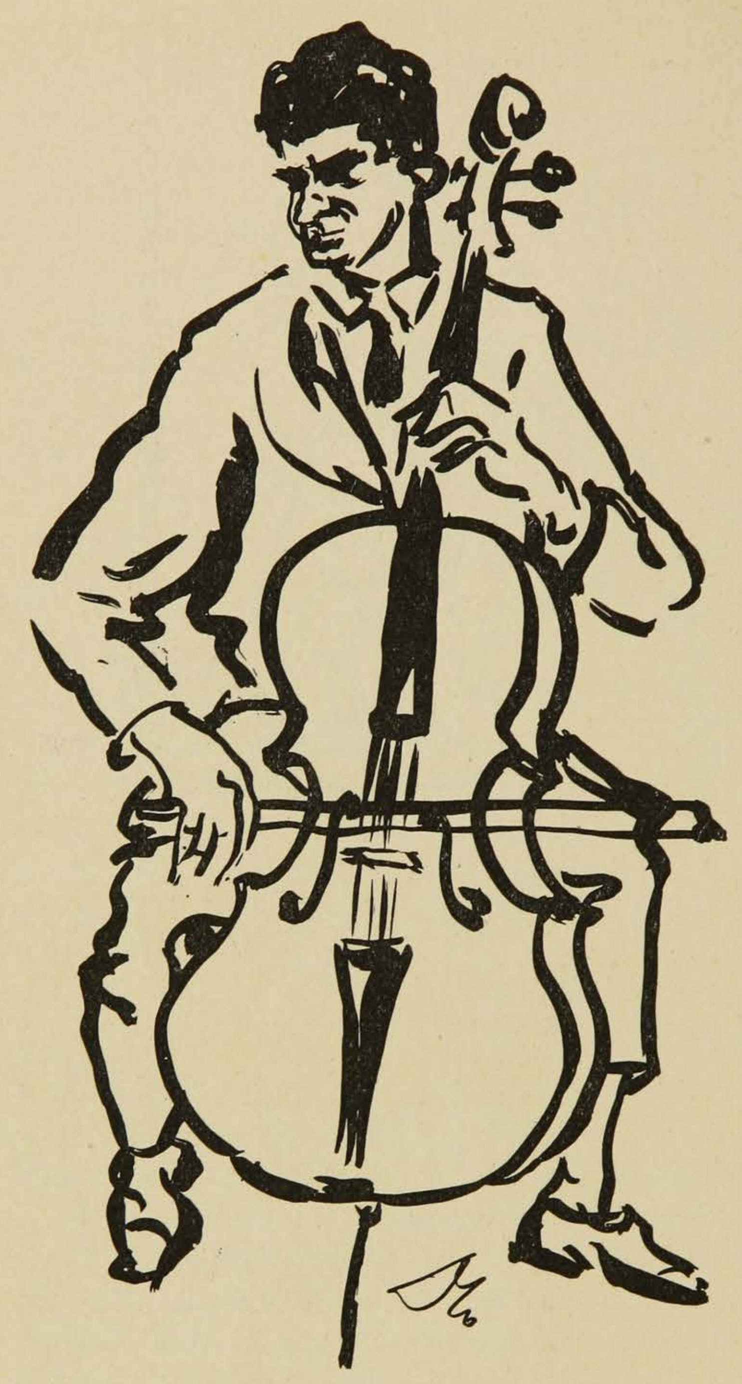
# GESCHÄFT UND MUSIK

Von

*Dr. R. O. STAHN*

Geschäft ist Geschäft und Musik ist Musik, das sind scheinbar unüberbrückbare Gegensätze, und doch hat es ein ideal veranlagter und von Künstlergeist erfüllter Geschäftsmann verstanden, die beiden Welten miteinander auszusöhnen, ja, sie geschwisterlich zu vereinen. John Wanamaker hatte bei der Eröffnung seines ersten „Ladens" in einem Lagerschuppen des Pennsylvania Frachtbahnhofes in Philadelphia die Idee, Musik in den Alltag, Musik dem Volk zu bringen. *Er kaufte ein Harmonium* und ließ den Arbeitstag mit einem Lied einleiten und ebenso abends schließen. Angestellte und die anwesenden Käufer *sangen freudig mit.* Das war der Anfang.

Wanamaker setzte seinen erfolgreichen Weg als Geschäftsmann fort und wurde Begründer und Besitzer eines der größten Warenhäuser der Welt. Doch *seine Musikidee* vergaß er nicht darüber. Da sein Handelspalast kein Auditorium besaß, schuf er sich kurz entschlossen ein solches, indem er aus mehreren Verkaufsräumen Flügel, Klaviere und andere Musikinstrumente hinausschaffen ließ. Dann machte er *eines schönen Tages bekannt, daß Richard Strauß,* der damals gerade Amerika bereiste, mit seinem Orchester bei ihm konzertieren würde. Eintritt frei für jedermann! Es war ein großer Erfolg, der in der ganzen internationalen Musikwelt Widerhall fand, wenn auch die *Presse mancherlei auszusetzen hatte.* Wanamaker warf man Reklamesucht vor, und Strauß hatte aus seiner Kunst angeblich ein Handelsgeschäft



Dolbin

gemacht. Der Dirigent erwiderte, daß *wirklich gute Musik sich überall hören lassen könne,* und der Handelsherr schwieg sich aus und *dachte nur an den weiteren Ausbau* seiner Idee. Er ließ Chöre, Militärkapellen, Orchestervereinigungen und Solisten konzertieren und gewährte dem Publikum immer kostenlosen Zutritt. In sein neues Haus in Philadelphia wurde ein wundervolles Auditorium, *der ägyptische Saal,* eingebaut, welcher beinahe 2000 Sitzplätze faßt.

Gelegentlich eines großen Chorfestes 1910 skizzierte Wanamaker seine Motive folgendermaßen:

„Es ist für ein großes Unternehmen unmöglich, frei von Kritik zu bleiben. Blickt man in einen indianischen Spiegel, der doch nur ein Stückchen poliertes Messing ist, so sieht man die Linien kraus zurückgeworfen. Ebenso ist es mit dem Business, vom Standpunkt der Welt, der Menschheit aus betrachtet. Mancher unserer heutigen Gäste wird sicher annehmen, daß dieses Fest gleichsam eine Art *Türvorleger zur Publizität* sei. Doch wir müssen über diese Gedanken hinauswachsen. *Es gibt noch einen anderen Gewinn* als jenen in Dollars, und der ist m. E. höher zu werten. Es ist *das Glück,* das man genießt, wenn man seinen Mitmenschen Freude ins Leben trägt."

Und weiter:

„Ich bezweifle sehr stark, ob in irgendeiner Stadt der Welt etwas Aehnliches geboten wird, wie wir es heute erleben. Ich bitte Sie alle, sich zu vergegenwärtigen, was das bedeutet. Doch viel Arbeit bleibt uns noch. Wir haben hier die *größte Orgel der Welt* (die Orgel der Weltausstellung von St. Louis 1904, die bis zum Herbst 1927, als die Passauer Orgel eingeweiht wurde,

die größte der Welt war), aber es genügt nicht, die beste Orgel zu besitzen, den besten Dirigenten oder Künstler zum Lehrer haben, sondern *der neue Geist,* der jetzt umgeht, muß alle Welt erfüllen. Ich glaube, daß es wahr ist, daß jedes Baby mit einem Lied im Mündchen geboren wird. *Wir suchen jenes Lied.* Wir hoffen, daß weder Armut, Arbeit, Enttäuschung, Sorgen oder Ignoranz die Seele dieses Liedes erdrücken werden. Es ist mein alter Traum, dazu beizutragen, daß dies Lied kräftiger werde und *in den Gesang der Natur,* des Alls *einstimme.* Dann werden wir auch eine andere Ansicht vom Leben bekommen."

Das ist sein Leitmotiv gewesen. Von diesem hohen Idealismus getragen scheute er kein Opfer, erwarb *auch für sein New-Yorker Geschäftshaus eine große Orgel* modernster Konstruktion, ließ die bedeutendsten Organisten der Welt *auf ihnen spielen,* engagierte die hervorragendsten Solisten, Sänger und Instrumentalisten.

*Sein Sohn,* Rodman Wanamaker, hat sein *Werk fortgesetzt. Im Geiste seines Vaters* legte er eine Sammlung berühmter *Saiteninstrumente* an, die aber nicht unter Glas verkommen, sondern in den „Ladenkonzerten" zum Erklingen gebracht werden. Es muß etwas Wunderbares sein, ein ganzes Orchester solch alter Meisterinstrumente hören zu dürfen! Moderne Komponisten sind von Rodman Wanamaker zu solchen Konzerten eingeladen worden, um sich *durch den Klang in ihrem Schaffen inspirieren zu lassen.* Ihre Werke sind dann in einem Warenhauskonzert aus der Taufe gehoben worden. Genannt seien: Alfredo Casella, der bekannte italienische Komponist, Josef Jongen, Direktor des Brüsseler Konservatoriums, und Eric de Lamarter.

*„Musik ein Teil unseres Lebens,* und zwar der bessere," dieser Traum Wanamakers ist Erfüllung geworden. Soviel Idealismus birgt der bei uns so oft verschriene amerikanische Geschäftsgeist in sich!



Wilh. Wagner

# THEATERINDUSTRIE AM BROADWAY

Von

*OSSIP DYMOW*

Der Wandel des amerikanischen Dramas begann in den Kriegsjahren und dauert noch heute fort.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der amerikanische Tag im ganzen acht Stunden dauert; ein gewöhnliches Jahr umfaßt vier Monate, eine Wahlperiode, d. h. ein Wahljahr, drei Jahre. Folglich sind seit dem Tage, an dem die zwölf Witwen des Unbekannten amerikanischen Soldaten ihren 4711. Antrag erhielten, als Filmschauspielerinnen das Publikum zu begeistern, schon mehrere Jahrzehnte verflossen. Der Prozeß der Renaissance des amerikanischen Theaters ist also schon ziemlich klar umrissen und sogar stabilisiert.

Streng genommen gibt es kein amerikanisches Theater. Aber es gibt ein Drama des Broadway. Was ist Broadway? Die längste und breiteste Straße New Yorks, die sich von Norden nach Süden durch die ganze Stadt zieht — sagt die Geographie. Jede x-beliebige Choristin der „Zigfield Follys" dagegen wird Ihnen sagen: „Broadway, das sind ein paar Dutzend zwischen der 34. und 50. Straße ziemlich dicht beieinander gelegene Theater; diese Theater gehören einem Dutzend Direktoren (Producers), die, um diese Theater einträglich zu machen, Lustspiele, Operetten, Komödien, Dramen, Schwänke, Melodramen und Revuen darin spielen. Die Theater von Philadelphia, Chicago, Detroit, Saint Louis und Kansas City gehören, nebenbei bemerkt, den gleichen New-Yorker Producers, wiederholen und kopieren sklavisch alle erfolgreichen (successful) Aufführungen des Broadway und würden es nie wagen, irgend etwas zu spielen, das nicht seine Dollartaufe in New York erhalten hätte. Das zentralisierteste Produkt Amerikas ist — die Kunst, das dezentralisierteste — Wein und Bier. Und diese Dezentralisation — darin sind wir mit den Herren Reformatoren durchaus einig — ist immer von Nutzen.

Vor dem Krieg, d. h. vor vier Generationen, war das amerikanische Drama dem naiven, unverdorbenen — und infolgedessen vollkommen belanglosen Geschmack des Farmers angemessen, der gerade eben aus seiner Bärenhöhle heraus in die Stadt gekommen war, oder des vagabundierenden Emigranten, der mit heißem Dankgefühl den weichen Sessel unter sich fühlte und schon darin allein die erhebende Freude der Kunst verspürte. Kein Mensch kennt heute noch die Unzahl der Stücke der Vorkriegsperiode, denn es wäre ein sinnloses Unternehmen gewesen, sie für Amerika zu drucken, weil sie doch niemand gelesen hätte; diese Stücke aber in fremde Sprachen zu übersetzen, wäre in Anbetracht der bestehenden Literaturkonventionen gefährlich gewesen, denn es hätte für die Autoren Unannehmlichkeiten zur Folge haben können. Die unerhört grausamen Melodramen, die einer kindischen Phantasie entsprungenen Detektiv-Abenteuer und die belustigend geschmacklosen Schwankkombinationen waren eben die Zugabe zu jenen weichen und warmen Sesseln, die die Eingeborenen für ihr Eintrittsgeld erhielten. Die heutigen Theaterdirektoren (Producers), erst weiß geworden in ergrautem Haar, dann aber im Zeichen des

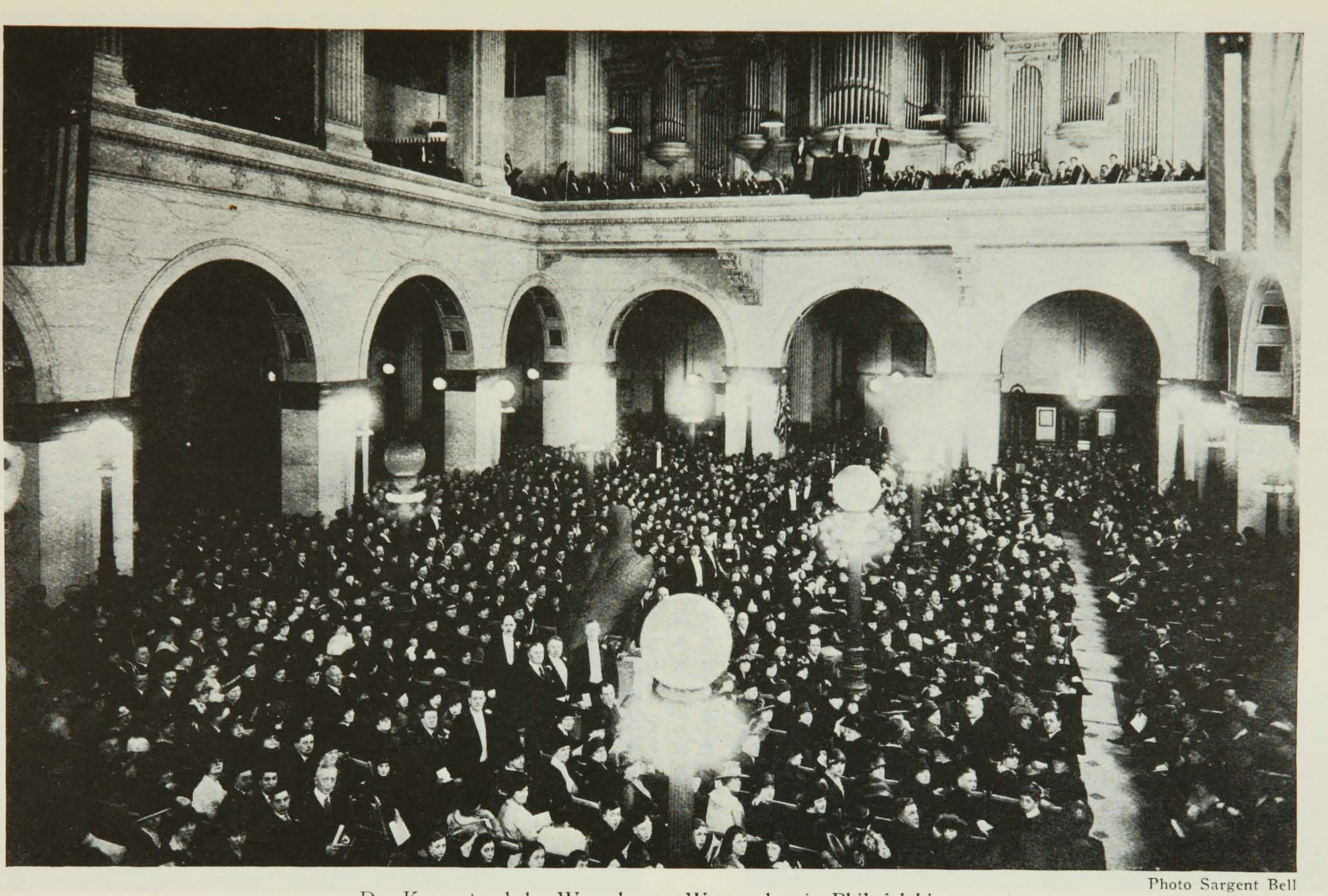


Photo Sargent Bell

Der Konzertsaal des Warenhauses Wanamaker in Philadelphia



Photo Sargent Bell

Der französische Organist Marcel Dupré spielt die Orgel in Wanamakers Konzertsaal in Philadelphia



Leopold Stokowski, Dirigent des Symphonie-Orchesters in Philadelphia mit vier Stradivaris

Dollars wieder grün erblüht wie das Moos des Waldbodens, erinnern sich gerührt dieser glücklichen Zeiten. Der ehrwürdige Mr. Belasco erzählt, daß er in seiner Jugend (also vor zwei Jahrhunderten europäischer Zeitrechnung) jede Woche ein neues Drama schreiben mußte. Im Fieber der schöpferischen Arbeit schrieb er „Zaza" und andere gute, französische Dramen, für die er noch heute die höchsten Tantiemen bezieht. Der in Broadway-Land berühmte Dramatiker Owen Davis hat in meiner Gegenwart vor Gericht unter Eid nachgewiesen, daß er hundertzwanzig eigene, halb- und viertelseigene Stücke geschrieben und aufgeführt hat. Und alles das wird von dem nicht wählerischen New-Yorker Publikum geschluckt.

Sowohl der Krieg, als auch die darauffolgende friedliche (?!?) Annäherung an Europa hat das Gesicht des amerikanischen Theaters wesentlich gewandelt: zunächst begann es, sich zu europäisieren, in der Folge aber, und das kam ganz unerwartet, sich zu amerikanisieren. Dieser zweite Prozeß ist für uns der weitaus interessantere. Was der amerikanischen Kunst den Anstoß gegeben hatte, war eine ganze Reihe hervorragender europäischer Gastspiele: Vorstellungen des Moskauer Künstlerischen Theaters (Stanislawskij), des Musikalischen Studios, der Duse, Nikita Baliews, Max Reinhardts, der Habima, europäischer Ballett- und Opern-Ensembles, künstlerische Filme, — was alles das neue Amerika schnell und dankbar erfaßte und sich auf seine Art zu eigen machte. Eine bedeutende Rolle in der neuen Bewegung spielte und spielt noch heute das „Guild-Theatre", das sich die große Aufgabe gestellt hat, ein nationales Drama zu schaffen und zu kultivieren, sehr häufig aber nichts anderes tut als Reportoire Moskaus, Berlins, Londons, Paris' und Budapests zu kopieren. Diese in Kellern konservierte Kunst, deren Inhalt oft zwanzig Jahre alte Tatsachen sind, wird von dreißigtausend Abonnenten gern gesehen, Abonnenten, für welche dem Theater keine Ueberraschung zu teuer ist: für die Aufführung der „Brüder Karamasow" des russischen Schriftstellers Dostojewskij in englischer Sprache ließ man speziell aus Paris den Franzosen Capeau kommen, und für das österreichische Drama Werfels „Bocksgesang" einen auch in Rußland auftretenden hebräischen Schauspieler.

Die forcierte Europäisierung führte sehr bald zur Amerikanisierung der Broadway-Theatre. Es war die höchste Zeit. In einem kleinen Theaterchen, einer ehemaligen Garage, das kaum hundert Plätze faßt, hatte der hundertprozentige amerikanische Dramatiker Eugen O'Neil sie ins Leben gerufen. Hier war die Erde, der Stein, die Fabrik und die Farm der Neuen Welt lebendig geworden. Dieser Lindbergh der amerikanischen Melpomene schwebt vorerst einsam über den weiten dramatischen Räumen, wobei ihm als Kompaß nichts als der ihm angeborene Instinkt dient.

Aber der dramatische Raum des ungeheuer weiten Amerika wird nicht von Spezialisten behauptet. Er steht jedem offen; jeder ist willkommenn. Jedes Jahr erscheinen auf dem Broadway neue, gestern noch völlig unbekannte Dramatiker. Ihre Stücke werden drei, fünf, zehn, zwanzig Monate hintereinanderweg aufgerührt. Ein Dutzend Spezialtruppen reist mit einem solchen Stück durch ganz Amerika, und der glückliche Autor bekommt fünf- bis zehntausend Dollar wöchentlich. Wer sind diese Dramatiker? Ein junger Advokat, ein

kesses Mädchen — Stenotypistin —, ein junger Mensch ohne bestimmten Beruf, ein Schauspieler, ein Wissenschaftler, eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und Damen, Damen, Damen... Zwei Berufe gibt es, die in Amerika jetzt jedem offen stehen: real-estate business und Dramaturgie. Alle übrigen sind in festen Händen, sind vertrustet.

Das literarische Gepäck des „wiederauferstandenen" Dramatikers ist sehr gering. Oft genug ist ein solcher Schriftsteller nicht imstande, auch nur eine kleine Erzählung zu schreiben, aber er besitzt einen scharfen Blick (übrigens nicht allzu scharf), oberflächliche Zeitungskultur, halb intellektuelle, wenig entwickelte, feuilletonistische Mentalität und eine gewisse Geschicklichkeit in der Technik, die übrigens als Form absolut im Schablonenhaften befangen ist. Bemerkenswert ist, daß ein solcher, plötzlich auftauchender Dramatiker selten ein zweites Stück herausbringt: aus dem Dilettantismus gekommen und zum Dilettantismus zurückgekehrt...

Dieses sogenannte offizielle Drama des Broadway erfährt seine schriftliche Ausarbeitung, seine Kultivierung an Versuchskaninchen (try out on the dogs) irgendwo in der Provinz, bevor es seine New-Yorker Premiere erlebt und wird dann zu einer ebenso mächtigen, industriellen Macht, wie etwa die Salpetergewinnung, die Konfektion oder die Fabrikation künstlicher Zähne. Bei den Dramen des Broadways kann man nicht von Schöpfung sprechen: es wird in zäher, mühseliger und mechanischer Arbeit hergestellt. Aber eben diese Mechanik erfordert eine hohe Kunst, die in Europa bisher noch wenig Anerkennung gefunden hat. Das amerikanische, industrialisierte Drama von heute steht in einem lebendigen Verhältnis und in einer durchaus hinreichenden Harmonie des amerikanischen Lebens: in der Konstruktionstechnik des amerikanischen Dramas errät man die gleichen, architektonischen Formeln, nach denen die stählerne Brooklyn Bridge und die Eisen-Beton-Wolkenkratzer New Yorks und Chicagos gebaut sind; in den Plötzlichkeiten und Ueberraschungen (Punch) der amerikanischen Stücke spiegeln sich die unerwarteten Aufstiege und phantastischen Möglichkeiten des transozeanischen Lebens wider. In den gewitterschwangeren Stücken O'Neils mit den grob anmutenden Mitteln liegt dieselbe Gewalt und der urwüchsige Lebensüberschuß, mit der ein Dempsey oder Tunney die Massen in Erstaunen und Begeisterung versetzt.

Aber außer der großen, offiziellen, industrialisierten Theaterkunst des Broadway gibt es eine andere, bescheidene, kleine der Provinz, der Collegs, der Liebhaber, der Idealisten. Sie ruht noch im Schatten, sie versteckt sich, aber sie existiert in jeder Stadt, auf kleinen Liebhaberbühnen und lebt von freiwilligen Beiträgen und enthusiastischen Opfern. Ueber diese Theaterkunst wird von den Millionen Zeitungen nicht berichtet, und ihre Leistungen werden nicht von Telegrammen in die Welt posaunt. Langsam und ehrlich arbeiten sie an ihrem bescheidenen Werk der Kunst und irgend einmal — aber in Amerika, meine Herren und Damen, dauert das Jahr nur vier Monate — irgend einmal tritt es aus seinem Schatten heraus, hört auf, klein zu sein und nimmt den Platz der derzeitigen Theaterkunst des Broadway ein und — wird schleunigst industrialisiert.

*Deutsch von B. Schiratzki.*



Paul Kleinschmidt Radierung

# PAUL KLEINSCHMIDT

Von

*J. MEIER-GRÆFE*

Einer sagte mir: Das Talent zugegeben, aber warum malt der junge Mann immer dicke Weiber und so was? — So was begleiteten Achselzucken und Stirnrunzeln. Dann fügte der Mann, der es übrigens gut meinte, hinzu, so was könne man doch vermeiden, es sei nicht nötig, diene nur dem Mißvergnügen und werde des Widerspruchs wegen gemacht. Solche Weiber gebe es doch gar nicht, so was sei nicht Natur. Ob ich so etwas schön finde.

Ja, sagte ich schlicht, so schön wie möglich. Er zwinkerte, glaubte nicht die Bohne, hielt mich für einen Fantast. Vielleicht fände ich es schön gemalt.

Ja, sagte ich schlicht.

Und er: Aber ob man nicht auch was anderes ebenso schön malen könne.

Das kommt mir immer so vor, als wenn einer zu den Berlinern sagte: Seid doch nicht so was, seid lieber Pariser oder Chinesen oder Schäfer Arkadiens! Geht nicht auf die Börse, sondern auf die blühende Aue, baut nicht Fabriken, Kinos, Warenhäuser, sondern Tempel! Betet Aphroditen an!

Kleinschmidt sucht sich so was nicht aus. Er hat es, und wenn er es nicht hätte, könnte er den Beruf wechseln. Und was die Natur seiner Damen betrifft, so verlangt er nicht, man müsse mit ihnen andere als bildliche Beziehungen unterhalten, z. B. mit ihnen nach oben gehen, und was man sonst unter Natur versteht, mit ihnen treiben.

Dabei darf nicht angenommen werden, Kleinschmidt leide unter seinen dicken Weibern, sei mit ihnen belastet, wie Strindberg mit den seinen. Sie gehören vielleicht zu seiner fixen Vorstellung, aber er fühlt sich sehr wohl dabei, gewinnt aus ihnen das ihm als Maler beschiedene Glück; Glück des Malers will heißen: Speise für seinen Rhythmus, Farbe auf seine Palette,

Materie, und das will im Zeitalter der Ersatzmittel und der süßen Eklektiker, die nur noch im ethnographischen Museum in Wallung geraten, etwas verteufelt Seltenes heißen: Materie nicht aus Cézanne und Picasso, sondern aus Fleisch und Knochen. Mancher von uns hält Europa für ausgelaugt und fertig, und viel wird aus dem alten Kasten sicher nicht mehr herauskommen. Also allerlei Grund, aufzupassen. Schließlich brauchen wir die Modelle, mit denen er seine Leuchtkraft produziert, nicht zu lieben. Das besorgt er schon. Er liebt sie wie van Gogh seine alten Stiefel, seine Bücklinge, seinen gelben Stuhl, seinen Briefträger. Womöglich wurden die Damen des Peter Paul Rubens auch einmal dick gefunden. Uebrigens gibt es bei Kleinschmidt genug andere Motive, über die man sich ärgern kann. Seine Früchte, seine Blumen haben dieselbe Vitalität, sogar seine Landschaften. Einmal hat er so eine Donna in Reifrock und Trikots in den Zirkus auf ein Pferd gestellt. Sie hat gerade gehopst und grüßt nun das Publikum mit der unnachahmlichen Grazie der Dicken. Dabei bleibt für ihr Volumen und das des Gauls wenig Platz. Das Bild ist voll, übervoll, aber nicht nur von der Dicken, übervoll von Frohsinn. Mein wohlmeinender Kunstfreund beanstandete den Gaul, hielt ihn für einen Karussellschimmel aus Holz, was ich bestritt, denn er ist aus Farbe. Ich glaubte, darauf hinweisen zu dürfen, daß, wie die Damen, so auch das Pferd weder für einen Reiter noch für den Wurstfabrikanten da sei, wohl aber scheine es mir das geborene Vehikel für die grüßende Dicke; eine wunderbare Erfindung aus Zirkuslust und allgemeiner Daseinsfreude.



Paul Kleinschmidt Radierung

Noch verwehrt der Bürger diesem Optimisten den Eintritt, aber der Widerstand läßt schon nach. Wie van Gogh, von dem man es nicht glaubte, wird Kleinschmidt auf die schöne Tapete kommen, und ich bin nicht der Meinung, daß wir infolgedessen unsere auf van Gogh eingestellten Ansprüche zurückschrauben müssen. Das Leuchten, das von den Bildern des Deutschen ausgeht, ist nicht schwächer, und die Gesundheit seiner dicken Weiber hat vielleicht den Vorzug, ihn vor den Gefahren zu bewahren, denen van Gogh nur mit Ueberanstrengung entging. Ich denke an das Dekorative.

Uebrigens, viel schneller als bei van Gogh, geht es auch hier nicht. Der junge Mann zählt heute Vierundvierzig, und ist seit mehr als zwanzig Jahren hinter den Dicken her.

# REVUE VON DER KEHRSEITE

Von

*KARL WOLFSKEHL*

Wie schaut eine Revue von der anderen Seite aus? Gruppen und einzelne Größen und Größchen, Nummern, Stars und die Unzahl der süßen kleinen Beginnerinnen mit Schlankbein und Tupflippe, alles frontal fassadenhaft geputzt, beweglich gedrängte flimmernde Vorderseite, Verschlingung und Gewimmel, Knatterapplaus und Schmunzeln. Dazwischen die Sprechenden, Singenden, Wippenden oder sonst die kunstgerechten Einser, der oder die unübertreffliche Sowieso, Scheinwerfer und unaufhörlicher Wechsel. Dreistündiges Schaugetriebe.

Aber andersherum besehen, wie setzt sich das alles zusammen? Wie geht es zu in Gängen und Garderoben, wie huscht, schmunzelt oder schmollt es sich vor oder nach dem Auftreten, was geht vor, ehe oder während was vorgeht?

*



Rud. Großmann

Zwei Neugierige — oder waren wir wirklich Bewegte — dringen wir, der Bilderer und der Schilderer, in das labyrinthische Gedärm des Szenenrückwärts, in die Gebärzellen der Haller-Revue. Der „Hüter der Schwelle" anfänglich mißtrauischer Kassenwart, ist schnell gebändigt, weist uns freundlich weiter. Nun beginnt das Hintertreppauf und -ab. Schon huscht es vorbei: „Entschuldigen Sie, höchste Zeit!" Wir drücken uns zur Seite, wir kreuzen den verdunkelten Zuschauerraum, der geht uns nichts an. Es zieht uns weiter, wie Kinder, die ein Spielzeug zerpflücken, um zu sehen, was drinnen ist, wie es „eigentlich" ausschaut. Im Vorbeieilen drücken wir, beide und gegenseits, enchantés dem französischen Tanzobersten, einem echt Pariser Monsieur, die diktatorische Faust. Ich glaube, er ist wirklich erfreut — daß es zu keinem Gespräch kommt; denn hinter der Szene ist er, Antenne und Sender zugleich, bis über die Ohren beschäftigt, ganz aufs „Klappen" gestellt: „Die Herren wünschen zu zeichnen und zu berichten." Der Engpaß hat sich erweitert. Türen an Türen, schmal mit fahlhellem Mattglasausschnitt. Man weiß zunächst nicht, was dahinter statt hat; aus manchen, halbgeöffnet, dringt Gedüft,

aber gutes. Wir gehen der Nase nach: ein halbgroßer Raum, Figurantinnen, Tänzerinnen, teils schon bühnenfertig, andere sehr im Vorkostüm, tuchumschlungen, warten, schminken, schmücken sich, die Friseusen geschäftig an ihnen, unbeteiligt, wie bei der Feldarbeit. Mädchen vieler Sorten, Farben, Reifestufen, Linie durchaus nicht garantiert, aber wenigstens vorgetäuscht. Summen und Geschnatter, „halt, die muß ich festhalten!" erhebt sich der gezückte Stift. „Sie wollen wohl Ideale klauen," schnippt es zurück von siebzehnjähriger belustigter Kräusellippe. „Natürlich, wofür wäre ich sonst hier" — und schon geht es weiter. — Eindruck genug.

Wieder auf den Schmalgang. Ein strammer Regisseur: „Darf ich die Herren führen? Sammeln Sie Eindrücke? Wollen Sie ins Wesen der Revue von rückwärts eindringen? Herren Berichterstattern soll nichts verborgen bleiben! Freilich, was wäre zu verbergen! Ich selbst habe gar keine Impressionen, nicht mal Interessen mehr; das viele Fleisch! Wenn Sie nur recht parieren und ihre Sache gut hinstellen! Glauben Sie mir, man gewöhnt sich! Wir glauben ihm — das Aussehen bringt's mit sich — und treten in den Saal der berühmten Tiller-Girls.

„Aoh, Männer!" heißt's in unverfälschtem Deutsch-Amerikanisch. „Es soll über Sie berichtet werden," beschwichtigt der Regisseur. „Ach, so!" Bloß eine dreht sich ab, möglichst weg von ihrer eigenen Rückseite, soweit es eben anatomisch geht. „Gerade die brauch' ich!" züngelt wieder der Stift. Schon hat er sie. Die anderen setzen sich in Positur.

Eine Reihe wirklich ausgesuchter Gestalten, langsame, manchmal gewollt eckige, Halbjungens-Gesten, denen man den Beifall glaubt und gönnt und die Fülle unterer Extremitäten! Schlank und wissend — das ganze Jahrhundert des Beines. Ein kurzer, lachender Wortwechsel zwischen Zeichner und Schar. Der Berichterstatter schweigt. — Genug und weiter. —

Jetzt tritt es auf, das große Wackelwunder. Der Oberclown, der seine Gelenke gewissermaßen in der Hand hat, beliebig versetzen kann, vervielfachen kann oder ausschalten kann, der plötzlich bocksteif wird, wie das biblische Schlangenmirakel; plötzlich allüberall zu schlottern weiß, Gelenkchen an Gelenkchen, wie aus Kettengliedern gedreht und gezerrt scheint; der ganze Leib bis zur Nasenspitze ein Charleston. Den muß man gesehen haben. Wir sitzen seinen Auftritt im Zuschauerraum ab. Atemlos und amüsiert, voll von dem Eindruck zurück in seinen Privatsalon, wo er uns noch in voller Szenenmontur — Smoking und Ulkzylinder — Rede und Stift steht. Sachlich erzählt er in einer Art Französisch vom Auftreten und Erfolgen in Paris, London und auch Berlin.

*

Aufgabe erledigt; noch stürmt die nächste Szene an den wandelgepreßten Beiden vorüber; sehr wenig Flimmerröckchen, sehr viel Beine, die aus der Nähe gar nicht so ausgezogen wirken (nicht Beine, nicht was sie überwölbt — Hintertreppen scheinen Illusionsräuber) — „Sind Sie Anwärter auf Revue?", dreht sich eine rum. Aber schon drängt alles weiter, höchste Zeit! Nur kein Publikum warten lassen.

Noch zwei Worte mit dem Direktor der Revue selbst. „Ja, was bringt man nicht für Beine auf die Beine! und sonst alles mögliche!“ Er bedankt sich — wir bedanken uns, wir winden uns heraus. Draußen versucht der erste schmale Mondausschnitt, lesbisch schlankes Gestirn, sich neben buntem Lichtgeprange bemerklich zu machen.

Arme ausgeschaltete Wirklichkeit! Bloße Hintertreppe —

Es lebe Schein, Flimmer und Gedreh!



Rud. Großmann

# VON DER SCHÄDLICHKEIT DER PHILOSOPHIE

Von

*MAXIM GORKI*

Gelegentlich des sechzigsten Geburtstages von Maxim Gorki am 26. März drucken wir den nachfolgenden Abschnitt aus seinem autobiographischen Roman *„Wanderer in den Morgen“*, der vor kurzem im Verlage Ullstein in neuer Auflage erschienen ist.

Schon längst fühlte ich den zwingenden Drang, mir darüber klar zu werden, wie die Welt, in der ich lebe, eigentlich entstanden sei, und wie ich sie begreifen könnte. Dieser ganz natürliche und im Grunde genommen sehr bescheidene Wunsch wuchs allmählich in mir zu einem unwiderstehlichen Bedürfnis an, und so begann ich, mit aller Energie der Jugend, meine Bekannten hartnäckig mit „kindischen Fragen“ zu belästigen. Die einen verstanden mich tatsächlich nicht und empfahlen mir die Bücher von Lyell und Lubbock: andere lachten mich gründlich aus und fanden, ich beschäftige mich mit „Quatsch“. Jemand gab mir die „Geschichte der Philosophie“ von Lewes: ich fand das Buch aber langweilig und las es deshalb nicht weiter.

Unter meinen Bekannten war damals ein seltsam aussehender Student aufgetaucht. Er ging stets in verschlissenem Mantel und kurzem blauen Hemde, das er hinten immer wieder herunterziehen mußte, um einen gewissen Mangel im unteren Teil seines Kostüms zu verbergen; er war kurzsichtig, trug deswegen eine Brille, und hatte einen kleinen, geteilten Kinnbart. Seine Haare ließ er lang wachsen wie ein Nihilist: sie waren rötlich, erstaunlich dicht und fielen ihm in geraden, harten Strähnen bis auf die Schultern. Das Gesicht dieses Menschen erinnerte ein wenig an das Bild des Heilands auf den Darstellungen des Schweißtuches der heiligen Veronika. Er bewegte sich langsam, mit Unlust, fast widerwillig; auf Fragen, die man an ihn richtete, antwortete er nur knapp — teils finster, teils spöttisch. Ich hatte beobachtet, daß er, wie Sokrates, gern in Fragen sprach. Alle standen ihm feindselig gegenüber.

Auch ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, und obwohl er etwa vier Jahre älter war als ich, traten wir uns doch rasch freundschaftlich näher. Er hieß Nikolaj Sacharowitsch Wasiljew; sein Spezialfach war Chemie.

Er war im Grunde ein prächtiger, sehr gebildeter Mensch; aber er hatte, wie fast alle begabten Russen, seine Sonderlichkeiten. So aß er gern große, dick mit Chinin bestreute Stücke Schwarzbrot, schmatzte dabei genießerisch und versicherte mir, Chinin sei eine sehr schmackhafte Näscherei. Vor allem aber sei es nützlich: es bändige das „Rasen des Geschlechtstriebes“. Überhaupt stellte er mit sich selbst allerhand nicht gerade ungefährliche Experimente an. Einmal nahm er Bromkali und rauchte hinterher Opium — bekam Krämpfe davon und wäre fast gestorben. Ein andermal trank er eine starke Lösung irgendeines Metallsalzes und mußte das auch beinahe mit dem Leben bezahlen. Der hinzugerufene Arzt, ein finsterer, alter Herr, untersuchte den Rest der Flüssigkeit und erklärte:

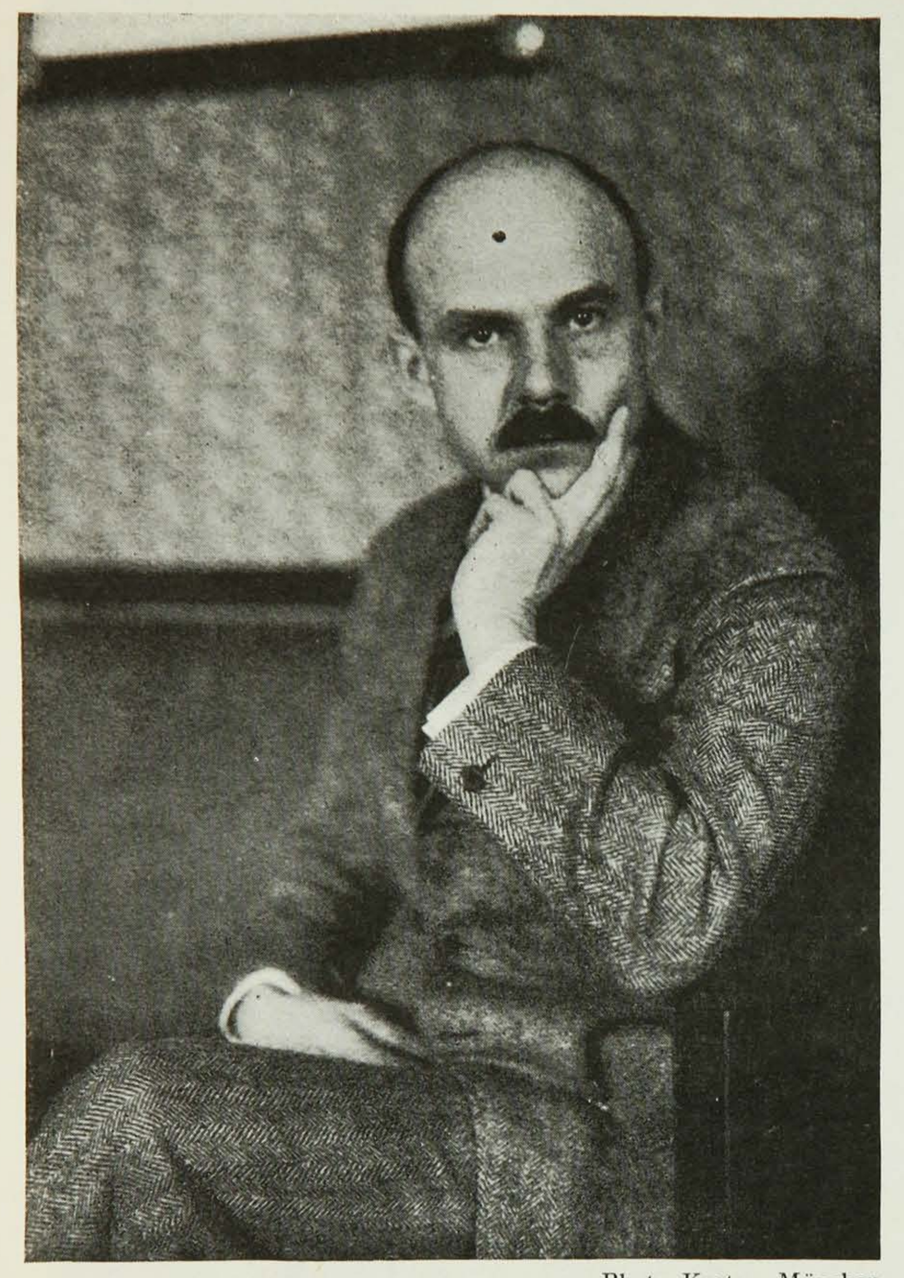


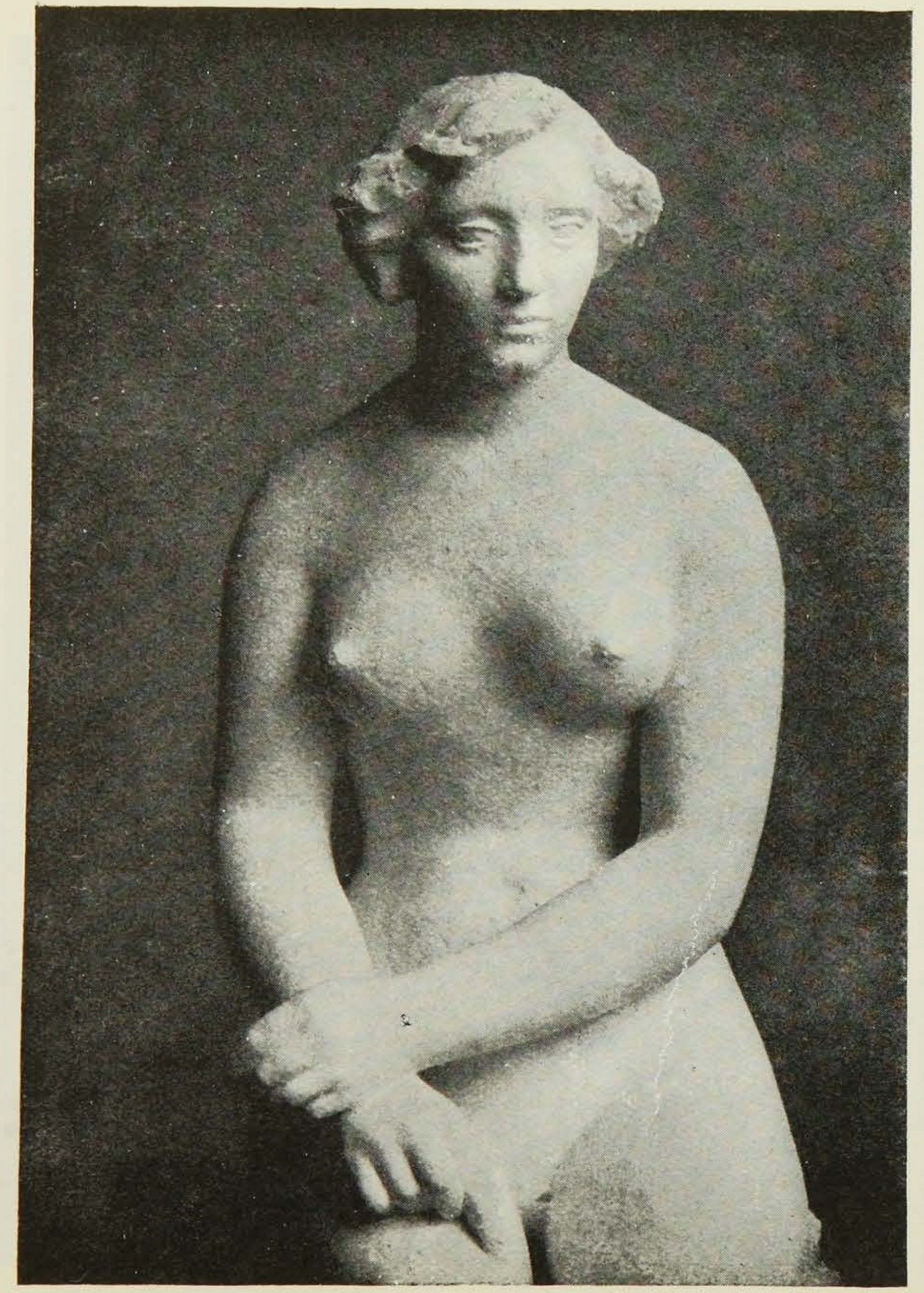
Photo Kester, München

Carl Sternheim

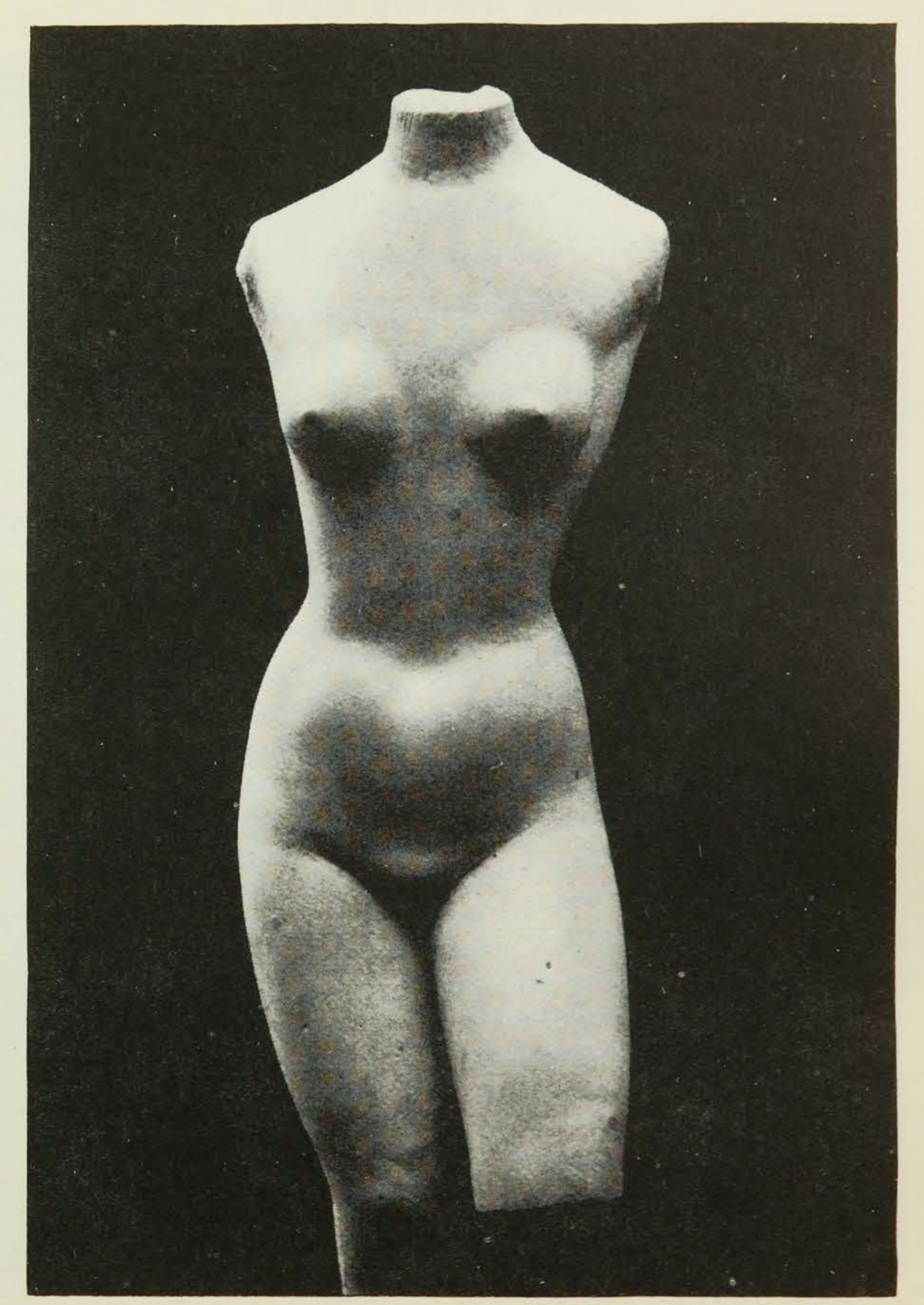


Rudolf Alexander Schröder

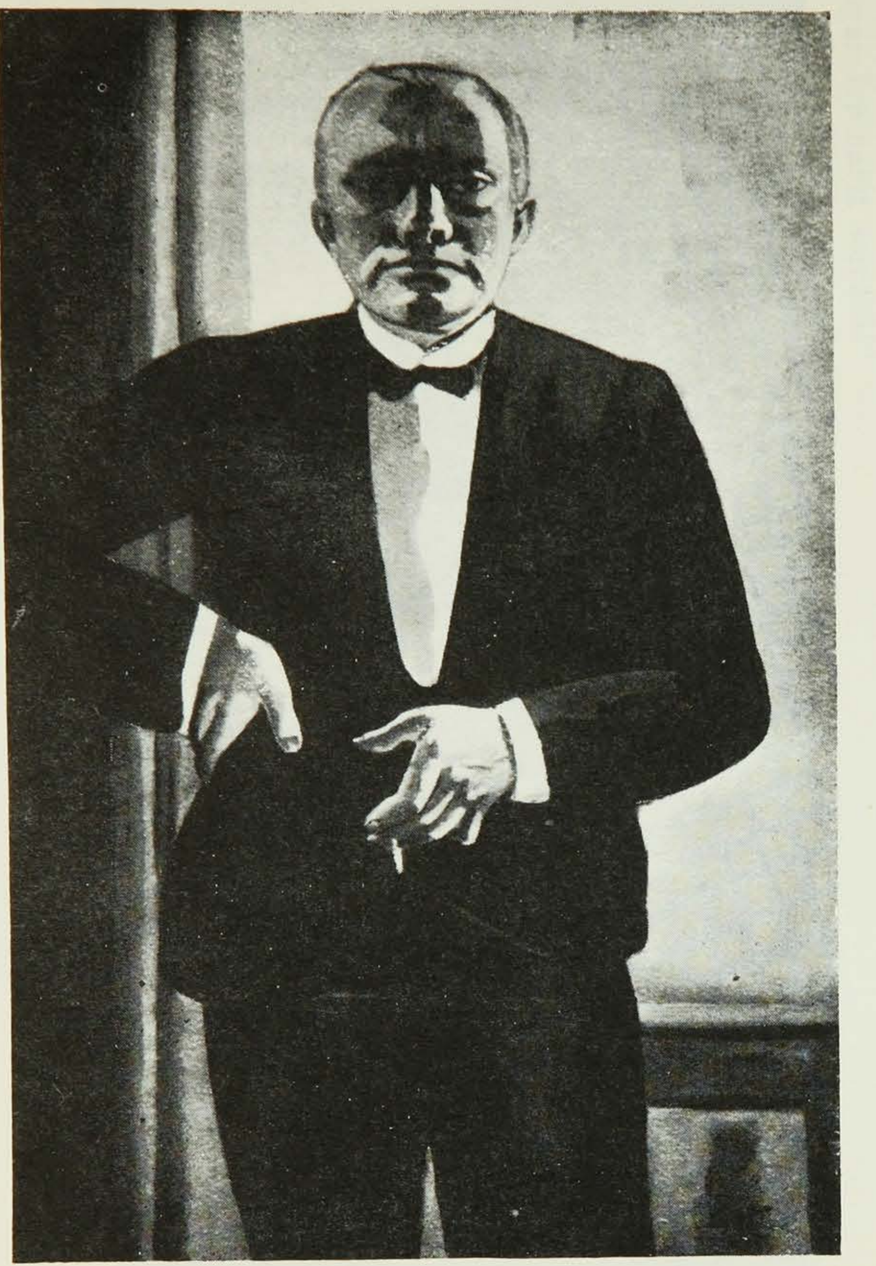
Feierten ihren 50. Geburtstag



Slg. Nothmann, Düsseldorf
Arnold Breker, Sitzende. 1926



Ausst. Gal. van Leer, Paris
Moissey Kogan, Torso. 1927

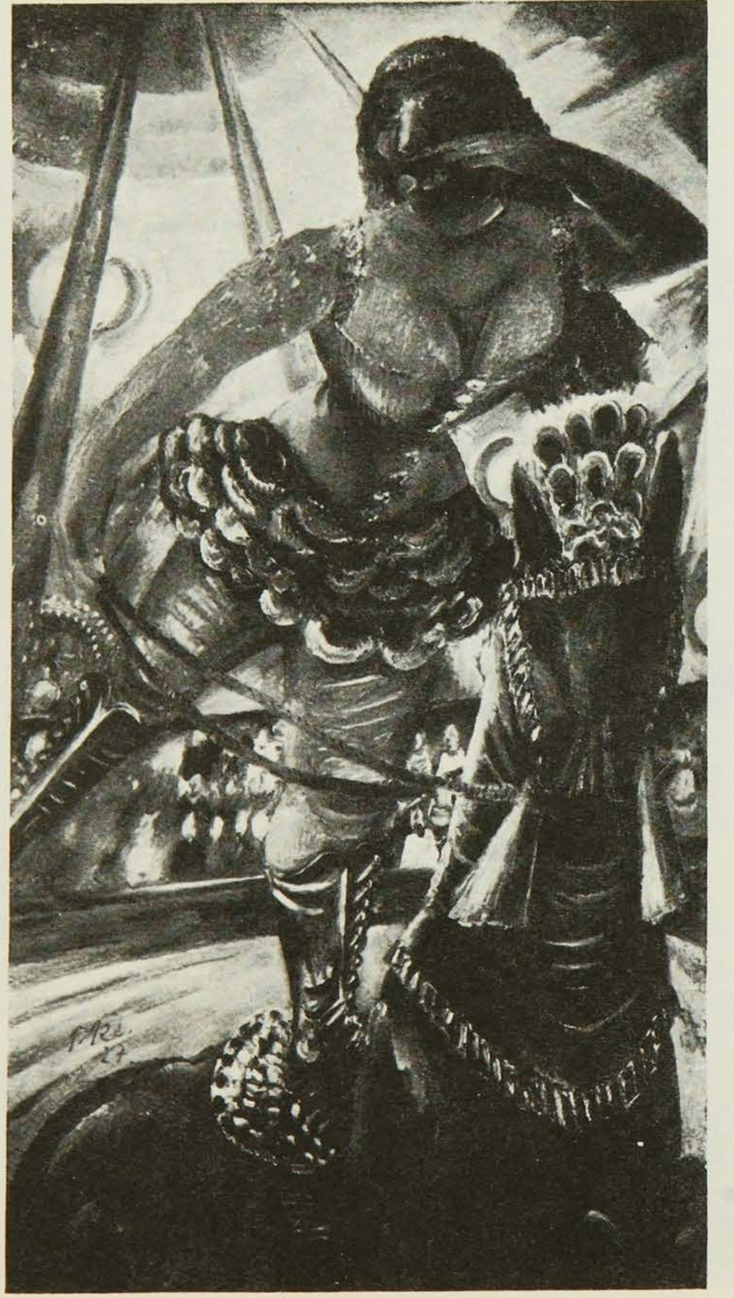


Max Beckmann, Selbstbildnis. 1927



George Grosz, Italienerin. Oelgem. 1927

## Paul Kleinschmidt



Schulreiterin



Stilleben

Ausstellung Flechtheim

„Ein Pferd wäre an der Portion verreckt! Vielleicht sogar zwei. Ihnen geht der Spaß aber auch nicht umsonst hin, davon können Sie überzeugt sein!"

Mit all solchen Experimenten hatte sich Nikolaj sämtliche Zähne verdorben: sie waren ganz grün und bröckelten ab. Sein Ende war schließlich, daß er sich — mit Absicht oder aus Versehen — im Jahre 1901 als Assistent von Professor Konowalow in Kijew beim Arbeiten mit Indigoid vergiftete.

In den Jahren 1889—90 aber war er noch ein kräftiger, gesunder Kerl, exzentrisch, witzig und lustig, wenn er mit mir allein war, aber immer etwas bissig in Gesellschaft.

Ich weiß noch, wir hatten irgendeine rechnerische Arbeit für das Semstwoamt übernommen, die uns einen Rubel täglich einbrachte. Und Nikolaj sang, nach einer bekannten Melodie:

„Hundertdreiundzwanzig
Und noch zweiundzwanzig —
Hundertfünfundvierzig,
Hundertfünfundvierzig."

So sang er zehn Minuten, eine halbe Stunde — und sang immer noch. Sein Tenor wurde immer näselnder. Schließlich bat ich ihn:

„Hör doch endlich auf!"

Er schaute auf die Wanduhr und sagte:

„Du hast aber gute Nerven! Nicht jeder hält solche Quälerei siebenundvierzig Minuten lang aus. Einmal habe ich einem Bekannten, einem Mediziner, das ‚Halleluja' vorgesungen — der hat mir schon nach dreizehn Minuten einen gußeisernen Aschenbecher an den Kopf geworfen. Und dabei wollte der Mensch sogar Irrenarzt werden!"

Nikolaj las andauernd deutsche philosophische Bücher und plante eine Arbeit über „Hegel und Swedenborg'. Hegels Phänomenologie des Geistes war für ihn humoristische Lektüre: er lag lang auf unserm Sofa — das von uns „der Kamm des Kaukasus" genannt wurde — klopfte sich mit dem Buche den Bauch, strampelte mit den Beinen und lachte fast bis zu Tränen.

Als ich ihn fragte, worüber er so furchtbar lache, antwortete er mitleidig:

„Das kann ich dir wirklich nicht so erklären, Teuerster — bring's nicht fertig. Die Geschichte ist tatsächlich zu kniffllig. Das verstehst du doch nicht. Aber, du kannst mir glauben, es ist wirklich zum Totlachen ..."

Erst auf meine dringenden Bitten erzählte er mir dann voller Begeisterung von der „Mystik des Vernünftigen". Ich verstand tatsächlich nichts von alledem und war darüber sehr bekümmert.

Von seinen philosophischen Studien pflegte er zu sagen:

„Weißt du, mein Junge, das ist mindestens ebenso interessant wie Sonnenblumenkerne zu knacken, und annähernd ebenso nützlich."

Als ich in den Hundstagen aus Moskau zurückkam, wandte ich mich natürlich wieder mit meinen „kindischen Fragen" an ihn und bereitete ihm dadurch große Freude.

„Aha, es wird um Philosophie gebeten? Ausgezeichnet! Das habe ich gern. Solche geistige Nahrung soll dir gespendet werden, in dem Quantum, so dir not tuet!"

Er erbot sich, mir ein paar Vorlesungen zu halten.

„Das ist leichter und hoffentlich auch angenehmer für dich, als wenn du immer nur an deinem Lewes saugst.“

Einige Tage darauf saß ich spät abends in einem einsamen Garten in einer halbzerfallenen Laube. Ringsum standen mit Flechten überwachsene Apfel- und Kirschbäume; wildwuchernde Himbeer-, Johannisbeer- und Stachelbeersträucher versperrten die Pfade mit Tausenden zäher Zweige. Auf diesen Pfaden wandelte in einem grauen Schlafrock Nikolajs Vater einher. Er war Beamter im Geistlichen Konsistorium und litt schon stark an Altersschwäche.

Rundherum ragten die Wände von Schuppen gen Himmel; der Garten befand sich also gewissermaßen am Boden einer viereckigen schwarzen Grube, und je mehr die Nacht hereinbrach, desto tiefer schien diese Grube zu sein. Es war schwül — vom Hofe kam der schwere Gestank der im Laufe des Tages von der brennenden Junisonne stark erhitzten Abwässer.

„So — jetzt wollen wir philosophieren“, sagte Nikolaj schmatzend und seine eigenen Worte genießend. Er saß in einer Ecke der Laube und stützte sich mit den Ellbogen auf einen in die Erde eingelassenen Tisch. Die Glut seiner Zigarette beleuchtete beim Aufflammen sein seltsames Gesicht und spiegelte sich in seinen Brillengläsern. Nikolaj fieberte etwas, er wickelte sich fröstelnd in seinen alten Paletot und scharrte mit den Füßen auf dem Lehmboden der Laube. Der Tisch knarrte, als sei er ärgerlich.

Gespannt lauschte ich der gedämpften Stimme meines Freundes. Er erklärte mir fesselnd und allgemeinverständlich das System des Demokritos, erzählte von der Atomtheorie und wie die Wissenschaft sie akzeptiert habe. Dann sagte er plötzlich: „Warte mal“, und schwieg lange, während er eine Zigarette nach der andern rauchte.

Die Nacht war schon vollends herniedergesunken, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Der Himmel über dem Garten war schwarz: es war immer schwüler geworden. Nebenan, im Hause des Psychiaters Kastschenko, sang rührselig ein Violoncell; vom Dachgeschoß her, aus einem offenen Fenster, klang greisenhaftes Husten.

„Also hör mal, mein Lieber,“ hub dann Nikolaj wieder an, eifrig rauchend und seine Stimme noch mehr senkend, „du mußt alle diese Dinge mit größter Vorsicht behandeln. Irgend jemand — ich habe vergessen, wer es war — hat sehr gescheit gesagt, die Überzeugungen aufgeklärter Menschen seien genau so konservativ wie die ausgetretenen Pfade des ganz ungebildeten Denkens der abergläubischen Masse des Volkes. Das ist ein ketzerischer Gedanke; aber in ihm liegt eine traurige Wahrheit. Und nach meiner Meinung ist sie noch sehr milde ausgedrückt. Nimm diesen Gedanken in dich auf und bewahre ihn wohl!“

Ich entsinne mich noch sehr gut dieser Worte, wahrscheinlich des besten und freundschaftlichsten Rates, den mir jemals jemand gegeben hat. Diese Worte rüttelten mich auf, fanden lauten Widerhall in meiner Seele und spannten meine Aufmerksamkeit noch mehr.

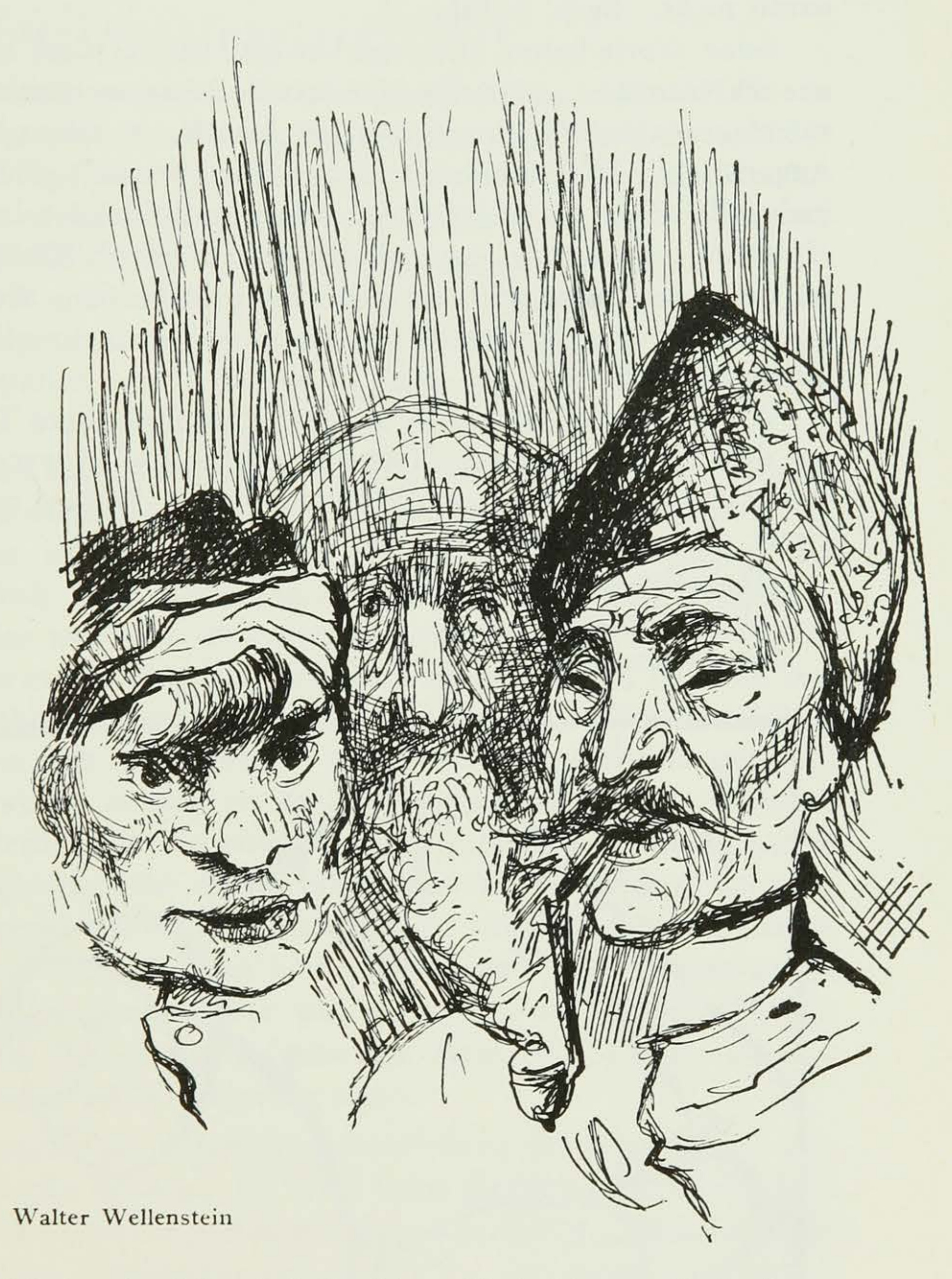
„Ich möchte, daß du bis ans Ende deiner Tage so bleibst, wie du jetzt bist. Halte die Erkenntnis fest, die du bereits hast: die Freiheit des Denkens ist die einzige, die wertvollste Freiheit, die der Mensch erringen kann. Nur derjenige

besitzt sie, der nichts auf Treu und Glauben hin annimmt, der alles prüft, der die Kontinuität der Entwicklung des Lebens wohl begriffen hat, seine unaufhörliche Bewegung, den nie endenden Wechsel der Erscheinungen der Wirklichkeit."

Er erhob sich, kam um den Tisch herum und setzte sich neben mich.

„Alles, was ich dir gesagt habe, läßt sich restlos in den Worten ausdrücken: lebe mit dem Verstande! So ist es! Ich will durchaus nicht etwa meine Ansichten in deinen Schädel hämmern; ich kann überhaupt niemanden etwas lehren — außer Mathematik, beiläufig gesagt. Ganz besonders dich kann ich nichts lehren, verstehst du? Ich erzähle nur. Einen andern Menschen sich selbst ähnlich machen wollen — nein, mein Junge, das halte ich für eine Schweinerei. Vor allen Dingen möchte ich nicht, daß du ähnlich wie ich denkst. Das paßt ganz und gar nicht für dich, Teuerster, denn ich denke schlecht."

Er warf seine Zigarette auf die Erde und trat sie mit zwei etwas übertrieben energischen Fußtritten aus. Aber er zündete sofort eine neue an, wärmte an dem Flämmchen des Streichholzes seinen Daumennagel und fuhr fort, unfroh lachend:



Walter Wellenstein

„Ich bin zum Beispiel der Ansicht, daß die Menschheit bis ans Ende ihrer Tage Tatsachen beschreiben und aus diesen Beschreibungen mehr oder weniger mißlungene Schlüsse über die Existenz der Wahrheit ziehen oder aber, ohne Rücksicht auf die Tatsachen, einfach Phantasiegebäude errichten wird. Abseits davon — oder darüber oder darunter — ist Gott. Aber Gott ist für mich nicht akzeptabel. Vielleicht existiert er wirklich, aber — ich will es nicht! Siehst du, wie wenig schön ich denke? Jawohl, Teuerster! Es gibt Menschen, die Idealismus und Materialismus für völlig gleichwertige Verirrungen des Ver-

standes halten. Sie befinden sich in der Lage von Teufeln, denen die schmutzige Hölle zuwider geworden ist, die aber von der öden Harmonie des Paradieses auch nichts wissen wollen."

Er seufzte und lauschte auf das Cellospiel.

„Kluge Leute behaupten immer, wir wüßten nur das, was wir über Dinge denken, die wir sehen können, aber wir wüßten nicht, ob wir auch das Richtige denken, und ob wir so denken, wie es nötig ist. Aber, glaub' du lieber auch daran nicht. Such' selbst . . ."

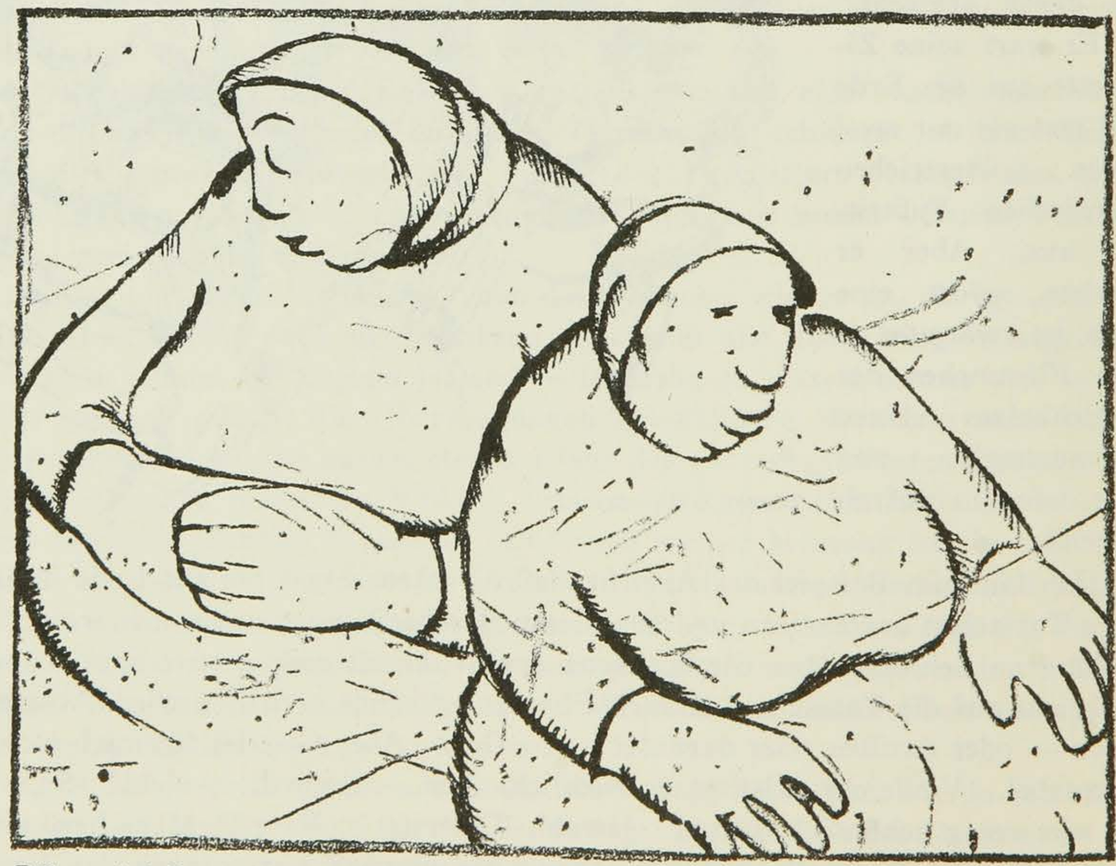
Seine Worte hatten mich tief bewegt: ich verstand immerhin so viel davon, wie ich verstehen mußte, um Nikolajs Seelenschmerz mitfühlen zu können. Wir reichten uns die Hände und standen eine Minute stumm da. Es war ein schöner Augenblick! Wahrscheinlich einer der besten, glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Dabei ist dieses Leben doch reichlich bunt und hätte mir wohl eigentlich mehr solche Augenblicke geben können! Übrigens ja — der Mensch ist habgierig. Das ist eine von seinen Tugenden, aber aus Mißverständnis oder, richtiger gesagt, wohl aus Heuchelei wird diese Tugend als Laster angesehen.

Wir traten auf die Straße hinaus, blieben vor dem Tore stehen und lauschten dem Rollen des fernen Donners. Über die schwarzen Wolken zuckte der Widerschein der Blitze, im Osten glühten die Wolken schon und vergingen im Feuer der Morgenröte.

„Hab Dank, Nikolaj!"

„Keine Ursach' . . ."

Ich entfernte mich.



Rübsam-Anhalzer

Radierung (Linden-Verlag)

# DIE GESCHLECHTSNOT DER JUGEND

(Ausschnitte aus einem sexualpsychologischen Gutachten)

Von

*Dr. MAGNUS HIRSCHFELD*

## I.

### Unterwertigkeitsgefühle.

Der Angeklagte litt wie so viele andere Jugendliche in hohem Maße an seelischen Zuständen, die von älteren Psychologen und Psychiatern als Insufficiensgefühle (insufficentia = Unzulänglichkeit), von neueren als Minderwertigkeits- oder Unterwertigkeitsgefühle bezeichnet werden. Sie beruhen auf Versündigungs- und Schuldideen, auf Vorstellungen von Schwäche, von unternormaler Beschaffenheit und Leistung. Wenn sie unbegründet sind, und das sind sie zumeist, spricht man auch von Kleinheitswahn. In 75 Prozent der Fälle — sehr wahrscheinlich noch häufiger — haben diese Minderwertigkeitsgefühle eine mehr oder weniger bewußte sexuelle Wurzel.

Bei dem Angeklagten hatte diese negative Selbsteinschätzung eine dreifache Wurzel; sie wurzelte in der Schwäche, die er selbst „Jugendsünde" nannte. Er führte gegen sie einen harten Kampf, der ihm jahrelange Enthaltung ermöglichte, um schließlich doch wieder dieser ganz gewöhnlichen Pubertätserscheinung zu verfallen und sich in seiner Unkenntnis als ganz verworfener Mensch zu fühlen. Das zweite war das Geheimnis seiner Geburt, das sich ihm in seinem 12. Lebensjahr bei einem Streit seiner Eltern schreckhaft enthüllte. Auch hierdurch fühlte er sich zurückgesetzt, benachteiligt, zu Unrecht bemakelt. Und dann das dritte, womit er sich am meisten quälte, das Gefühl, in seiner körperlichen und geschlechtlichen Entwicklung zurückgeblieben zu sein. Er suchte zwar sein Unterwertigkeitsgefühl durch ein gewisses schneidiges, forsches Auftreten zu überkompensieren — in dieses Bereich gehörte auch das „unbefugte Tragen" der Schußwaffe, das sich hier wieder einmal als so überaus verhängnisvoll erwies, — im Grunde aber war er von seiner körperseelischen Schwäche durchdrungen, die er um so schwerer empfand, je mehr sie mit seinen geistigen Leistungen im Widerspruch stand.

Die wesentliche Ursache der unrichtigen Beurteilung des Eigenwertes war hier, wie so oft, mangelndes Wissen. Er besaß keine Kenntnisse auf sexuellem Gebiet, nur *ganz verschwommene Vorstellungen von allerlei Häßlichem und Gräßlichem,* da, wie üblich, Elternhaus und Schule die sogenannte Aufklärung der Straße überlassen hatten. Er schreibt darüber: „Ich wurde mit meinem siebenten Lebensjahre von Schulkameraden in „plump-roher" Weise über geschlechtliche Dinge aufgeklärt, was mich sehr verwirrte und noch befangener machte. Ich sah als Kind Geschlechtsakte, die Kinder der Nachbarschaft im Freien ausführten, desgleichen solche bei einem Landaufenthalt in Mecklenburg."

Man hat gesagt, diese jungen Menschen wußten doch Bescheid; genau das Gegenteil trifft zu, *sie wußten nicht Bescheid.* Denn halbes und falsches Wissen

ist auf diesem Gebiet viel schlimmer als kein Wissen. Es handelt sich nicht um die Frage: sexuelle Aufklärung (und Erziehung) oder keine, sondern um die Frage: falsche Aufklärung durch die Straße oder richtige durch die dazu berufenen Personen. Es wurde mir durch das Zeugnis des Oberstudiendirektors der Schule, die der Angeklagte besuchte, bestätigt, daß in den biologischen Schulbüchern über den Körperbau des Menschen noch jetzt in den Beschreibungen und Abbildungen die Sexualorgane als unsittlich oder unschicklich fortgelassen werden, der Direktor meinte, weil sie auch jüngere Schüler sehen könnten, als ob diese sie nicht längst bei sich und ihren Geschwistern und anderen gesehen hätten.

Solange man glaubt, anders als durch die reine Wahrheit zur wahren Reinheit gelangen zu können, sollte man sich nicht allzusehr über Vorgänge wundern, die hier nur durch den aufblitzenden Pistolenschuß in das grelle Licht der Oeffentlichkeit gerückt wurden. Die Oeffentlichkeit ist das einzig Gute an diesem Prozeß. Im übrigen gilt gerade für dieses Gebiet das Wort aus Wilhelm Meisters Lehrjahren:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.

## II.

## Präliminartypen.

Einige Worte vom sexualpsychologischen Standpunkt über Hilde. Nicht über ihre Glaubwürdigkeit, von der ich nur das eine sagen will, daß es außer der Lüge und Wahrheit auch noch den Irrtum gibt, der sich besonders dann leicht einschleicht, wenn es sich um die Erinnerung an Einzelheiten handelt, die unmittelbar vor oder nach sehr schreckhaften Ereignissen liegen. Der größte derzeitige Sachverständige auf dem Gebiet der Aussagenpsychologie, Professor William Stern in Hamburg, hat in seinem Buch „Jugendliche Zeugen in Sittlichkeitsprozessen“ darüber das wertvollste Material beigebracht. Wie aber ist Hildes Verhältnis zu Paul zu beurteilen? Da muß ich, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, erklären, sie ist bei weitem nicht so schlimm, wie es gemacht wird. Sie stellt einen besonderen, in allen Kreisen weit verbreiteten Sexualtypus dar, des halbwüchsigen Mädchens, das ein starkes Verlangen nach Liebkosungen, sexuellen Spielereien und Erlebnissen hat, sich aber *vor dem letzten* ganz bewußt zurückhält, *zurückhalten will,* ohne sich darüber klar zu sein, daß es ein Spiel mit dem Feuer bedeutet. Man kann diesen Typus als Präliminartypus (von Präliminarien = Vorspiel) bezeichnen: Hildes Bemerkung zu Hans, bevor sie sich mit ihm ins Schlafzimmer begibt: „Du mußt mir aber versprechen, daß du nicht ‚das eine‘ von mir verlangst“, auch die Aeußerung von Ellinor zu Hilde, als sie erfährt, daß Hans die Nacht bei ihr geblieben ist: „Ja, bist du denn wahnsinnig geworden“, sind so zu begreifen.

Deshalb halte ich es auch, abgesehen von der Bestätigung ihrer Virginität durch den Untersuchungsbefund des Herrn Dr. Freund für durchaus wahr-

scheinlich, daß Hildes Aussage, es hätte in der Nacht vor der Mordnacht zwischen ihr und Paul kein eigentlicher Geschlechtsverkehr stattgefunden, richtig ist. Sie war darüber jedenfalls viel besser unterrichtet als der gänzlich unerfahrene und unwissende Paul, der bei dieser Gelegenheit zum allerersten Male mit einem Mädchen den Verkehr ausübte. Dieses „jungenhafte Mädel“, das den empfindsamen Jüngling mit dem femininen Einschlag, wie er sagte, durch ihre „Worte, Gesten und Küsse“ so reizte, daß er schon Wochen vor der Unglücksnacht, die der Glücksnacht folgte, „wie in einem Rausch lebte“, stellt den Typus des „flappers“ dar, den der erfahrene Richter des Jugend- und Familiengerichts in Denver-Colorado, Ben B. *Lindsey,* in seinem aufsehenerregenden Buch „Die Revolution der modernen Jugend“ so eindringlich geschildert hat. Er sagt hier in dem Kapitel „Die schweren Folgen geschlechtlicher Intimitäten“ wörtlich: „daß mehr als 90 Prozent aller Mädchen und Jungen, die Gesellschaften, Tänze und Autofahrten mitmachen, sich in Küssen und Sichabdrücken ergehen. Dies bedeutet nicht, daß jedes Mädchen sich von jedem Jungen abknutschen läßt, aber jedes findet immer einen, mit dem es sich soweit einläßt. Die übrigbleibenden 10 Prozent sind junges Volk, das nicht körperliche oder seelische Energie genug hat, um seine natürlichen Triebe zum Ausdruck zu bringen. Das heißt, daß es Kraftüberschuß, überschäumender Lebensmut ist, was diese jungen Menschen in Konflikte, in Not bringt, und daß es sich einzig darum handelt, diese mächtigen Energien weiser zu lenken.“ Möglich, daß der Prozentsatz dieser Präliminartypen bei uns in Deutschland niedriger ist als in Amerika, groß dürfte der Unterschied nicht sein. In Frankreich hat er in Marcel Prevosts Roman „Les Demi-vierges“, in Deutschland durch Wedekinds „Frühlings Erwachen“ eine künstlerische Bearbeitung erfahren. Ich selbst habe ihn in dem Kapitel meiner „Geschlechtskunde“: „Vom Verkehr der Geschlechter bis zum Geschlechtsverkehr“ ausführlich beschrieben. Es spricht viel dafür, daß es sich, wie in den meisten Fällen dieser Art, auch bei dem Angeklagten in Wirklichkeit *nicht um Liebe, sondern um Liebelei* handelte. Damit verliert dann aber das Motiv der von der Anklage angenommenen Bluttat stark an Wahrscheinlichkeit, namentlich bei einem Angeklagten, dessen ganzer Natur und Gepflogenheit es ungleich näher liegt, Liebesschmerzen in Versen abzureagieren, Tinte statt Blut fließen zu lassen.

---

**Zu unserem großen Bedauern** hat die Veröffentlichung des Bildes nach Seite 100 in Heft 2 des Querschnitt (unterschrieben: **Hermine Feist**) die Mißbilligung der Dargestellten gefunden. Wir möchten hiermit ausdrücklich feststellen, daß uns selbstverständlich nichts ferner gelegen hat, als die von uns hochverehrte Frau Hermine Feist zu kränken. Im Gegenteil waren wir davon überzeugt, daß diese Veröffentlichung Frau Feist Spaß machen würde. Wir betonen auf ihren Wunsch ausdrücklich, daß diese Reproduktion gegen ihren Willen bzw. ohne ihr Wissen erfolgte.

## BÜCHER-QUERSCHNITT

*ULYSSES. Von James Joyce.* Vom Verfasser geprüfte deutsche Ausgabe von Georg Goyert. Privatdruck, Rhein-Verlag, Basel.

Ueber 662 Seiten rollen hyperscharfe Zeitlupenaufnahmen. Nur stückweise kann der vergewaltigte Blick diesem Dauerfilm folgen: Leopold Bloom, ein irischer Jude und Repräsentant begabten Durchschnitts lebt sich — die Figuren seiner Umgebung tun desgleichen — einen zwanzig Stunden währenden Junitag des Jahres 1904 hemmungslos aus.

Wir stehen auf, genügen den vielen öffentlichen und geheimen Notdürften des täglichen Daseins, beerdigen einen Freund, atmen die Presseluft eines Zeitungsbetriebes, essen in billigen Gastwirtschaften, abenteuern am Meeresstrand, durchwühlen alle Kloaken der Prostitution und kehren gegen Morgengrauen heim, um, neben der duselnden Frau Marion liegend, ihre interpunktionslosen Wunsch-, Wach- und Erinnerungsträume mitzuträumen.

Sämtliche Denk- und Gefühlskurven fiebern in dieser Encyclopädie der Psycho-Analyse, dieser Freud-Bibel kat exochen! Hebräische, lateinische, französische, italienische, medizinische undsoweitrige Brocken würzen die Gargantualische Kost. Neueste Ingredienz ist die innere Zwiesprache, oft nur in Silbenfetzen, in Wortresten und Stammellauten fixiert. Ob erotische Verdeutlichung so intensiv der Zote bedarf (aus diesem Grunde wäre die Befehdung des Ulysses verständlich), muß bezweifelt werden. Resultat ehrliche Langweile. Andere Bilder bleiben tief haften, wie etwa das Kirchhofmilieu, die Kleinstadt-Bar, die Strandszene usw.

Verglichen mit dem Original — soweit sich dieses dem Nicht-Iren sprachlich erschließt, mutet die Uebersetzung unzulänglich an, besonders bei Dialekt-Uebertragungen.

Die bunte Stilrevue, die Humorlosigkeit sowie das chronische Alpdrücken innerer Gesichte wird vielleicht enträtselt, wenn man bedenkt, daß der universell gebildete Verfasser in jahrelangem Augenleiden nur auf eigenes inneres Schauen konzentriert blieb.

Jedenfalls schuf er eine respektheischende Arbeit, die letzten Endes Wagnerscher Zeitlupenmusik entsproß und das Motto tragen sollte: Beware of Imitation!

*L. Th.*

*ALFRED ROTH, Zwei Wohnhäuser* von Le Corbusier und Pierre Jeanneret. Akadem. Verlag Dr. Fr. Wedekind & Co., Stuttgart. 1927.

Unter den Architekten der Gegenwart ist Corbusier vielleicht der radikalste Neuerer. Seine Ideen tasten voraus, formen und gestalten, was die Vortrupps der Kultur bewegt. Darum aber sind seine Bauten auch problematischer als fast alles andere Moderne. Sie suchen einen Gedanken zu Ende zu führen und führen ihn vielleicht zugleich ad absurdum. Dennoch: diese von sicherem Raumgefühl und unbeirrter Phantasie aus Konstruktion und Zweck erstellten Bauten sind auch dann anregend und zukunftweisend, wenn sie sich, so wie sie sind, nicht als *der* Wohntyp unserer Zeit erweisen. *C. F. R.*

*WERNER WITTGENSTEIN, Thiele Vorsings Uhr.* Friesen-Verlag, Bremen.

Sehr deutscher Roman aus dem Ausgang des Mittelalters, dessen wesentliche Kulturmomente lebendig werden. Religiosität und Heidentum ringen miteinander, Hexenglaube und Zunftwesen, Keuschheit und Sünde, Fehde und Herdfriede sind plastisch gestaltet. Pathetisch, leider ohne Humor. *B. Sch.*

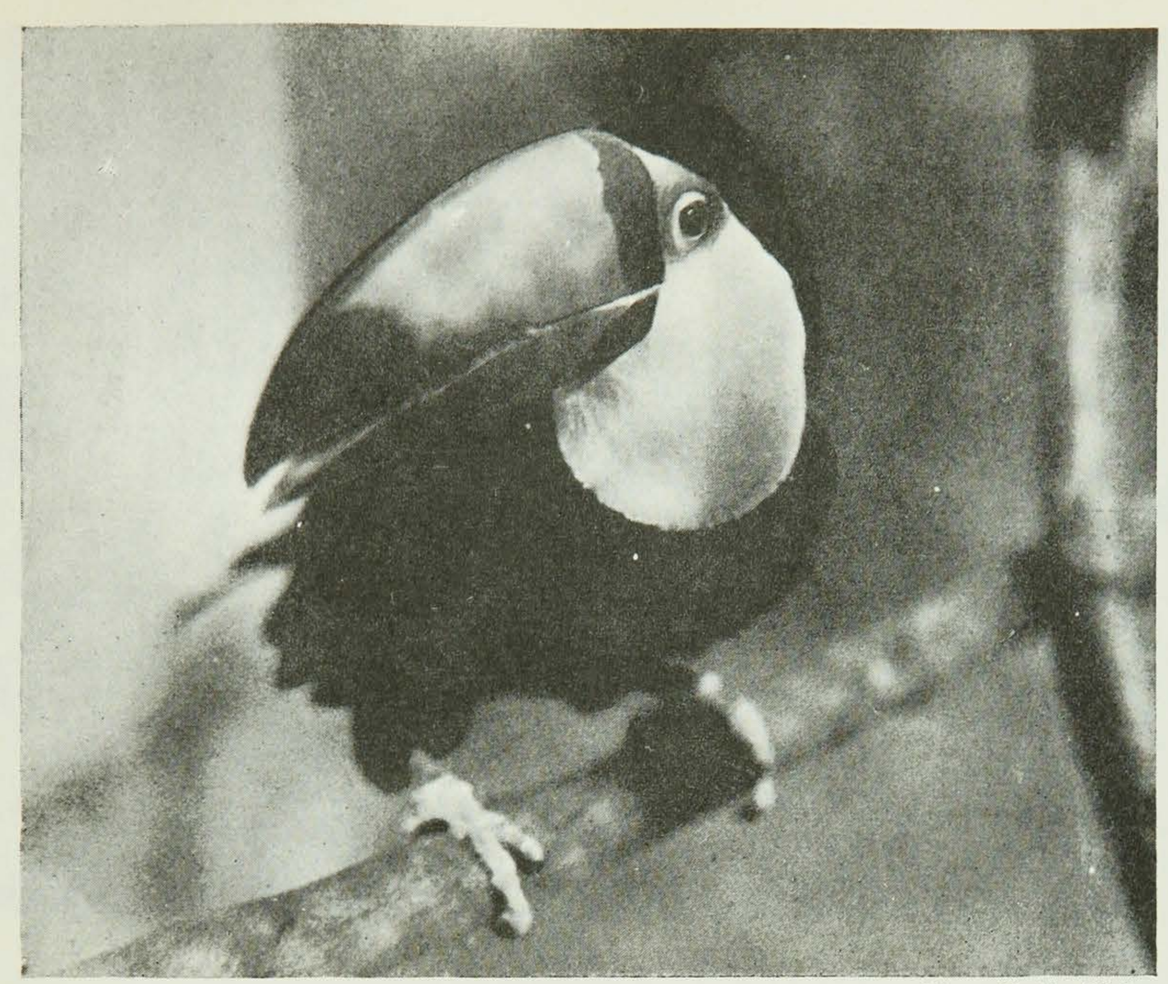


Photo Hedda Walter

Pfefferfresser (Tukan)



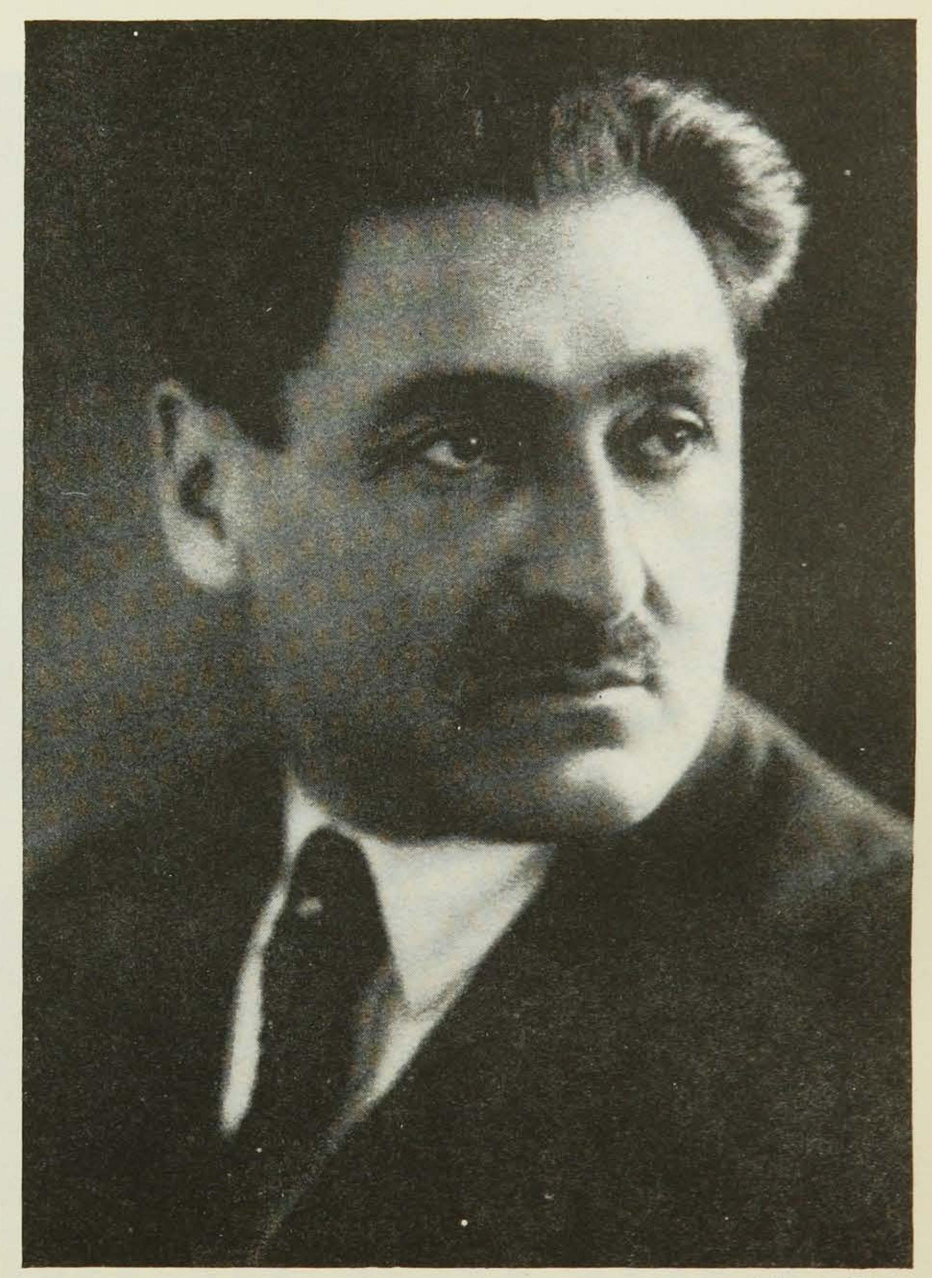
Wide World **Photo**

Mary Wigman korrigiert in ihrer neuen Berliner Tanzschule



Photo Balazs, Berlin

Gina Manès, die Therese Raquin in Jacques Feyders Film



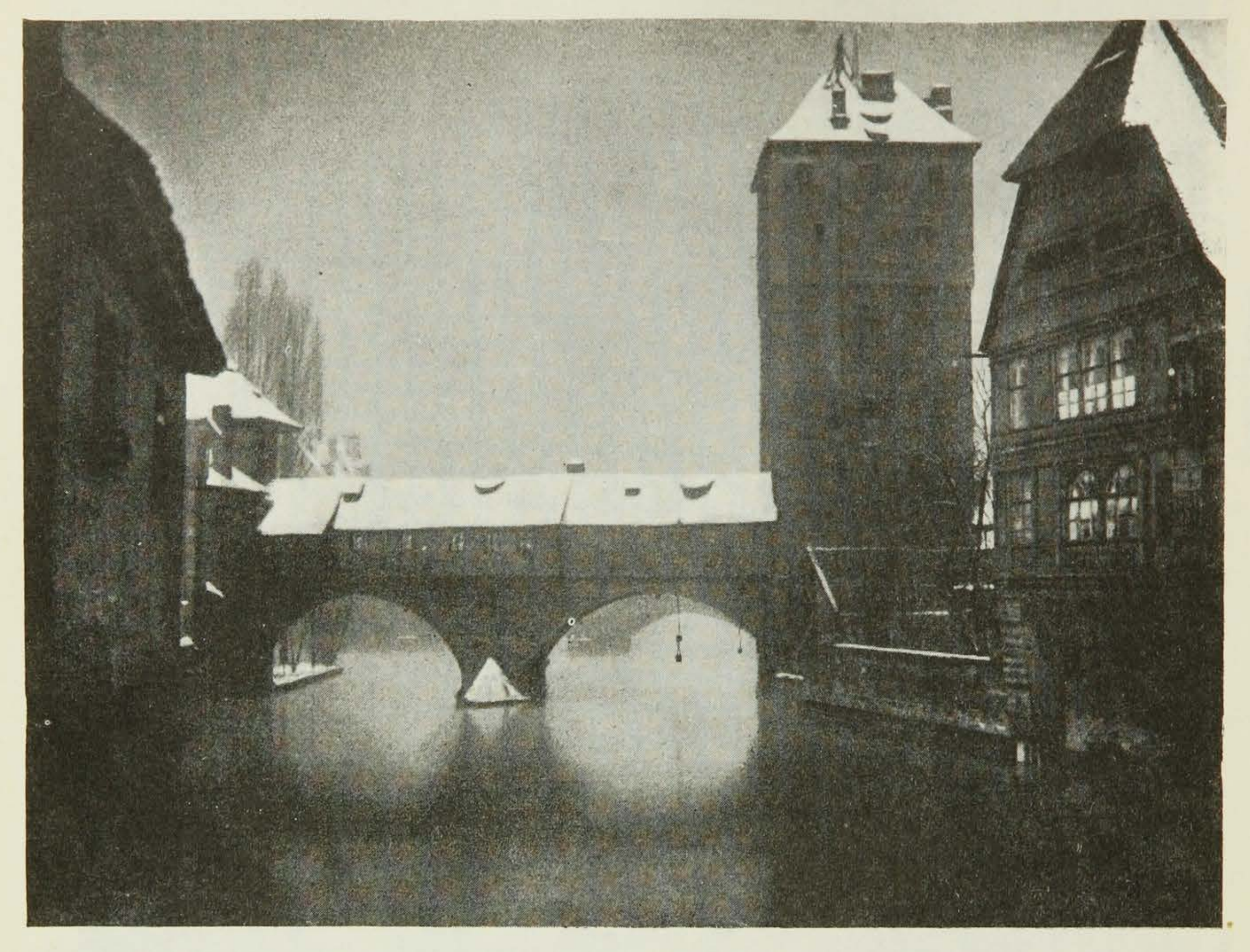
Atlantic Photo

Ossip Dymow

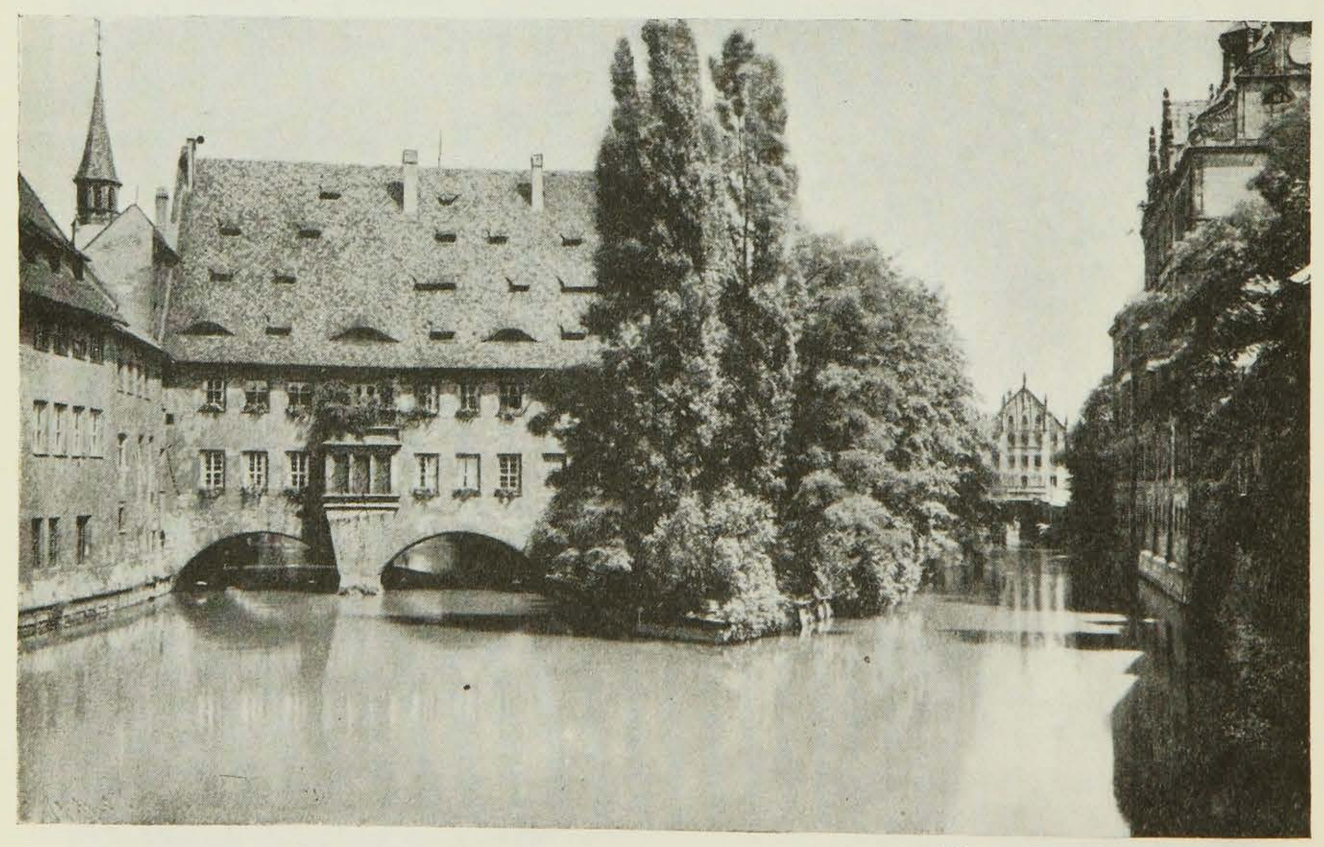


Ausstellung Flatow & Priemer

Wandgemälde aus Premstätten bei Graz (um 1750)



Der Henkersteg im Winter



Heiliggeistspital

Photos M. Hermann, Nürnberg

*EDMUND HILDEBRANDT, Leonardo da Vinci. Der Künstler und sein Werk.* A. Grotesche Verlags-Buchhandlung, Berlin.

Endlich einmal ein gut ausgestattetes modernes Werk über den Künstler Leonardo. Schon allein die Zahl der Abbildungen (296) würde es wertvoll machen, da die älteren Werke von Müntz (1899) und von Seidlitz (1909) längst vergriffen sind. Aber auch der Autor hat uns etwas zu sagen, selbst wenn die zünftige Wissenschaft behaupten sollte, daß das „abschließende" Werk über den Meister immer noch fehlt. Wir übrigen Sterblichen sind zufrieden, daß der unheimliche Riese, bei dem man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, über seine künstlerischen Leistungen, seine wissenschaftlichen oder seine technischen Erkenntnisse, die ihn um Jahrhunderte seiner eigenen Zeit voraneilen lassen, endlich einmal einen Interpreten gefunden hat, der ihn uns modernen Menschen wieder nahezubringen versucht. Erfreulich, daß ein Kunsthistoriker den Mut fand, dieses diffizile Thema Leonardo anzupacken; erfreulich, daß sich ein Verlag entschloß, das Werk so schön herauszubringen. Hoffentlich danken recht zahlreiche Käufer des Buches den beiden. Sie haben es verdient. *C. F. R.*

*BALDER OLDEN, Ich bin ich.* Der Roman Carl Peters. Universitas Deutsche Verlags-A.-G., Berlin.

Das vulkanische Leben dieses Willensmenschen, sein Tempo, seine Siege und die Hindernisse, die sich ihm entgegentürmen, sind ebenso leidenschaftlich wie begabt gestaltet. Ein sehr kluges und aufschlußreiches Buch. *B. Sch.*

*LEONHARD FRANK, Das Ochsenfurter Männerquartett.* Insel-Verlag, Leipzig.

Die Typen und Schicksale werden bunt und doch übersichtlich durcheinandergewirbelt, aber zum Schluß von der Hand des Schöpfers, wie von Gott-Vater, selbst an das gewollte — auch vom Leser gewollte Ziel gebracht. *B. Sch.*

*DIE ZWEITEN 1000 WORTE ENGLISCH. Bearbeitet von Dr. Ernst Wallenberg.* Verlag Ullstein, Berlin.

Zunächst ist es eine so entzückende Lektüre, daß man den verabscheuten Zweck des Sprachunterrichts überhaupt nicht merkt, es sei denn daran, daß man außerordentlich viel dabei lernt. Man macht eine Reise nach London, lernt die Stadt und ihre Bewohner in ernsten und heiteren Situationen und darüber hinaus das gesamte private und öffentliche Leben des Engländers kennen, ohne sich einen Augenblick dabei zu langweilen oder auch nur angestrengt zu sein. Grammatik und Syntax werden auf eine geradezu anmutige Art serviert und doch oder gerade deshalb gelernt. Die Illustrationen sind wie alles übrige durchaus up to date. Wann kommen „Die zweiten 1000 Worte Französisch"? *B. Sch.*

*WILHELM SPEYER, Frau von Hanka,* Roman. Verlag Ullstein.

Eine der interessantesten Speyer'schen Frauengestalten, Mischung von verfeinerter Kulturdame und exotischem Triebwesen, im Mittelpunkt einer breit entwickelten Liebesepisode. Der Roman eines dionysischen Rausches, dessen Leidenschaftlichkeit durch einen bewußt gehobenen dichterischen Stil in die kühlere Sphäre eines sicher abwägenden Geschmacks transponiert wird.

*WALTER CURT BEHRENDT, Der Sieg des Neuen Baustils.* Akadem. Verlag Dr. Fr. Wedekind & Co., Stuttgart. 1927.

Eine in ihrer Knappheit vortreffliche Einführung in die Baukunst der Gegenwart mit kleinen, aber gut gewählten Abbildungen markanter Bauten. Zur Orientierung sehr zu empfehlen. *C. F. R.*

*HANS OSTWALD, Das galante Berlin.* Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald.

Prachtvoll ausgestattet mit vielen farbigen Beilagen und zahllosen anderen Illustrationen nach besten alten und neuen Meistern. Sehr umfassend der Gegenstand betrachtet mit vielen Originalberichten und charakteristischen Zeitdokumenten. Doch müssen wir uns in die Perspektive des Autors etwas mühevoll zurechtrücken; sie liegt etwa um eine Generation vor unserer eigenen. *B. Sch.*

*FANNY LEWALD, Römisches Tagebuch 1845-1846.* Von Dr. Heinrich Spiero mit Porträts. Klinkhardt und Biermann, Leipzig.

Erst zwanzig Jahre nach der Niederschrift fügte die geistvolle Königsbergerin Fanny Lewald diese leidenschaftlich pulsierenden Tagebuchaufzeichnungen zu einem intimen Buch, dessen Veröffentlichung mit Einverständnis der beteiligten Familien sie besorgte. Adolf Stahr, Ottilie von Goethe, Adele Schopenhauer und manche andere — — sie stehen in heftiger Unmittelbarkeit vor uns. Die spätere Gattin des berühmten Gelehrten Stahr hat es verstanden, nicht nur die Seelenkämpfe zweier Liebenden, sondern auch die römische Atmosphäre jener Jahre höchst vital festzuhalten. *L. Th.*

*KARL SCHEFFLER, Der junge Tobias.* Insel-Verlag, Leipzig.

Dieser klar formulierte Roman porträtiert mit zeichnerischer Präzision und dichterischer Eindringlichkeit das Lebensbild eines jungen Handwerkers. Vielfaches Tasten und Irren führen ihn schließlich zu seinem inneren Beruf: als Kunstschriftsteller gibt er sich und anderen Aufschluß über die ewigen Probleme der Malerei, Architektur, Plastik, des Kunstgewerbes.

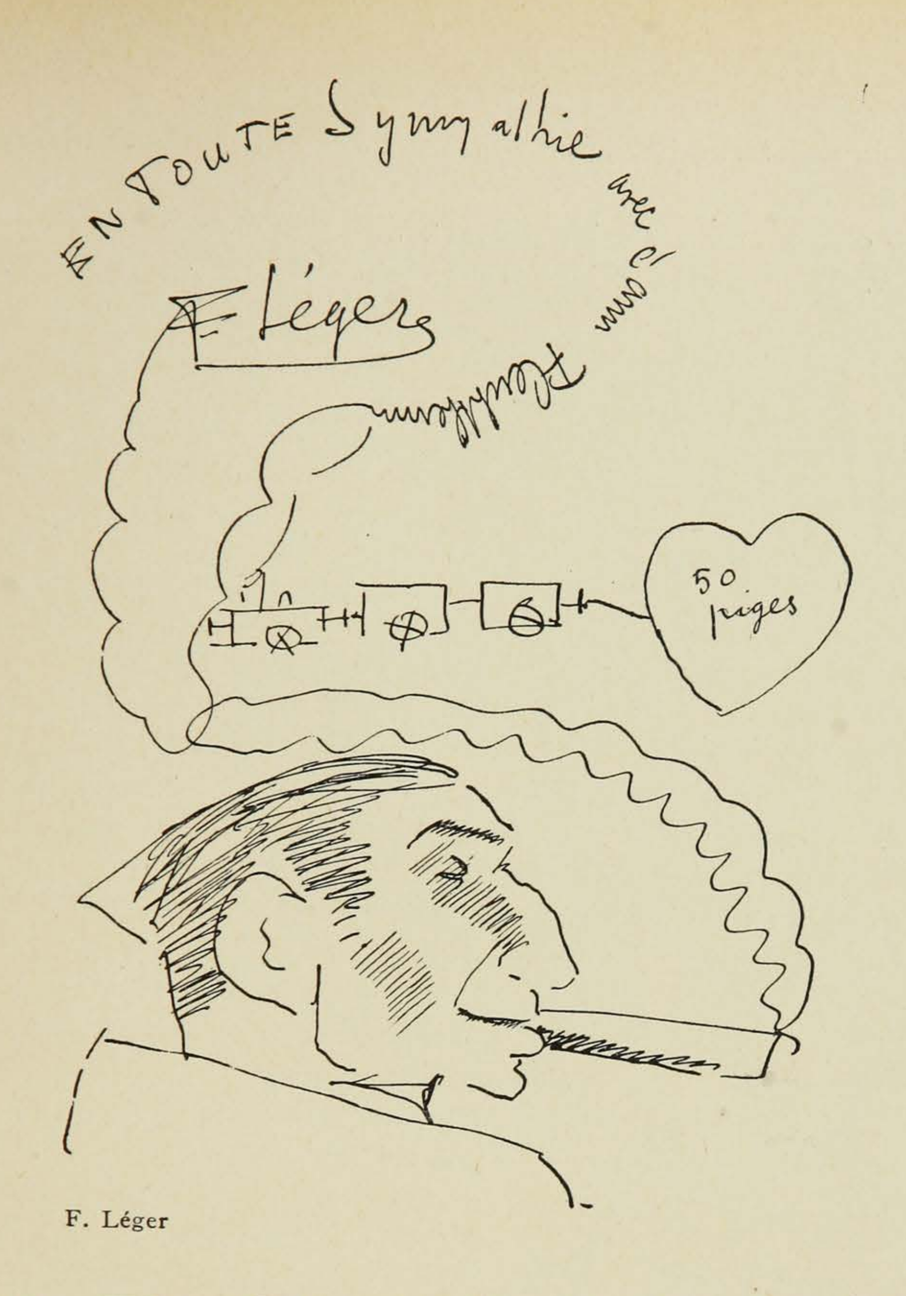
Vorzügliche Milieuschilderung der Großstadtentwicklung von 1870 bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts. *L. Th.*

*RENÉ FÜLÖP-MÜLLER, Der heilige Teufel, Rasputin und die Frauen.* (Mit einem Titelbild und 93 Abbildungen.) Grethlein u. Co., Leipzig, Zürich.

Eine äußerst ernste und ebenso begabte Forscherleistung, eine Dichtung! Das Epos, aus dem uns die unerklärliche, unheimliche Persönlichkeit dieses faszinierenden Willensmenschen, des eigentlichen Beherrschers des vorrevolutionären Rußland lebendig entgegentritt. Wüstling und Heiliger, Primitiver und Dompteur divergierendster Intelligenzen und Temperamente, religiöser Fanatiker und überlegener Ausbeuter, aller weltlich-modernen Instinkte — Rasputin, der heilige Teufel. Ein Abenteurerroman von unerhörter Faszination — aus der Wirklichkeit. *B. Sch.*

*LEONID GROSSMANN, Die Beichte eines Juden.* In Briefen an Dostojewski. R. Piper & Co., München.,

Nicht nur für Dostojewskis Wesensart und seine politischen Wandlungen gibt dieses Buch authentische Belege — es enthält vor allem die erschütternden Dokumente des Falles Korner. Beeinflußt durch die Lektüre des „Raskolnikow" hatte dieser hochbegabte jüdische Publizist und Schriftsteller Unterschlagungen begangen, um seine hungernden Wirtsleute und deren kranke Tochter, mit welcher ihn starke Neigung verband, zu retten. Nach Sibirien verbannt, schrieb er von dort aus an Dostojewski über seine Schuld, über politische, religiöse und ethische Fragen. Dieser Briefwechsel zwischen dem Dichter und Abraham Urija Korner beleuchtet die Zustände im damaligen Zarenreich, die allgemeinen und besonderen Probleme des Judentums so mannigfaltig, daß heutige Resultate jener Entwicklungen überraschend erhellt werden. *L. Th.*




F. Léger

# MARGINALIEN

### Alfred — weißt du noch?

Wenige wissen wie du, Alfred, was die alte preußische Armee war, und wenn ich dir in deiner arischen Begeisterung nicht immer folgen kann, so liegt das an dem Unterschied unserer Bekenntnisse. Du warst Ulan, Alfred, aber du warst auch mal — ich sehe es noch wie heute, als ich kurz nach Kriegsausbruch über die große Rheinbrücke in Köln an der alten napoleonischen Kaserne in Deutz vorbeifuhr und du mir in Stulpenstiefeln einen Gruß zusandtest — du warst auch mal achter Kürassier. (Nichts für ungut.) Und zum Schluß des Krieges solltest du sogar achter Husar (Pabsthusar) werden, während das Halb-Infanteristische des Dragoners dich stets abgeschreckt hat.

Du hast den preußischen Adel in Gestalt von Major v. Schorlemer geliebt, während du zu Rittmeister von Gruyter in kein Verhältnis kommen konntest. Wie dieser nicht zu dir, trotzdem du ihn Weihnachten mit dem Tanz der siebzehn Leibbinden verführen wolltest.

Du allein warst zugelassen zu der Tafel des Fürsten Louis de Ligne, weil du allein die ihm unentbehrliche spanische Etikette beherrschtest.

Als ich dich kennenlernte im „Royal“, warst du Getreidehändler, neben dir saß Otto v. Waetjen, zu deinen Füßen ein üppiges algerisches Weib, das Märchen aus ihrer Heimat erzählte. Später verließest du das Geschäft deiner Väter, nachdem du ihm ebenso redlich wie schädlich gedient hast, und eröffnetest einen Kunstsalon, womit — wie du sagtest — dir ein Herzenswunsch in Erfüllung ging. Nun ging ungehemmt deine Entwicklung los, die über Vigner, Schulte, Sölde, Nauen (mein Freund Nauen), Morgner (ich und die rote Erde, oder der westfälische Renoir), Baschwitz (warum stelle ich Baschwitz aus?) bis zu dem französischen Renoir, den Degas-Bronzen und den abstrakten Picassos führte.

Eines Tages 19 stellte sich heraus, daß du gleich neben Ludendorff auf der Auslieferungsliste standest. Da verließest du in meinen Kleidern und mit meinem Paß versehen bei Nacht und Nebel dein Weib, deine Eltern und die Stadt deiner Väter und zogst in die Stadt, wo der moderne Mensch hingehört, um dich hier zu dem zu entwickeln, der du heute bist. Und als (vorläufigen) Schlußstein dieser Entwicklung hast du dir neulich einen matten Zylinder gekauft, so daß man dich, wenn man nichts von dir hört und nicht deine oft heruntergerutschten Socken sieht, für einen gentleman halten kann.

Aber einmal in einer kalten Regennacht — es war im Tiergartenviertel, wo wir bei einer besseren Berliner Familie gut gegessen hatten — hast du mir folgendes gestanden: „Weh! Nichts ist mir ganz geglückt — nicht mein Getreide- — noch mein Kunsthandel — auch blieb ich nicht Ulan, sondern wurde Landwehrkavallerist! — Nur der Querschnitt —“

„Und der ist von mir“, wollte ich schon sagen. Aber ich sagte nichts, da du in einer seltenen, süß elegischen Stimmung warst. Du hattest bei den Freunden zu viel Whisky getrunken.

Alfred! Ob ich auf Schiller und Goethe verweise, auf Breitensträter und Kaes, auf Gr. und V., auf Rut und Francesco, auf Loeser und Wolff: wir gehören zusammen, und ich gratuliere mir zu dir, und dir zu mir. *Weddo.*

**Zirkus Chaplin.** Dieser Film, der zu leicht ist, als daß man ihn mit einer Kritik beschweren sollte, ist durch zwei Dinge bedeutend: 1. dadurch, daß er banal, und 2. daß er handlungslos ist. Wenn endlich folgendes die Menschheit begreifen wollte: 1. daß wir über uns, da wir am Anfang einer Entwicklung stehen, sehr viel weniger wissen als 1914; 2. daß uns also alles daran liegen muß, den Bedingungen, unter denen wir leben, auf die Spur zu kommen; 3. daß der Schwerpunkt unseres Lebens von heute im Denken und Empfinden liegt und 4. daß das, was an sogenannter Handlung, d. h. an spannenden Erlebnissen passiert, immer nur nebenbei, d. h. sozusagen in der Provinz, nicht im Zentrum geschieht, und daß daher — forcément — das eigentliche Leben sich in banale Einzelheiten auflöst.

Wie man diese bedeutend macht, das kann man aus diesem Film lernen.

*H. v. W.*



...ELL TROCKEN
Als Elitemarke - unſern Henkell-Trocken noch übertreffend - empfehlen wir unſern
HENKELL PRIVAT
und als exceptionellen Jahrgangswein unſern
1921er
HENKELL
Unerreicht u. unerreichbar
ſind unſere auf Ideal-Gelände in geſchloſſener Einheitlichkeit auf Grund der Erfahrungen dreier Generationen erbauten Kellereien.
Vor den Augen der ſtets willkommenen Beſucher gehen hier unſere ungeheuren Vorräte ihrer Vollendung entgegen.
HENKELL & Co
Wiesbaden-Biebrich
Gegr. 1832 • Seit 4 Generationen im ausſchließlichen Beſitz u. unter perſönl. Leitung d. Familie Henkell.

## Was sagen sie zu Alfred Flechtheim?

(Eine Rundfrage anläßlich seines 50. Geburtstags, am 1. April.)

*Die hyperämischen Reiche.*

Gedichtet unter Benutzung Rousseau'scher und Klee'scher Motive zum 50. Geburtstag von Herrn Alfred Flechtheim, dem durch die Äonen strahlenden Gründer des „Querschnitt".

Ihnen ein Lied zur Feier,
kunstverkündender Mann,
*wie* sieht meine Leier
Ihre Wände an:
die hyperämischen Reiche,
Palmen und Muschelmeer,
Vorwelten, wallungsweiche,
strömen die Bilder her.

Sei es: Lianenbarren
ananasdurchweht,
schuhlange Wespen, Farren,
wo dann der Löwe steht:
Urwald, Komplexgewalten,
Tiernacht und Mythenmeer,
daß sie ihr Reich entfalten
dunkel und überschwer.

Sei es: die Welten sind Räusche,
Schauer, welche sich irrn,
faule Brocken, Bäusche
aus unserm Restgehirn,
aber die Uebergänge
mit monistischem Ziel:
Schnecken aus Blutgedränge,
Aeol im Trancespiel.

Dasein: die Küsse zerblättern,
Tränen: die Salze vergehn,
Leben, Sterben — Lettern,
die für alles stehn:
doch über Wahn und Weichen
steht das Immer und Nie
aus hyperämischen Reichen,
deren Verkünder Sie.

*Gottfried Benn.*

„Ich wünsche, daß Herr Alfred Flechtheim ohne Magenbeschwerden 100 Jahre alt werden möge, dann erreiche ich mein Ziel, der größte Konsument in Seemuscheln für Groß-Berlin zu sein."

*Arthur Berg (Restaurant Berg, am Zoo).*

M. Flechtheim est un connaisseur de la boxe allemande (rien que cela).

*René Crevel.*

*Schrecklicher Mensch — entzückender Kerl.* Als wir vor etwa zwanzig Jahren wieder einmal die gewohnte Reise nach Paris machten, trat Paul Cassirer in unser Coupé und sagte: „Sie kennen meinen Freund Alfred Flechtheim nicht? Darf ich ihn herbringen? Er ist ein schrecklicher Mensch, aber ein entzückender Kerl." Von dem schrecklichen Menschen habe ich nie etwas gemerkt — manchmal vielleicht ein bißchen das enfant terrible —, was aber den entzückenden Kerl betrifft, so hatte P. C. gegen seine Gewohnheit gar nicht einmal so sehr übertrieben. *Julie Elias.*

„Er ist nicht nur der beste Vater seiner jungen Genies von Schmeling bis René Crevel, sondern auch der netteste Onkel seiner Nichten und Neffen zwischen Düsseldorf und Berlin." *Alix und Ernst Flechtheim.*

„Für mich gibt es nur A. F's." *Lotte Fürstenberg-Cassirer.*

„Was Tex Rickard für Dempsey und Bülow für Schmeling, das ist Flechtheim für mich.“ *George Grosz.*

„In vierfacher Gestalt lernte ich Alfred Flechtheim kennen:
Als feingeistigen Sammler in Düsseldorf vor dem Kriege,
als schneidigen Ulanen vor Ypern im Kriege,
als zuverlässigen Kunsthändler in Berlin nach dem Kriege,
als hilfsbereiten Freund immer.“ *Eduard Freiherr von der Heydt.*

„Ne crois pas, ma chère Betti
Qu' il est un animal
Comme le cheval.
Il est une sage brébis.“ *Marie Laurencin.*

A. Fl. erinnert mich an Gerhart Hauptmann, von dem Willi Schaeffers sagte: Gerhart Hauptmann feierte seinen 65. Geburtstag, ohne deshalb die Vorbereitungen zu seinem 70. zu unterbrechen. *Franz Leppmann.*

„A. Fl. ist kein Pionier der Kunst, er ist ein Ulan der Kunst.“ *Rudolf Levy.*

J'ai écrit sur ma fotografie accrochée dans sa galerie: „A Flechtheim son admirateur Picasso.“ *Pablo Picasso.*

„Alfred Flechtheim, der Erfinder und Förderer der produzierenden Jugend, lebe hoch!“ *Alexa von Porembsky.*

Vouz avez agi envers mon père comme un ami respectueux et enthousiaste et je vous suis extrêmement reconnaissant.

*Pierre Renoir.*

Herr *Flechtheim* angelte am See
Sich kleine Tierchen von Renée.
Nachdem er dann aus Spiritusdocht
*Daheim* den Tierchen Zügel *flocht,*
Zog diese Zwergmenagerie
*Ihn selbst* und *seine Galerie*
Durch alle Welt zu hohem Ruhm ...
*Hoch Flechtheim! Hoch sein Eigentum!*

*Joachim Ringelnatz.*

Wenn ich Maler wäre, möchte ich in Flechtheim's Stall sein.

*Max Schmeling.*

Alfred Flechtheim ist mein Freund, und deshalb kann ich mit dem besten *Willen* nichts Schlechtes über ihn sagen!

*Renée Sintenis.*

Eine Mischung von Libanonzeder und Rheinveilchen — unser unersetzlicher Unki Aff.

*Stoisy Sternheim.*

Alfred Flechtheim gehört zu den wenigen Kunsthändlern, die in jedem Sinne der Ausdruck unserer heutigen Zeit sind.

*Alfred Leonhard Tietz.*

Er war als Eskadronschef bequemer wie als Galeriechef.

*Wilhelm (Grün).*

**Miß Draper.** Man vergleicht mit Yvette Gilbert, weil es wenig Diseusen gibt auf der Welt, ein Vergleich, der zu keinem Resultat führt, höchstens ungerecht für Yvette ist; denn ihre Art ist so passé, daß sie jedem Empfindsamen wehtut. Dagegen ist Miß Draper unmittelbare Gegenwart, und das will besagen, daß sie im Gegensatz zu Yvette Gilbert kunstlos ist, nichts als Leben. Wir wollen die Gegenwart ohne Symbole, ohne Weltanschauung, ohne Perspektive. Wir haben sie noch längst nicht begriffen. Was sich da um uns herum tut, ist noch längst nicht festgestellt. Erst mal her mit der Substanz! Hat sich alles konsolidiert, mögen unsere Enkel sich auch mal wieder an Kunst erfreuen. Miß Draper ist geradezu erlösend unkünstlerisch. *H. v. W.*

**Heinrich Zille und die Akademie.** Auf dem Zilleball vor zwei Wochen thronte Meister Zille auf der Empore und nahm die begeisterten Zurufe seiner vieltausenden Verehrer entgegen. Strahlend sagte er zu Claire Waldoff, als sie auch oft gerufen wurde und sich bedanken mußte: „Sieh mal, Claire! Is det nich viel schöner hier, diese Auszeichnung, diese spontane Herzlichkeit, als die „Akademie"?! (Zille ist bekanntlich Mitglied der „Akademie der Künste".

**Flechtheim-Rummel anläßlich Fernand Léger.** Nicht zu überbietendes Durcheinander, bester Querschnitt, Rut und Ringelnatz als Matrosen. Bilanz: Zwei Vorlesungen (Léger und Crevel), die niemand in sich aufnahm, kalte Würstchen, die gleichfalls niemand in sich aufnahm, dazu Bockbier und Anpfiffe von Flechtheim. Jeder einzelne war begeistert. *H. v. W.*

**Das Match des Jahres.** Wer da glauben sollte, daß ich vor allem über Professionalboxen schreiben werde, hat sich quergeschnitten. Berufsboxkämpfe sind modernes Gladiatorentum. Vergleiche liegen mir dennoch fern, wir sind keine alten Römer. So rings um die Kampfarena herum dürften wir ihnen aber einigermaßen ähnlich sehen, wenn wir auch mit unseren Daumen nicht mehr dieselben erregenden Wirkungen erzielen können wie sie und uns daher auf Hausschlüssel und Orangenschalen umstellen mußten. Uebrigens, was hätten wir schon vom Daumen, wenn wir ihn nicht gegen den Schiedsrichter nach unten drehen dürften, und dieser Dreh wird uns auch aus Rom nicht überliefert. Bleiben wir also human. Zuletzt war es Schmelings Sieg über den Nachrömer Bonaglia, und jetzt muß schon wieder von einem Boxkampf die Rede sein, es muß, denn es ist das Match des Jahres. Am 5. April treffen in Berlin Franz Diener und Max Schmeling aufeinander.

Für uns bescheidene Leute ist das ungefähr wie Dempsey—Tunney für U. S. A. Die 50 000 - Mark - Börse ist für unsere Baissigkeit eine sensationelle Börsenangelegenheit. Die Frage ist, wen soll man konterminieren, Franz oder Max? Wer wird heruntergehen, wer wird festbleiben?

Seit den Glanztagen Samson Körners und Hans Breitensträters — wer erinnert sich noch dieser zwei Jahre und länger zurückliegenden Urzeiten — haben wir solche Größen deutscher Boxer und Börsen nicht mehr im Ring gesehen.

Franz oder Max, das ist die Frage, und es gibt nur einen sicheren Tip: Es wird ausverkauft sein. Keinem von den Leuten, deren Kredit es verlangt, daß man sie am Ring sieht, werden die 50 Mark fehlen, die er braucht, um dabei selbst nicht zu fehlen.

Schmeling ist jung. Auch Diener ist jung, denn Boxer und Frauen werden nicht älter, bis sie auf einmal alt sind. Aber Schmeling ist jünger. Diener geht los, Schmeling wartet ab, aber gegen Wagener wartete Diener, und gegen Clement drängte Schmeling. Diener wird ein Dutzend Pfund mehr wiegen als Schmeling, beide werden schnell sein wie Federgewichtler. Was besagt das alles? Nichts.

Das Ganze ist ein psychologisches Exempel. Schmeling ist ein ernster, sympathischer Sportsmann, der nach der Uhr lebt und die Trainingsregeln hält, als wären es die zehn Gebote. Vor allem aber sitzt in seiner Rechten „the

---

kick of a mule". Schmeling ist anfangs blaß vor Erregung, innerlichst ein wenig ängstlich, aber kernig und kalt.

Wer Diener ist, weiß man jetzt nicht. Der Diener, der Paolino ein überlegenes Unentschieden lieferte, war das Material zu einem Weltmeisterschafts-Aspiranten, das zeigte Paolinos Laufbahn. Diener aber ging nicht nach der Uhr, sondern seine Uhr ging offenbar nach, er hat keinen tödlichen Schlag, er ist ein Hitzkopf. Im Ring ist Diener von einer animalischen Energie, von einem berserkerhaften Ehrgeiz; wenn es schief geht, ist ihm alles gleich, er will nicht zu Boden. Wenn es gut geht, gilt ihm alles gleich, er will den Gegner dem Boden gleichmachen. Diesmal soll er monatelang hart trainiert und — asketisch gelebt haben. Trifft dies zu, dann steht Schmeling vor seinem schwersten Kampf, denn Sabri Mahir wird Diener auf den Gegner einstellen und ihn Runde zu Runde dirigieren. Diesmal muß es sich zeigen, wie Schmeling steht, wenn er getroffen wird, ob er nicht nur dem frommen Boxerspruche nachzuleben vermag, demzufolge Geben seliger denn Nehmen ist. Diener schlägt schnelle Serien, er kann sich decken, und er verträgt schließlich verschiedenes. Wie das mit Schmeling ist, muß sich erst zeigen. Nach der Papierform ist der Halbschwergewichtsmeister von Europa Favorit gegen den Schwergewichtsmeister von Deutschland; tatsächlich ist der Kampf offen. Beide sind ohne Zweifel Deutschlands beste Schwergewichtler, der einwandfreie Sieger ist wirklicher deutscher Meister. Ich persönlich glaube fast an einen Sieg Dieners, aber ich habe das von mir nicht anders erwartet, denn ich habe ja Diener seinerzeit entdecken helfen. Für beide hängt vom Kampfausgang viel ab, sicher sind jedem nur 25 000 Mark. Ach, da ich doch weder Hauptmann noch Dekobra zu werden vermag, warum bin ich kein Boxer geworden?

Vom Eishockey mußte man Abschied nehmen, was keineswegs dadurch erleichtert wurde, daß die Sechstagerennen in Berlin sozusagen ein Jubiläum begingen. Zum zwanzigsten Male strampelten auf hauptstädtischem Holzboden von zirka 160 Meter Länge vier Beine (bzw. zwei Beinpaare) 145 Stunden lang mit den Pedalen. Leipzig, Dortmund, Stuttgart, Breslau, Köln und wer weiß, welche deutschen Städte noch, haben sich eigene Six Days gekauft und sich auf diese Weise selbständig gemacht. Armes Amerika, du hast es besser, bei

dir gibt es in New York, Chicago und Detroit welche und aus. Wenn schon noch wo, was wäre das doch gegen uns. Wir marschieren an der Spitze der Sechstage-Nationen, stelle ich stolzerfüllt fest, wenn schon nicht, was die Qualität, so doch was die Quantität anlangt.

Im April aber hat es sich ausgeboxt und -gesechstagelt, da beginnen die letzten deutschen Rüstungen für das olympische Fußball-Turnier, ein Länderspiel gegen die Schweiz und im Mai gar in Berlin gegen England, das größte fußballsportliche Ereignis in Deutschland seit Kriegsbeginn. *Willy Meisl.*

## Berliner Bälle.

*Prominenten* — Dank Willi Schaeffers und seinem großherzoglich-weimarischen Wesen war dieser Ball wahrhaft distinguiert. Keine Fülle, eine Menge feld-wald-wiesen-schöner Frauen — Flechtheim infolge Grippe etwas weniger bemerkbar als sonst, kurzum, feiner Duft des „18.“ war über dem ganzen. Beruhigtes Abziehen.

*Levy* — Alfred Kerr in Hemdsärmeln, weil er dem Kimono nicht gewachsen war, Georgi Grosz und Ernstel Fiori mit Schnurrbärten, Georgi auf gemein, Ernstel auf gentleman, Kaus mit Beinen, Purrmann mit Rheinschlamm auf dem Kopf. Zahlreiche Matrosen mit freier Brust, Bert Reuscher mit Sehnsucht, Israels mit Schlangenbewegungen. Frau Feist mit Abwesenheit (leider), Genichen mit leiser Melancholie und Milchbedürfnis, Francesco mit blondem Haar als Siegfried in schimmernder Wehr (zum zweiten Male, genug (Francesco!), Rut mit ohne. Hubsy Meyerinck als falscher, ich als echter Etonboy. Levy selbst als Otto Gebühr und hinter ihm Rollenhagen mit seinem Büfett. Rudi, wer hätte das gedacht!

*Akademie* — Nach der Edelprominentenproletariatsauslese bei Levy war es angenehm, im Dunkel der Katakomben in der Hardenbergstraße unterzutauchen. Hier schien die Sonne in der Nacht, diese beste Dekoration sämtlicher Berliner Feste dieses Winters. Aus der dortigen Anonymität ragen z. B. Blümel, der ausgezeichnete Präsident des A. D. S. V. hervor, leider ohne die auch mir unvergeßliche Lya, die jetzt mit Blumenthal verlobt ist.

*Der Ball bei der Baronin Baby Goldschmidt-Rothschild,* zu dem jeder in seiner Wunschgestalt kommen sollte, war das glänzendste Ereignis in dieser Saison. Erst ein Film, in dem Paul Hulle eine Maharadscha-Gouvernante spielte (er häkelt ausgezeichnet) und Mr. Graves dauernd Paukenschläge auf den Kopf bekam. Beide haben Zukunft. Dann ein Souper unter nächtlichem Sternenfeld. Die Baronin selbst erschien als Schauspielerin. Beliebt war achtzehntes Jahrhundert, Spanien, Jeanne d'Arc, Fuchsjagd, Harem und Mitinhaber der Firma Emanuel Friedlaender, was Herbert Gutmann gern gewesen wäre. Aber alles wurde überglänzt durch den im Orientexpreßdienst abgeschabten original-echten Anzug eines Schlafwagenkontrolleurs, den Francesco sich am Anhalter Bahnhof für eine Nacht ausgepumpt hatte. Francesco ist zurzeit Cellist (er spielt heute in Erfurt, morgen in Lübeck), aber er war Schlafwagenkontrolleur und wird es wieder sein. *H. v. W.*

**Welche Dame** gibt gegen geringe Bezahlung meiner 18jährigen Waise getragenen Unterrock? *(Münchener N. Nachr.)*

**Das Seelchen** aus „Die Heilige und ihr Narr", Mitte 30, alleinstehend, wünscht jetzt Anschluß an gutsituierten Herrn für Reisen, Theater. Uw. 2138. *(Lok. Anz.)*



E. L. Kirchner Carl Sternheim

**Ihren 50. Geburtstag begingen:** Rudolf Alexander Schröder, der bremischste Mensch (und infolgedessen Ehrendoktor der Universität München), am 26. Januar und Hugo Placzek, der Herausgeber des Berliner Wochenprogramms, der Berliner Monsieur de Saint-Cyr, welcher in Paris die Semaine herausgibt, am 11. Februar. Paul F. Schmidt, ehemals Direktor des Dresdner Staatsmuseums, jetzt freier Schriftsteller, feiert am 7. April seinen 50. Geburtstag, während am 1. April Carl Sternheim dieses Jubiläum in selbstgewählter Bodensee-Einsamkeit und unser A. F., seinem Temperament entsprechend, feiern werden. Alle haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte vieillesse freuen.

**Beckmann-Ausstellung in Mannheim.** Die Mannheimer Kunsthalle, die sich seit einiger Zeit bemüht, die interessantesten deutschen Ausstellungen zu machen, zeigt in den Monaten Februar—März eine Ausstellung von über 100 Werken von Max Beckmann aus den Jahren 1910—1927.

Die Ausstellung ist von den deutschen Galerien, die Beckmannsche Werke besitzen, der Nationalgalerie, dem Städelschen Institut, den Museen in Düsseldorf und Essen und den wichtigsten Sammlern Beckmannscher Werke, wie Dr. Heinz Simon, Frau v. Schnitzler und Frau v. Rappoport in Frankfurt und Baron Simolin in Berlin, unterstützt.

Hierzu kommen die Werke von I. B. Neumann, New York, dem tatkräftigsten Freunde Beckmanns, und die der Galerie Flechtheim.



**Kunstgeschichte des Möbels.** Der im Spätherbst des vorigen Jahres im Propyläen-Verlag erschienene umfangreiche und gut illustrierte Band von Adolf Feulner über die Kunstgeschichte des Möbels hatte einen so starken Erfolg, daß die Auflage schon nach wenigen Wochen vergriffen war. Eine neue, verbesserte Auflage des Buches gelangte vor kurzem zur Ausgabe. Bei dem lebhaften Interesse weiter Kreise für dieses schöne und wichtige Gebiet angewandter Kunst wird das von der Kritik ausgezeichnet aufgenommene Werk auch weiterhin seinen Weg machen.

**Der Malik-Verlag** hat das große Verdienst, eine Gesamtausgabe von Maxim **Gorkis** Werken unter Mitwirkung des Autors und mit einer Einleitung von ihm in ausgezeichneter deutscher Uebersetzung und schöner Ausstattung herausgebracht zu haben. Die zwölf Bände enthalten das in dreißig Jahren entstandene Lebenswerk des Dichters, die umfassendste künstlerische Gestaltung des Russentums der Vorkriegsgeneration, in Prosa und Bühnenstücken, die jedem Kulturmenschen als köstlicher literarischer Besitz ans Herz gewachsen sind. Ich erinnere nur an je ein solch Entzücken: Matwej Koshemjakin und Nachtasyl. Wir können ihn nicht mehr entbehren.

**An die Fremden.** Sehr geehrter Herr, Der letzte Konzert, welcher von einem berühmten Solist gegeben würde, war jener vom Violinisten Vasa Prioda, im Februar, 1924.

Es sind somit 4 Jahr vergangen seitdem im Haupttheater von Sanremo — der schönsten Stadt dieser Riviera — keine Klassische Musik von einem großen Meister vorgetragen ertönt. Unser Zweck und unser Streben geht dahin das diese edelste unter den edlen Traditionen wieder auflebe.

Indem wir die Gegenwart in Sanremo des Meisters BOASSO ausnützen, welcher mit einem seiner Konzerte die Gesellschaft „Freunde der Musik“ eröffnet hat (Gesellschaft welche in Sanremo von Gräfin Maggiolini-Scarampi gegründet wurde) war es möglich für Samstag 7. l. M. um 9 Uhr Nm. in Theater Principe Amadeo ein Klassisches Klavierkonzert zu sichern.

Der Konzertist welcher bereits vor die Publikums von Paris, Berlin, Buenos Aires, Rio de Janeiro und viele andere Hauptstädte gespielt hat und deren Applause geerntt hat benötigt keinerlei Vorstellung.

Wir hoffen — und dieser Konzert ist ein Beweis, daß die Städtler und die Fremden welche Sanremo bewirtet, an diesem Künstlerischen Aufruf ihren Beifall spenden werden. *Prospekt der Kurverwaltung in San Remo.*

**An die sehr geehrte Firma A. K. in Wien,** Florianigasse 4. In Erwiderung Ihrer geschätzten Schrift vom 27. 9. 1827 übersende ich meine Condolenz wegen unverhofften Ablebens des sel. braven Seniorchefs. Im J. 1915 habe ich ihn besucht und habe bei ihm keine Krankheit bemerkt; vielleicht leidete er an eine organische Krankheit, die gewöhnlich jahrelang dauert, oder litt er an eine innere Krankheit. Gott sei ihm gnädig. Ich bete jeden Abend für seine Seligkeit, und bitte den geehrten obgleich unbekannten Erben mein tiefstes Beileid auszudrücken

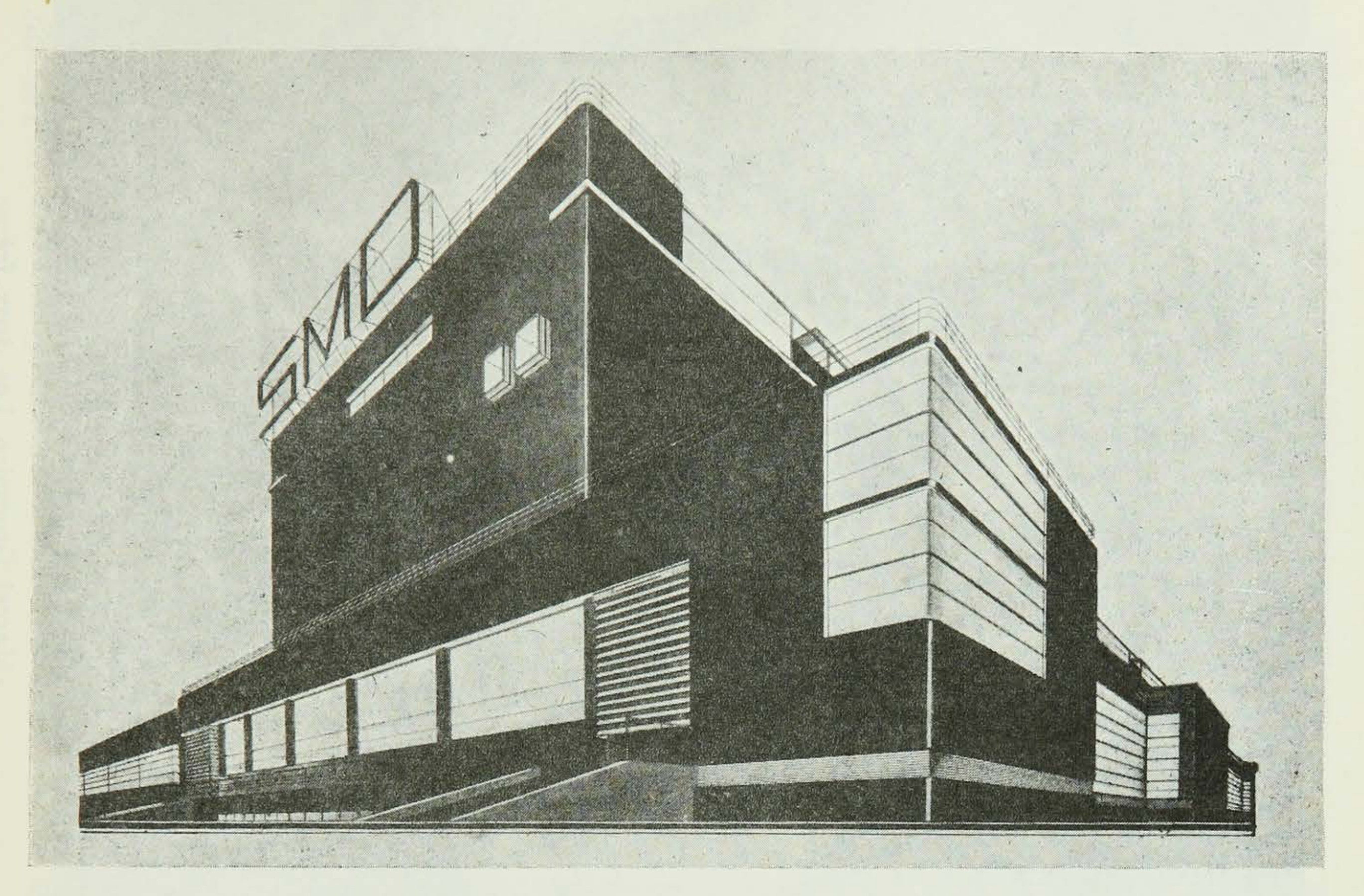
in vorzüglicher Hochachtung

Kraków, dnia 4. października 1927 *Jan Łączyński.*

Nota: Łą . . Im polnischen sind zwei l und ł. Das letztere wird nur mit der Spitze der Zunge, das l mit flacher Zunge getönt; das ą wird wie das französische in mon ausgesprochen, zuletzt das ń wird weich, wie im Deutschen im nicht oder im französischen montagne lauten. Werden diese Buchstaben nur wie im Deutschen ausgesprochen, so lauten sie lächerlich. Aber mir schadet das nicht. *Eingesandt von Carl Wickerhauser.*

Die im letzten Heft des „Querschnitt“ gebrachte Abbildung des „**Saales der Abstrakten**“ im Provinzialmuseum Hannover, der auf Veranlassung von Museumsdirektor Dr. Dorner, Hannover, durch Professor Lissitzky, Moskau, im Provinzialmuseum Hannover eingerichtet wurde, ist versehentlich verkehrt abgebildet worden. Die Photographie stammt von Herrn Redemann, Hannover.

**Galerie Internationale,** Lützowstraße, veranstaltet eine Ausstellung Wilhelm Schmidt, die unter dem Protektorat seiner Exzellenz des schweizerischen Gesandten, Dr. Hermann Rüfenacht, steht.




Atelier des Sowkino in Moskau. Entwurf Architekt A. Grinberg

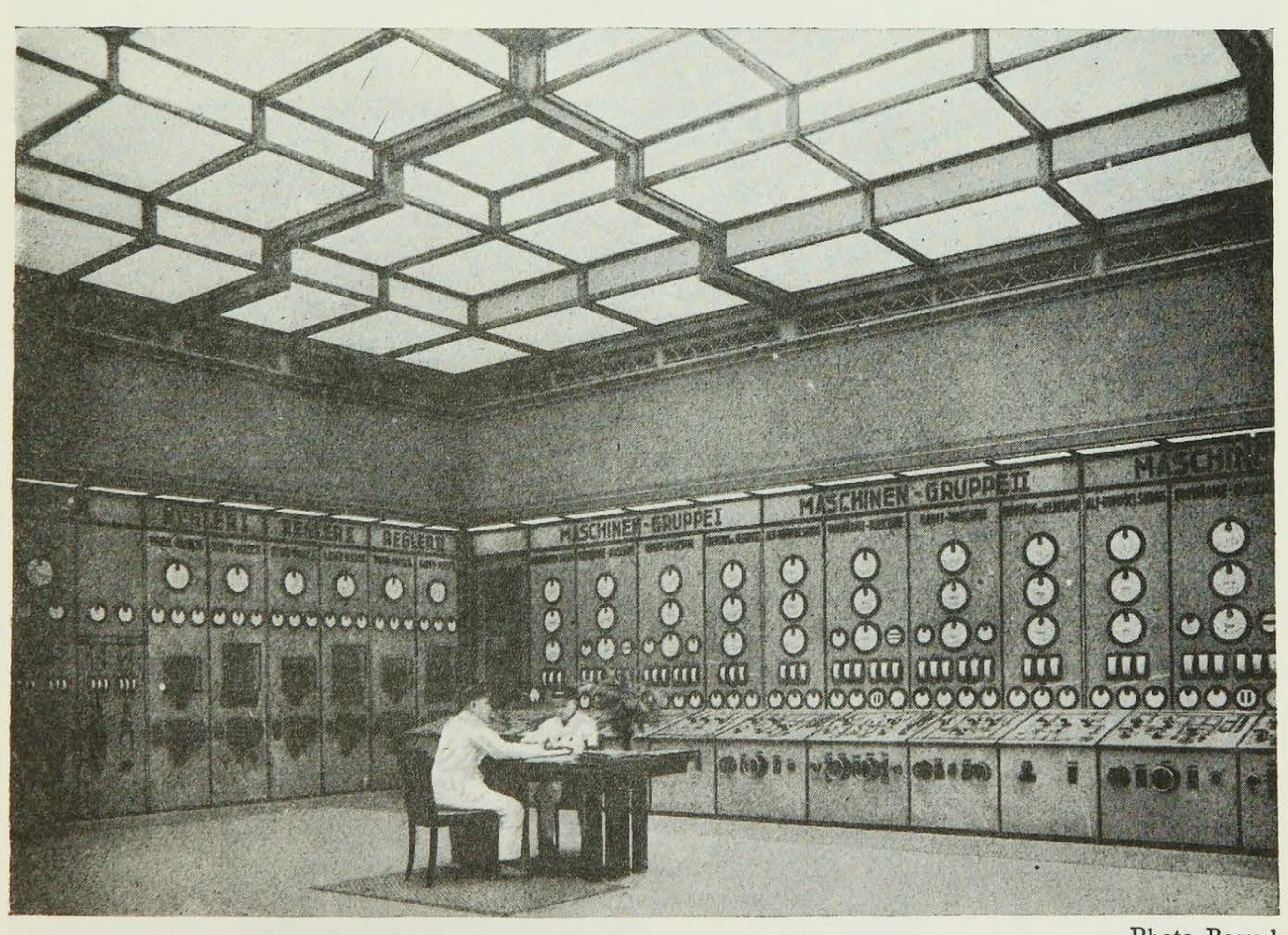
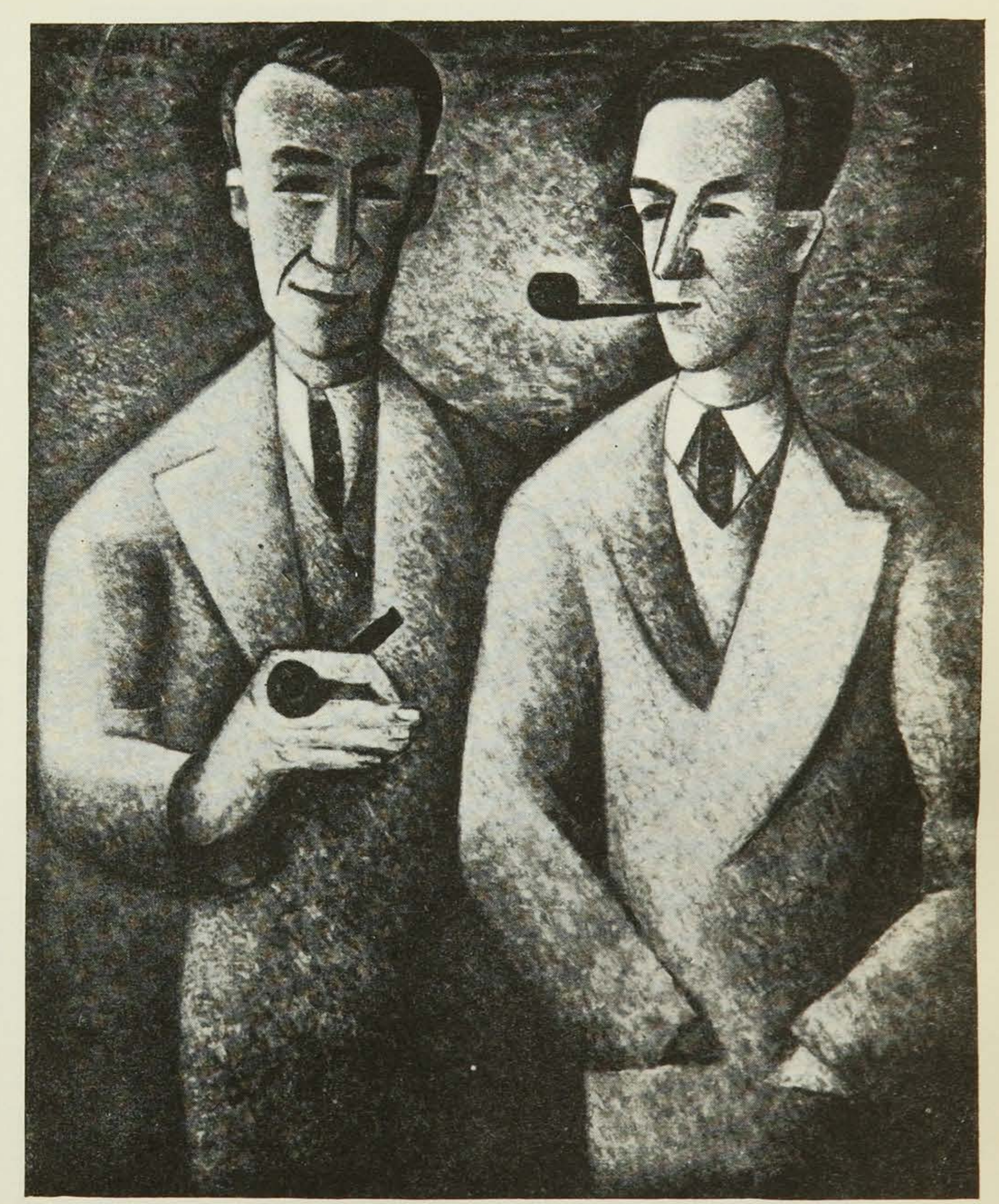



Photo Baruch

Schaltraum im Großkraftwerk Klingenberg, Berlin



Christian Beyer, Morgenritt



Phot. Gal. Pierre

Marcel Gromaire, Les deux frères

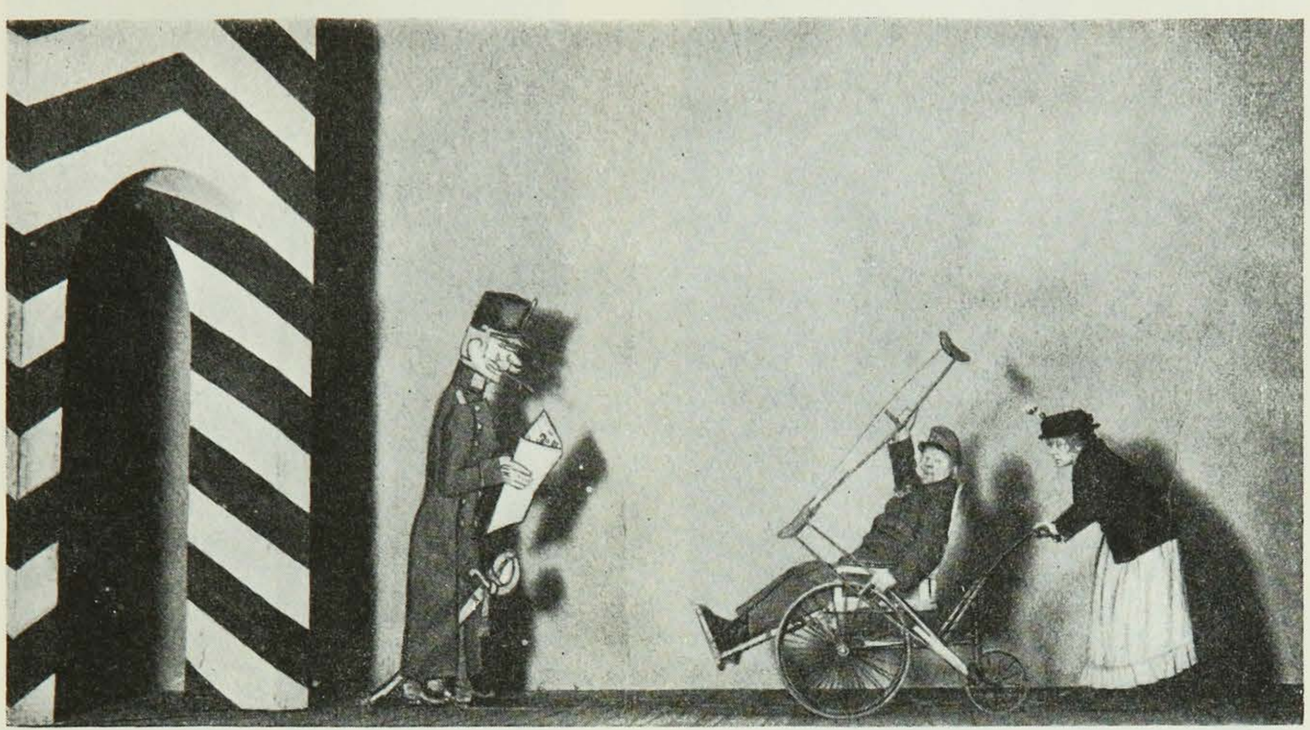


Photo Atelier Stone

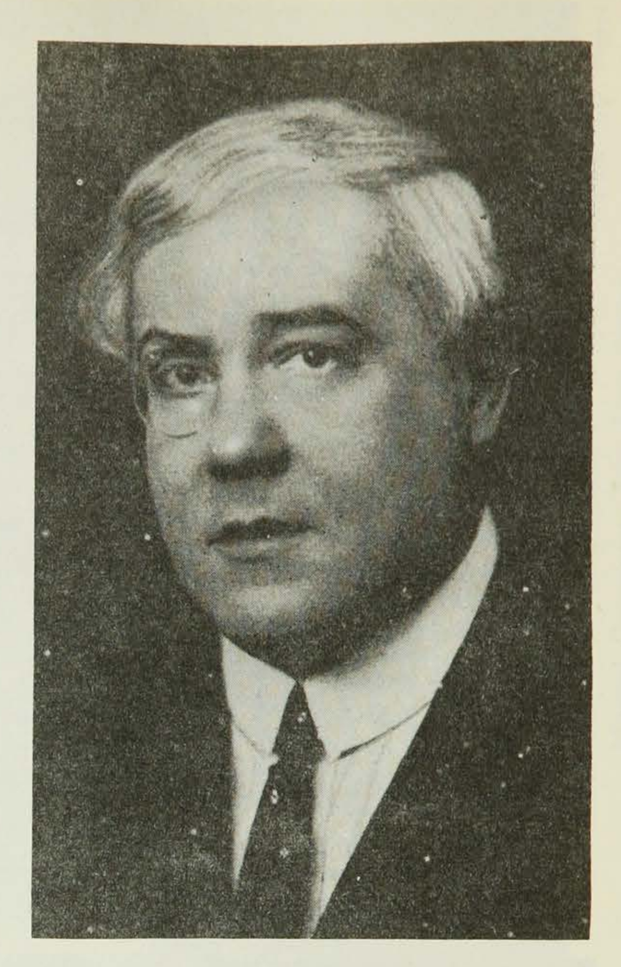
George Grosz, Bühnenbild für den braven Soldaten Schwejk (Piscator-Bühne)

Slg. Tilla Durieux

George Grosz, Bar de la pointe rouge. Oelgemälde. 1927.



John Höxter. Der Dante des Romanischen Cafés



Franz Molnar

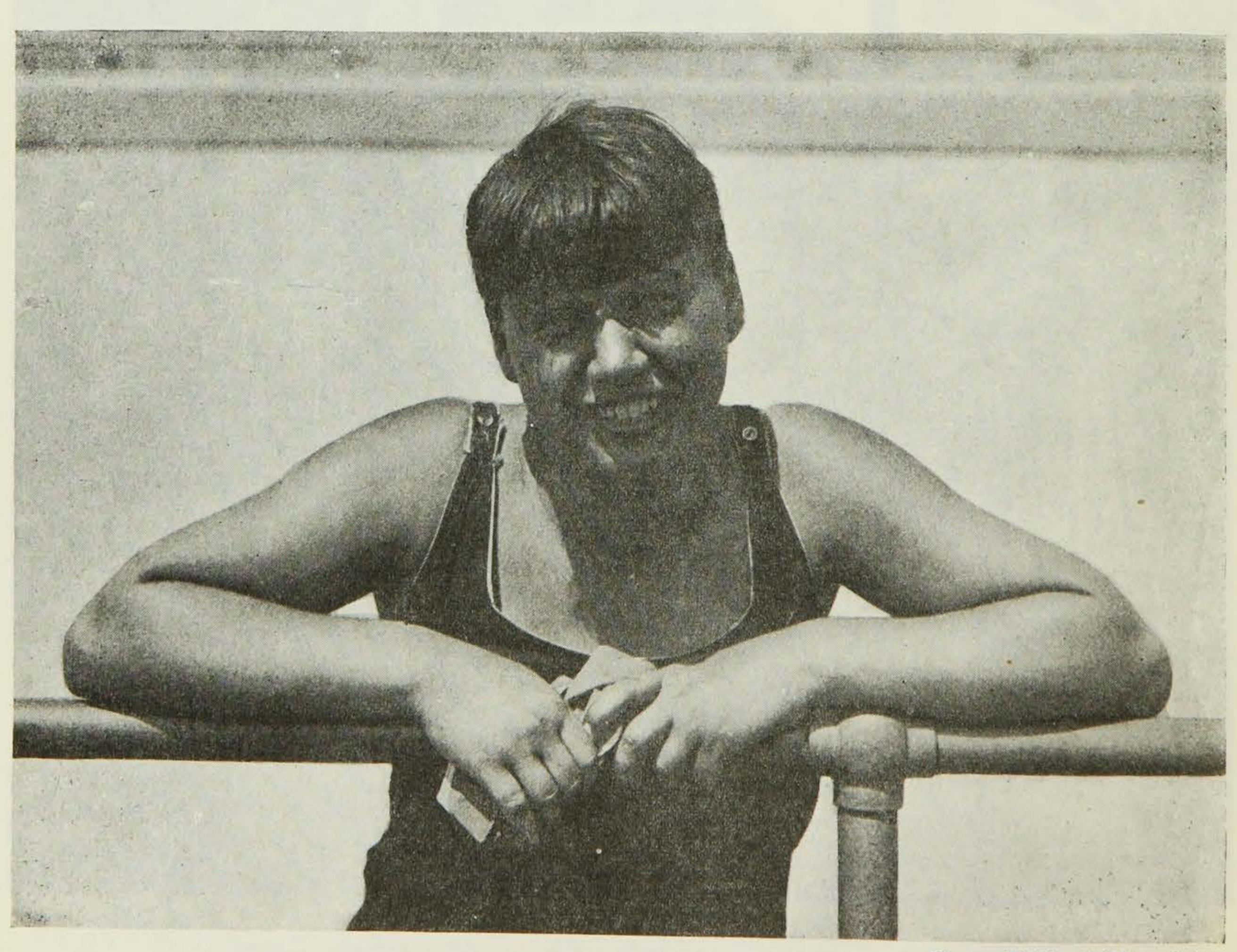


Photo Bildh. Seidenstücker

Ruth Lange, Weltmeisterin im Kugelstoßen

**Samstag, 11. Februar 1928**

**„CAFE NORIS“**

Leopoldstraße 41




Alle Scharlestoner, Postoner, Blakbetoner, Tangoroner, Twosdeper, Foxtrotter und Bauernschimmie in

**Hochmochinger Tracht**

ladet ein

Das jungfreuliche Brautpaar:

**Greszendia Busameder**
**Langinius Langhoiza**

Antree umsunst! Schneidafeichtn-Bauernsu. Antree umsunst:

# new light on an old incident



PHARAOH'S daughter went tripping down the garden path. It was great to be alive. The birds were singing, the sun was shining.

She was hastening to a tryst in the cool shade of the pyramids with Tut Tut Heman, a swagger young officer in the armies of the Pharaoh.

Cool was the path in the shade of the giant bulrushes. Suddenly a thin cry rent the still air. Startled, she leaned over. There on a pile of sheets in a basket lay a lusty infant.

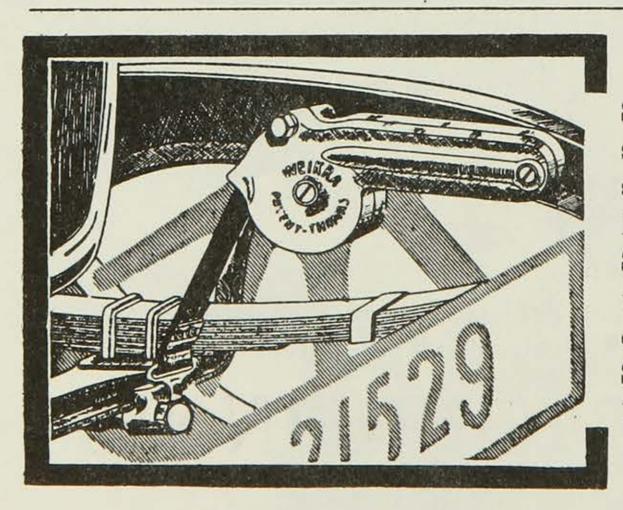
"My word," thought the princess. "Can't a person even take a walk—"

Another look. Suddenly she knelt and intently examined the basket. "What simply stunning sheets," she exclaimed, "I'll have them for my royal boudoir."

"And the infant?" timidly ventured a hand-maiden.

"Oh, bring Moses along," ordered the princess.

"Of course some skeptics may lift their brows and say this story is a bit naive. But then he deserves his day for introducing me to Lady Pepperell sheets."



# SAFETY FIRST!

Schnee und Eis, Tauwetter und Regen zerstören die Straße. Wenn Sie Ihr Steuerrad sicher in der Hand halten wollen, muß Ihr Wagen mit dem WEIKRA-THOMAS-STOSSDÄMPFER ausgerüstet sein, den wir unverbindl. einen Monat in Ihren Wagen einbauen! Fordern sie unsere Prospekte S2 und S3 oder rufen Sie uns an: Norden 12857-59. Berlin N 4, Chausseestraße 117

**WEISSENBORN & KRABO**

**Suite „à la page" d'une fable de Lafontaine.**

*La cigale et la fourmi.*

. . . . je chantais, ne vous déplaise!"
„Vous chantiez, j'en suis fort aise,
Eh bien! dansez maintenant!"

La cigale, sans plus tarder
Vînt trouver
D'un dancing l'entrepreneur,
Auquel elle versa son cœur.
Elle dansa, selon sa méthode,
Un tango et des steps à la mode,
Dans un costume paradis —
Le succès fut inouï.
On l'engagea très cher
Pour toute la saison d'hiver.
— La fourmi, après quelque temps,
Vînt lui demander de l'argent.
La cigale est généreuse.
C'est une de ses qualités:
„Ce que vous êtes fagotée,
Pauvre arriérée, travailleuse!
Mais pour votre tuyau épatant
Je donnerai en reconnaissance
A votre bénéfice une danse
Eh bien, filez maintenant!"

*Anita.*

**Neues von Baron Alexander Schey.** Baron Alexander Schey, der Sohn unserer bezaubernden Gönnerin Else Eckersberg, steht jetzt im siebenten Monat. Bereits im fünften Monat konnte er „Zappel-Zappel", im sechsten „Winke-Winke", während sich neulich, anläßlich eines Diners, das seine Eltern gaben, die erstaunten Gäste überzeugen konnten, daß er nunmehr auch „Backe-Backe" kann.

*H. v. W.*

## Wiener Stimmungssoubrette

von

*Friedrich Hollaender.*)*

Was schimmert und flimmert und glimmert und wimmert?
Mein Wien, mein Wien, mein Wien!
Was funkelt und munkelt und kunkelt und schunkelt?
Mein Wien, mein Wien, mein Wien!
Was macht uns so toll, fesch, flott, wild, dünn und weich,
Was ist uns so lieb und zum Kotzen zugleich?
Mein Wien, mein Wien, mein Wien!
Was flüstert und knistert und jokelt und kokelt?
Mein Wien, mein Wien, mein Wien!
Was rieselt und rauschelt und plauschelt und mauschelt?
Mein Wien, mein Wien, mein Wien!
Wo gibt's eine Mehlspeis' und Heurigenwein?
Wo ist das, wo wird das, wo kann das schon sein?
In Wien, in Wien, in Wien!

*Refrain*

Das ist der Kitsch im Dreivierteltakt!
Rattengift her! Rattengift her!
Kosig in Seidenpapier verpackt!
Rattengift her! Rattengift her!
Im Prater blühn wieder zum elfhunderttausendsten Mal
die Bäume . . . .
Rattengift her! Rattengift her!
Servus Du!

Wo wimmelt's von Liedeln und Fiedeln und Jüdeln?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo lebt sich's gemütlich bei Knödeln und Blödeln?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo haben die Madeln das goldenste Herz,
Wo ragt denn, nu wenn schon, der Steffel wie Erz?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo lebt denn der Kaiser, auch wenn er schon tot is?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo wandert zu Freud, wer von Träumen bedroht is?
In Wien, in Wien, in Wien!
Kurz: wo ist als Rettung, sowie was geschah,
Die Psycho, die Ana, die Lyse gleich da?
In Wien, in Wien, in Wien!

*Refrain*

*) Vorgetragen von Anni Mewes in der Revue: „Bei uns — um die Gedächtniskirche rum".

Wo bezieht man die fetten, koketten Soubretten?
Aus Wien, aus Wien, aus Wien!
Wo wandeln mit Stöckchen und Löckchen die Schmöckchen?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo gibt's eine Torte, die jeder gern speist
Und die ausgerechnet noch Pischinger heißt?
In Wien, in Wien, in Wien!




Ari Kampf

Wo nimmt sich die Presse so ernst wie die Messe?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo sind alle Texte von Dr. Benatzky?
In Wien, in Wien, in Wien!
Wo wünscht sich ein jeder, ob groß oder klein,
Nur amol, nur amol in Grinzing zu sein?
In Wien, in Wien, in Wien!
*Refrain*

**Venedig in Berlin oder „mir kann keener!“** Frau Professor Hellwag bittet zum Longhiball!! (Venetianisches Maskenfest) Hotel Adlon, großes Galadiner oder kleines Souper. Damen: Stilkleid, schwarzer Spitzenschal, Dreispitz, weiße Maske. Herren: Frack, weiße Blume, schwarze Maske.

So sollte es aussehen ... Arme Gastgeberin, du hattest das Stilgefühl der Berliner zu hoch eingeschätzt, ihren Widerstand unterschätzt!

„Ich lasse mir nichts vorschreiben, fällt mir gar nicht ein, eine Maske aufzusetzen, wenn es dieser Dame so paßt! Ich komme, wie ich will!“ so die Herren. „Ich werde mich hüten, mich nur in Schwarz und Weiß anzuziehen, das steht mir ja gar nicht, und so ein blödsinniger Schleier um die Ohren ... das ist mir viel zu heiß, und überhaupt diese Unkosten!“ so die Damen.

Nun, man hatte seine Freude, was sich aus diesen Widerständen entwickelt hatte: unter etwa 300 Personen etwa 10 Prozent „stilecht“, ein Schleier, ein zweimasterähnliches Hütchen schien den meisten Zugeständnis genug. „Ueberhaupt, wer ist denn eigentlich dieser Longhi!!?? Warum ausgerechnet der?!“ Abgründe historischer Verwirrungen taten sich klaffend auf ... „Na, wissen Sie denn nicht, in Venedig, da gab's doch ebensoviele Longhis wie in Berlin Müllers und Schulzes, und da hat man eben diesen da genommen, um dem Kind (d. h. dem Fest!) einen Namen zu geben!“ Armer Pietro, vierzig Jahre lang der eleganteste und preziöseste Genremaler des Rokoko, geschätzt und bewundert in aller Welt, und nun mit Müller und Schulze in einen Topf geworfen!

Immerhin ... das Bild war abwechslungsreich, ganz besonders für den überraschten Stilkritiker, der sich auf das 18. Jahrhundert eingestellt hatte; Venedig zum Kollektivbegriff aller Stilarten geworden, unter dem Sammelbegriff „nackt“. Am innigsten mit der Lagunenstadt verknüpft scheint der Begriff der Kurtisane ... Visionen von Carpaccio tauchten auf, von Veneziano, von Tizian, was die Unbekleidetheit anbetrifft; aber die Berliner selbst waren sicher unschuldig an diesen „Stilechtheiten“, „nackt“ ist eben „nackt“, ob an der Lagune oder an der Spree ...

Hotel Adlon hatte ein reizendes kleines Souper serviert: Ostender Steinbutt Longhi, junge Hähnchen venetianischer Art, Salat Carneval und noch ein Galadiner mit Rokokoeinlagen. „Fällt mir gar nicht ein, ich esse, was mir paßt!“ Anachronismen auf der ganzen Linie! Man aß friedlich Sandwiches mit sauren Gurken, sicher gern mit Bier, wenn es das „Stilgefühl“ des Hotels zugelassen hätte!

Marek Weber tobte modern, Knallbonbons knatterten, Papierhauben schaukelten auf den Häuptern der Smokingherren ... „Darf ich mir eine Leiter anstellen, Gnädigste?“ kichert so ein Herrchen zu einer stolzen Schönen herauf, die durch den Zweispitz noch um einige Zentimeter gewachsen. Oh, Geist der Galanterie, wo bist du geblieben?!

Ein Hauch „sterbenden Rokokos“ zitterte in den Wachskerzen, die auf allen Tischen in silbernen Leuchtern flackerten ... sie erstarben bald, man machte Licht, hell, blendend ... Venedig und Berlin, zwei inkommensurable Begriffe! Berlin hat gesiegt, „mir kann keener!“ *Papillon.*



Die Filmschauspielerin Maria Lani



Photo Ernst Schneider

Cläre Waldoff



Photo v. Gudenberg

Erika von Thellmann in „Ende gut, alles gut". Schillertheater, Berlin

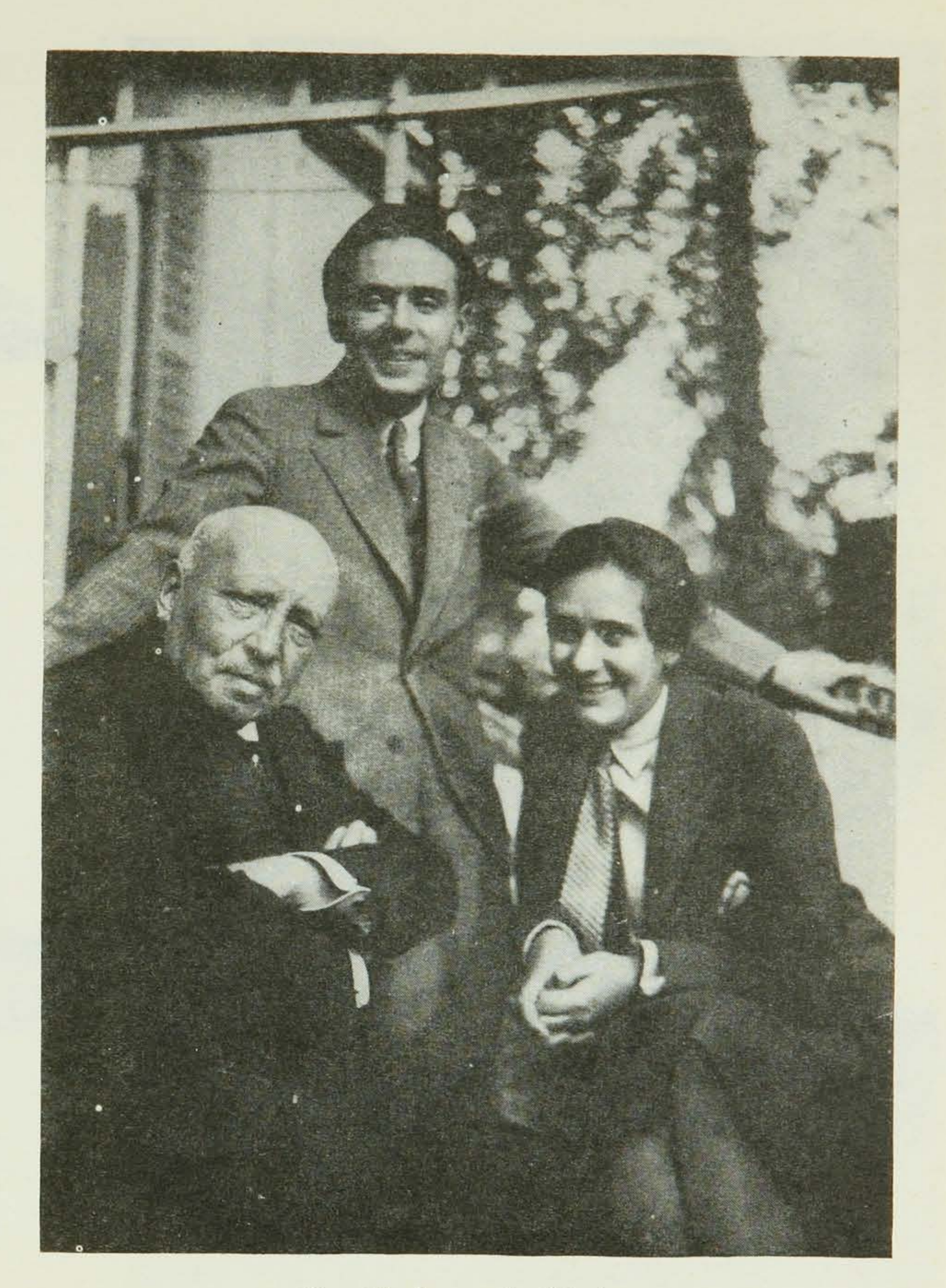


Photo Willinger, Wien

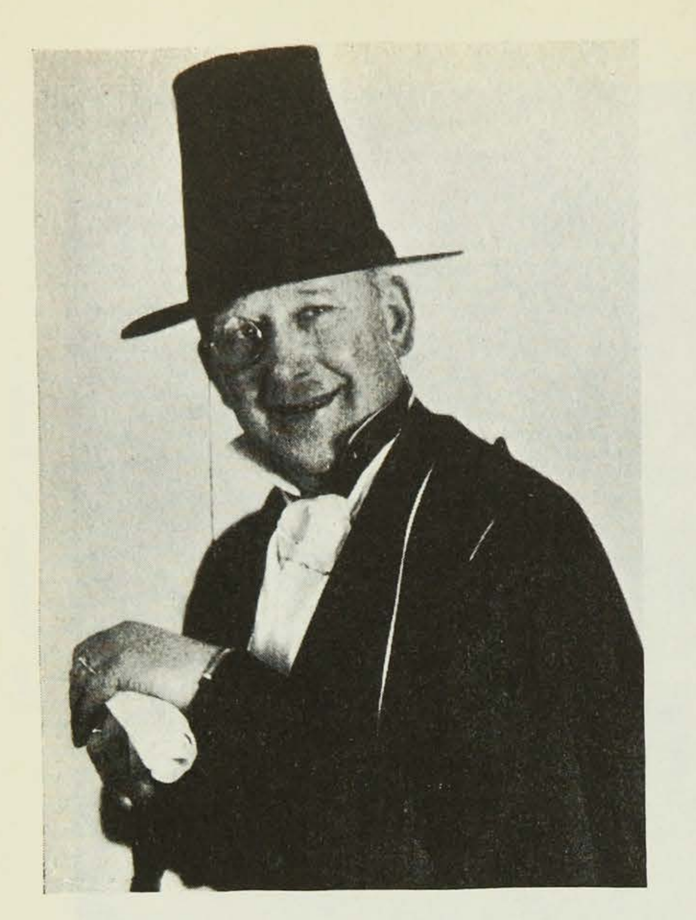
Der hebräische Tänzer Baruch Agadati



Graf und Gräfin Plauen, Graf und Gräfin Westerhold
auf einem Maskenball



Der Verleger S. Fischer





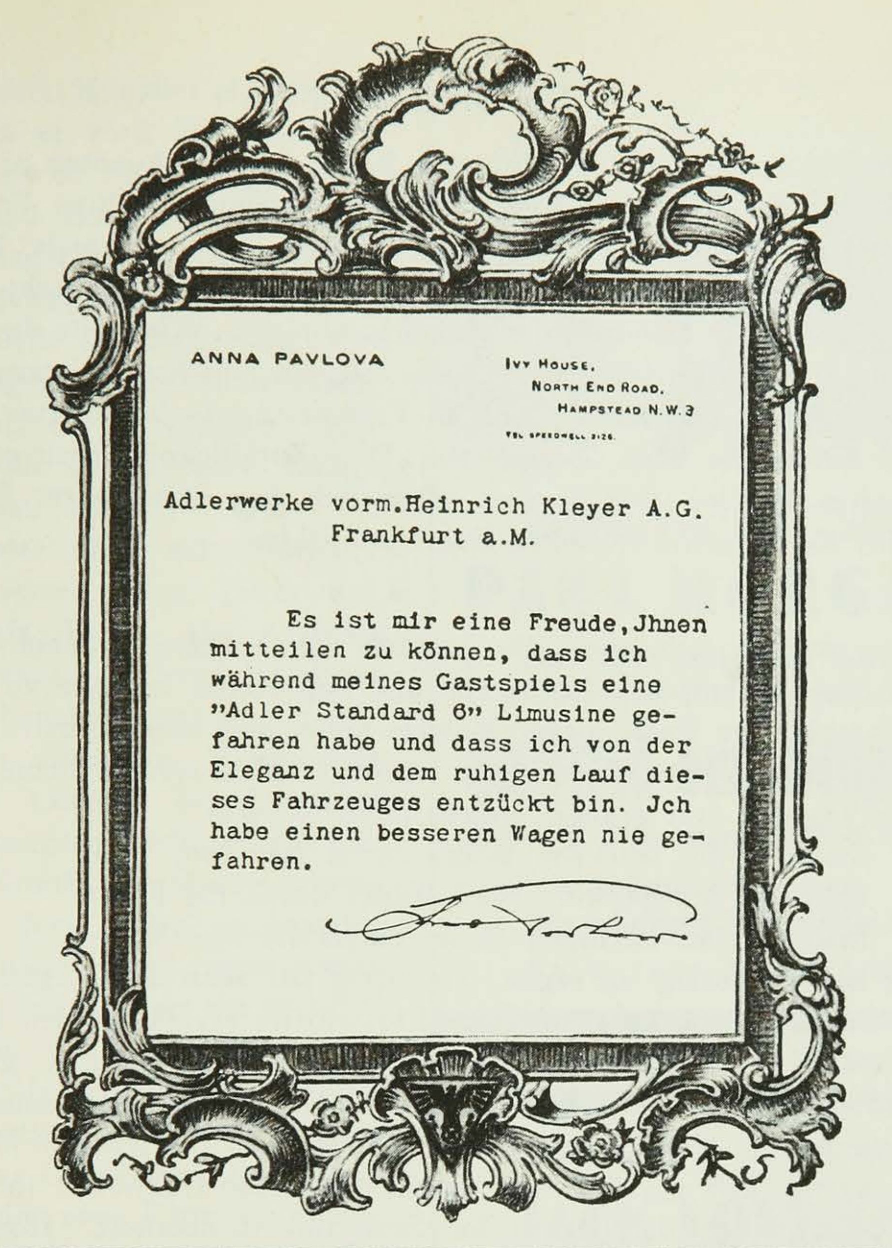
Photos Atelier Jacobi

Direktor Albert Reimann und Frau auf dem Reimannball 1928



Photo Ela Katz

Die Antiquitätenhändlersgattin Frau Grete Ball

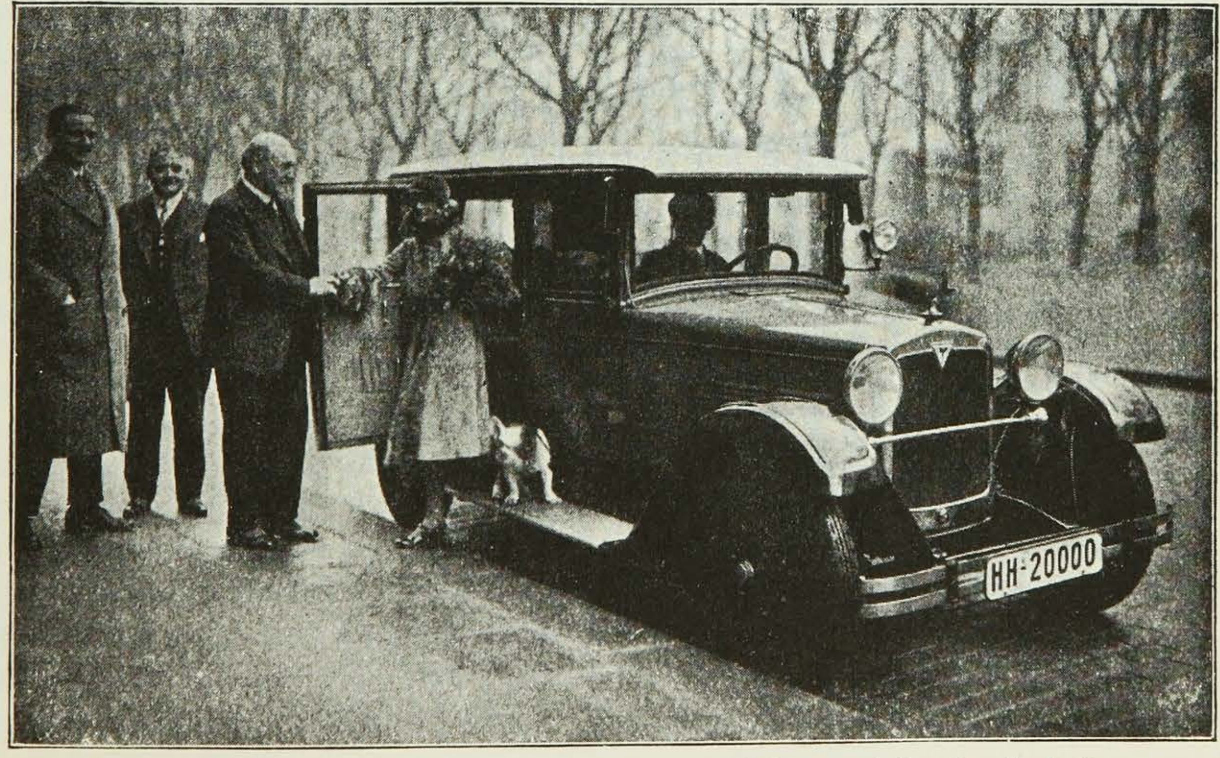


ANNA PAVLOVA

Ivy House,
North End Road,
Hampstead N.W.3

Adlerwerke vorm.Heinrich Kleyer A.G.
Frankfurt a.M.

Es ist mir eine Freude, Jhnen mitteilen zu können, dass ich während meines Gastspiels eine "Adler Standard 6" Limusine gefahren habe und dass ich von der Eleganz und dem ruhigen Lauf dieses Fahrzeuges entzückt bin. Jch habe einen besseren Wagen nie gefahren.




Anna Pavlova, die gefeiertste Tänzerin unserer Zeit, am „Adler Standard 6“

## Der kommende Film.*)

Die Parzen, um die Zukunft des Films befragt, könnten nichts Besseres tun, als — dem Rezept Richard Wagners folgend — ihren Faden jäh zerspringen zu lassen. Das komplizierte Gebilde des Lichtspiels, halb Technik, halb Phantasieprodukt, halb tüchtig gehandelte Ware, entzieht sich bereits im Stadium seiner Geburt einer genauen Analyse. Wie sollte die fernere Entwicklung dieses mystischen Geschöpfes sich nur annähernd voraussagen lassen? Eines ist gewiß: Das Kind wuchs im Verlauf von 30 Jahren zum Mann heran, dessen Kräfte die Welt überrannten. Was Zufälligkeit, intuitive Entstehung, triebhaftes Werden ehedem war, sollte sich nun mählich zur Reife, Besinnlichkeit, Konsequenz, bewußter Evolution klären.

*

Man wendet sich, wird die Zukunft der Kinematographie überdacht, in erster Linie technischen Problemen und Aussichten zu; nur zu natürlich, da die Maschine die Basis dieser Materie bildet und neue Konstruktionen allein neue bildhafte Wege zu eröffnen scheinen. Man spricht immer und immer wieder von den drei grundlegenden Möglichkeiten:

Erlösung des stummen Bildes durch den Ton,
Erlösung des Schwarz-Weiß-Bildes durch die Farbe,
Erlösung des flächigen Bildes durch die Plastik.

Es ist überflüssig zu sagen, wie eifrig auf allen drei Ergänzungsgebieten gearbeitet wird, welche erheblichen Fortschritte erzielt werden konnten. Den weitesten Vorsprung gewann der akustische Film, parallel gefördert von deutschen und amerikanischen Erfindern, unter denen das Rennen die Zähigkeit Joseph Massolles zu machen scheint; ungeachtet wichtiger für Praxis und Wirtschaftlichkeit des Gebietes wesentlicher Konstruktionen in U. S. A. — Weit dahinter liegt der Farbenfilm: Sczepanik ist überholt. Horst modelt Erkenntnisse des Laboratoriums für den täglichen Gebrauch, dänische, französische Verfahren erhoffen bessere Erfolge auf additivem und chemischem Wege. Technicolor ist trotz großartiger Ansprüche unheilbarem Kitsch verfallen. Und der plastische Film? Von ihm sind Ansätze interessanter Art festzustellen; das stereoskopische Sehen selbst wird angesichts der Unbestechlichkeit der Pupille weder durch Kompromisse noch durch frommen Trug — Phasenverschiebung der Optik und ähnliches! — zu erreichen sein. Die Ausbeute vorübergehender Erfolge (Nebelprojektion u. s. f.) scheitern an der Kompliziertheit und Kostspieligkeit der Anlage.

*

Es erhebt sich die Frage: Hat der Film in seiner jetzigen Form angesichts der Machtfülle und Weite seiner Wirkung es nötig, diesen Dingen nachzujagen, die ihn vielleicht nur von seiner eigentlichen Mission abhalten? Farbe und Plastik werden Bestehendes verwirren, ja oft erniedrigen und verflachen, ohne entscheidendes Neues an dessen Stelle zu setzen; der Ton zum stummen Bilde wird andere, positive, Aussichten eröffnen: er wird berühmte Staats-

*) Anl. der Gründung der Gesellschaft Neuer Film.

männer, geniale Künstler der Nachwelt erhalten, er wird die Natur im anderen Sinne als das bewegte Spiel von Licht und Schatten beleben, er wird Mitteilungsform der Sprache von unerhörter Beweglichkeit erzeugen, er wird die Musik der Begleitung von einer zufälligen Dienerin zu einem gleichberechtigten, geistvollen oder zum mindesten mitführenden Kameraden erheben. Aber — alles dies wird sein oder nicht sein, und der Film wird seinen Gang gehen und seine Zukunft haben aus anderen Gründen heraus, anderen Quellen: denen der Phantasie gespeist.

Der Film steht im Mannesalter und ist der Tändelei des Jünglings müde. Vergnügungssucht, Unterhaltungstrieb, Erotik der Masse werden immer nach dem „Kino" verlangen; die Filmindustrie wird stets dieses Verlangen stillen müssen, um zu leben und leben zu lassen. Daneben aber wird — wie die Schmiere vom künstlerischen Institut, der Rummelplatz von gepflegter Geselligkeit sich unterscheidet — eine neue Form des Lichtspiels sich entwickeln, die nicht der Mode der Masse, sondern der Vision des einzelnen, im besten Falle der Gemeinschaft weniger Individuen — ein Techniker, ein Maler, ein Dichter, ein Musiker; kein Verlagsdirektor, kein Superregisseur, keine Diva! — ihr Dasein verdankt. Diese Filme werden nicht abendfüllend sein, keine ausgewachsenen Lichtspiele mit Handlung, Star und Tendenz, sondern kurze, knappe Essays voller Kühnheit, Geist und Laune. Sie werden trotz ihrer geringen Herstellungskosten vorerst bestimmt kein „Geschäft" sein, aber ihre Anregung und ihre neuartige Erfassung der Wirklichkeit, fern von allem Klischee und Nach-

geplapperten, wird die ganze übrige, trägere und traurig konventionelle Masse der Kinematographie je langsamer, desto heftiger durchdringen. Und bald wird die schmale Zuschauerschaft dieser intimen Bekenntnisse, der hergebrachten Kombination des modischen Spielfilms müde, — wachsen und wachsen, bis sich die Produktion größerer Werke unabhängigen Stils geschäftlich lohnt, da sie nicht mehr für die nächsten 14 Tage oder 14 Wochen hergestellt werden muß. Und der kommende Film wird, nur auf diese Weise, eine Kunst werden wie Musik und Dichtung, die alle Sphären durchlaufen: Von Tingeltangel, Singspiel bis zum abstrakten Gefühl, — vom Couplet, kecker Strophe, lockerer Lyrik bis zu tieferer Bedeutung. Allerdings wird dieser Aufstieg langsam, ganz langsam vor sich gehen, aber die besten Dinge sind jene, die gehofft werden, und nur, die Glauben haben, werden an einer „Zukunft des Films" arbeiten können!

*Guido Bagier.*

**Der Herausgeber der „Wirtschaftskorrespondenz für Polen"** erklärt den „Querschnitt" für die beste Zeitschrift der Welt. Er hält uns für eine Schwester von Herrn „Esprit Nouveau", worüber wir weniger entzückt sind. Aber er gehört zu denen, die die Geburtstagsformel von den Arabesken der vieillesse verte nicht nervös, sondern hochgestimmt macht. Die Zeitung des Herrn Goldstein ist für Kattowitz dasselbe wie der „Querschnitt" für Europa.

*H. v. W.*

**Die Novelle Mondschein von Pitigrilli** wurde übersetzt von *L. Thurneiser.*

---

**Manet bei Matthiesen.** Die Manet-Ausstellung, die 90 Werke umfaßt, ist eine außerordentliche Tat. Bringt doch diese Ausstellung eine Reihe von herrlichen Bildern, die fast nie gesehen werden, und den „Balkon" aus dem Luxembourg so heraus, daß man dieses Bild zum erstenmal überhaupt zu sehen bekommt. Es ist auf einmal ein farbiges Meisterwerk geworden; im Luxembourg ist es tot gehängt. Das schönste Bild ist die „Astruc" aus der Bremer Kunsthalle.

Alles in allem eine Ausstellung, wie wohl noch niemals eine in diesem Umfange und bei ähnlicher Qualität gezeigt worden ist, und für die die Kunstwelt Deutschlands und Europas der Galerie Matthiesen zu Dank verpflichtet ist.

*A. F.*

**André wird Berliner.** Wenn André Gide, als er hierherkam, sich etwa gedacht hatte, er könne hier, wie er es liebt, den stillen Beobachter spielen, lange mit Naturwissenschaftlern sprechen und ab und zu ins Aquarium gehen, so hat er Berlin und seine Tüchtigkeit unterschätzt. Sofort nach seiner Ankunft auf dem Berliner fließenden Band festgemacht, hat er alle Handgriffe und Bearbeitungen über sich ergehen lassen müssen, die ihn zum Berliner machen. Freundlich und gütig, wie das seine Natur ist, ließ er alles geschehen und wurde unser. Berlin, mit seiner unbegrenzten Möglichkeit, kennt keine Unterschiede. Wer hier aussteigt, wird verarbeitet. *H. v. W.*

**Berichtigung.** Das im Januarheft veröffentlichte Bild „Warenhauscafé" stammt von *Albert Henselmann.*

---



Es gibt nichts umsonst auf der Welt und nichts zufällig. Es gibt nur Schlußstriche, Saldi, durch die dann auf einmal die sonst dunkle Vermögenslage klar wird. Frey ist ein solcher Saldostrich — man kann ihn auch göttliches Werkzeug oder Werkzeug der Vorsehung nennen. Ein Menschenteil passiv, ein Menschenteil aktiv, Frey zog die Bilanz, brachte Klarheit in das Durcheinander. Acht Tage — für dieses mit Regelmäßigkeit alles herunterschlingende Berlin eine Rekordzeit — beherrschte ein anonymes Girl die Stadt. Acht Tage war es so, wie damals etwa, als es sich in Paris um die Einnahme des Forts Chabrol handelte: Hilde ließ die Stadt vibrieren, und am Sonnabend vor der Urteilsverkündung war der Höhepunkt. Frey zeigte mir ein Telegramm:

Iserlohn Sp. 10 8/2 O/5.

Als eiserner Rechtspfleger zur großartigen Verteidigung im Krantzprozeß herzlichen Glückwunsch.

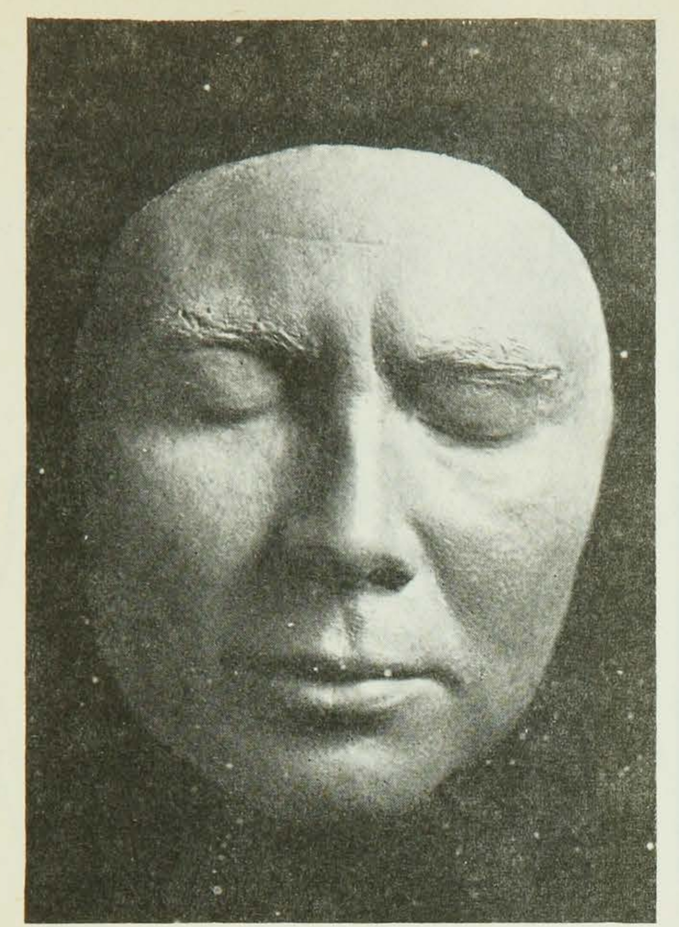
Stammgäste Frühstücksstube Marx. Iserlohn.

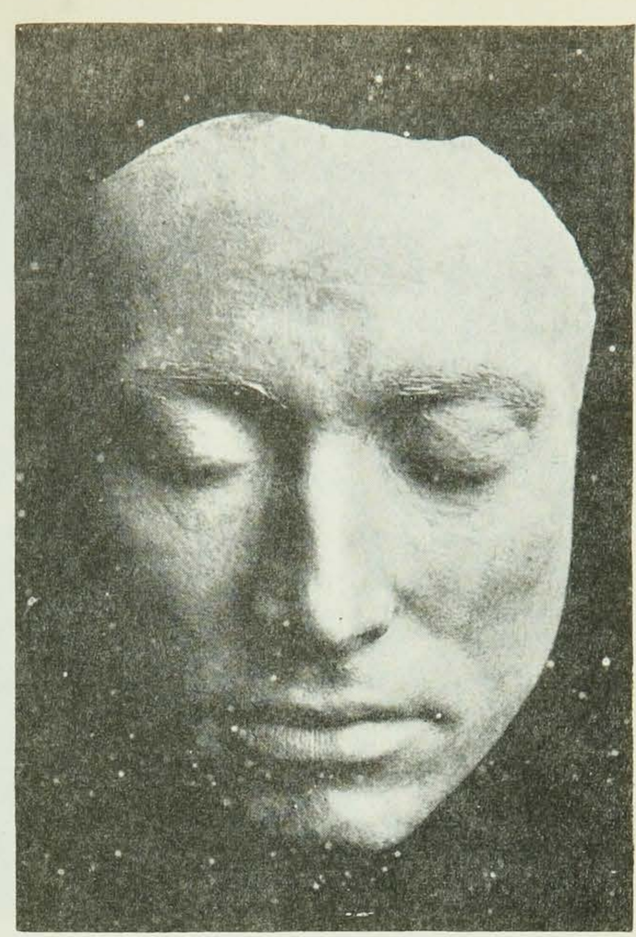
Der Korrespondent von Az Est hat ihm gesagt, daß die Auflage seit dem Prozeß um 25 Prozent gestiegen sei. Alles Hilde, Hilde, gegen die Frey vorgehen mußte, aber die er willig als Hauptperson anerkennt. Die Bonner Preußen sind derselben Meinung, wie er mir erzählte (sein sympathischer Gehilfe ist Bonner Preuße).

Auf der anderen Seite das autoritäre Berlin. Man denkt an Grundsätze, Pflichttreue, Autorität, an Regelmäßigkeit, an Röllchen und evtl. an Emberg (als Auswuchs). Auf der anderen Seite das losgelassene chaotische Berlin, das an Automarken, Kino und Sportfeste denkt und an schwule Lokale. Dazu ein paar spintisierende Leute, die mit aller Gewalt herausbekommen wollen, wo das Neue steckt. Wer, wenn er ehrlich ist, hat sich in diesem Prozeß für Krantz interessiert? Wer nicht viel mehr für Hilde? Ist Hilde der neue Typus, oder ist sie schon dagewesen? Man braucht nur an die mehr dicke und behagliche Ellinor zu denken. Schon flaut das Interesse ab. Man weiß Bescheid. Aber Hilde, selbst die ungeheure Vorgabe durch ihre Anonymität abgerechnet, ist in ihrer Grazilität, ihrer Zartheit, ihrer Selbständigkeit, ihrer intellektuellen Ueberlegenheit der Typus der Zeit. So vollkommen ist ihre Art, daß das ästhetische Vergnügen an ihr Banalitäten wie das Erotische tatsächlich zurückdrängt, und daß die knorkesten Spiesser mit dem Typus rechnen müssen. Es ist ein Skandal, aber sie herrschte.

Ein ethischer Pennäler rüttelt in einem Zeitungsartikel (Stimmen aus dem Publikum) die Gewissen wach: unsere Kultur, wenn nicht unser Leben stände in Gefahr. Der Pennäler, selbst wenn er seinen Pennäleraufruf in gebundene Form gebracht hätte, wäre elend bei ihr abgeblitzt, denn sie sagt ja sogar:

Was nützt die Liebe in Gedanken!
Ein Mädel wird sich schön bedanken,
Wenn deine Liebesglut nur aus Gedichten spricht.



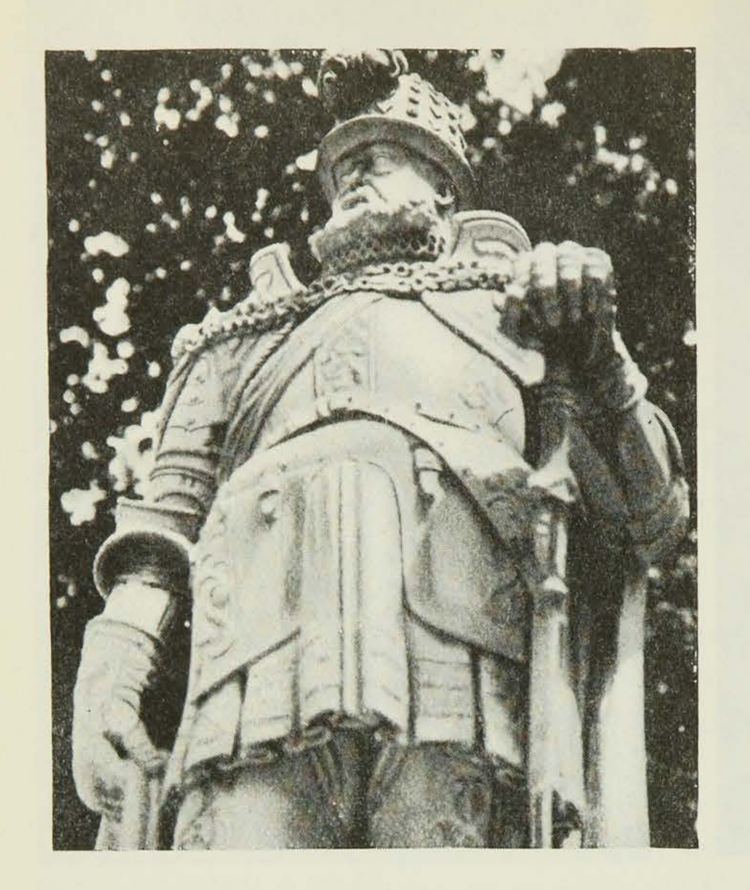


Photos v. Debschitz-Kunowski

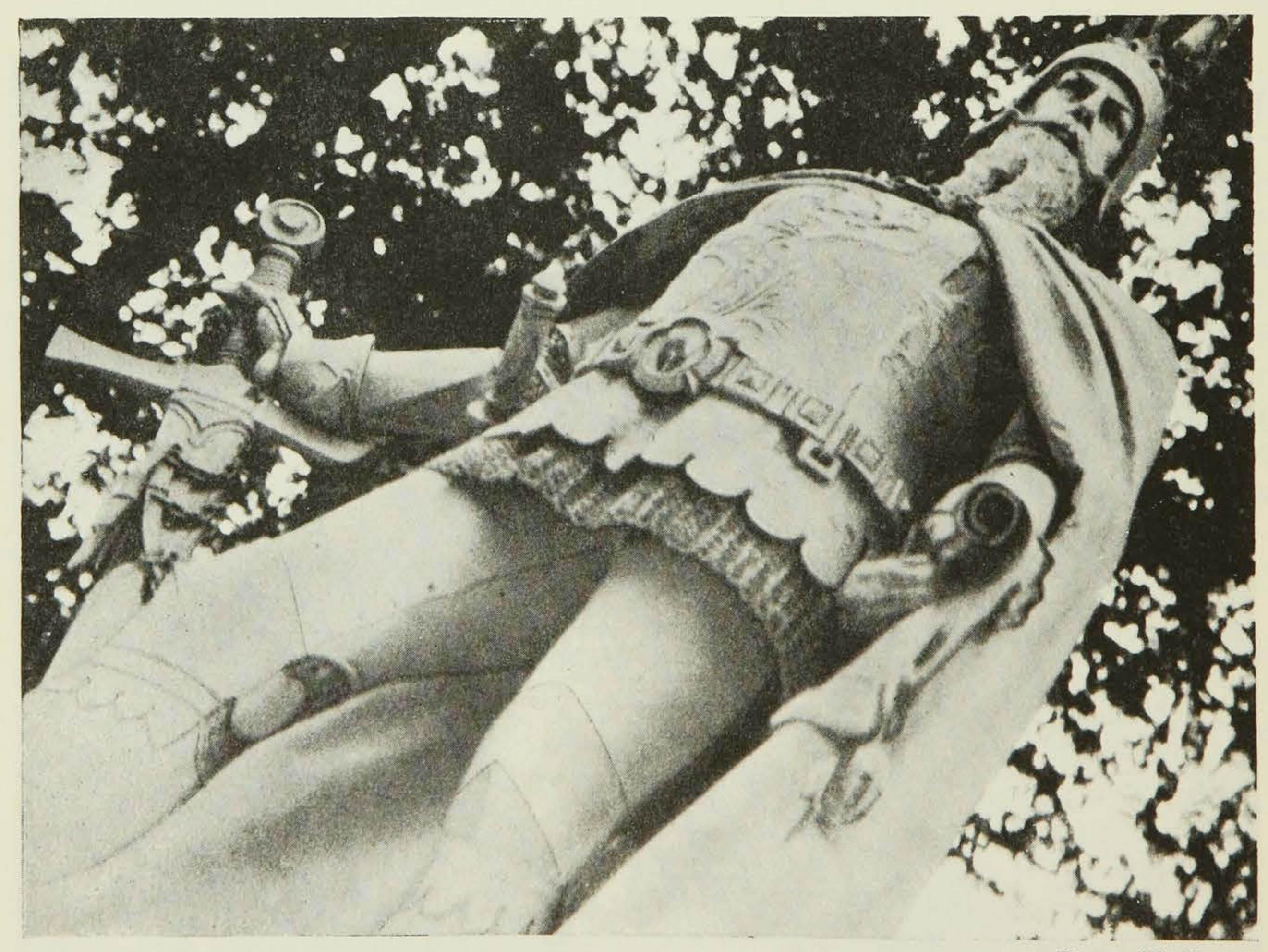
Anni Mewes und Hubert v. Meyerink (Masken von Martin Müller)

Photo Baruch

Anni Mewes und Hubert v. Meyerink in der Revue „Bei uns — usw.“

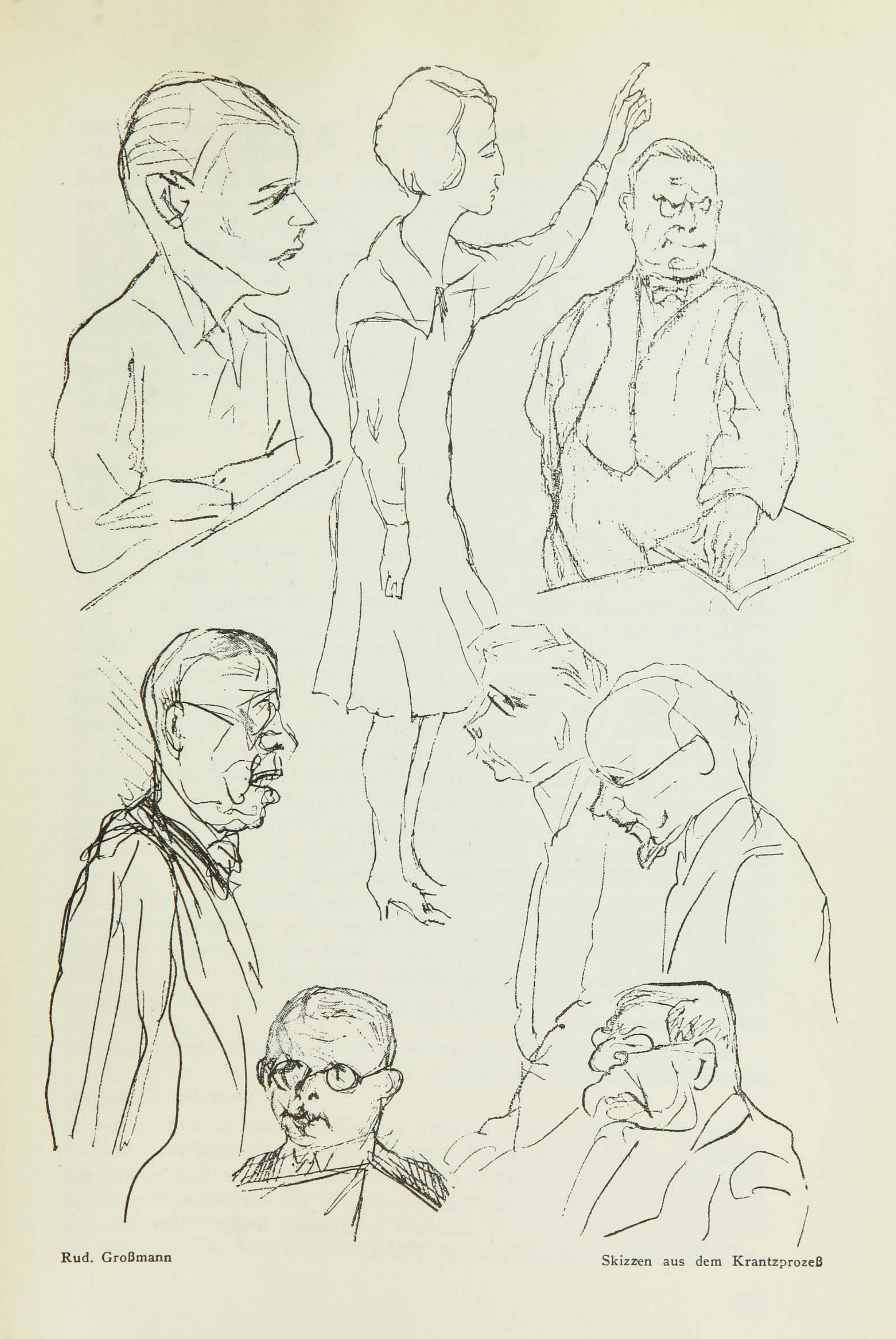






Photos H. Hauser

Spaziergang durch die Berliner Siegesallee



Rud. Großmann Skizzen aus dem Krantzprozeß

Wer von den Richtern, Staatsanwälten, Sachverständigen und wer sonst etwas zu sagen hatte (außer Dr. Frey und Magnus Hirschfeld!) hat Eldorado-Vorkenntnisse?! Der Vorsitzende, der übliche Typus des guten, väterlichen Richters, mit dem diese Bengels und Girls ebensowenig anfangen können wie der Durchschnittssoldat mit Ludendorff. Diese Art Güte ist Feld-, Wald-, Wiesen-Qualität, die in so einem Prozeß durchaus unzureichend ist, ein stumpfes Werkzeug. Einschlägige Kenntnisse, oder zum mindesten psychologische Fähigkeiten sind tausendmal wichtiger, und last not least: weltmännische Manieren. Man fällt dem anderen, dem Verteidiger in diesem Falle, nicht ins Wort, sondern läßt ihn ausreden und beanstandet ihn nachher — technisch und glatt, wie sich das heute gehört. Dazu — und noch mehr zur Anhörung der Sachverständigen — gehören allerdings Nerven. Es wäre interessant, zu wissen, wie sich wohl die Kinder zu diesen Vorgängen im Gerichtssaal äußern würden.

„Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht" — das hat Herrn Krantz nicht gefallen bei Nietzsche — und daraus schließt der sonst ausgezeichnete Anstaltslehrer, daß Krantz doch dem weiblichen Geschlecht Achtung entgegenbringt. Alles sehr rührend. Aber wichtiger wäre gewesen, daß Krantz schneller aus der Einzelhaft und dessen mittelalterlicher Einrichtung herausgekommen wäre. Das ist nicht rührend, das ist hanebüchen.

Der Haarschnitt des Staatsanwalts ist eine Sache für sich. Auf das Ausland wirkt diese grausige Frisurmode, die man in unserem Lande immer wieder trifft (rundherum ein Millimeter, vorne kleiner Schopf) geradezu beunruhigend. Der Staatsanwalt sollte diese Mode nicht mitmachen. Und dieser Gehilfe, der da neben ihm saß, hatte zu Zeiten ein höchst peinliches Lachen, für dessen Ueberlegenheit man auch nicht den geringsten Grund entdeckte.

Wer von den Männern der staatlichen Autorität war imstande, dem Phänomen Hilde, aus dem sich schließlich alles, jedenfalls das meiste, erklärte — Apathie, Schlappheit, Suffbedürfnis, Disharmonie — gerecht zu werden. Da hörte man nur etwas von „Entartet" und „Zeichen der Zeit" und daß „der Angeklagte ein Objekt sei". Frey hat nebenbei Krantz losbekommen. Aber sein eigentliches Verdienst ist, daß er mal eine Bilanz aufmachte, daß er alle Beteiligten gleichmäßig darauf aufmerksam machte, daß sie lebendig wären — und ganz besonders darüber hinaus, daß er den Staatsanwalt sogar mit einer neueren Reichsgerichtsentscheidung aus dem Felde schlug.

Bravo, alter Kämpe! *H. v. W.*

**Petit garçon de cinq ans à sa maman:** „Ma bonne maman chérie, ma petite maman, (d'un air espiègle et radieux): ma p'tite fille!"

*(Eingesandt Dr. Kayser.)*

**Herr I. Prilutzky,** dessen witzigen Geschäftsprospekt in Reimen wir in unserer Novembernummer zum Abdruck brachten, legt großen Wert auf die ausdrückliche Feststellung, daß er nicht Heiratsvermittler ist, sondern Generalagent einer Töchterversorgungs-Versicherung, die das versicherte Kapital bei der Heirat der versicherten Tochter zur Auszahlung bringt. Wir kommen seinem Wunsche der Berichtigung gern nach.

# DAS AUSLAND

## RUSSLAND:

*Anzeige aus der in Stawropol erscheinenden Zeitung* „Die Macht der Sowjets“: „Der Stadtrat von Stawropol gibt hiermit bekannt, daß die in der Stadt Stawropol auf dem Lunatscharskij-Platz (Oberer Markt) sich befindende ‚Kapelle‘ — falls innerhalb einer Woche seit dieser Veröffentlichung ein entsprechendes Gesuch eingereicht wird — nach vorheriger Vereinbarung mit dem Magistrat den Gläubigen kostenlos und für unbeschränkte Zeitdauer zur Benutzung überlassen werden kann, unter der Bedingung, daß diese Gläubigen die oben genannte Kapelle auf ihre Kosten renovieren lassen.“

*Titelverleihung.* Der Rat der Volkskommissare der RSFSR. verlieh den Professoren S. P. Fedorow, G. W. Chlopin und G. I. Turner den Rang „Verdienter Wissenschaftsarbeiter.“ *(Prawda.)*

*Wochenend a la Tatar.* Die in Archangelsk erscheinende Zeitung „Wolna“ läßt sich folgendes berichten:

„Bei uns, im ehemaligen Nawolotzkij-Kreise, besucht die Jugend die abendlichen Zusammenkünfte, nur um den geliebten Mädchen zu begegnen. Diese abendlichen Zusammenkünfte haben ihre Schattenseiten. Statt im gemeinsamen Kreise zu sitzen und sich in Gesellschaft zu unterhalten, verschwinden die Burschen mit ihren Mädchen oft in den Nebenzimmern. So etwas geht nicht ohne Strohverbrauch ab. Die jungen Mädchen mieten sich ein Bauernhaus für die abendlichen Gesellschaften, und zwar für den ganzen Winter, wobei sie mit dem Vermieter die Lieferung von einem Bund Stroh pro Abend und Pärchen vereinbaren. Ueber diese Strohmengen verfügen dann die Mädchen nach eigenem Belieben. So etwas ist jetzt bei uns gang und gäbe. Die Mädchen genieren sich keineswegs und ziehen sich mit ihren Burschen in einen Nebenraum zurück, wohin sie selbst das Stroh bringen und dergleichen mehr. Die in der Gesellschaft Gebliebenen sagen dann — ebenfalls ohne sich auch nur im geringsten zu genieren: „Wanjka und Manjka sind ins Wochenend gefahren.“

Dieses „Wochenend“ hat jetzt auch einen Teil der Komsomolzy (Mitglieder der kommunistischen Jugend) erfaßt, obwohl diese wissen, daß es sich hierbei um einen Krebsschaden, um eine alte böse Gewohnheit handelt. Manche von ihnen gehen in der letzten Zeit sogar zu keiner Versammlung mehr und ziehen es vor, derartige Abendzusammenkünfte zu besuchen.“

Der Korrespondent, der das berichtet, nennt sich mit bescheidener Anspielung „Waldnadel“.

*Eine Sowjetenzyklopädie für Kinder.* Das Kollegium des Volkskommissariats für Bildung und Aufklärung hat es für notwendig gefunden, eine Sowjetenzyklopädie für Kinder herauszugeben. Zur Durchführung der damit verbundenen Arbeiten wird ein besonderes Redaktionskomitee organisiert. Das Werk wird im Verlag „Junge Garde“ erscheinen. *(„Prawda.“)*

*Arbeiteroper.* In den nächsten Tagen findet im Theater der Stadt Dnepropetrowsk die erste Aufführung der von den Metallarbeitern des dortigen Bezirks organisierten Oper statt. Es ist die erste Amateuroper in Rußland, in der nur Arbeiter mitwirken. *(„Prawda", 18. 11. 27.)*

*Gemäldefund.* In Buguruslan sind sieben bisher unbekannte Gemälde des ukrainischen Dichters Schewtschenko gefunden worden, die wohl 1854—1857 entstanden sind, in einer Zeit, da der Dichter im Nowopetrowskij-Fort gefangen saß. Das ukrainische Volkskommissariat für Volksbildung führt Verhandlungen zum Zweck der Ueberweisung des Fundes an ein Museum.

*Wieder ein Rundfragebogen.* Die Gesellschaft der Bühnenautoren und Komponisten versendet einen Rundfragebogen mit folgenden Fragen:

1. Name, Vorname, Vatersname.
2. Alter.
3. Art der Beschäftigung und Dienststelle.
4. Soziale Lage vor dem Oktober 1917 und Abstammung.
5. Art der Beschäftigung und Dienststelle zur Zeit des Zarismus bis zum Oktober 1917 und Tätigkeit von Oktober 1917 bis auf den heutigen Tag.
6. Ob vorbestraft.
7. Die Adresse und Telephonnummer.

*Die Leningrader „Prawda" berichtet:* „Eine Abteilung des Sacharotrest hat von den ihr unterstellten Unternehmungen in einer Woche die Beantwortung von 48 000 (achtundvierzigtausend) Fragen verlangt. Der Fragebogen hatte eine Länge von insgesamt drei Metern."

*Revisionsepidemie.* „Rodnoj Kraj" schreibt:

„Im Murmangebiet ist eine wahre Epidemie der Revisionen ausgebrochen. In einem halben Jahre wurde die Konsumgenossenschaft des Bezirks mehrere Male revidiert und zwar: von dem Bezirksinspektor — 34 Tage lang, von der Inspektion der Gouvernementshandelskammer — 9 Tage, von dem Inspektor des WTS. — 2 Tage, von dem Inspektor der Warenbörse — 2 Tage, von der Finanzinspektion — 11 Tage, von dem Inspektor des Resinotrest — 2 Tage, vom Arbeitsamt — 2 Tage, von dem Inspektor der Genossenschaftsbank — 2 Tage, von dem Instrukteur der Konsumgenossenschaftsräte — 21 Tage, von dem Instrukteur des Zenstrosojus — 17 Tage. Im ganzen wurde in diesem halben Jahr 102 Tage lang revidiert."

Dazu bemerkt der „Smechatsch": „Einfach wie in der Apotheke: 6 Monate sind 182½ Tage. 182½ — 102 = 80½ Tage. Und die Feiertage? Und die Nachfeiern? Man hat also 102 Tage nicht gearbeitet, weil revidiert wurde, in der übrigen Zeit konnte nicht gearbeitet werden, da man entweder sich auf eine Revision vorbereitete oder das Ergebnis einer soeben stattgefundenen Revision besprach.

„Was Wunder, wenn der Privathändler alles billiger verkaufen kann?"

*Titelsegen.* Die höchste ukrainische Parteistelle hat zur Jahrzehntfeier der Revolution beschlosen, 108 Arbeitern der Ukraine für ihre Verdienste an der Front der Arbeit den Titel „Veteranen der Arbeit" zu verleihen.

*Wohnungen, Wohnungen, Wohnungen.* Die „Prawda" schreibt: „Das Tempo des Wohnungsbaus in der UdSSR. wächst mit jedem Jahr. Die statistische Zentralverwaltung der UdSSR hat soeben den Bericht über die Tätigkeit der Unterabteilung für Wohnungsbauwesen abgeschlossen. Erfaßt ist die Zeit von 1923 bis 1926 und die Bevölkerung von 455 Städten der UdSSR.

„In diesen 455 Städten wurden in der angegebenen Zeit 54 472 Neubauten ausgeführt, die insgesamt 1 929 270 Quadratmeter neuer Wohnfläche ergaben. Im Jahre 1923 wurden 9807, im Jahre 1924 — 10 004, im Jahre 1925 — 12 722 und im Jahre 1926 — 21 899 Neubauten ausgeführt."

*Kunst.* Die Akademie der Kunstwissenschaften hat eine Ausstellung organisiert, in der die Völkerschaften der UdSSR. zu Wort kommen. Die „Prawda" vom 12. 11. schreibt dazu:

„Diese Ausstellung ist ein großes Ereignis in unserem Kunstleben. Eine Ausstellung dieser Art hat noch nie bisher stattgefunden. Zum erstenmal zeigen die Völker der in der Union vereinigten Randrepubliken auf der Basis völliger Gleichberechtigung! ihr schöpferisches Gesicht auf dem Gebiete der bildenden Künste (Malerei, Graphik und Bildhauerei), der Architektur, des Theaters und des Films."

## SPANIEN:

*Das Amtliche Zensur- und Nachrichtenbureau* stellt uns folgendes Dekret zu: Dem Regierungs-Chef wurde berichtet, daß in einigen Orten von geringer Bedeutung das für den 12. des Monats angesetzte Siegesfest in keiner Weise gefeiert wurde. Nachforschungen ergaben, daß diese Anzeigen bloß auf die Ortschaften Barrasoyan (Navarra) und Villaramiel (Valencia) zutreffen. Seine Exzellenz verfügte bezüglich Barrasoyans, daß sich der Alcalde wegen der gröblichen Unterlassung bei den Kriegsteilnehmern zu entschuldigen habe. Außerdem wurde über den Ort eine Geldstrafe verhängt. Was Villaramiel betrifft, so wurde die dortige Gemeindevertretung abgesetzt und eine nachträgliche Feier des Festes für den 10. des kommenden Monats anberaumt.

Diese Tatsachen werden bekanntgemacht, weil sie zeigen, mit welcher Genauigkeit heute im Königreich die behördlichen Weisungen befolgt werden. In den zwei Fällen, wo dies nicht geschah, hat der Staatsbürgersinn vertrauensvoll und in der Ueberzeugung, daß dem Gesetz Geltung verschafft werden müsse, die nötigen Anzeigen erstattet, — imponiendo sanción a los culpables y reparando en lo posible la desobediencia.

*El Imparcial, Madrid — Rubrik „Unter der Diktatur", am 21. 11. 27.*

*Las Ligas contra la publica inmoralidad* schlossen sich dem Proteste an, den die Asociación de padres de familias gegen die Aufführung von Bernardo Shaws „Santa Juana" veröffentlicht hat. *La Nación, Madrid.*

# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Tanzplatten.

*„Gentleman", Slow-Foxtrott (Boulanger, arrg. H. Bik). Jazz-Orchester Georges Boulanger.* — Rückseite: *„Nora", Foxtrott (Boulanger, arrg. H. Bik). Vox 8573.* Entzückende Trotts mit allerhand musikantischen Finessen.

*„Komm, Karline, komm!" Foxtrott (A. Spahn, arrg. H. Bik). Jazz-Orchester Georges Boulanger.* — Rückseite: *„Der Rixdorfer", Foxtrott (E. Philippi, arrg. H. Bik). Vox 8570.* Lustige und raffiniert instrumentierte Variationen über alte Schlager.

*„Cheerie-Beerie-Bee", Waltz (Wayne).* — Rückseite: „I could waltz on for ever", *Ben Selvin and his Orchestra with Vocal-Chorus. Brunswick A. 486.* Distinguiert gedämpfte Walzerei mit südlichem Melos.

*„Shaking the Blues away", Foxtrott (Berlin).* — Rückseite: *„I love no one but you", Foxtrott (Spitalny). John Abriani's Six (Stephanie-Hotel Baden-Baden) with Vocal Chorus; Homocord 4-2514.* — Pomphaft trottende Blaserei.

*„Do the Black-bottom with me", Charleston (Meyer).* — Rückseite: *„On the Beach at Waikiki Blues", Foxtrott (Meyer). Jack Hylton und sein Orchester. Electrola, E. G. 653.* — Anspruchsvoller Charleston mit operistischen Anleihen, die ihn popularisieren.

*„Alte und neue Walzer", Potpourri von C. Robrecht. Orchester Jenö Fesca. Fox 08575.* — Reizvolle und lehrreiche, hübsch gespielte Walzer-Revue.

*„Affentrott" aus der Operette „Madame Pompadour" (Leo Fall).* — Rückseite: *„Ich bin ein Untertan, ein treuer", Blues, aus „Madame Pompadour". Marek Weber-Orchester. Electrola E. G. 737.* — Flotte und flüssige Weisen aus der beliebten Operette.

*„Moscovita" (Rodriguez).* — Rückseite: *„Punto y coma", Tango (Martinez). Manuel Roma-Kapelle. Vox 8571.* — Zärtlich-passioniertes Tangogleiten bietet stets willkommene Abwechslung.

*„I call you sugar", Foxtrott. (Baxter-Bowles).* — Rückseite: *„Yes she do" (De Rose) with Vocal-Chorus. Ben Selvin and his Orchestra. Brunswick A. 7507.* Rauschende Bläser, aggressive Süße und amüsante Refrains.

*„Himazas", Foxtrott (Austin). — Rückseite: „Lucky day" (Sylva, Henderson). Jack Hylton und sein Orchester. Electrola E. G. 628.* — Virtuose Platte, melodramatischer Sang über atemlosen Klopfrhythmus.

G e s a n g s p l a t t e n.

*„Mi chiamano Mimi" und „Addio" aus „La Bohème" (Puccini). Gesungen von Xenia Belmas, Paris, mit Orchester. Dirigent: A. Kitschin. Grammophon 66631.* — Ungewöhnlicher Zauber und Wohlklang, verbunden mit Können und Ausdruck. Warum hört Berlin diesen russischen Star nur auf Platten?

*„Wie sich die Bilder gleichen" aus „Tosca" (Puccini).* — Rückseite: *„Wo lebte wohl ein Wesen . . ." aus „Manon Lescaut" (Puccini). Benjamino Gigli. Electrola D. A. 856.* — Puccini und dazu Giglis fülliger gewordener, strahlender Tenor. Ewiger Publikumserfolg sicher!

*„Caro nome che il mio cor" und „Tutte le feste al tempio" aus „Rigoletto" (Verdi) Gesungen von Margherita Salvi mit Staats-Orchester. Dirigent Weißmann. Parlophon 9803.* Glockenreiner Sopran, beseeltes Schwingen. Allen Verdi- und Gesangsliebhabern warm empfohlen.

*„Ihr Lieben von Brabant" und „Mein Herr und Gott" aus „Lohengrin" (Wagner); gesungen von Emanuel List. Vox 03662.* Deutscher Heldensang — deutscher Baß nebst mannhaft rauhem Chor.

*„Zwei Duette" aus 1. und 3. Akt „Tosca" (Puccini). Italienisch gesungen von Lotte Lehmann und Jan Kiepura mit Staats-Orchester. Dirigent Manfred Gurlit. Odeon 9603.* — Zwei Lieblinge der Berliner. Die interessante Aufnahme zeigt die Unterschiede zwischen italienischem und nordischem Gesang, ohne dadurch an Wert einzubüßen.

*„Die Hände in schweren Ketten" aus „Der Troubadour" (Verdi).* — Rückseite: *„Oh, welcher Engel hat mich befreit" aus „La Gioconda" (Ponchielli). Italienisch gesungen von Karen Branzell mit Staats-Orchester. Dirigent Weißmann. Parlophon 9804.* — Glanzleistungen des üppigen Alts, überraschend lichte Töne in der Höhe. Vorzüglich!

D i v e r s a.

*„Gesang der Nachtigall", Cello-Begleitung: „Londonderry air", gespielt von Beatrice Harrison, aufgenommen in B. Harrisons Garten.* — Rückseite: *Erwachen der Singvögel". Aufgenommen in demselben Garten. Electrola E. G. 532.* — Diese konkurrenzlosen Naturaufnahmen spotten aller künstlichen „Waldvögel". Unvergeßliche Morgenstimmung.

*„Der Wolfsruf" mit einleitenden Worten von L. v. Falkstein.* — Rückseite: *„Ruf des Karpathenhirsches". Vox 05139.* — Aufregende Reminiscenzen für den Weidmann, phantastischer Eindruck für den Großstädter.

*„Frau Meier tanzt Tango" (Rosen).* — Rückseite *„Evelyne" (Granichstaedten), gesungen von Max Hansen, Tenor mit Orch. Grammophon 21183.* — Hervorragende Deutlichkeit, Schauerballadenakzente, dramatisches „O—o" des Chors.

*„Doll dance" (White) und „Charmaine" (White). Gesp. auf der Kimball-Unit-Orgel von Lew White. Brunswick A. 484.* — Sympathische Verbürgerlichung des königlichen Instrumentes.

*„Fohrt a Chossid'l . . .“ und „Meirke, mein Sohn“ gesungen von Isa Kremer. Brunswick-Balke-Collender-Company 40 132.* — Virtuose Gestaltung der mannigfachen Versuchungen, denen der kleine Schüler auf dem Wege zum Rabbi ausgesetzt ist.

*„A Meidl in die Juren“ und „Sug mir du schein Meidele“. Gesungen von Isa Kremer. Brunswick-Balke-Collender-Company 40 082.* — Uralte Weise, stärkste Erlebniskraft im Vortrag dieser russischen Yvette des Jargons.

*„Russian Lullaby“ (Berlin).* — Rückseite: *„At Sundown“ (Donaldson). Gesp. v. Jesse Crawford auf der Wurlitzer Orgel. Electrola E. G. 680.* — Seltsame Klangeffekte, wundervoll variierte Registrierung des bekannten Wolgaliedes.

*„Casanova, ich lieb' dich“, Tango-Serenade (Stransky-Rotter).*

*„Du glaubst vielleicht, ich weiß nicht, daß du mich betrogen“ (Brown-Clare-Grünbaum). Vorgetragen von Paul O'Montis. Klavier: Mischa Spoliansky. Odeon 2314.* — Diskret illustrierte Moritat eines klugen Ehemannes.

*„Un bon Mouvement“ (Christini) aus der Revue: „Wann und wo“. Gesungen von Marcelle Rahna.* — Rückseite: *„Das Funkgenie“ („Wann und wo“). Marcelle Rahna. (Deutsch.) Electrola E. G. 627.* — Die effektvollen Couplets der bekannten Revue-Künstlerin werden leider durch zu starke Orchesterbegleitung beeinträchtigt.

*„Petite Suite“ (G. de Micheli). Orchester F. Lemeau.* — Rückseite: *„In a Persian Market“ (A. W. Ketélbey) Orch. Lemeau. Fernaufnahme. Homocord 4-8815.* — Gute Reproduktion scharmanter Unterhaltungsstücke und orientalischen Klangbildes.

Orchesterplatten.

*„Orchesterinstrumente“. Violine, Bratsche, Cello, Kontrabaß, Flöte, Oboe, engl. Horn, Klarinette, Fagott, Holzbläser-Gruppe. Electrola E. H. 77 sowie „Orchesterinstrumente“ zweite Platte: Horn, Trompete, Tenorposaune, Baßposaune, Baßtuba, Blechbläsergruppe und Schlagzeug, nämlich: Pauke, kl. Trommel, Becken, Tambourin, Castagnetten, Glockenspiel, Röhrenglocken, Celesta, Harfe. Electrola E. H. 58.* — Treffliches Material für Amateure und Kinder, die einzelnen Instrumente mit Hilfe der Einführung Dr. Eberhard Preußners präzisieren zu lernen. Schade, daß die Beispiele so kurz sind!

*„Carnaval Romain“ (Berlioz). Ouverture. Staatskapelle, dirig. v. Erich Kleiber. Grammophon-Polyfar, 66647.* — Diese besonders in den Bläsern so apart kolorierte Karnevalmusik mutet wie eine Illustrierung der Hoffmannschen „Prinzessin Brambilla“ an.



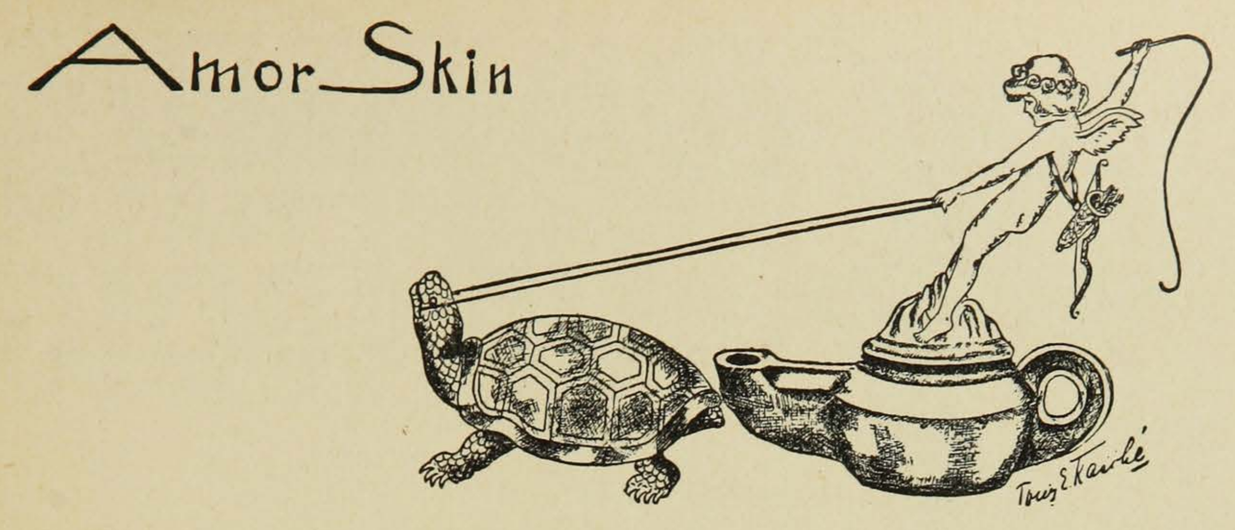
PORTAL DES KUNSTPALASTES IN DÜSSELDORF

DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG VON MAI – OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

## EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART

# Amor Skin



**ORGANO KOSMETIKUM**
**AUS PANZERTIEREN**

**Zum Einreiben**

**Keine Injektion!**

Nach dem 25. bis 30. Lebensjahre bilden sich auf der Haut Verhornungen, und in den Verhornungen markieren sich durch die Muskelbewegungen beim Sprechen, Lachen und dergleichen Linien, Falten und Runzeln. **Amor Skin verhindert dies.** Amor Skin unterstützt die stets notwendige Regeneration der Haut; die abgelebten Gebilde der Haut stoßen sich ab. Die Haut wird und bleibt durch die Pflege mit Amor Skin glatt und rosig, wie in der Jugend. **Jugendfrisches Aussehen!**
Amor Skin ist echt nur in der Dose in Form einer antik. Lampe.

**OPOTERAPIA**
**BERLIN / NEW YORK**

---

# Unerreicht

in ihrer Heilwirkung gegen Katarrhe, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Asthma, Grippe und Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaure Diathese sind




## Emser Wasser (Kränchen) Quellsalz / Pastillen

Emsolith: das Mundpflegemittel; verhindert Zahnsteinansatz. Aber verlangen Sie stets ausdrücklich die echten Emser Erzeugnisse und weisen Sie jede Nachahmung zurück (künstliche Präparate, Fälschungen). Für Echtheit bürgt **nur** die **Schutzmarke »EMS«**
**Staatl. Bade- und Brunnendirektion**

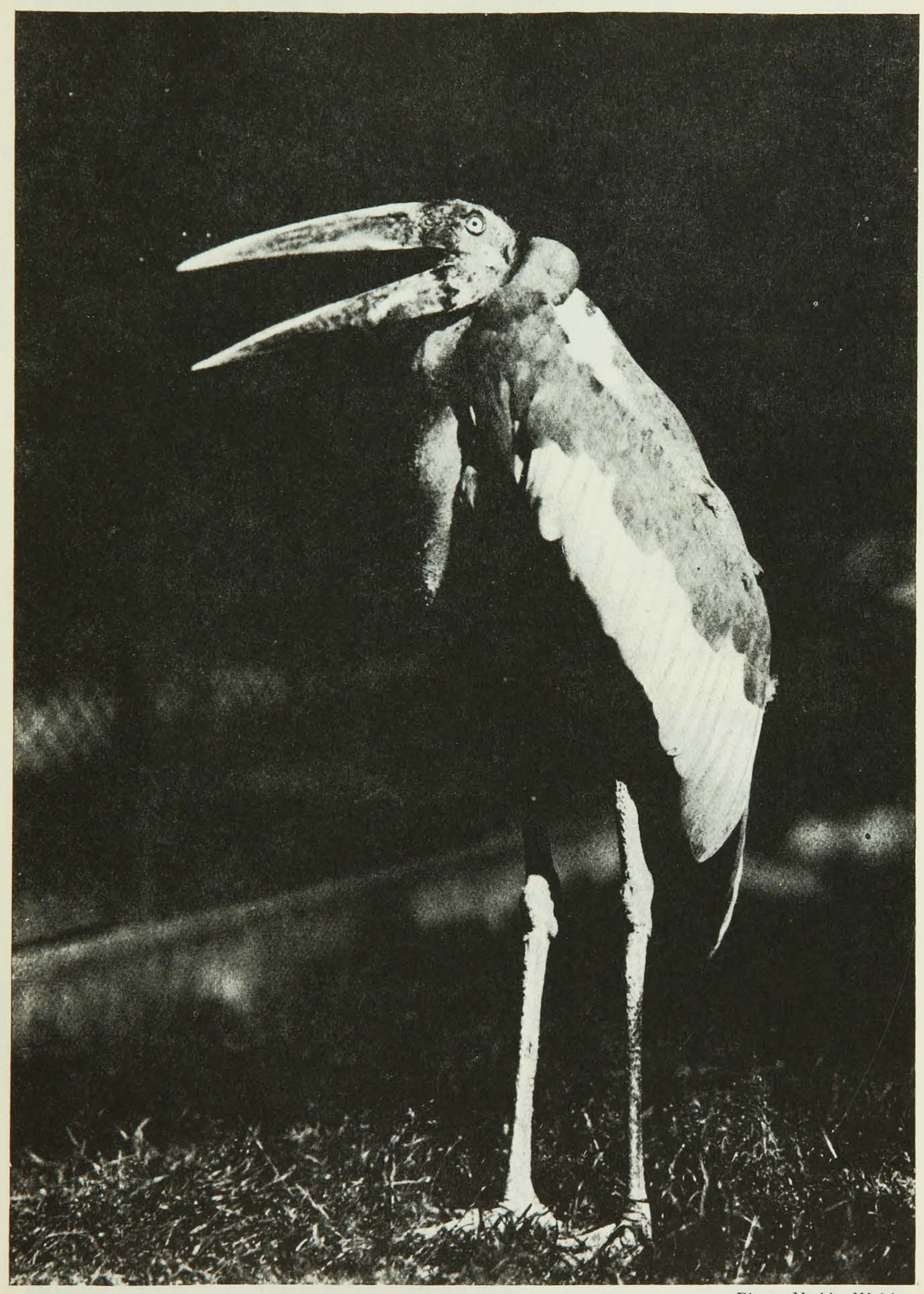


Photo Hedda Walther

Marabu



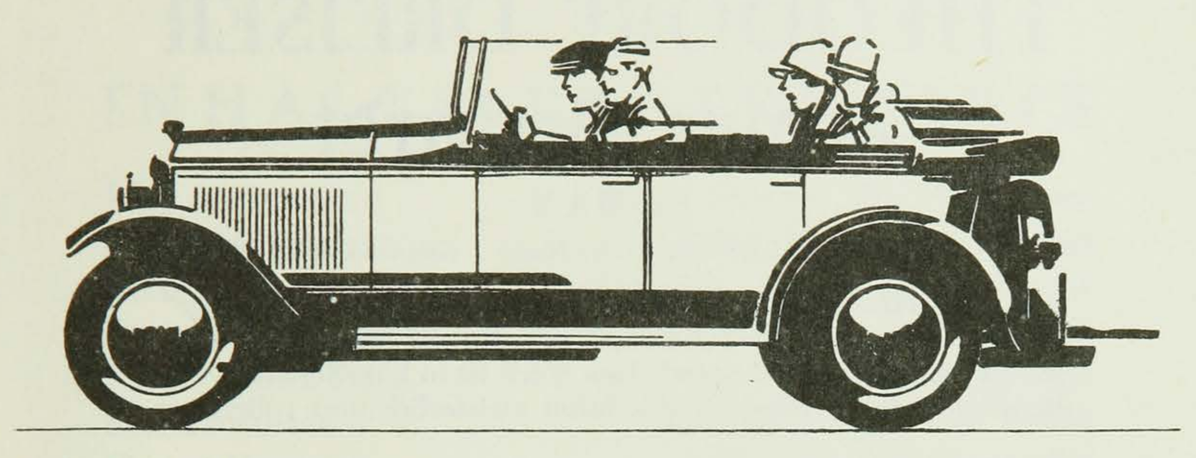
Harpyie



Photos Hedda Walther

Schnee-Eule



# NSU erklärt seine Erfolge mit dem Sechszylinder...

(Sie bekommen jetzt schon den Sechszylinder-NSU ab 5550 M)

„Die gesteigerte Nachfrage nach unserem neuen 6/30-PS-NSU-Sechszylinder ist nicht nur auf den überaus niedrigen Preis zurückzuführen, sondern vor allem auf die hohe Qualität des Fabrikates. Es wäre nichts Besonderes, für wenig Geld einen sogenannten billigen Wagen zu liefern, aber es ist eine Leistung, ein Fahrzeug, das die verwöhntesten Ansprüche übertrifft, für 5550 M abgeben zu können. Mehr als 53 jährige Erfahrung im Qualitätsbau, moderne Fließarbeit und die Arbeit führender Ingenieure machten diese Leistung möglich. Das Jahr 1927 begann mit einer Arbeiterzahl von 2600 und schloß mit mehr als 5000." Ein Aufstieg . . .

**Berliner Verkaufsstellen: Automagazin G.m.b.H., U.d.Linden 69-70 / NSU-Filiale, Kurfürstendamm 45**

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 4

## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen*
*im Text und auf Tafeln*

*

*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Franz Masereel*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H.. Wien, I., Rosenbursenstraße 8. – In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag




Vorbildlich in Konstruktion und Ausrüstung, gediegen in der Form und seiner unaufdringlichen Eleganz präsentiert sich dieses neue Luxuserzeugnis der Brennabor-Werke als eine **Spitzenleistung deutscher Automobiltechnik.**
Schon rein äußerlich zeigt der 3-Liter-Brennabor-6 Cylinder ein anderes Gesicht. Der neuartige Nickelkühler mit dem gefälligen Kühlerschild, der wuchtige und doch ästhetisch formvollendete Aufbau mit seinen fließenden Linien, nicht zuletzt die reiche und geschmackvolle Innenausstattung geben dem Wagen ein außerordentlich prätentiöses Gepräge.
Auch maschinell ist die neue Type selbst von weit teureren Marken nicht zu überbieten. Der starke und schmiegsame 3-Liter-Motor verleiht dem Fahrzeug eine hervorragende Beschleunigung sowie eine große Kraftreserve und Bergsteigefähigkeit. Gutes Anzugsmoment bei niederen Drehzahlen, überraschend leichtes Starten, absolut sichere Lage auf der Straße infolge tiefer Schwerpunktlage des Chassis und langer viellagigen Federn nebst Stoßdämpfern, leicht zu betätigende Lenkung, nicht zuletzt die reichlich groß dimensionierte Vierradbremse, die vollkommen ausgeglichen, weich und stoßfrei arbeitet, werden Ihnen selbst größere Tourenfahrten zu einem Vergnügen machen.
Die Aufbauten — Glanzstücke deutschen Karosseriebaues — werden im eigenen Betriebe hergestellt. Daher ihre sachgemäße Verarbeitung und die konstruktive Durchdringung aller Feinheiten, welche die hohe Reife der Brennabor-Produktion erkennen lassen. Die neue Brennabor-Limousine ist ein auffallend schöner und eleganter Wagen, der auch dem verwöhntesten Geschmack Rechnung trägt. Von den früheren Brennabor-Wagen bis zu diesen Luxusmodellen ist ein weiter Weg. Nur der restlose Einsatz der gewaltigen Hilfsmittel in Gestalt moderner Fabrikationsmethoden, hochentwickelter Technik und der Erfahrungen eines halben Jahrhunderts konnte zu diesem Erfolge führen. **Das Ziel ist erreicht.** Unsere verehrte Kundschaft hat nun das Wort. Ziehen Sie Vergleiche und und prüfen Sie, ob Ihnen in dieser erstaunlich niederen Preislage anderweit Gleichwertiges geboten wird. Ihr Urteil ist uns nicht zweifelhaft. Auch Sie wählen bestimmt einen Brennabor

**Preise:**

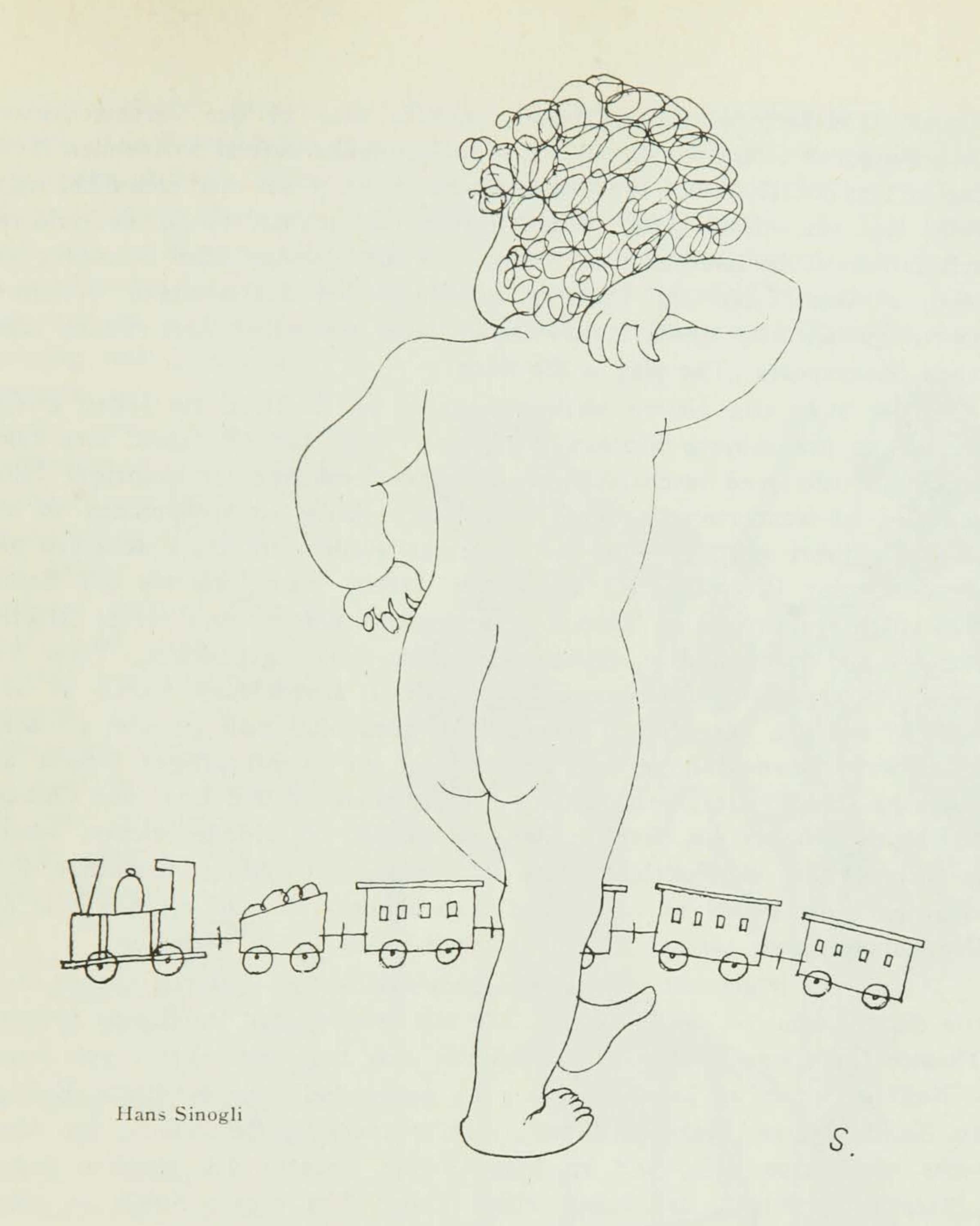
**7 sitz. Luxus-Pullman-Limousine RM. 7750**
**7 sitz. Luxus-Chauffeur-Limousine RM. 7950**

Beachten Sie bitte auch unser übriges Fabrikationsprogramm:
1 ½ Liter - 4 Cyl. Der ideale Wagen des Selbstfahrers ab RM. 4250.
2 ½ und 3 Liter-6 Cyl. Der starke Stadt- und Reisewagen ab RM. 6550.
1 ½ To. - 6 Cyl.-Schnellastwagen RM. 5350.
½ To. Expreßlieferkastenwagen ab RM. 4150.
Weitgehendste Zahlungserleichterungen.




**Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken und die Brennabor-Vertretungen**

**Gebr. Reichstein Brennabor-Werke Brandenburg (Havel)**


Hans Sinogli

# NEW-YORKER THEATERWINTER

Von

*JOSÉ ALESSANDRO*

Neue Theater schießen in New York wie Pilze aus dem Boden; Mansfield, Alvin, Chanins, Masque, John Golden, Hammersteins, Erlangers, Forrest, Royal sind alle erst im letzten Jahr eröffnet worden und bedeuten allabendlich ein Mehr von über zwölftausend Sitzplätzen. Die Theaterbesitzer insistieren nicht mehr, daß ihr Haus unbedingt am Broadway und wenn möglich noch gegenüber dem Times-Square liegen muß — obwohl diese Lagen nach wie vor ein nicht zu unterschätzendes Plus bedeuten —, sondern werden immer expansiver und haben ihr Publikum bereits daran gewöhnt, daß man auch westlich der ninth Avenue und südlich der 48. Straße Theater spielen kann.

Vielleicht war die Erfahrung des Neighbourhood-Playhouse für diese

Meinungsänderung ausschlaggebend; obwohl dies in der fürchterlichsten Umgebung von Grand-Street für jeden einigermaßen normal wohnenden New-Yorker fast außerhalb der Welt (wenigstens deren, in der man sich nicht langweilt) lag, war dieses Haus in den letzten Jahren fast ständig ausverkauft, weil dort meist die interessantesten Stücke in außergewöhnlicher Besetzung gegeben wurden. Lage des Theaters ist gerade bei den heutigen Verkehrsschwierigkeiten eine große Unterstützung, aber schließlich und endlich sagte schon Shakespeare „The play is the thing".

Leider steht nun diesem starken Angebot an Theatern ein selten großer Mangel an brauchbaren Stücken gegenüber. Man hat behauptet, dies käme daher, daß alle jene anscheinend so wichtigen Probleme der neunziger Jahre und der Jahrhundertwende durch vier Jahre Krieg so vollkommen ad absurdum geführt worden seien, daß man erst wieder auf das Erscheinen und Werden neuer Probleme und Tendenzen warten müsse, um sie mit Erfolg dramatisch auswerten zu können. Uneheliche Kinder und ledige Mütter, Vorder- und Hinterhäuser, Offizierstragödien, Rassengegensätze, Vater und Sohn, Arbeitgeber und -nehmer, Magdas und Magdalenen waren so ausführlich und von allen Seiten betrachtet worden, daß man glaubte, sie seien zu schwach geworden, um das Gerippe für ein lebenskräftiges Drama abgeben zu können. In einem Zeitalter, in dem Leopold und Loeb von Chikago und Hilde Scheller von Steglitz übers Meer sich die Hände reichen, scheint ja auch wirklich die Behandlung des Problems von Frühlings Erwachen nicht mehr ganz am Platze zu sein. Und doch könnte vielleicht oft das Wie der Behandlung einem anscheinend toten Inhalt neues Leben verleihen.

New York leidet unter dieser Unproduktivität der Autoren ebenso stark wie die Bühnen der ganzen Welt. Die mit beispielloser Intelligenz geleitete Theatre Guild war infolgedessen glücklich, sich zwei neue Werke von Eugen O'Neill gesichert zu haben; beide ganz große und sehr verdiente Erfolge. Im Guild-Theatre „Marco Millions", eine wundervolle Behandlung der Abenteuer des Marco Polo, und im John Golden Theatre des gleichen Autors „Strange Interlude", das Leben einer Frau. Um dieses Stück an einem Tage spielen zu können, wird um fünf Uhr nachmittags angefangen, um acht wird eine einstündige Supper - Pause eingelegt, und dann geht es weiter bis um elf Uhr. Die Tatsache, daß es seit Wochen und für Wochen ausverkauft ist und man nach dem Supper selten einen leeren Sitz sieht, kann als sicheres Zeichen genommen werden, daß das Publikum heute O'Neill selbst bei solchen Marathonleistungen begleitet. Zugleich inszeniert O'Neill noch sein „Lazarus Laughs" für das Pasadena-Playhouse in Kalifornien, so daß man also diesem Autor den Vorwurf geistiger Sterilität nicht machen kann. — Gleich zu Anfang des Winters brachte die Guild eine vorzügliche Aufführung der dramatisierten Novelle „Porgy" mit hundertprozentiger Negerbesetzung, von der man sagt, daß Reinhardt sie nach Europa bringen wird. — Uebrigens war das Reinhardtsche Gastspiel einer der künstlerischen Höhepunkte der Saison; finanziell dürfte es wohl für die Veranstalter ein Verlust gewesen sein, aber darauf kommt es ja in diesem Falle kaum an.

Von deutschen Stücken war und ist Lothars „The command to love", zu deutsch „Die Republik befiehlt", ein großer Erfolg. Hier ist der seltene Fall eingetreten, daß ein Stück durch die Uebersetzung gewonnen hat; allerdings hat es in Mary Nash und Basil Rathbone eine ideale Besetzung. Das Stück läuft seit 24 Wochen im Longacre Theatre und wird dort und auch später in der Provinz für seine Manager und Autor noch viel Geld verdienen. Neumanns leicht amerikanisierter „Patriot" lebte dagegen trotz glänzender Ausstattung und großer Propaganda nur eine kurze Woche, um dann unter Hinterlassung eines runden Verlustes von 100 000 Dollar an seinen Manager Gilbert Miller entkräftet ins Grab zu sinken. Aber er wird bald wieder auferstehen und von der Paramount zu einem Film verarbeitet werden, in dem voraussichtlich Jannings der Star sein wird. Man spricht davon, daß das Stück niemals in New York eine Aufführung gefunden hätte, wenn nicht die Famous-Players, die hinter Gilbert Miller stehen, nur unter dieser Bedingung die Filmrechte sich hätten verschaffen können. Bruno Franks „Zwölftausend" ist von den Shuberts erworben worden und wird wahrscheinlich in diesen Tagen mit Mary Ellis und Basil Sidney in den Hauptrollen im Garrick-Theatre seine Erstaufführung erleben. Ob die Guild ihr Versprechen halten und später noch den „Faust" herausbringen wird, scheint fraglich.



Ottomar Starke

Die Saison brachte ein paar recht amüsante amerikanische Komödien; zunächst erfreut sich „The royal family" großer Beliebtheit; man munkelte zunächst, es sei ein Schlüsselstück und die Barrymores seien die königliche Familie, aber es können ganz ebenso die Thimigs, die Guerreros oder die Guitrys gemeint sein; diese Art Tohuwabohu ist wohl mit dem Leben jeder berühmten Schauspielerfamilie zu identifizieren, vor allem, wenn auch noch

sämtliche Familienmitglieder unter einem Dach wohnen. Es ist der erste Bühnenerfolg, den Edna Ferber, Amerikas populärste Schriftstellerin, zu verzeichnen hat. „Parisbound" von Philip Barry beschäftigt sich mit den upper Tens Amerikas in Paris und den dort vollzogenen Scheidungen, ein sehr aktuelles Thema und ein voller Erfolg für den Manager Arthur Hopkins.

Das Interesse für Kriminalstücke scheint im Abnehmen begriffen zu sein. „The Trial of Mary Dugan" war Al Woods einziger geglückter Versuch auf diesem Gebiet; außerdem soll nur „Dracula" einem on dit zufolge richtige Gänsehäute verursachen. Man empfindet diese Stücke heute als lächerlich; sie sind alle nach einer Vorlage gearbeitet, ein Mord wird verübt, und jeder außer dem Feuerwehrmann in der linken Seitenkulisse wird verdächtigt, nur, um den Verdacht von irgendeiner Putzfrau abzulenken, die den Mord wirklich während einer freien Minute am Nachmittag begangen hat; man kann sagen, daß der „Thriller" im Absterben begriffen ist (es sei denn, er fände vollkommen neue Ausdrucksmöglichkeiten). Der Mörder wäre in diesem Falle die Lächerlichkeit.

Somerset Maughams „The Letter" war nicht der erwartete Erfolg, den das Stück vorher in London mit Gladys Cooper in der Hauptrolle gehabt hatte. Catherine Cornell, die die Leslie in New York gab, versuchte mit unzureichenden Mitteln, aus einem schlechten, aber theaterwirksamen Stück eine tiefgehende psychologische Studie zu machen. Aber da Ethel Barrymore in Maughams „Constant Wife" (das man in Deutschland so schlicht und einfach „Finden Sie, daß Constanze sich richtig verhält?" nennt) seit anderthalb Jahren die größten Erfolge feiert, wird der Schöpfer der heute schon fast klassisch gewordenen Sadie Thompson — von Gloria Swanson inzwischen trefflich verfilmt — den Verlust leicht verschmerzen.

Helen Hayes bewies in „Coquette", daß sie nun mit vollem Recht die Nachfolgerin einer Maude Adams genannt werden darf. Von „Dear Brutus", über Shaws Cleopatra und Barries Maggie in „What every woman knows", ist diese nun auf einem Höhepunkt angelangt, der sie zu Amerikas stärkstem Talent unter den jüngeren Schauspielerinnen macht.

Noël Cowards „Marquise" war einer jener stillen, schmunzelnden Erfolge; sein „Fallen Angels", das seinerzeit von Edna Best und Tallulah-Bankhead in London in Sektlaune als Knallbonbon gespielt wurde, erwies sich als zu zerbrechlich, um der schweren New-Yorker Behandlung Widerstand leisten zu können. Lonsdales „Highroad" wird wohl erst in der nächsten Saison herausgebracht werden. Es gehen Gerüchte, daß Shaw sich intensiv mit Oliver Cromwell beschäftige und das Resultat wahrscheinlich ein Drama sein werde. Dagegen behaupten böse Zungen, Shaw täte dies nur, um Cromwell vor der Feder Drinkwaters zu retten.

Man hatte bestimmt gehofft, Elmer Gantry auf der Bühne begrüßen zu dürfen, aber Baillard Veiller, den man mit der Dramatisierung des Sinclair Lewisschen Romans beauftragt hatte, wurde während der Arbeit von religiösen Gewissensbissen geplagt, zerriß das fast vollendete Manuskript und hatte diesen Vorfall am nächsten Tag auf den ersten Seiten sämtlicher amerikanischen Zeitungen bekanntgegeben. Diese billige Propaganda bekam seinem eigenen Stück „The Trial of Mary Dugan" im National-Theatre ganz aus-



Photo Ufa

Die Filmschauspielerin Truus van Aalten

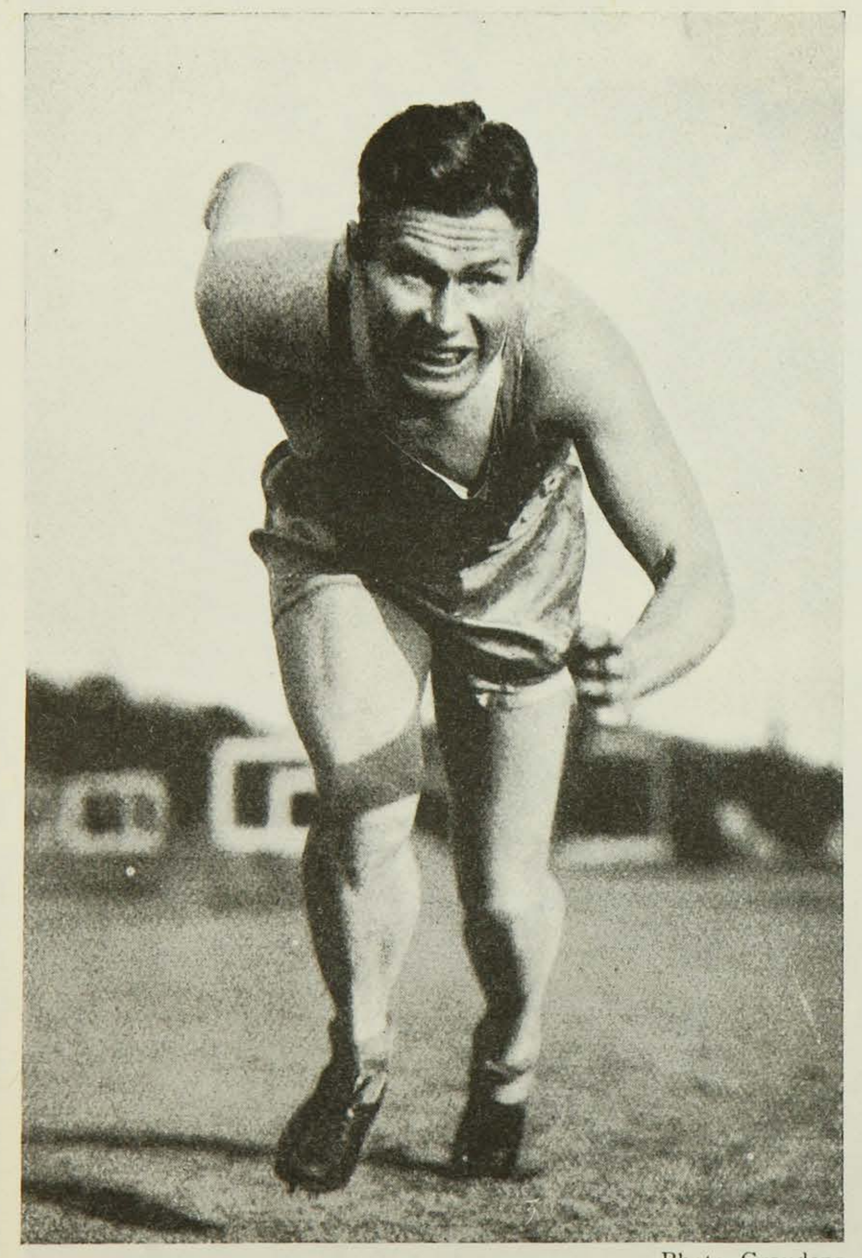


Photo Graudenz

Charles Paddock, Amerikas bester Hürdenläufer

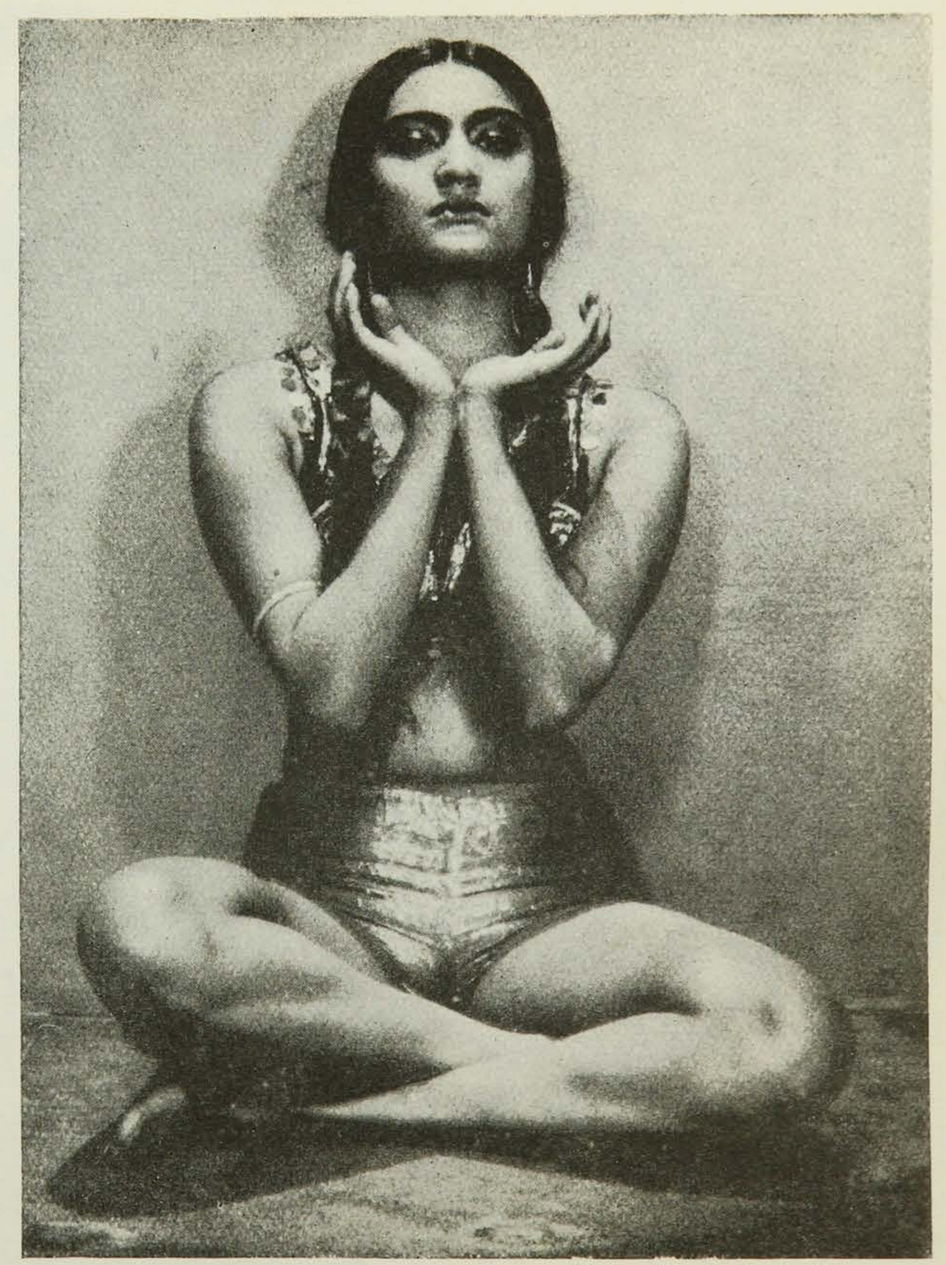


Photo M. Beck & Macgregor

Sunnita, eine schöne Indierin in London

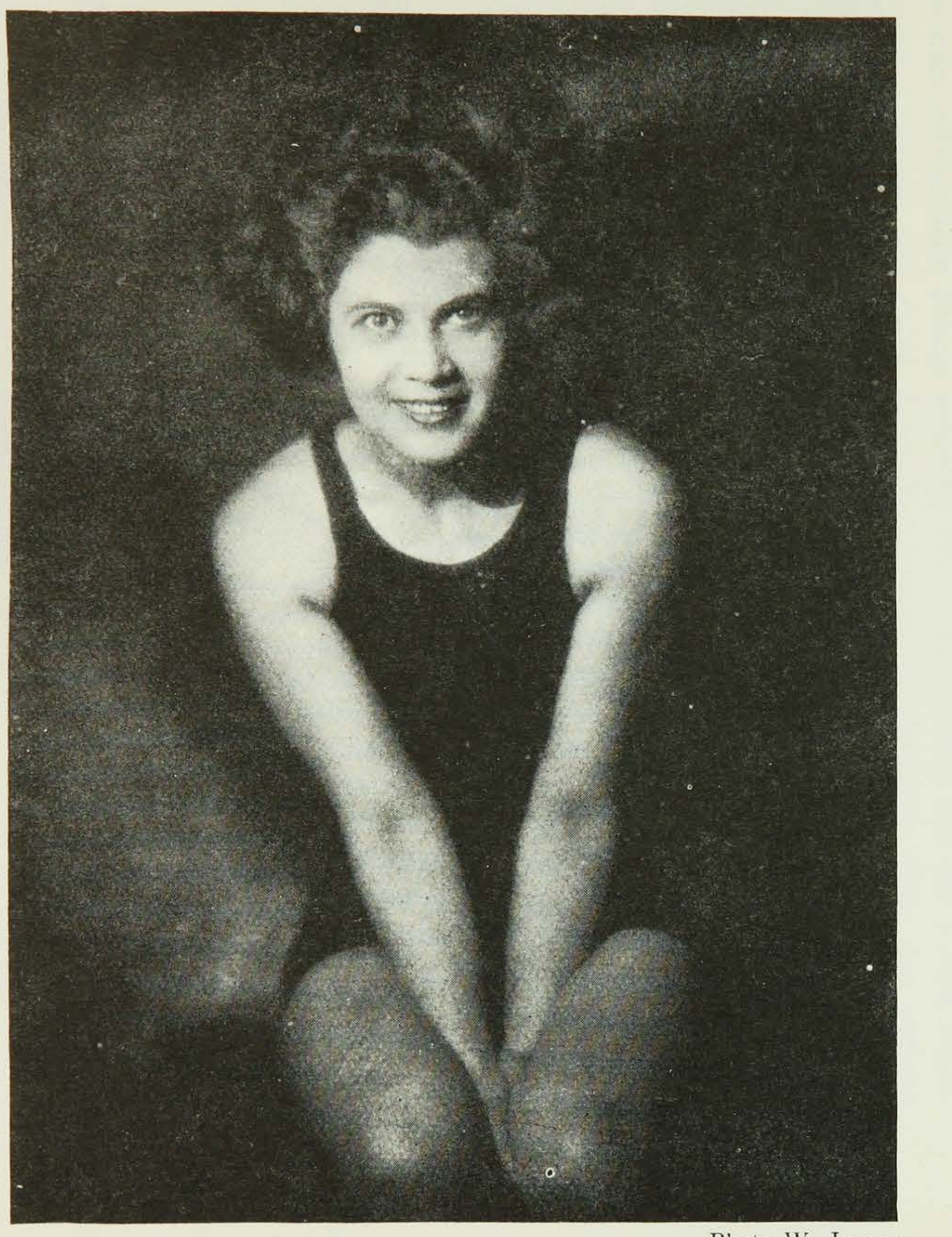


Photo W. Jaeger

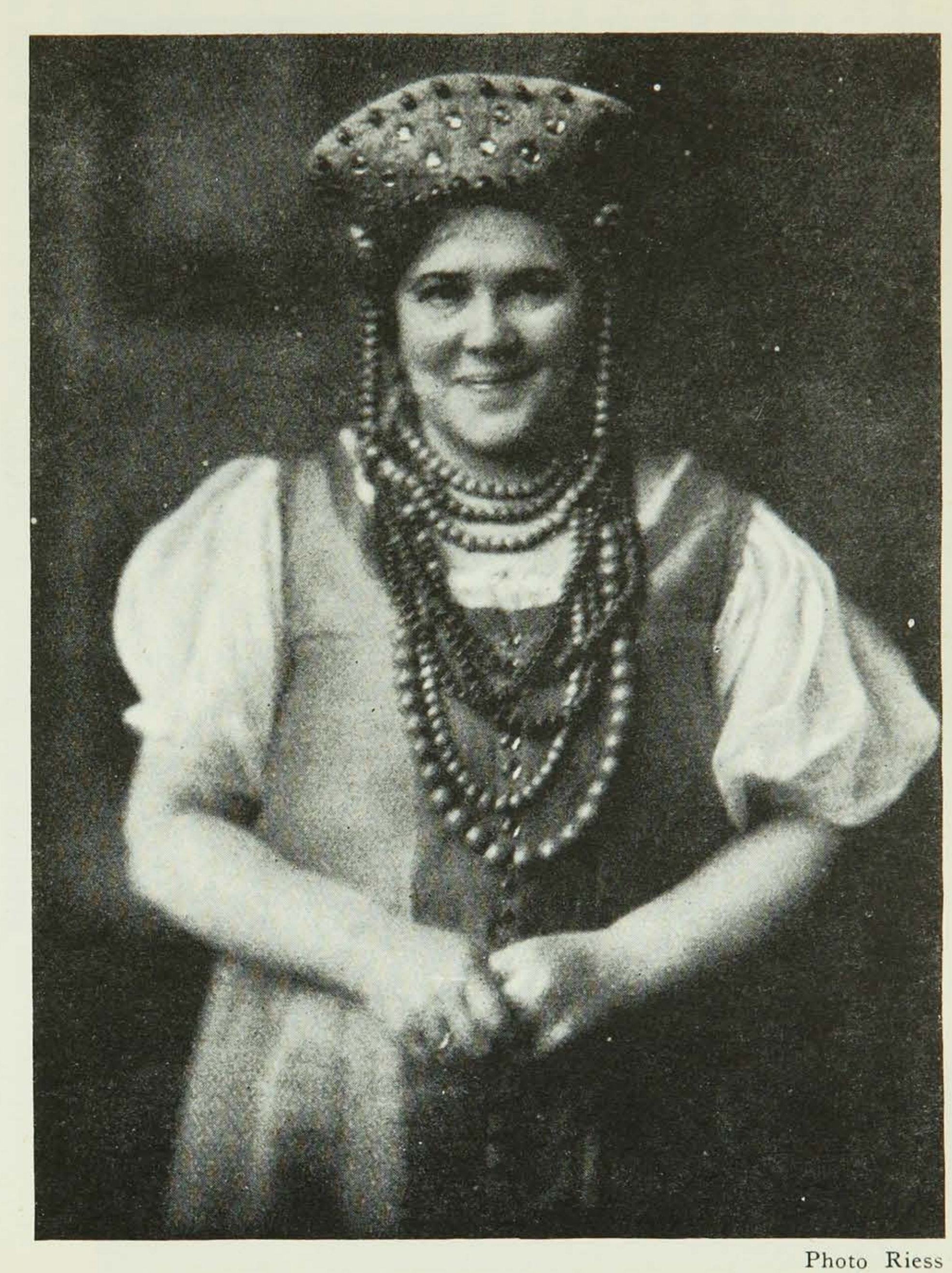
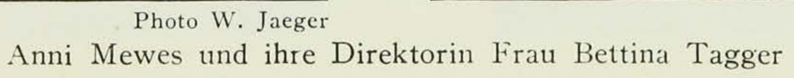


Photo Riess



Anni Mewes und ihre Direktorin Frau Bettina Tagger



Karl Lutz (Fürst Bülows Küchenchef), Merkel und A. R. Meyer (Munkepunke) gründeten den „Klub der Magenweisheit“



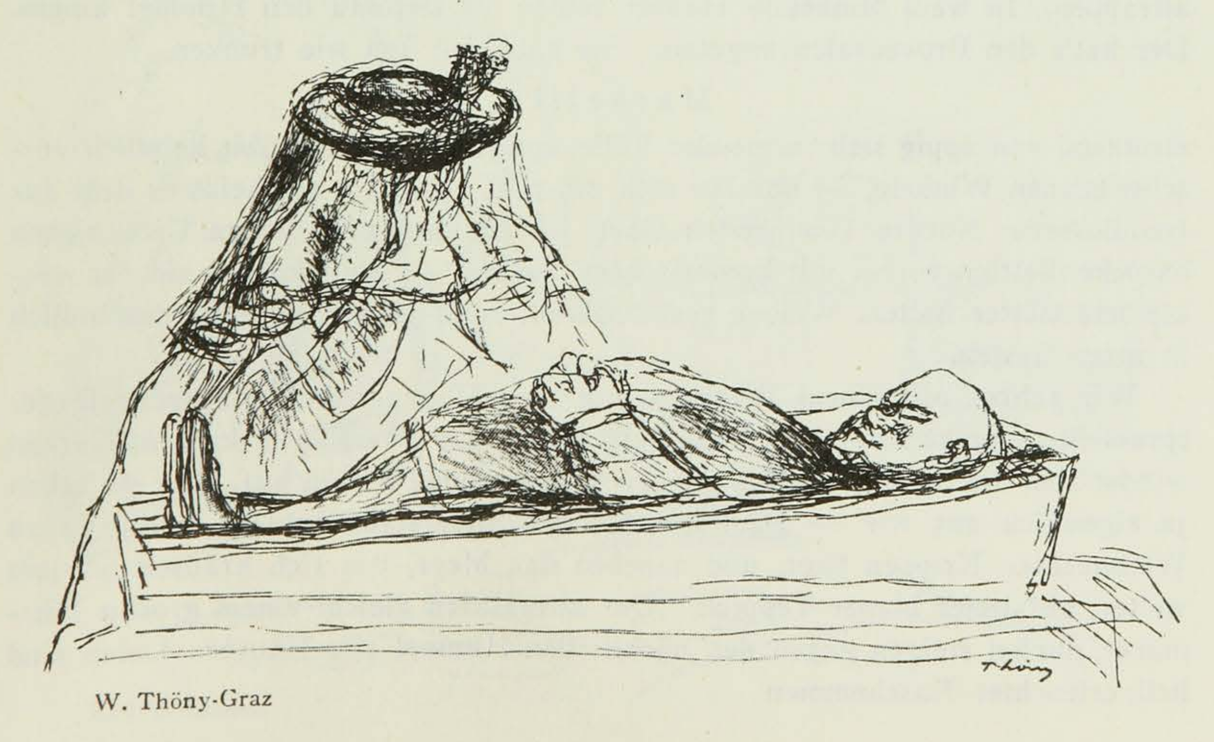
Photos Graudenz

Drillinge

gezeichnet. It always pays to advertise. So wartet also Elmer Gantry, und wir mit ihm, noch auf seine Menschwerdung.

Die Liste der Musical comedies wird in diesem Jahr von Florenz Ziegfeld geführt. Dieser Manager war in den letzten Monaten von größter Produktivität und hat seine paar Wochen Ruhe, die er sich jetzt in Palmbeach mit seiner Gattin Billie Burke und seiner Tochter Patricia gönnt, reichlich verdient. „Rosalie“ spielt im amerikanischen Kadettenkorps in Westpoint und gibt Marylin Miller Gelegenheit zu zeigen, daß die Scheidung von Jack Pickford ihr nichts von ihrer strahlenden Jugendschönheit und erlesenen Tanzkunst geraubt hat. „The Showboat“, nach Edna Ferbers Roman, spielt auf einem Theaterboot, das den Mississippi befährt. Daß die Mise en Scène wie stets bei Ziegfeld von einer auserlesenen Schönheit und vornehmsten Kultur ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die wöchentlichen Einnahmen von „Rosalie“, „Showboat“, „Rio Rita“ und „Follies“ betragen zusammen über 200 000 Dollar, aber leider bleiben die Ausgaben auch nicht weit hinter dieser Summe zurück. Daneben können nur noch die Astaires in „Funny Face“ bestehen, smart und originell wie stets, und „Good News“; alles andere ist kaum von Interesse.

Die Saison war selten arm. Auf dramatischem Gebiet hat nur O'Neill Bleibendes hervorgebracht. Belasco bringt erst jetzt im Frühling eine kleine harmlose Komödie „The bachelor father“ heraus und hat sein ehrwürdiges Theater an eine Operette „Hit the Deck“ verpachtet. Schauspielerinnen wie Ina Claire, Elsie Ferguson, Fay Bainter sind nicht aufgetreten, warum?, weil es keine Stücke für sie gibt. Professor Baker lehrt in Harvard die Technik, wie man erfolgreiche Stücke schreibt, Herr Malewinsky von der Firma Malewinsky O'Brien, hat seine jahrzehntelangen Erfahrungen über das gleiche Thema in einem dicken und außerordentlich gescheiten Buch niedergelegt, Lessing schrieb die Hamburgische Dramaturgie, und auch Freitag hat sich ausführlich über das Thema geäußert; draußen pulst das Leben, das doch, wo man's packt, interessant ist, also, warum gibt es keine guten Stücke?



W. Thöny-Graz



Rud. Großmann

# TAGEBUCH AUS DEM SÜDEN

Von

*RUDOLF GROSSMANN*

### Landschaft

Oliven kriechen zu tausenden über rot aufgerissene Golgathaerde, mit ihrem stumpfen Grau kontrastieren sie zum Farbentummel ringsum. Zypressen stehen gestrafft in Reih und Glied. — Der Rapide rast vorbei, der côte d'Azur zu. — Schon sind die Häuserläden azurblau gestrichen, ebenso die Fensterattrappen. In weiß blinkende Häuser reißen sie tiefblau den Himmel hinein. Der hat's den Provenzalen angetan. Sie sind von ihm wie trunken.

### Marseille,

strotzend von üppig sich türmender Fülle, steigt vor uns auf, mit heimlich verschwiegenen Winkeln, — nur für sich da, rein vegetativ erscheint es dem aus freudloserem Norden kommenden Gast. — An dem nächtlichen Café ziehen barocke Bettler vorbei mit homerischem Pathos, — man könnte sie für verkleidete Götter halten. Weiber gestikulieren, rund gesättigt, selbstverständlich in ihren Gesten.

Wir fahren mit einem Wagen durch eine Platanenallee mit grüngelb gesprenkelten Stämmen. Am Ende schimmert das Meer. In kurzen Kurven windet sich die Straße. Rechts steigen imponierende Felsen auf, aber sie sehen ja eigentlich aus wie — Papiermaché, mit Silberstaub beklebt, wie man zu Weihnachten Krippen baut, und daneben das Meer, das sich kräuselt wie ein weiter, gefalteter blauer Teppich. Der alte Hafen gleicht einem großen Jahrmarkt, dunkel steigen gegen den nächtlichen Himmel alte Häuser. Unten sind hell erleuchtet Kaschemmen

Wir biegen um eine Ecke, ein italienischer Baldachinhimmel — war er aus Stuck oder Stoff? Man denkt bei der Ueppigkeit der provenzalischen Improvisationen nicht mehr an Materie — klebt an einem Haus. Wir stehen vor Pascal, dem berühmten Hafenrestaurant, wo es die beste bouillabaisse gibt. Ein Holzboden, podiumartig erhöht, mit Sägemehl bestreut, Kellner servieren hemdärmlig, einer spuckt gut zwei Meter an einem Teller Suppe vorbei. Er versteht's ebensogut wie sein italienischer Bruder von der Levante.

Anderen Tags geht's weiter nach Cannes.

Sanft gebuchtet läuft der Strand von Cannes, nur einmal scharf eckend, da wo das einzig größere Café ist, am berühmten place de la liberté, grüne Platanen überzacken ihn, die in fünf Reihen aufmarschieren, wie die Bühnendekoration eines romantischen Waldes. Nur einmal im Jahr soll es hier regnen, dann aber gleich zwei Monate lang.

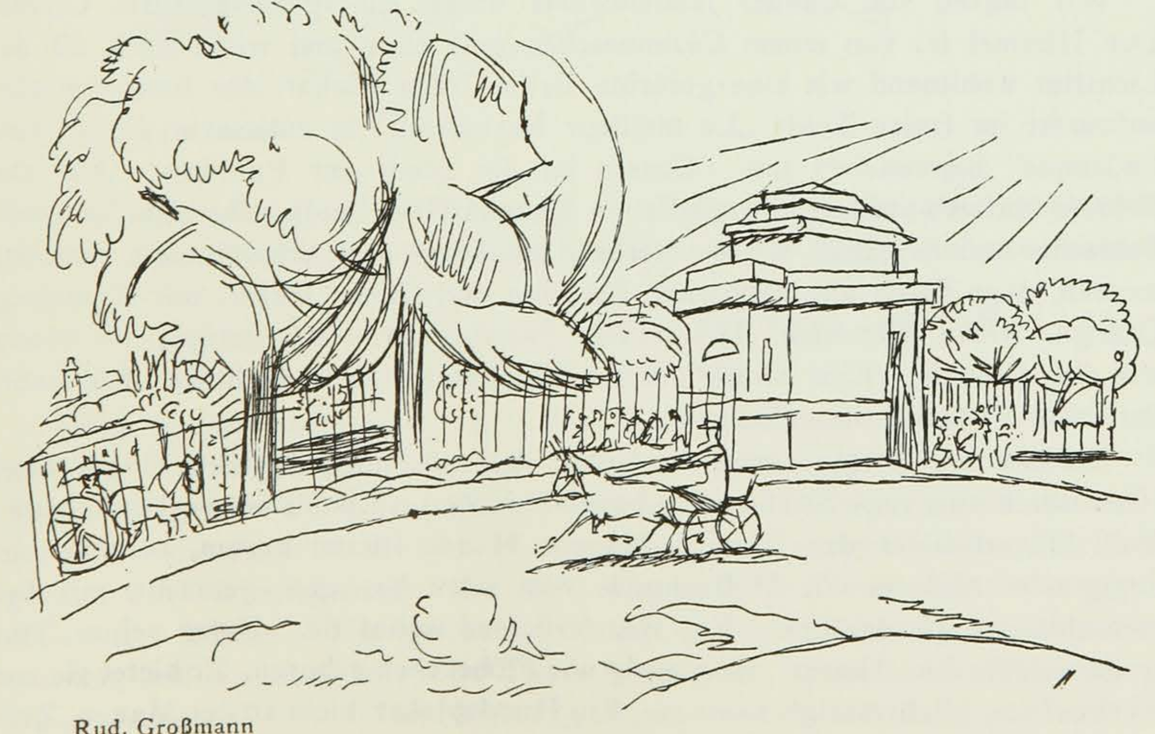
Im Hafen zerplatzt das Licht der weißen Jachten gegen immer blauen Himmel.

Englische Matrosen mit weiß gestickten Monogrammen auf blauen Trikots schlendern vornehm langsam durch grüne Baumalleen, schreiten mit stumpfer Gleichgültigkeit, für all das, was auf dem Lande geschieht, durch lärmende Provenzalen, vorbei an Karussells und Buden.

Wie gerne würde Auguste was über ihre Lordschaft erfahren, hätten sie nicht diese kalt abweisenden Mienen, wie gute Kammerdiener, die nichts von ihren Herren verraten.

So begnügt sie sich abends auf die Mole zu laufen und von weitem zuzusehen, wie der Koch auf silbernem Geschirr eifrig das Essen anrichtet; was zu viel an Petersilie, Zitrone und sonstiger Garnitur, schleudert er geschäftig mit fetten Fingern ins Meer, schiebt dann die Platte dem Stewart durch ein Loch zu, der gravitätisch sie seiner Lordschaft im hellerleuchteten Speisesaal vorsetzt.

Zwei Badeanstalten liegen am Strand. Neben den flots bleues dancing scheint die zweite sportlicher und sachlicher. „Hughers Playground" steht



Rud. Großmann

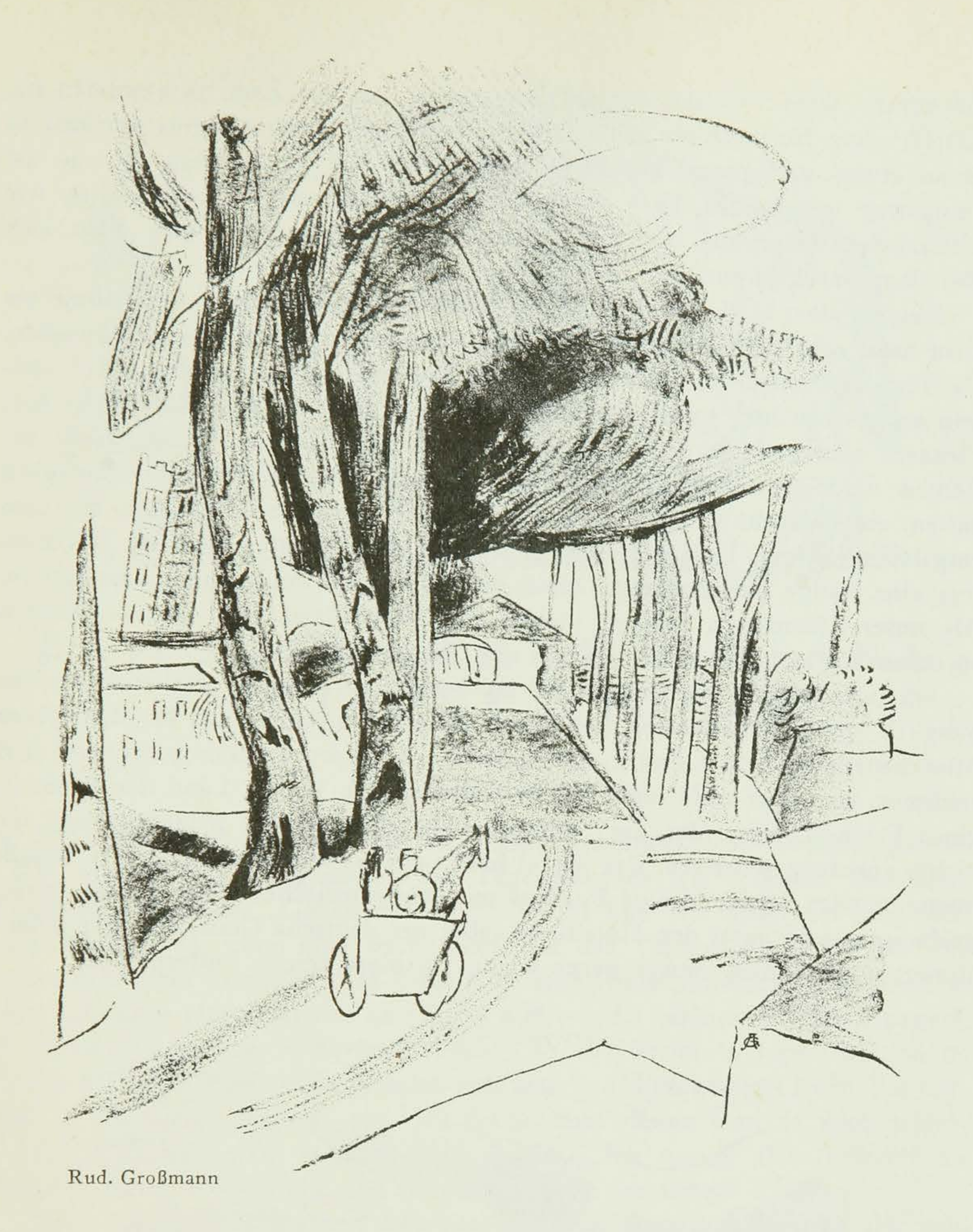
da. Barren, Schaukeln, Sprungbretter, Box- und Medizinbälle, kleine Canoes, die in exotischen Filmen die Wilden befahren. Am Strand steht ein kitschig schöner Amerikaner, es ist Mr. Hughers, der crawl-Stunden gibt. Dabei hat er für jedes der Geräte ein wachsames Auge; wer auf eigene Faust nach einem Ring langt oder einen Ball antippt, dem flüstert er, oft erst nach Tagen, unerwartet ins Ohr: „Vous avez fait la boxe avant-hier: c'est 8 francs, Monsieur.“ Still und geheimnisvoll legt er seine Reklamezettel neben die Strandbesucher. Dann hüpft er wie eine Bachstelze den Strand entlang, seilspringend — vor- und rückwärts mit wechselnden Beinen. Bald erscheint er mit einem Tropenhelm, bald mit einem Riesen-Panama; bald ist er damit beschäftigt, sein buntes Sportmonogramm Damen für 20 Franken an die Brust zu heften.

In der Dörrglut am Strand glucken Nachsaisonmatronen, räkeln sich junge Weiberkörper. Eine fällt in ihrer burschikosen Grazie, rundlich mit Ponys, pechschwarz in die Stirn. Die Augenbraue hat sie zu einem langen Strich gezogen; gleich darunter schießt kühn wie ein Dachreiter eine französische Nase hervor. Der Mund ist klein und hat auch ohne Schminke (die ja im Salzwasser verläuft) was von dem Ornament, das täglich drauf gemalt wird, behalten. Jeder kennt sie und begrüßt sie mit einem Klaps auf den Posterieur, den sie selbstverständlich hinnimmt wie einen Refrain (den Klaps natürlich). Sie steht, die Arme lässig nach vorne, etwas vorgeneigt, wie eine Chansonette auf den Brettern dem Publikum zu. Das ist „Kiki vom Montparnasse“ — die in den Boites singt. Sie versichert, sie sei hier ohne Schminke, gewissermaßen Incognito. Der Strand ist ihr zu trocken: „On ne peut pas se souler (besaufen) ici.“ Auguste, die sie entsetzlich herausfordernd unmöglich fand, will es nicht glauben, daß sie die berühmte Kiki sei. Willig holt sie eine alte Puderschachtel und zeigt ihr vergilbte Briefe, alte billetsdoux mit „chère Kiki“.

### Grasse

Wir fahren von Cannes landeinwärts durch silbergrau gestufte Oliven. Der Himmel ist von einem Cézanneschen gris clair und wirkt nach all der Lichtflut wohltuend wie eine gefärbte Brille. Ein Plakat, das immer wieder auftaucht im freien Feld: „Le meilleur Restaurant: la rôtisserie de la reine Pedauque“ hypnotisiert uns. Grasse ist die Stadt der Parfüms. Auf den Feldern duftet's nach allen möglichen Blumen. Die Stadt selbst ist der große Schlacht- und Friedhof, wo sie sterbend zunächst dem Schweinefett vermählt werden, dann durch alle möglichen Retorten und Gläser laufen, mit Narzissen, Orange, Nelke, Geranien, Tuberrosen, Jasmin werde ich betupft, — rieche wie eine Kokotte. Eine Straße grünverhängt bleibt im Gedächtnis. Ein Laubdach von Platanen umschließt sie.

Der kürzere Weg zu meinem Hotel, das auf einem kleinen Hügel liegt, führt durch eine enge Straße mit allerlei Gerüchen. (Knoblauch vorherrschend.) Volk lungert unter den Türen. Magere Hunde flitzen herum, manche einäugig oder hinkend wie Höllenhunde vom alten Breughel gemacht, mit fast menschlichem Dulderblick. Ein Hundezüchter wohnt da. Unter seiner Türe treibt sich ein Rudel herum, langbeinig wie Flöhe, eben geboren. Er bietet sie zum Verkauf an. „Echtrassig“ seien sie. Ein Hundeplakat klebt an der Mauer. Zwei



Rud. Großmann

Hunde, einer zottig wie ein Bär, sagt zu einem neu geschorenen: „Seit meine Herrin einen Bubikopf trägt, denkt sie nicht mehr daran, mich zu scheren.“

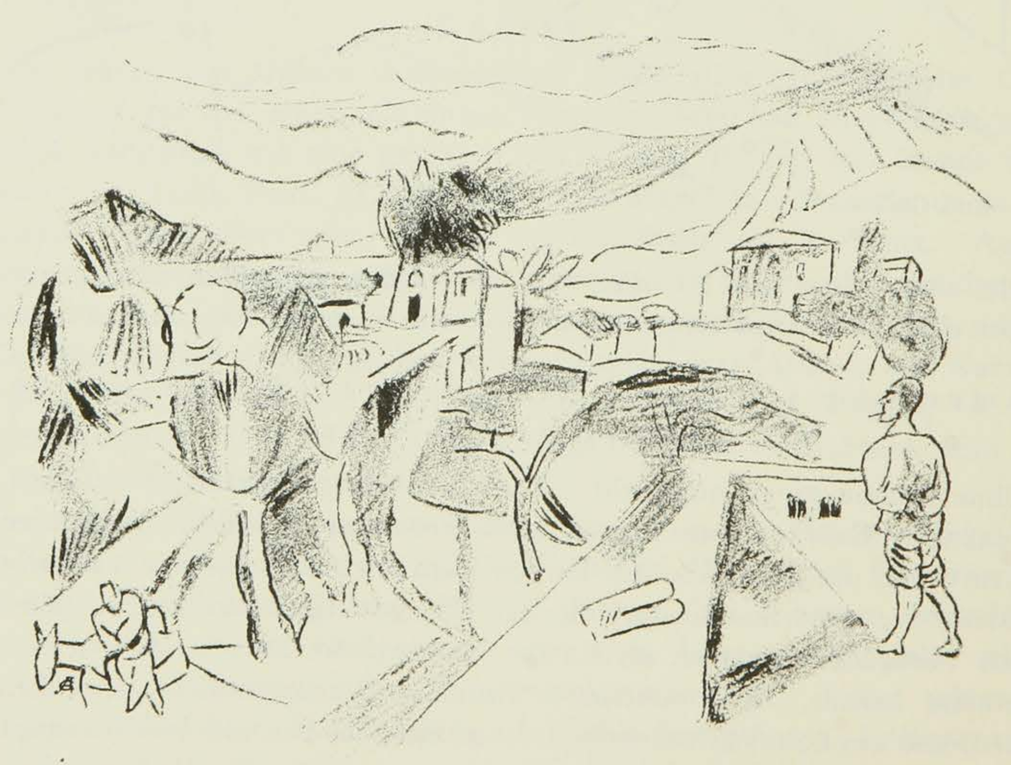
### Amerikanisches Verbrüderungsfest der Kriegsteilnehmer in Nizza

Ohne Bombe gings nicht ab! Aber sie wurde rechtzeitig entdeckt. Sie winken vom Extrazug aus etwas steif, reserviert. Militär marschiert auf. Fahnen wehen im Seewind. Im kurzen Paradeschritt schlürfen sie vorbei. In der Mitte die Amerika-Brüder, die den Krieg mitgemacht haben. Nach dem großen Verbrüderungsessen im Casino kommen die älteren Herren etwas rot illuminiert heraus. Die politische Situation scheint etwas schwankend geworden, und ein Lakai mit roter Livrée meinte, das Fressen sei die Hauptsache. Dann werden sie den Strand entlanggefahren zu einem Denkmal „à nos morts“,

das vorerst noch visionär, nur in einem Loch, um das Erde aufgeworfen ist, besteht. Die Mittagshitze wird immer größer, der Enthusiasmus verläuft in einem etwas verlegenen Hutschwenken. Gut, daß es Sonntag ist, da ist wenigstens neugieriges Volk da. Im Zug zurück nach Cannes haben wir militärische Bedeckung und ein Detektiv im Coupé mustert uns, zieht sich aber dann beruhigt zurück.

Heute haben mich die Palmen aus dem Schlaf geweckt. Ich konnte sie nicht mehr sehen, diese Strunks mit den langweilig unbeweglichen Grabwedeln. Da fing der Mistral an zu blasen, und es fing an zu klappern wie aus Schnäbeln aufgescheuchter exotischer Vögel; ich sah erstaunt zum Fenster hinaus. Blechern schlugen sie ihre langen Finger gegeneinander. — Bei Tisch bestellten die Söhne Albions, nachdem sie sechs Wochen Wasser getrunken hatten, eine Flasche billigen Sekt und der alte hüstelnde Engländer, mit dem vergilbten faltigen Ledergesicht, der aussah wie Gevatter Tod im Märchen, trug eine lustige Baskenmütze. Mein Freund und ich wollten auch eine kaufen. Als unsere Nummern fehlten, meinte die Verkäuferin, als sie uns deutsch sprechen hörte: „Cette été il n'y a que des grosses têtes!"

Ich fuhr zurück, den Bergen zu; die beredten Gesten der Italiener wurden plötzlich gröber, abgehackter, die Augen fixierter, schauten aus blondgelockten Stierchenstirnen. Wir sind in der Schweiz. — Es wurde alles geordneter und sauberer, von einer aufdringlichen Sauberkeit. Ich bin im Land der Freiheit, einer Freiheit, unter der die Schweizer vielleicht leiden, jedenfalls mit ihr nichts anzufangen wissen. Die Moral haben sie sowieso gepachtet. Wie Monumente standen feiste, bärtige Portiers mit schweizerischer Gelassenheit, trinkgeldempfangend unter den Hoteltüren, aber der deutsche Geist, der hier domestiziert wird, kommt immer gerne wieder an diese reiche Futtergrippe.



Rud. Großmann



Rolf v. Hoerschelmann

# RAMON GOMEZ DE LA SERNA IM CIRQUE D'HIVER

Von

*BICHE*

Wer auf die Idee kam, weiß ich nicht. Jedenfalls war sie wild-spanisch und bildete infolgedessen das Tagesgespräch seit Wochen. Die erste Frage war allerorts: „Gehen Sie hin?“ Es ist hier wie anderswo sehr fein, nicht hinzugehen, wenn eine Sache Stoff für das Tagesgespräch liefert. Ich wollte also nicht hingehen. Da erhielt ich eine Einladungskarte folgenden Inhalts: „Grande fête espagnole au Cirque d'Hiver. Le célèbre écrivain espagnol, M. Ramón Gomez de la Serna, présidera le 16 janvier la représentation du Cirque d'Hiver. Pendant le premier entr'acte il dédicacera son livre „Le Cirque“ et ses autres œuvres“ etc. Ich frage nun: Kann man da noch widerstehen? Man müßte ein steinern Herz haben. Ich packte also liebevoll die Karte in meine Handtasche und fuhr um ½11 in den Cirque d'Hiver.

Also: Man gab mir einen sehr noblen Platz, einen Logenplatz. Ich muß hier, um die nachfolgenden Ereignisse ins rechte Licht zu setzen, bemerken, daß die Logen den geladenen Gästen reserviert waren, während die Galerie, wie es sich gehört, den ungetrübten Geistern der Grenelle und der äußeren Boulevards zur Verfügung stand.

Bei meinem Eintritt ging noch der Rest des Allerwelts-Zirkusprogramms vor sich. Ein paar Parterre-Akrobaten machten ihre hergebrachten Salti. Immerhin: viel gut angezogenes Publikum, sehr viel Fräcke und große Toiletten ließen gleich auf eine besondere Veranstaltung schließen. In der Loge gegenüber saß der große Mann. Er sieht aus wie der Maître d'hôtel eines Luxushotels, durchaus sympathisch. Ein volles, glattrasiertes, spanisches Gesicht, mit schwarzen Côtelettes. Beim näheren Hinsehen also ein Einschlag von Torero. Blendende Zähne. Eben zeigt er sie seiner Begleiterin. In seiner Loge sitzt eine Reihe von Damen. Pariserinnen mit spanischen Tüchern, sehr

de circonstance. Hinter ihnen die Fräcke. Ich unterscheide das dicke, verzagte, kluge Gesicht Valéry Larbauds. Der Plastron seines Fracks ist bis ans Kinn emporgewölbt, was ihm einen noch sorgenvolleren Anstrich gibt. (Vielleicht ahnt er die kommenden Dinge.) Dann sitzt dort Ramóns Uebersetzer, der Halbspanier (und 100 Prozent Pariser) Cassou, Soupault, Pierre-Quint, Supervielle, Crémieux. Die beiden letzteren begleitet von ihren Frauen, von denen die eine wunderschön ist. Ich sage nicht, welche.

In der Arena geht eine Corrida vor sich. Ein Stierkämpflein, möchte man mit Pallenberg sprechen. Alles ad hoc.

Ramón Gomez de la Serna schreibt Widmungen. Ein aus zwei Herren bestehendes, bezauberndes Stierlein macht seine Sprünge, stürzt sich in wilder Wut auf den Banderillo. Ich glaube, das Stierlein irrt sich.

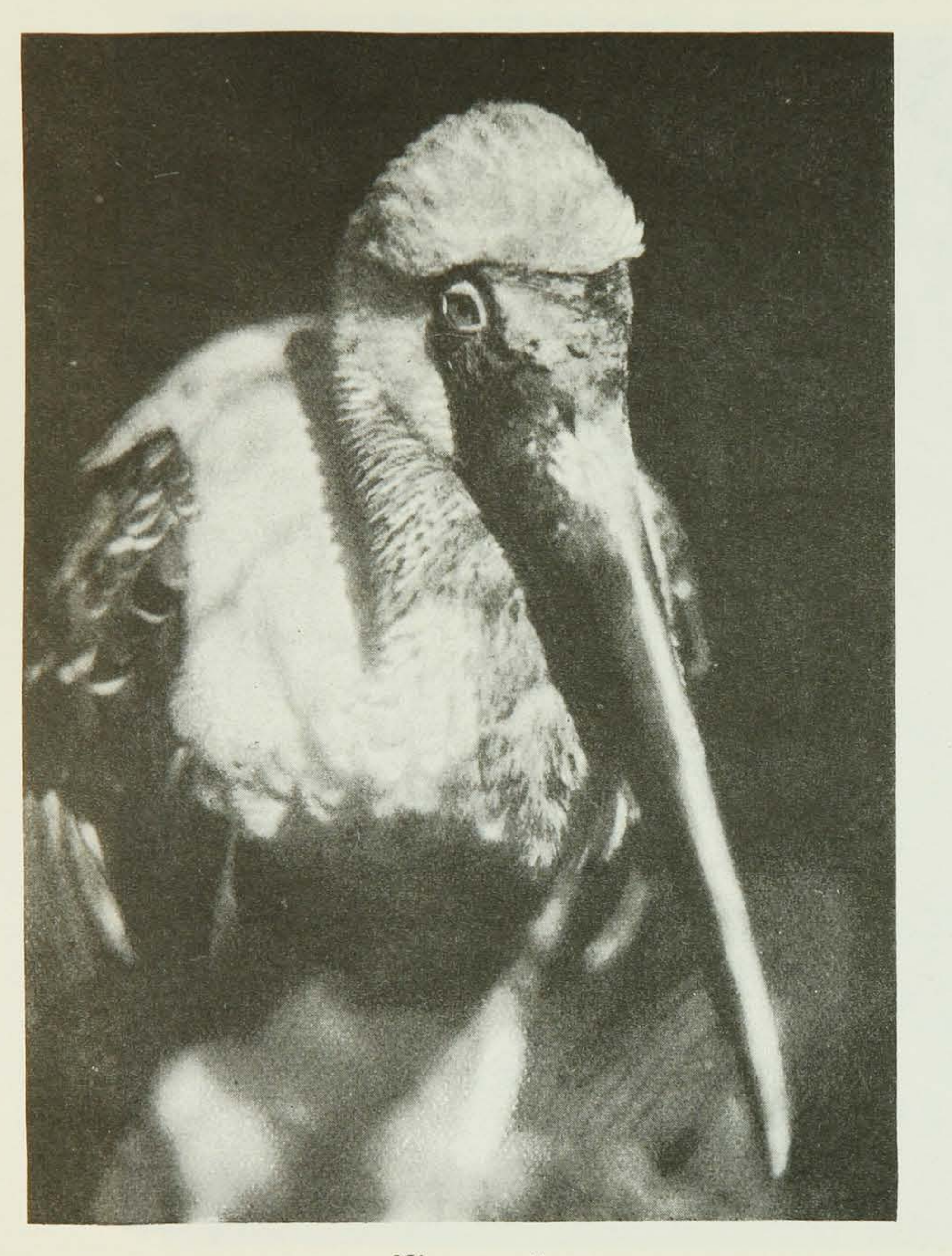
Ramón Gomez de la Serna schreibt Widmungen. Dem Rößlein des Torero hängen Gummi-Eingeweide aus dem Bauch. Das Stierlein (es könnte von Cocteau erfunden sein) setzt sich erschöpft auf die Balustrade der Arena und schlägt die Vorderbeine übereinander. Man möchte ihm eine Zigarette offerieren. Ramón Gomez de la Serna schreibt Widmungen.

Der Torero verneigt sich lang und öfter vor dem großen Mann. So lang und öfter, bis dieser aufblickt, und sich auf die Pflichten eines spanischen Granden besinnt. Er zieht lächelnd sein Etui und wirft dem Torero eine große Zigarre zu. Dies ist das Zeichen für alle anwesenden Spanier und solche, die wissen, was sich in Spanien schickt, ebenfalls ihre Etuis zu ziehen und große Zigarren in die Arena zu werfen. Es ist rasend spanisch.

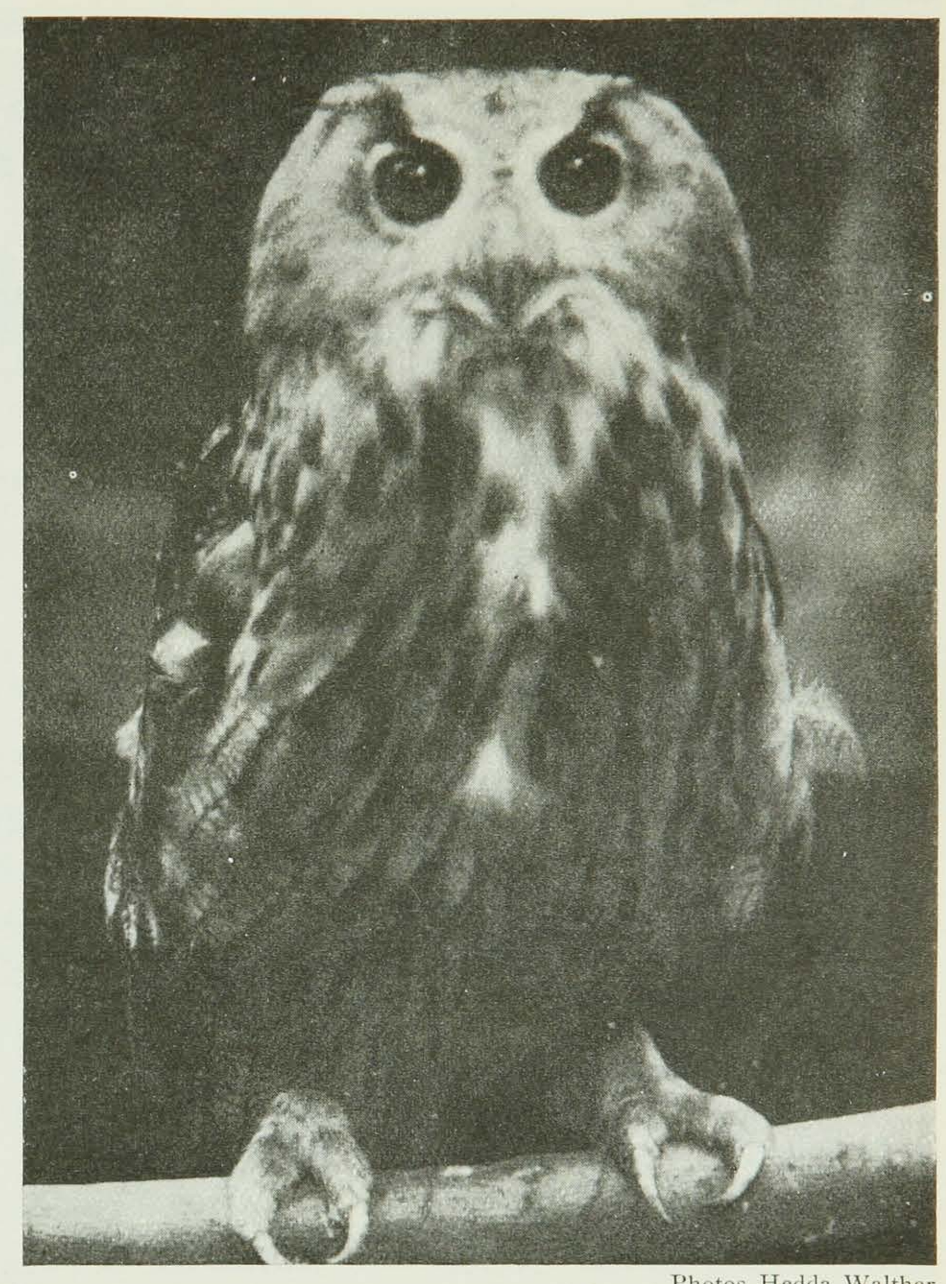
Und dann — dann steht Ramón Gomez de la Serna auf und verschwindet, und es beginnen wilde Gerüchte zu zirkulieren. Ich glaube aber immer nur, was ich sehe. Und was sehe ich?

In die stierkampfgereinigte Atmosphäre der Arena trampelt ein riesiger Elefant, und auf seinem Rücken, nein, auf seinem Hals, sitzt winzig klein, mit prachtvollen Bügelfalten, der spanische Dichter, in der Hand ein leicht bebendes Manuskript aus losen Blättern. Er tut den Mund auf und spricht (man entschuldige, aber es wird gleich homerisch). Er spricht mit donnerndem spanischen Pathos, und doch hat man irgendwie das Gefühl, es sei französisch, was er spricht. Nach dem ersten Satz schon zeigt der Elefant, daß er der Sachlage in keiner Weise gewachsen ist. Er benimmt sich grauenvoll schlecht. Ein Wärter stürzt herein mit Schaufel und Hacke. Der Cirque d'Hiver droht zu bersten unter dem Anprall des Gelächters. Ein paar wohlerzogene Gesichter ringen zuckend um Fassung.

Ramón sitzt herkömmlicherweise auf dem Elefanten, mit dem Gesicht nach vorn. Er ist vollkommen ahnungslos und spricht weiter. Welcher Tatsache er den wütenden Heiterkeitserfolg zuschreibt, bleibt unerforschlich. Er liest seine Uebersetzung unbeirrt weiter ab. Niemand, aber auch niemand versteht ein Sterbenswort, nur hier und da „éléphant", es handelt sich also um den Elefanten, der infolgedessen zusehends unruhiger wird. Da ertönt von der Galerie, die keine Einladungen bekommen hat, und infolgedessen nicht auf dem Laufenden ist, ein schriller Pfiff, gefolgt von einem furchtbaren Gegröhle: Bis, Bis, tais-toi! Assez! Bis!!



Nimmersatt



Photos Hedda Walther

Uhu

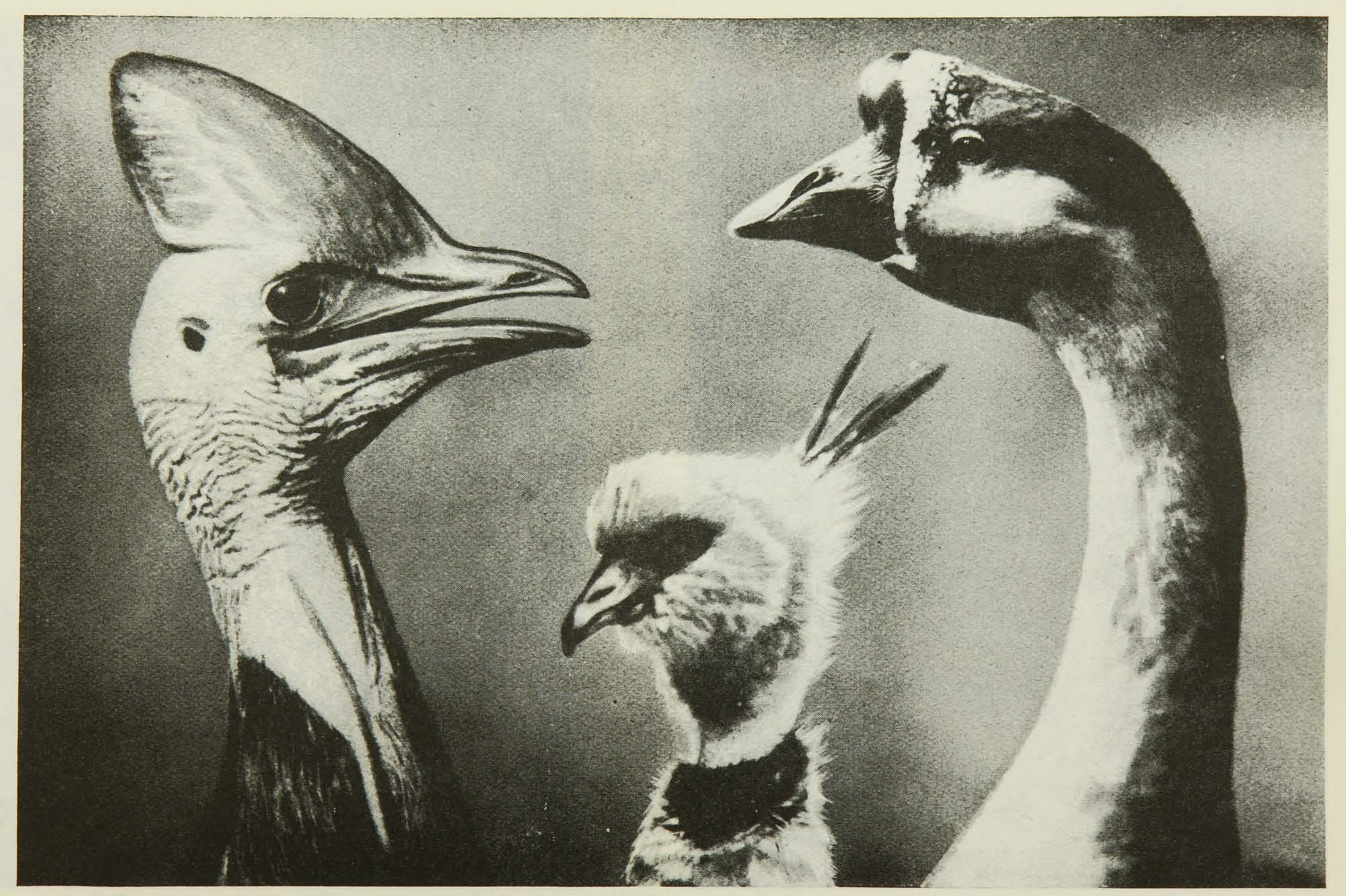


Photo Hedda Walther

Kasuar, Höckergans und Tschaja (Hirtenvogel der südamerik. Pampas)

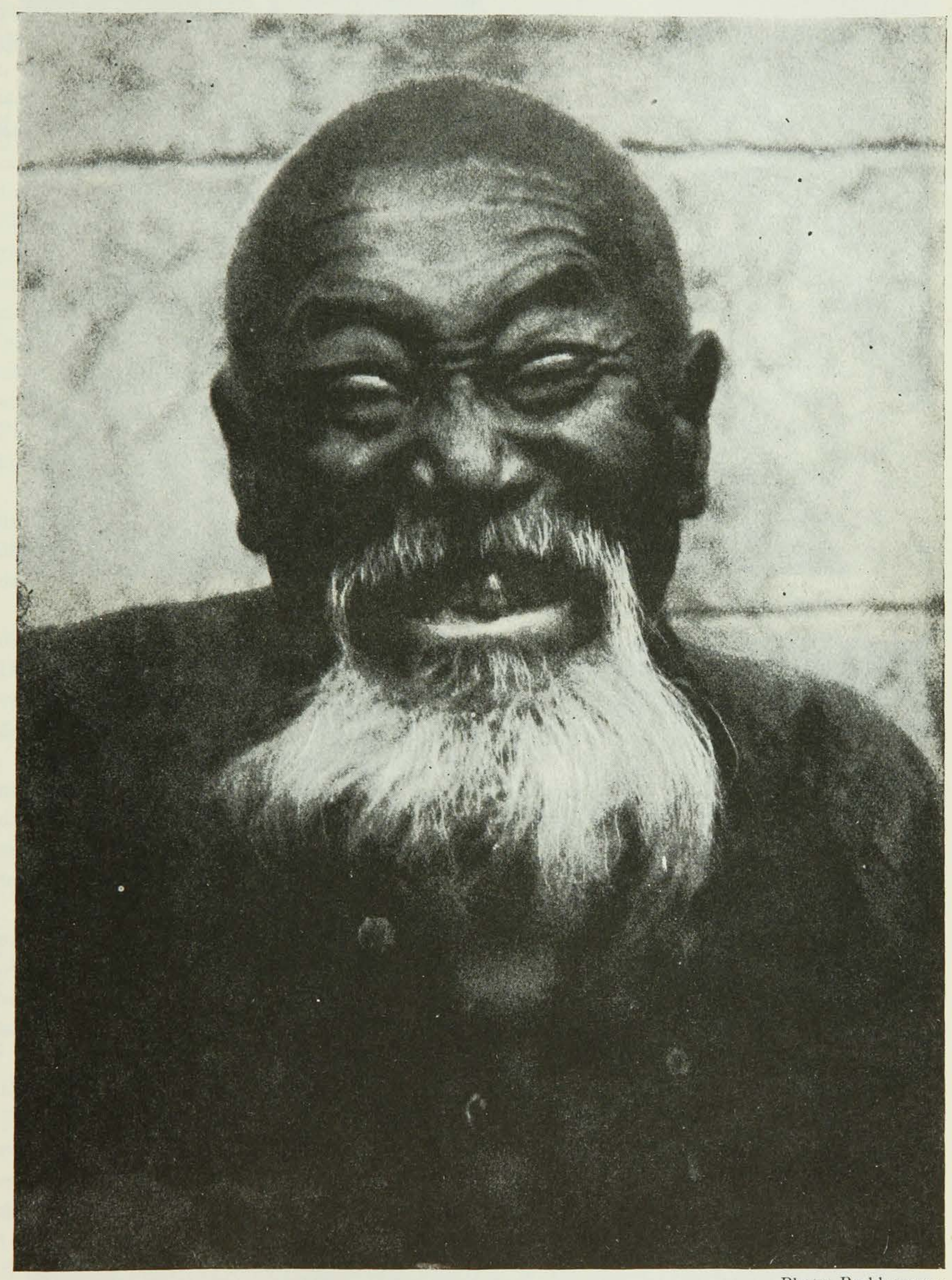
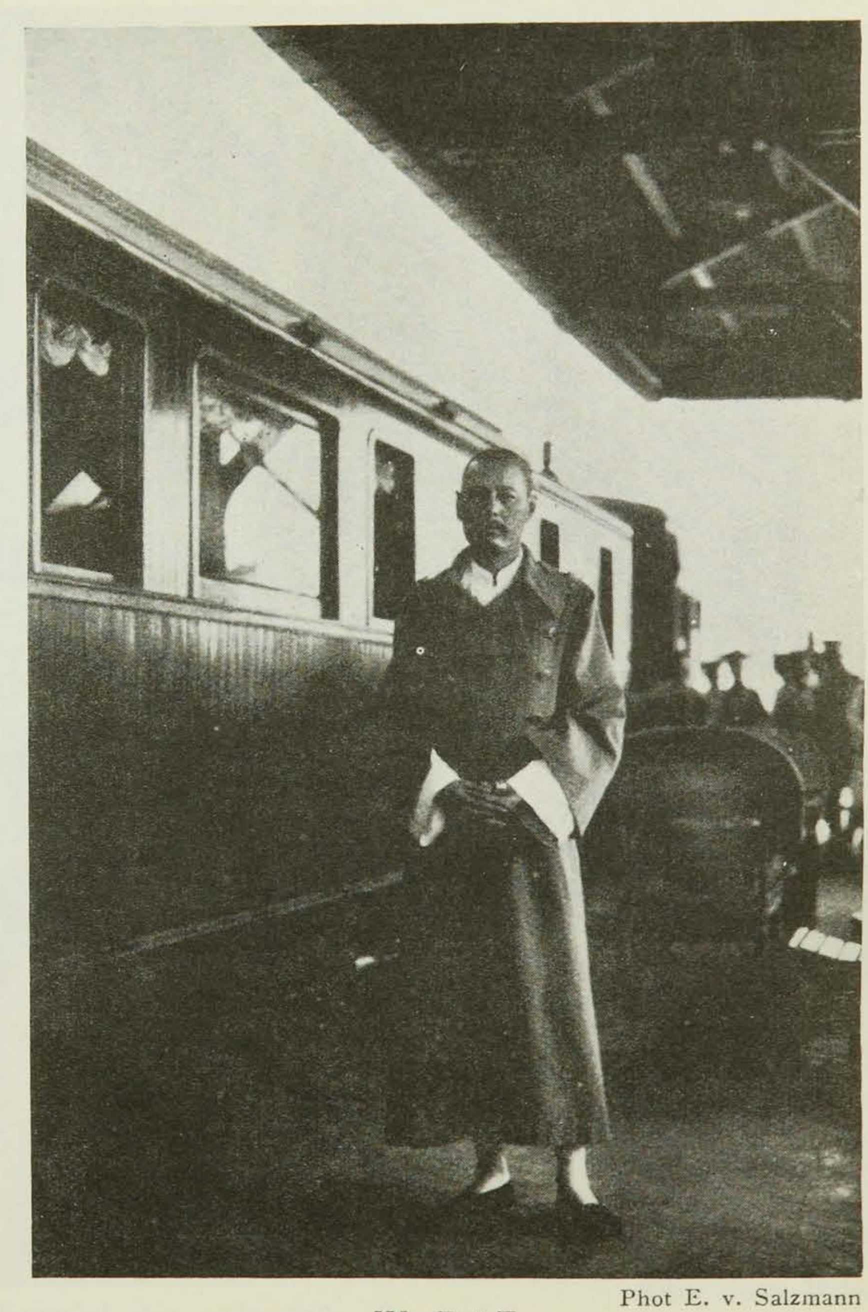


Photo Perkhammer

Chinesischer Bettler



Feng Yü Hsiang



Phot E. v. Salzmann

Wu Pei Fu

Ramón Gomez de la Serna weiß nicht, wie ihm geschieht. Er spricht weiter. Niemand versteht auch nur ein Sterbenswort. Doch — einmal glaube ich infolge weitgediehener Mittelschulbildung eine Zeile aus Leconte de Lisle „Elefant“ zu vernehmen, das ist alles.

Ramón kämpft um sein Gleichgewicht. Die Galerie lärmt wüst.

Ramón gibt es auf. Er läßt die letzten Blätter seines Manuskripts entmutigt in den Sand der Arena fallen. Der Stalldiener nimmt den Elefanten zart am Rüssel und führt ihn hinaus, samt seinem Reiter. Nachher treffen sich die geladenen Gäste in der Bar des Cirque d'Hiver. Ich hatte mit Recht in dem Elefantenritt den Höhepunkt des Abends vermutet, und war mit meinen Begleitern sofort in die obengenannte Bar umgezogen, die sich langsam zu füllen beginnt. Es formt sich zunächst ein Malertisch, dominiert von der Teufelsmaske Marc-Chagalls. Ihm gegenüber der brave Jungenskopf Delauneys, neben ihm seine Frau, die süße und sehr bekannte Sonja (wer sie nicht kennt, braucht nur die Vogue zu öffnen, um sie an ihren Werken zu erkennen). Dann ist da noch viel junges Epigonenvolk, das erst in zehn Jahren von den reisenden Provinzlerinnen namhaft gemacht werden wird. (Vielleicht auch nicht, weil es bis dann vielleicht keine Provinzlerinnen mehr gibt.)

Dann erscheinen die Literatursäulen (siehe vorn, plus ein paar andere), und schließlich Ramón, noch ein wenig blaß, zärtlich emporgerankt an seinen überlebensgroßen Verleger, den eleganten Lucien Kra. Ein Bild von ergreifender Symbolik. Etwa: So soll der Sänger mit dem König — — —

Dann setzt sich der kleine große Mann an einen Tisch, d. h. man vermutet dies, denn er wird nicht mehr gesehen. Er ist verdeckt von einem Kranz von Damen und sporadischen sehr ladyliken Jünglingen. Il dédicace. So viel Bücher von ihm hat keine je gelesen, wie er heute dedicaciert (ich empfehle das Wort den Puristen).

Man serviert Champagner. Wer ihn bezahlt, weiß man nicht so recht. Aber man soll nicht grübeln. Uebrigens hat Lucien Kra ein bißchen das Aussehen des Mannes, der die ganze Sache arrangiert hat. Verträumt, unbefangen und zugleich sehr beschäftigt. Auf diesbezügliche Fragen antwortet er behutsam und ausweichend.

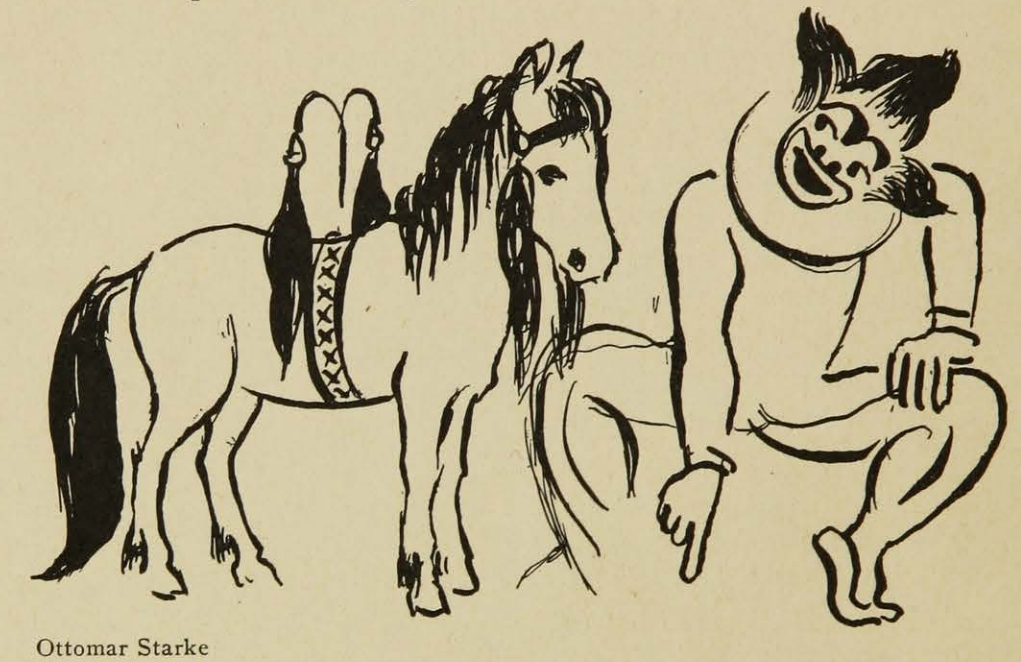
Dann wird mir Ramón Gomez de la Serna vorgestellt. Blitzschnell tauchen seine pechschwarzen spanischen Augen in meine teutonisch-hellen. Es ist, als ob man eine Hand voll Konfetti ins Gesicht geworfen kriegt. Er erzählt mir seine Not mit dem Elefanten, der einfach nicht stillhalten wollte, seinen Kampf mit der fremden Sprache. Ich bin voll innigen Verstehens.

Nach einer kleinen halben Stunde verlassen wir den Cirque d'Hiver. Ramón, Cassou, die feine und liebliche Malerin Baladine Klossowska, die langjährige Freundin Rilkes, der kein Mensch ihre langen Bengel von Söhnen recht glaubt, und ich. Und im Moment, da man ins Taxi steigen will, folgt eine Szene, wie sie wohl nur in dieser Stadt möglich ist: ein invalider Bettler, mit ein paar Kriegsmedaillen auf der Brust, nähert sich dem spanischen Dichter, streckt ihm die Hand hin und redet auf ihn ein. Ramón Gomez de la Serna, der das Pfeifen der Galerie noch in den Ohren hat, und vielleicht glaubt, einen Abgeordneten der Volkswut vor sich zu sehen, zögert. „J'étais

au Cirque“, sagt der Bettler, „je vous ai vu. Vous vous êtes tout de même donné beaucoup de peine.“ Cassou übernimmt die sprachliche Vermittlung. Wir lachen Tränen. Der Mann hält Ramón für einen Zirkusakrobaten, der nicht ganz auf der Höhe seiner Aufgabe ist, und tröstet ihn mit liebevollen Worten.

Ueber das Gesicht des Spaniers geht ein helles Leuchten. Er ergreift die noch immer teilnahmsvoll hingestreckte Rechte des Invaliden und antwortet mit gutem Lächeln irgendetwas Unverständliches.

Man hat ihn plötzlich sehr gern.



Ottomar Starke

# JOSEPH CONRAD

Von

*FORD MADOX FORD*)*

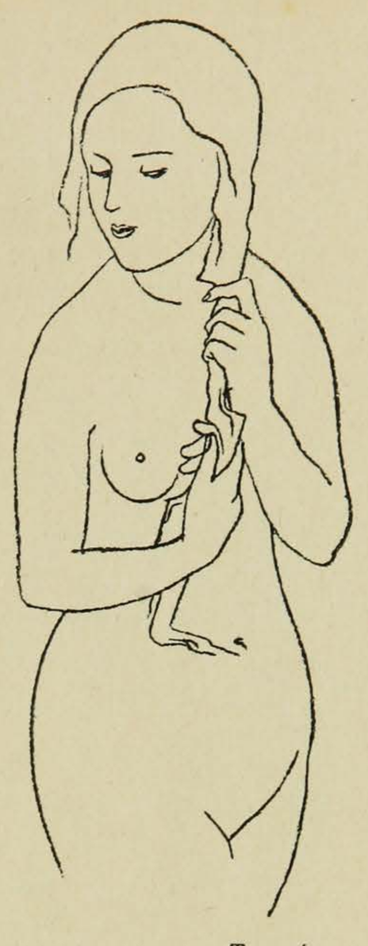
Er war eher klein als groß; sehr breit in den Schultern, mit langen Armen, dunklem Teint zu schwarzen Haaren und einem gestutzten, schwarzen Bart. Er hatte die lebhaften Gebärden des Franzosen, der häufig die Schultern zuckt. War es jemand gelungen, seine Aufmerksamkeit wirklich zu fesseln, so pflegte er sich ein Monokel ins rechte Auge zu klemmen und dem Betreffenden ganz nah, eindringlich prüfend ins Gesicht zu sehen. — — —

Seiner äußeren Erscheinung nach machte er durchaus nicht den Eindruck eines Buchgelehrten oder auch nur eines Menschen, der sich viel mit Büchern beschäftigt . . . Er hätte alles mögliche sein können . . . vom Schiffskapitän bis zum Bankier; aber für einen Dichter oder Akademiker hätte man ihn nie gehalten, und in einer größeren Menschen-

*) Aus Ford Madox Ford: Joseph Conrad. A Personal Remembrance. Verlag Duckworth & Co., London.

menge wäre er niemals irgendwie aufgefallen. Oft hielt man ihn für einen Pferdezüchter. Das machte ihm Vergnügen. — — —

Conrad war, wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe, vor allem Politiker. Er liebte es, zu beobachten, wie die Menschheit an den verwickelten Strängen von Parteien und Bündnissen zerrt . . . Er war sozusagen ein Student der Politik, ohne Vorschriften, ohne Dogma, und als Papist mit einem tief eingewurzelten Unglauben an die Vollkommenheit menschlicher Einrichtungen . . . Revolutionen waren ihm Anathema, da, wie er stets erklärte, alle Revolutionen nie etwas anderes waren oder gewesen sein konnten als Palast-Intrigen: Intrigen entweder für die Macht innerhalb oder die Eroberung eines Palastes. Die Journalistentribüne im Palais du Luxembourg, wo heute der Senat der dritten Republik tagt, war einst das Schlafzimmer der Maria von Medici. Nicht, als ob Conrad nun wirklich die Wiedereinsetzung der Bourbonen herbeigesehnt hätte: es war ihm schon lieber, die Journalisten blieben, wo sie waren, als daß es überhaupt wieder zu einer Revolution kam . . . Denn alle Revolutionen waren störende Unterbrechungen der Fortschritte des Denkens. — — —


Togorés

Seine Lieblingsgestalt in der Politik war Louis Napoleon als Abenteurer; aber auch Napoleon III. bewunderte er in gewisser Weise. Er liebte die vergoldeten Möbel des dritten Kaiserreichs, ebenso wie seinen anderen vergoldeten Glanz, Paraden, Uniformen, die Monitjo, Spiegel, betrügerische Bankiers, den Herzog von Morny, den mexikanischen Abenteurer. Er liebte den melancholischen, zynischen Herrscher, umgeben von jener Horde von Abenteurern, Betrügern, Hochstaplern und Prostituierten in hohen Stellungen, die das Kaiserreich zugrunde gerichtet haben. Er bewunderte Napoleon III. wegen seines Traumes von einer lateinischen Union, die er für durchführbar und erstrebenswert hielt. Wahrscheinlich war das überhaupt seine Idee, seine Vorstellung


G. H. Wolff

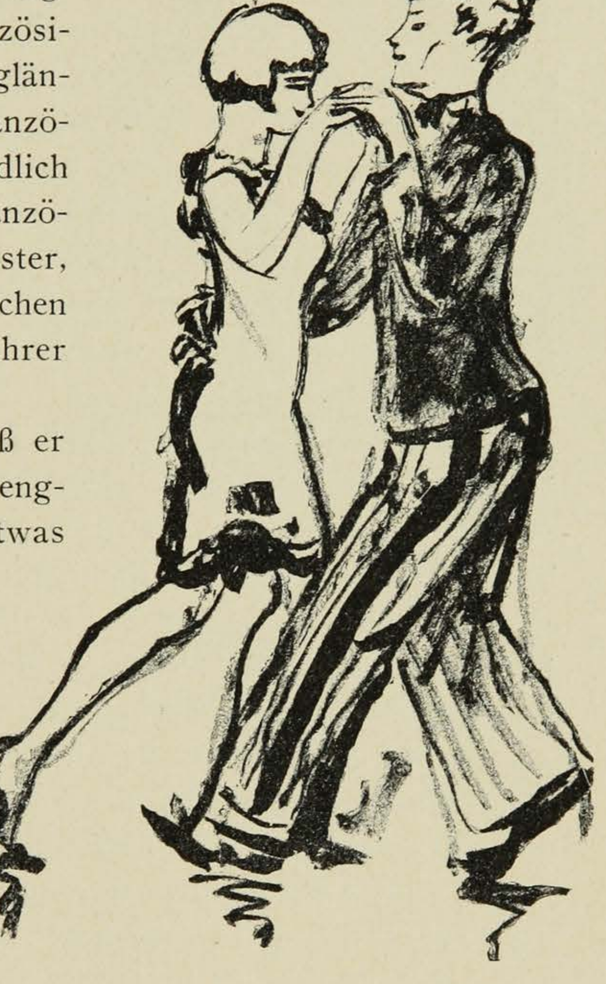
von der Menschheit, ein Reich, in dem der einsame, zynische, leicht lenkbare Träumer von seinen Frauensleuten, seinen Verwandten, seinen Dienern, seinen Schmarotzern, seinem Hofstaat zugrunde gerichtet wird. Er sah den gleichen Mikrokosmos in dem Bankerott und Ruin eines Parfüm-Hoflieferanten und des Kapitäns eines Küstendampfers. Anhänglichkeit und Treue, besonders Abenteurern gegenüber, stellte er höher als jede andere menschliche Tugend und beklagte bitter, daß es auf dieser Welt so wenig davon gab. — — —

Conrad stammte aus jenem Teil Polens, der innerhalb des Gouvernements Kiew liegt, aus der Ukraine, dem „Schwarzen Land", dessen Boden so fruchtbar ist. Er wurde um 1858 herum geboren. Jedenfalls war er alt genug, um sich an die Folgen der polnischen Revolution der ersten sechziger Jahre zu erinnern. Die früheste Erinnerung seines Lebens war die an einen Gefängnishof an der Straße, die zu der russischen Verbannungsstation in der Wologda führte. „Die Kosaken der Eskorte" — ich zitiere Conrads eigene Worte, die er uns oft wiederholt hat — „ritten langsam auf und ab, unter den Schneeflocken, die auf Frauen in Pelzen und auf Frauen in Lumpen herabfielen. Die Männer waren in Baracken untergebracht, deren Fenster man mit Talg verschmiert hatte. Die Russen gaben ihnen rote Heringe zu essen und kein Wasser zum Trinken . . ." Man hatte bei ihm das unwiderstehliche Gefühl, daß er ein praktischer Mensch, daß er nicht im mindesten „Slawe" war. Denn der Slawe muß, um wirklich Slawe zu sein, den Wechselfällen dieser Welt gegenüber hilflos sein — so hilflos wie ein neugeborenes Kätzchen . . . Eine Art Dostojewsky! Wenn man aber Conrad zum Beispiel fragte, wie man einen Bankier hereinlegen könnte, so wußte er einen Weg. Wurde er gefragt, ob man den Frauen das Wahlrecht geben sollte, so sagte er mit Entschiedenheit: Nein! . . . Er pflegte ihnen mit den Worten der mohammedanischen Rani von Palembang zu sagen: „Warum wollt ihr nach Herrschaft während des Tages streben? . . . Eure Macht gehört der Nacht, während der ihr mit einem Flüstern Kaiserreiche zerstören könnt!" . . . In Polen geboren, war er zunächst Leutnant auf einem Torpedoboot der französischen Kriegsmarine — dann eine Art englischer Landedelmann aus dem Jahrhundert der Königin Elisabeth, der Drake und Grenville — und der großen Dichter, der Zeitgenossen Shakespeares. Um Conrads Genius zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß Polens Zivilisation mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, dem Jahrhundert seines Kriegsruhms und seines Unterganges, ihren Abschluß fand. Und Conrad behielt bis an sein Lebensende die Haltung dieses Jahrhunderts der großen Edelleute, die „dem Glück auf dem Meere nachjagten" und große Dichter waren . . .

Conrad war der typische Engländer, zugleich aber auch der typische

Südfranzose . . . Er las Marryat im Schatten des Schlosses, das der gute König René bewohnt hat, Daudet auf der Cannebière von Marseille, Gautier unter den Lavendel- und Rosmarinbüschen der kleinen Wälder zwischen Marseille und Toulon, Maupassant auf den französischen Torpedobooten, auf denen er gedient hat, und Flaubert auf dem französischen Flaggschiff, der „Ville d'Omptedа" . . .

Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß er seine ersten Fahrten zur See unter französischer Flagge machen sollte. Bis zu seinem Tode sprach er Englisch mit einem ausgeprägt südfranzösischen Akzent, der ihn für jeden Engländer, der nicht wenigstens etwas Französisch konnte, so gut wie unverständlich machte: gedacht hat er immer nur französisch. Heute ist er tot: der größte Meister, der größte Bändiger der englischen Sprache, ihrer Worte, ihrer Phrasen, ihrer Rhythmen, ihrer Kadenzen. — — —


E. Barna

Conrads großes Glück war es, daß er mit der üblichen Literatur, an der der englische Schriftsteller sich schult, nie etwas zu tun gehabt hat. Seine Lektüre bildeten jene zerlesenen, von Eselsohren starrenden Bücher, wie man sie in den Quartieren der Seeleute findet . . . Er erzählte manchmal, wie er eines Tages Ratcliffe Highway entlanggegangen sei, und plötzlich sei aus einer Haustür ein alter Herr auf ihn losgesprungen und habe ihm eine Taschenausgabe der englischen Bibel in die Hand gedrückt. Sie war auf Reispapier gedruckt, und Conrad benutzte die einzelnen Blätter, um sich Zigaretten zu drehen, nicht ohne jedesmal vorher die betreffende Seite gelesen zu haben. Und so, erzählte er, habe er Englisch gelernt. — — —

Wenn man Conrad beim Schreiben unterbrach, konnte er im Augenblick vollkommen verrückt werden. Einmal fuhren wir in die Stadt, um ein paar Korrekturbogen zum Drucker zu bringen. Unterwegs fiel ihm plötzlich ein, daß er vergessen hatte, einen Satz zu ändern. Er versuchte, die Korrektur mit Bleistift einzufügen, aber der Zug schleuderte so stark, daß es unmöglich war, im Sitzen zu schreiben. Conrad legte sich

bäuchlings auf den Boden des Abteils und schrieb in dieser Stellung weiter. Natürlich zeigten sich, nachdem er mit dem einen Satz fertig war, zwanzig andere Stellen, die notwendig verbessert werden mußten. Wir waren allein im Abteil. Der Zug sauste durch die Vorstädte. Ich sagte: „Wir kommen schon in die Stadt!" Conrad rührte sich nicht und schrieb weiter. Die Dächer von London wirbelten an uns vorüber; der Schatten eines Bahnhofsgebäudes war über uns. Conrad schrieb. Der Schatten der Endstation, Charing Cross, war über uns. Es mußte sehr schwer sein, dort unten überhaupt etwas zu sehen. Ich empfand einen leisen Schrecken bei dem Gedanken, daß ein Schaffner die Tür des Abteils öffnen und uns für, nun sagen wir sonderbar halten könnte. Ich tippte Conrad auf die Schulter und sagte: „Wir sind da!" Conrads Gesicht war rot übergossen und von bösartiger Tollheit verzerrt. Er sprang auf und mir glatt an die Gurgel. — — —

Die maßgeblichen Vorbilder für unseren Stil waren Flaubert und Maupassant: Flaubert in größerem, Maupassant in geringerem Maße. Etwa in dem Verhältnis, wie ein vernünftiger Mann seinen Whisky mit Soda mischt. — — —

Conrad hatte ebensowenig vom Moralisten an sich wie vom Philosophen. Wenn er sagte, daß jedes Kunstwerk einen tiefen moralischen Sinn habe und haben müsse — und das sagte er jeden Tag und den ganzen Tag lang —, so war die Sache damit für ihn abgetan und erledigt. — — —

Er besaß — in den Tagen unserer gemeinsamen Armut — einen höchst absonderlichen, vierrädrigen, bestaubten Wagen aus Korbgeflecht und eine ebenso absonderliche Mähre mit so langen Ohren, daß alle Welt sie für ein Maultier hielt. Sie hieß Nancy. Und Stunden, Tage, ganze Nächte verbrachten wir, durchgeschüttelt, hin- und hergeworfen, ungeheuer stolz in unserer Kalesche, die zwischen Hecken entlangrollte, die im Sommer grün und gepflegt waren, im Winter grau und dornig starrten. —

Er erzählte uns, wie er unter den Palmen der malaiischen Inseln, mit gekreuzten Beinen am Boden hockend, den kleinen Frauen der malaiischen mohammedanischen Rajahs den Gebrauch der Nähmaschine erklärt hatte. Und im Zwischendeck seines Schoners, der draußen an dem baufälligen Kai festgemacht war, hatten unter den Kisten mit Nähmaschinen versteckt Kisten über Kisten voll mit Gewehren gelegen . . . denn die Rajahs der malaiischen Inseln lieben ihre holländischen Herren nicht sonderlich, und dort unten hat der Krieg nicht fünf, sondern dreihundertfünfzig Jahre gedauert. — — —

Den stärksten Einfluß auf Conrads Leben — auf seine literarische Produktion, auf seine Fahrten, auf die ganze Art und Weise, wie er sein mühseliges und ruhmreiches Leben durchgekämpft hat — haben die Romane Captain Marryats, des großen englischen Seefahrers und

Dichters, ausgeübt . . . Peter Simple, Percival Keene, Japhet auf der Suche nach einem Vater, Midshipman Easy . . . das sind die Bücher, die man lesen muß, wenn man die einfache Philosophie der englischen Seele — und der Seele Joseph Conrads — verstehen will. — — —

Conrads Leben war in den Tagen, von denen hier hauptsächlich die Rede ist, ein wirklich schreckliches, unerhört aufreibendes Leben . . . Es ist ganz gut und schön zu sagen, daß er ja seine wundervolle Elastizität und Spannkraft gehabt hat. Die hatte er wirklich, und darin eben lag seine Größe. Aber das Leben eines Seemanns, dessen ganze Existenz sich in einer Folge von Neunzig-Tage-Fahrten auf Schiffen, die in schweren Stürmen stampfen, bei zu schwerer Arbeit und unter ständigen Entbehrungen und heftigen, körperlichen Schmerzen abspielt, mit nur ein paar Tagen Landurlaub nach jeder Fahrt — ein solches Leben kann nicht durchaus heiter genannt werden.


Fritz Kurz

Immer wieder und wieder sagte er: „Mein Lieber, unser Leben ist schon ein wahres Hundeleben. Da schreibt man und schreibt . . . und niemand, kein Mensch auf der ganzen Welt wird je verstehen, was man hat sagen wollen, noch was man an Mühe und Streben, an Schweiß und Herzblut in seine Arbeit hineingelegt hat. Und schließlich sagt man sich: Es ist, als wäre ich mein ganzes Leben lang auf einem Ruderboot in undurchdringlichem Nebel einen unendlichen Fluß entlanggefahren . . . Und du ruderst und ruderst, und niemals, niemals zeigt sich an den unsichtbaren Ufern ein Signalmast, um dir zu sagen, ob du flußaufwärts fährst, oder ob die Strömung dich mit sich trägt . . . Not lernst du kennen und Mangel; die kalten Nächte ohne eine Decke, um dich zu wärmen; die bitteren Speisen und den von schweren Träumen geplagten Schlaf. Und niemals, niemals so lange du lebst, wirst du eine Menschenseele finden, die dir sagen kann, ob du nun zum Schluß das größte Genie der Erde bist . . . oder nicht vielmehr der letzte, verfaulte Abkömmling von . . . Ponson du Terrail . . .“

*(Deutsch von B. Bessmertny.)*

# EIN BESUCH IN DER HÖLLE

Von

*ERIC HULTMAN*

Es gibt viele Höllen. Eine davon liegt 10° 32″ südlicher Breite und 142° 20″ östlicher Länge und heißt Friday Island und ist einer der Aufenthalts- oder Deportationsplätze von Queensland für Aussätzige.

Wir befanden uns auf dem Weg nach Thursday Island nach erfolgter Besichtigung des neuentdeckten Goldfeldes auf Horn Island, zwischen Australiens nördlichster Spitze, Kap York, und Neu-Guinea.

Die Gesellschaft bestand aus dem Regierungspräsidenten, the honourable John Douglas, dem Quarantäne-Arzt, Dr. Salter, dem Landmesser Roß und einigen der Pioniere des neuen Goldfeldes, deren einer der Erzähler war.

Die Brise war frisch, so daß die Hitze uns nicht belästigte, obgleich die Sonne von einem wolkenlosen Himmel herabsengte.

Ab und zu tauchte das Bugspriet in die Wellen, und der Schaum spritzte um uns, aber geradeaus wie ein Pfeil schoß der kleine Schoner durch die bläulichen Fluten auf sein Ziel zu.

Auf dem Deck saßen oder lagen wir umher und rauchten und plauderten und ergingen uns in Vermutungen, ob die neue Entdeckung einen neuen Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Torres-Archipels einleiten würde.

Kein Tropfen Whisky war an Bord. Aber der Steward holte Kognak, Portwein und Champagner hervor, so daß wir immerhin aushielten.

Vorn zeigte sich der weiße Leuchtturm von Grade Island, und die Diamanteninsel wurde knapp zehn Meter vor dem Korallenriff passiert.

Ein scharfer Windstoß legte die Reling der Leeseite unter Wasser, und ein paar Flaschen kollerten über das Deck hinunter, aber wir kümmerten uns nicht um sie, denn sie waren leer.

Dr. Salter und the honourable John debattierten mit Eifer über irgendeinen Punkt irgendeiner Religionslehre, als mein Freund Billy Cole, der Dichter, wie wir ihn nannten, ausrief:

„Kann wohl das Himmelreich herrlicher sein als alle diese Inseln und dieses Meer?! Wie smaragdgrüne Paradiese liegen die Eilande in einem türkisfarbenen Meer, das die Sonne mit einem Schimmer von Gold und Diamanten übersät hat. Nur hier in den Tropen pulsiert das Leben schön und herrlich! Es lebe die Sonne! Der Ursprung des Weltalls! Prosit!

Bill hatte recht. Wer einen noch schöneren Aufenthaltsort nach dem Tode als diese Perlen im Ozean begehrte, der dürfte ein unzufriedener Gast sein, wohin er auch käme.



Ausst. Städelsches Institut, Frankfurt a. M.

Glasfenster aus Schloß Cappenberg i. Westf. mit dem Selbstbildnis des Meisters Gerlachus (um 1170). Ehemals Slg. Frhr. v. Stein



Ausstellung Düsseldorf

Martin Reber, Tierstilleben. Oelgemälde

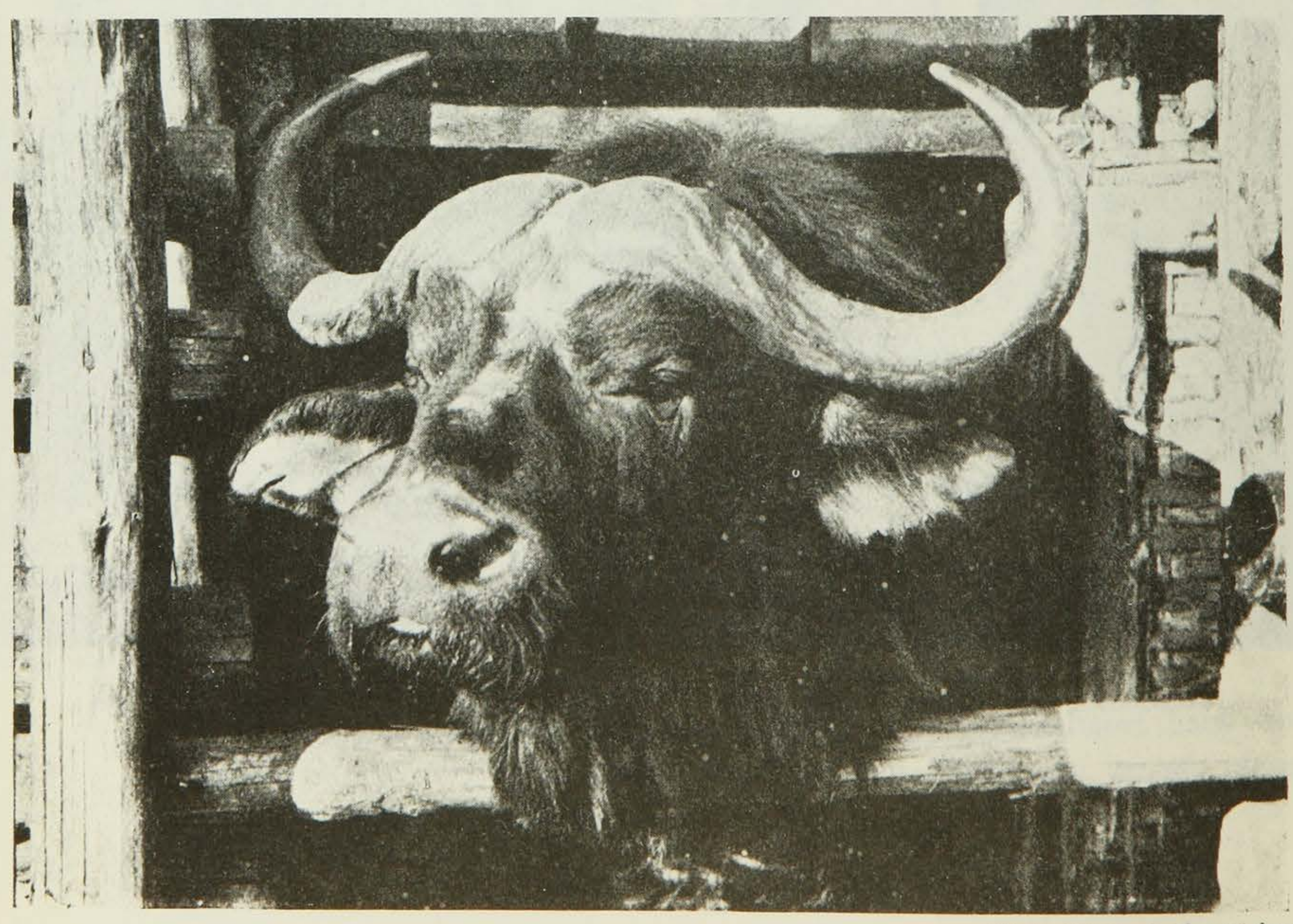


Photo Bildh. Seidenstücker

Kaffernbüffel



Berliner Sezession

Rud. Levy, Stilleben, Oelgemälde

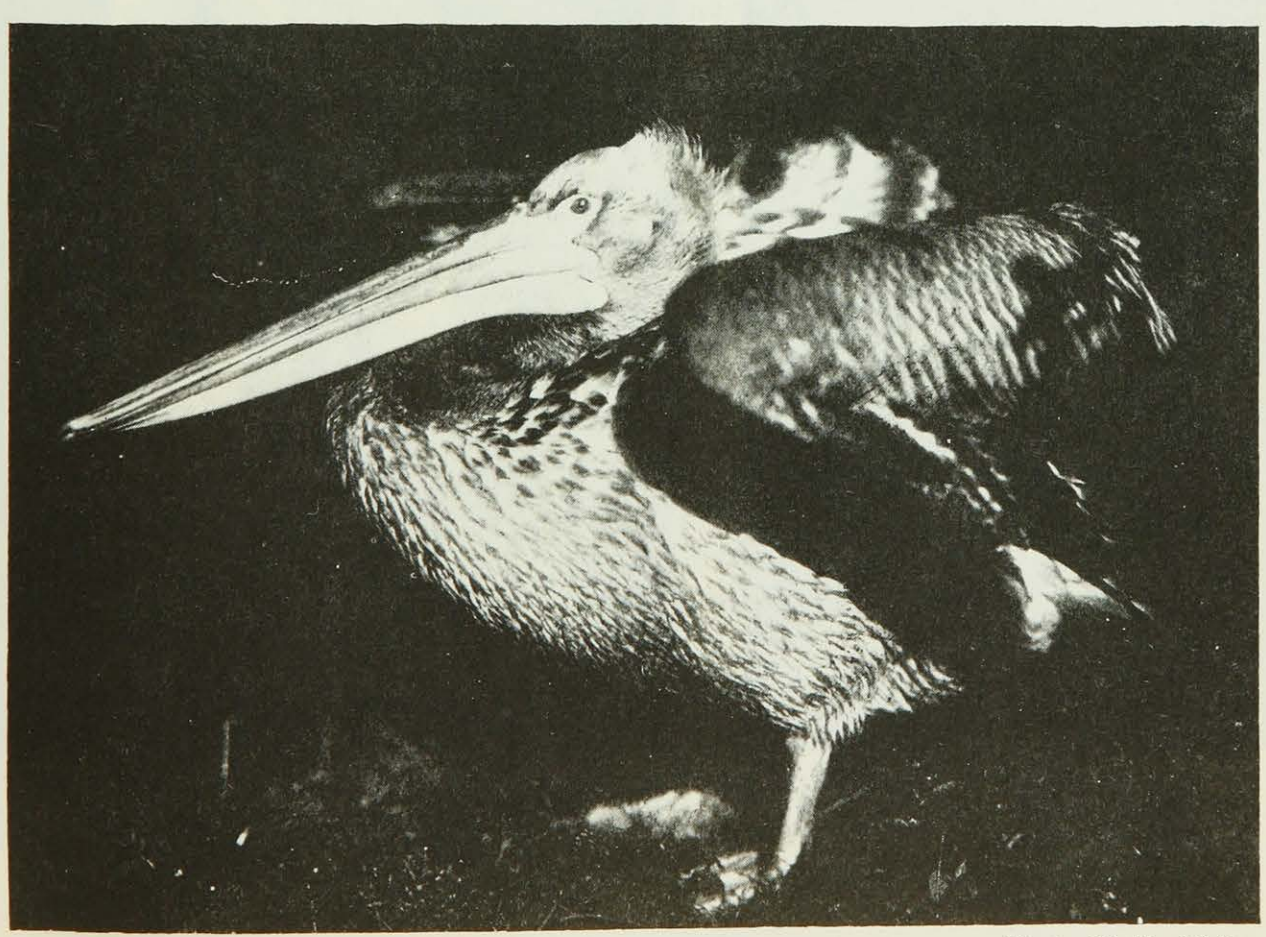


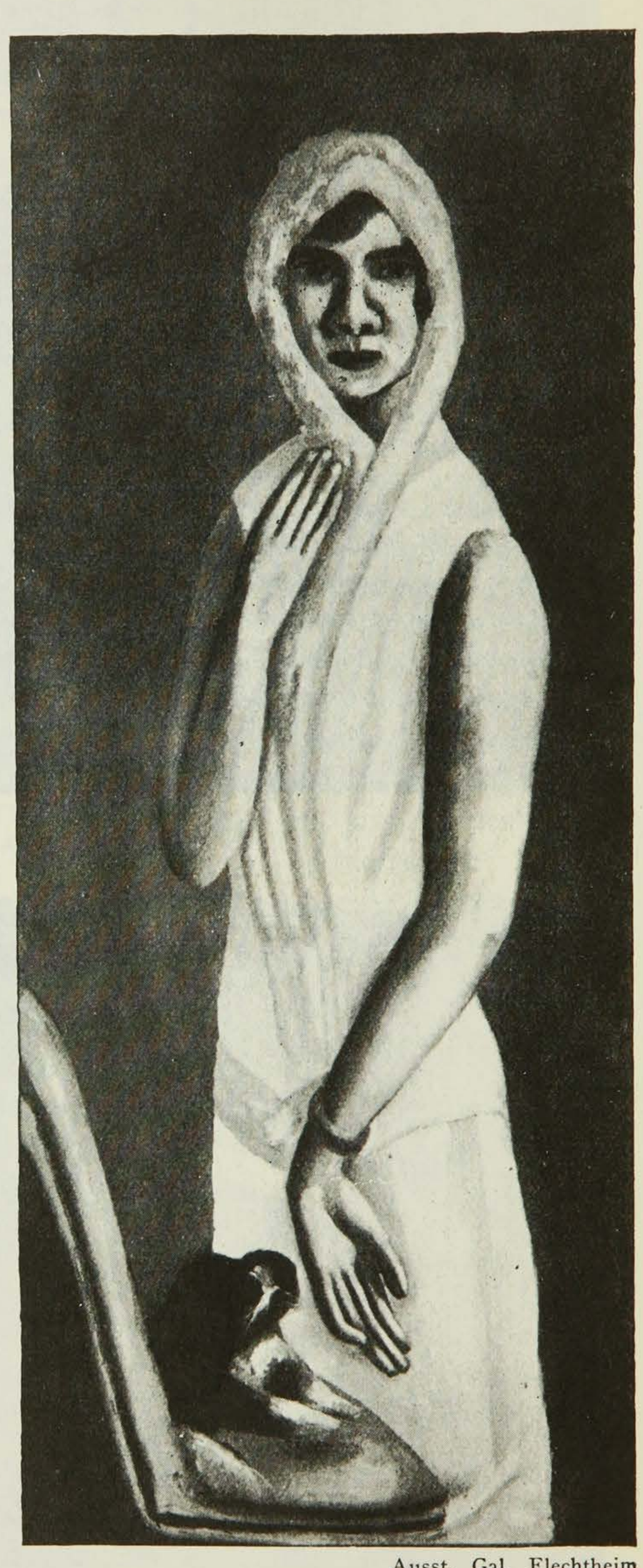
Photo Hedda Walter

Pelikan



Wide World Photo

Der schwedische Matrose und Schwimmer Arne Borg



Ausst. Gal. Flechtheim

Max Beckmann, Bildnis Guappi. Oelgemälde. 1925

„Du sprichst wahr, Dichter", sagte der Doktor. „Wir verbringen unsere Tage in einer Natur, die wohl himmlisch genannt werden kann, und doch kann ich Ihnen allen hier in einer halben Stunde einen Einblick in ein echtes Inferno geben. Backbord über, nach der Lepra-Station!" rief der Doktor dem Mann am Steuerrad zu, und der Kurs wurde auf eine kleine Insel gerichtet, um deren blauende Höhen sich kleine, weiße Lämmerwölkchen jagten.

Vor dieser Insel ankerten wir.

Da wir alle neugierig waren, die Hölle des Doktors zu besichtigen, stieg die ganze Gesellschaft in das Großboot und ruderte ans Land.

Die Matrosen blieben im Boot, und wir anderen näherten uns den weißgestrichenen, kleinen Häuschen, die aus der Ferne so pittoresk zwischen den wehenden Pandamusbäumen wirkten.

Die Wache kam, um uns den Weg zu versperren, aber mit Erlaubnis des Arztes durften wir passieren.

Bald merkten wir, daß hier Leben war. Aber jedermann mag Gott bitten, ihn mit solchem Anblick zu verschonen!

Gestalten, die einst Menschen *gewesen waren,* kamen aus den Hütten herausgewankt oder aus dem Gebüsch hervorgekrochen, als wir uns näherten.

Die meisten gingen halbnackt herum, und ihre Körper und Glieder waren voller Wunden und Scheußlichkeiten. Die meisten waren Schwarze oder Gelbe, aber auch unsere eigene Rasse hatte ihre Repräsentanten.

Junge und Alte, Männer und Frauen, — hier und dort ein Kind!

Ich schloß die Augen, um das Elend nicht zu sehen, wäre aber beinahe über einen Körper gestolpert, der mir träge ein halbes Gesicht zudrehte.

Etwas, was ursprünglich ein Chinese gewesen zu sein schien, hob eine fingerlose Hand, um die Schmeißfliegen zu verscheuchen, die ihre Eier in die leere Augenhöhle legen wollten! Ein junges Weib, den Körper mit Beulen und Wunden bedeckt, lief davon, um sich vor Scham zu verbergen.

Wir wurden zu einer anderen Abteilung geführt, wo sich solche, die weniger schwer getroffen waren, aufhielten.

Ein paar von ihnen blieben in einiger Entfernung stehen und verlangten Tabak, den wir ihnen zuwarfen.

Andere spien nach uns und überhäuften uns mit Schimpfworten.

Mit Ekel wandten wir uns ab und betrachteten ein paar kleine Kinder, die bei unserer Ankunft miteinander gespielt hatten.

Das eine war ein weißes, kleines Mädchen, und Jack Muldron, der Boxer, ging zu ihm hin, um es anzusprechen.

Dr. Salter rief ihn heftig zurück, aber es war schon zu spät.

„Mein Gott, ist es möglich!" Und Jack hob die kleine Sechsjährige mit seinen Armen in die Höhe.

„Little Nell! Little Nell!“ rief er und versuchte dem Kinde, das sein bärtiges, grobes Gesicht streichelte, seine Tränen zu verbergen.

Wir alle kannten die kleine Nell. Sie war der Liebling aller gewesen. Dutzende von Malen hatte ich sie auf den Knien geschaukelt, — Streit und Flüche verstummten, sobald sich ihr kleiner, blondlockiger Kopf in der Bartür zeigte, — und sie dann hier wiederzufinden!

Wir zweifelten an einer gerechten Vorsehung; man hatte ein Gefühl, als ob eiserne Krallen das Herz packten.

Sobald Jack desinfiziert worden war, segelten wir wieder ab.

An einunddemselben Tage hatten wir Himmel und Hölle gesehen.

*(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)*

# CHINESISCHE GENERÄLE
## (WIE IM PUPPENSPIEL)

Von

*GEORG BRITTING*

*I.*

*Das Gesicht des Generals Wupeifu*
*Ist gelb wie das Wasser der Flüsse,*
*Seine gelben Seidenschuh*
*Scheun Schlamm und Regengüsse.*

*In einer riesigen Sänfte*
*Schwankt Tschangsolin heran,*
*Rote Trommeln, gedämpfte,*
*Begleiten den stolzen Mann.*

*Goldene Drachen glotzen*
*Verwegen von jedem Dach,*
*Die geringelten Leiber strotzen*
*Gewaltig auf Füßen schwach.*

*II.*

*Tausend Rosse traben*
*Ueber Steppe und Hang,*
*Die Pferdemäuler laben*
*Sich kühl im Jangtsekiang.*

*Krummnäsige Dschunken fahren*
*Die Ströme hinauf und hinab,*
*Die Segel singen und schnarren*
*Und schnattern: bapperlapapp.*

*Gedämpfte Trommeln, rote,*
*Tschangsolin in der Sänftenruh,*
*Gelbe Trompetenschlote*
*Schmettern um Wupeifu.*

### III.

*Das große, blaue Trommelfell*
*Des Himmels zittert kaum,*
*Wolken, weiß und wieselschnell,*
*Zergehen zu Flaum.*

*Die große Trommel des trägen,*
*Glasblauen Himmelplans*
*Schlagen mit schnellen Schlägen*
*Trommelschlegel aus Glanz.*

*In dem süßen Konzert*
*Aus gelbem und blauem Licht*
*Ist das singende Schwert*
*Ein Mückenmaul an Gewicht.*

*Zwei Libellen, behaarte,*
*Grün und mit goldenem Bauch,*
*Kämpfen die wilde und zarte*
*Schlacht im Gräserrauch.*

*Maschinengewehre knistern,*
*Raketen sind farbenfroh,*
*Granateinschläge flüstern*
*Wie weiße Mäuse im Stroh.*

*IV.*

*Die Himmelstrommel, die große,*
*Hängt am verborgenen Strang.*
*Die nackte, die blaue, die bloße*
*Summt einen süßen Gesang.*

*Generäle im Seidenrocke,*
*Bemalt, und auf zierlichem Pferd*
*Reiten unter der Glocke,*
*Gezückt das puppige Schwert.*

*Glassoldaten, mutig,*
*Stürmen Wall und Wald,*
*Mit Rosenhändchen, blutig.*
*Aneinandergekrallt.*

*Blauhimmlisch erdröhnt da ein Gongschlag,*
*Sie kippen und kollern im Nu:*
*Wie Spielzeugfiguren aus Glas und Lack*
*Liegt goldgelenkig, im Marschallsfrack,*
*Tschangsolin neben Wupeifu.*

*V.*

*Ein dreckzehiges Kulikind*
*Kichert über die Steppe,*
*Kreischt und trägt im Abendwind*
*Ueber die Hühnertreppe*

*Zwei Hampelmänner in gelb und rot —*
*Die funkeln grell,*
*Die wackeln schnell*
*Mit ihm durch Schlaf und Traum der Hütte*
*bis zum braunen Morgenbrot.*

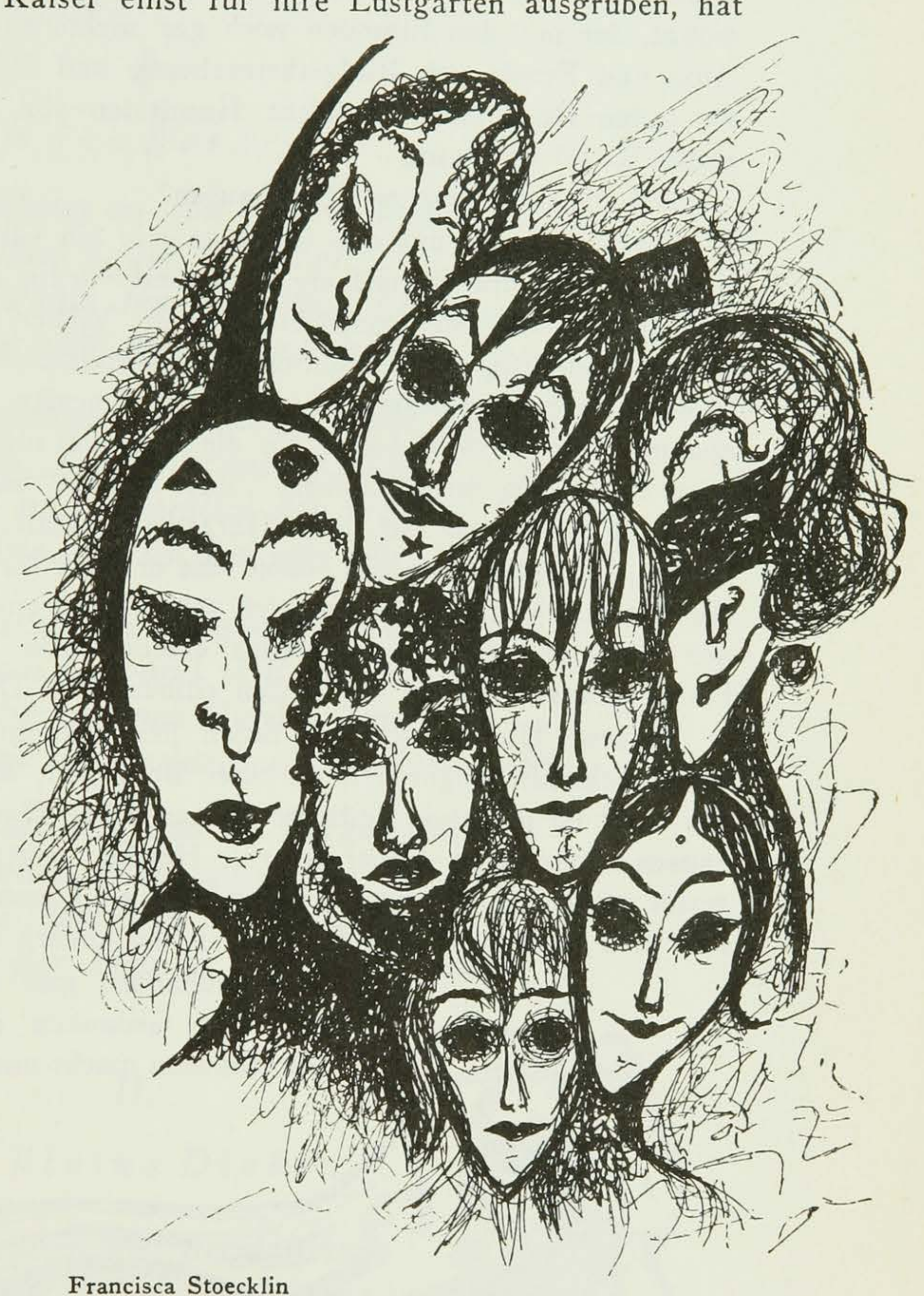
# VINCENZ HUNDHAUSEN als Übersetzer

Von

*E. V. SALZMANN*

Auf einer Insel, dicht westlich der altersgrauen Stadtmauern Pekings, lebt Vincenz Hundhausen. Die Insel, inmitten eines künstlichen Sees, den prachtliebende mongolische Kaiser einst für ihre Lustgärten ausgruben, hat noch einige Gebäude, die von den mächtigen Palästen übrig blieben, die Marco Polo noch mit eigenen Augen sah.

Das ist Vincenz Hundhausens Heim. Dort sitzt er, dichtet und trinkt. Dort hat er einen hinterlistigen Magneten für seine Pekinger Freunde angelegt, einen Magneten, der unfehlbar angelt, auf dem man festklebt, und aufpassen muß, damit uns die Wachen am Kwangan Tor noch durchlassen, wenn man weinfroh wieder heimwärts zieht.



Francisca Stoecklin

Vincenz Hundhausen ist kein patentierter Sinologe, keiner von jenem Typ, die die Geisteserzeugnisse anderer zwar nicht kennen, aber sie von vornherein deswegen verurteilen, weil der Betreffende nicht zur Zunft gehört. Die Zunft der ostasiatischen Sinologen ist unerbittlich. Sie kann es sein, denn man kann die Weisheit des einzelnen genau nach der Elle messen. Wer ein Schriftzeichen, ein chinesisches Symbol, ein Idiogramm mehr kann, ist Sieger, ist preisgekrönt. Ob er den Sinn der Charaktere in jenen Lauten wiedergeben kann, die man zum Beispiel die deutsche Sprache nennt, darauf kommt es gar nicht an.

Vincenz Hundhausen nun hat die chinesische wohllautende Sprache phonetisch begriffen, besonders aber den tief innewohnenden Seelenzug der chinesischen Psyche erfaßt. Er steht den chinesischen Massen, die nicht gerade von

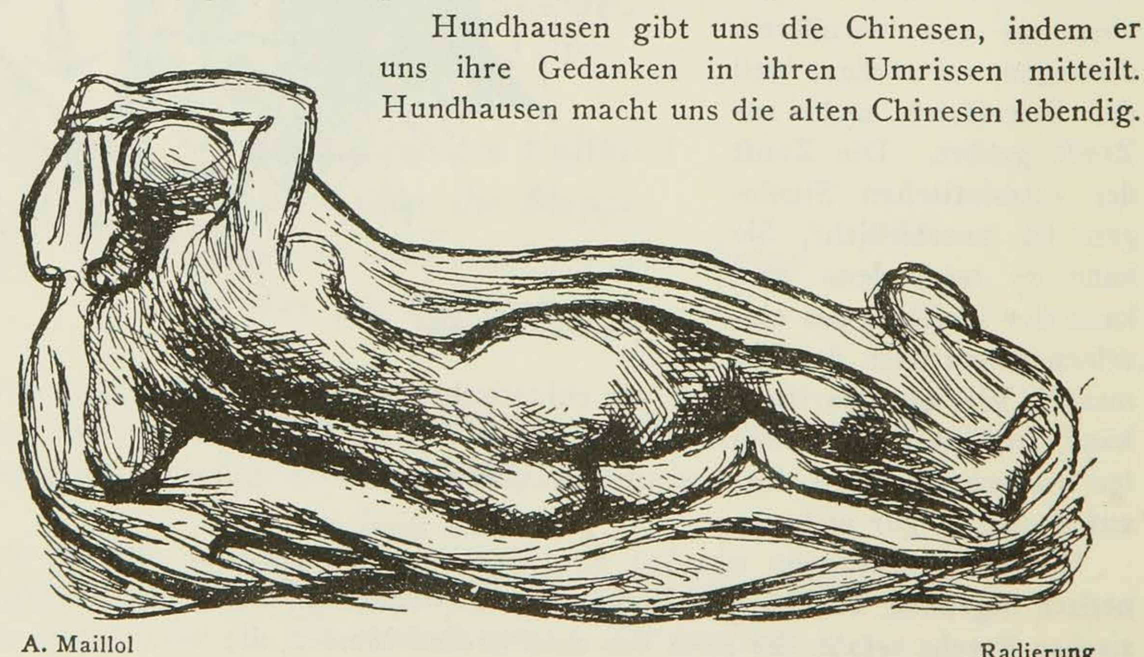
den irrsinnigen Ideen Moskaus vergiftet sind, sehr nahe. Vincenz Hundhausen kann deshalb als ein glänzender Interpret chinesischer Gedankenfülle gelten, so wie wir sie lieben, und nicht, wie sie uns die wirtschaftlichen und politischen Radikalisten, die, wie ich, zur Zeitungsschreiber-Gilde gehören, darstellen. Unsere Seele ist geteilt. Wir können nicht umhin, das zu schildern, was sich an den Reibungsflächen von Ost und West abspielt. Vincenz Hundhausen gibt uns den Chinesen, der hundert Meter von der Reibungsfläche wohnt, der mit den Fremden noch gar nichts zu tun hat, der unberührt von Auto und Frack, von Budgetbetrachtung und Missionarsermordung lebt, lebt zu vielen Dutzenden, vielleicht Hunderten von Millionen, und uns als das große Rätsel erscheint.

Wie arbeitet Vincenz Hundhausen?

Zuerst lebte er mit den Chinesen wie ein Chinese. Er konnte kein Wort ihrer Sprache und begriff sie doch merkwürdig schnell. Zwischen ihnen wob sich jenes Band der Sympathie, das die Völker Europas während des Weltkrieges endgültig auf Menschenalter untereinander zerrissen haben. Dasselbe Band ist zwischen Asien, Europa und Amerika zurzeit auf das höchste gespannt. Wer die Sympathien für die Chinesen nicht hat, wird sie nie erfassen, wird ihnen ewig fremd bleiben. „East is East“ sagt Rudyard Kipling. Er hat recht. Hundhausen hat jene Herzenssympathie, die ihm die Chinesen zutreibt. Sie verstanden sich schon, ehe er noch ihre Sprache sprach. Chinesen, die ihm dolmetschten, fanden sich schnell. So entstanden auf ganz natürliche, den Sinologen unwissenschaftlich erscheinende Weise Uebersetzungen oder besser Uebertragungen der besten chinesischen Dichter.

Vincenz Hundhausen hat neben den bekannten Dichtern uns viele noch wenig bekannte zugeführt, darunter Bo Djü-I, der unter der Tang-Dynastie, das heißt im goldenen Zeitalter Chinas, lebte. Herder nennt die Klasse Hundhausen „männliche Uebersetzer“. Herder sagt: Die wortgetreuen Uebersetzer mögen es sehr weit bringen, aber sie kommen doch nicht zum Ziel, „indem sich unmöglich eine Sprache in die andere verwandeln läßt“.

Hundhausen gibt uns die Chinesen, indem er uns ihre Gedanken in ihren Umrissen mitteilt. Hundhausen macht uns die alten Chinesen lebendig.



A. Maillol Radierung

# FÜNF GEDICHTE

Von

*BO DJÜ'J*

Deutsch von

*VINCENZ HUNDHAUSEN*

## *I.*

### *In den Bergen.*

*Zwischen Fichten an den klaren Wellen*
*Eines Bächleins hause ich allein,*
*Und ein Pelz aus den gefleckten Fellen*
*Junger Rehe hüllt mich wärmend ein.*

*All mein Reichtum sind die kleinen Felder*
*Mit Arzneien, Küchenkräutern, Tee.*
*Hirsche nur und Kraniche der Wälder*
*Sind die Gäste, die ich bei mir seh'.*

*Aus den Schluchten steigen Wolkenschleier,*
*Feuchten mein Gewand und hangen dicht*
*Um die Küche; meines Herdes Feuer*
*Schwelt durch sie hindurch als einz'ges Licht.*

*Und mein Bächlein, das ich hergeleitet,*
*Freut des neuen Wegs sich, den es fand.*
*Während plaudernd es vorübergleitet,*
*Streichelt es der kleinen Schwelle Rand.*

## *II.*

### *Die kleine Diebin.*

*Die junge Schöne löst verstohlen*
*Den Kahn und rudert ihn hinaus,*
*Will einen Strauß*
*Von weißen Lotosblüten heimlich holen.*

*Sie pflückt die Blüten. Doch, o Schrecken,*
*Hell durch die Wassernüsse glänzt die Bahn!*
*Was sie getan,*
*Bleibt offenbar und läßt sich nicht verstecken.*

### III.

### *Beim Schachspiel.*

*Zwei Mönche spielen Schach*
*Versteckt im Bambushaine.*
*Mit kühlem Schatten hat sein Blätterdach*
*Das Spielbrett überstreut.*
*Von Zeit zu Zeit*
*Hört man das Rücken ihrer Steine.*

### IV.

### *Rückkehr von dem Kloster auf der Fichteninsel.*

*Von dem Kloster auf der Fichteninsel*
*rudern wir zurück. Die Blätter lispeln*
*Auf den hohen Palmen in der Abendkühle.*
*Unter regenschwerem Laube hangen*
*tief herab die gelben Loquatmispeln,*
*Wolken, Wellen mengen sich in wogendem Gewühle.*

*Einen letzten Blick zurück noch*
*werfen wir, da wir das Boot verlassen.*
*Wuchtig übertürmen sich die Tempelbauten,*
*Von der Sonne letztem Strahl vergoldet,*
*und uns ist, als ob wir die Terrassen*
*Des Palastes der Unsterblichen im Ostmeer sahen.*

### V.

### *An den Bergbach.*

*Dem Dunkel der Felsen entsprossen*
*Springst hurtig hervor du ans Licht,*
*Und bis du ins Meer dich ergossen,*
*Eilst talwärts und rastest du nicht.*

*Zur Quelle kehrst du nicht wieder,*
*So löst sich vom Baume das Blatt*
*Und wirbelt zur Erde nieder,*
*So löst sich die Wolke vom Grat.*

*Ich bin aus der Heimat getrieben*
*Wie das Blatt, wie die Wolke, wie du.*
*Auch mir ist kein Weg mehr geblieben*
*Der verlorenen Heimat zu.*



Photo Kutschuk

Tschang Kai Schek



Photo John Schröder

Tschang Tso Lin

Chinesische Wagenbauer



Photo Perkhammer

Buddhistische Priester bei einem Begräbnis in China

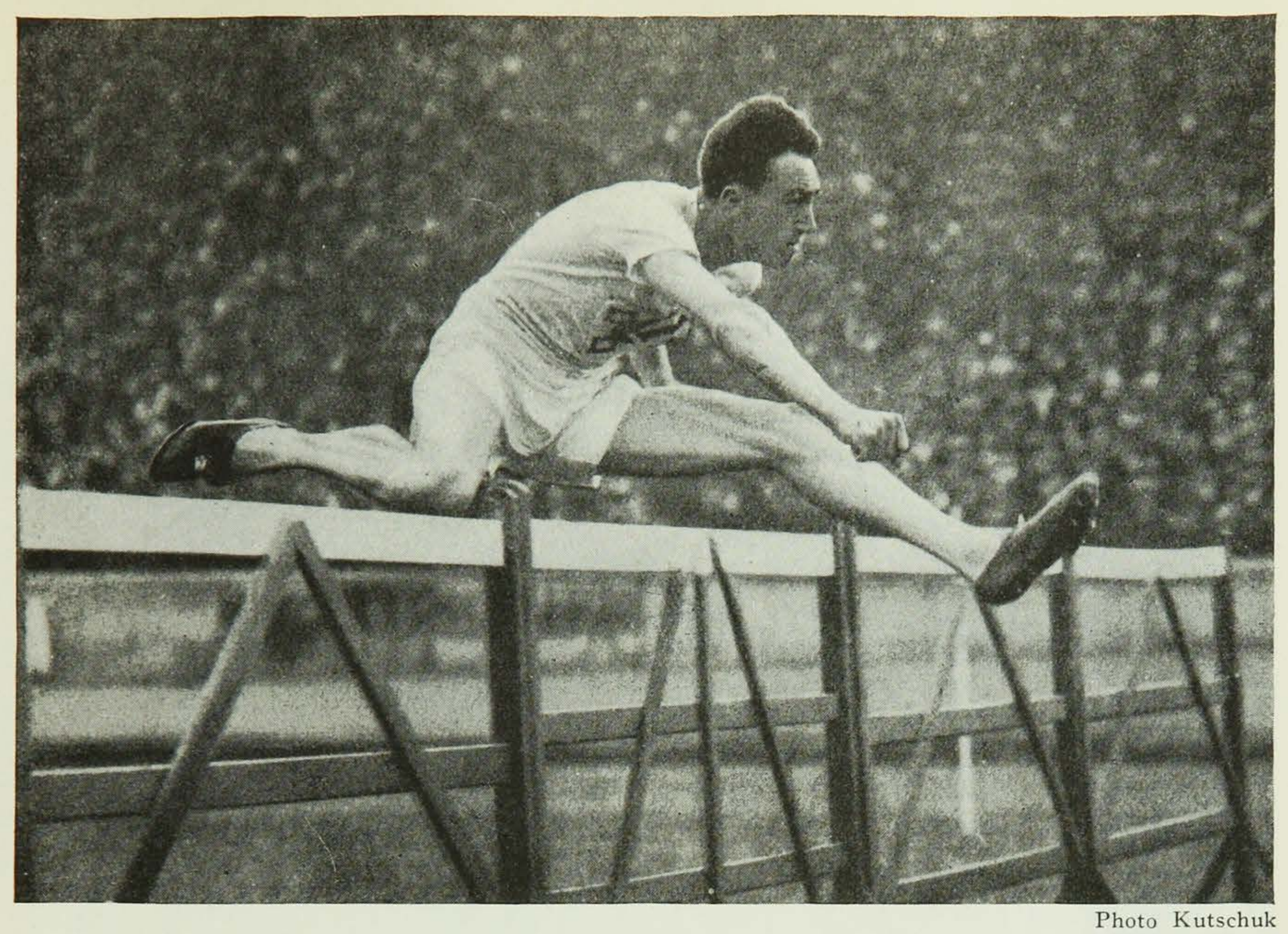


Photo Kutschuk

Der englische Champion F. R. Gaby beim Hürdensprung

Photo Schlochauer

Die Filmschauspielerin Joan Crawford, eine begeisterte Anhängerin der Leichtathletik

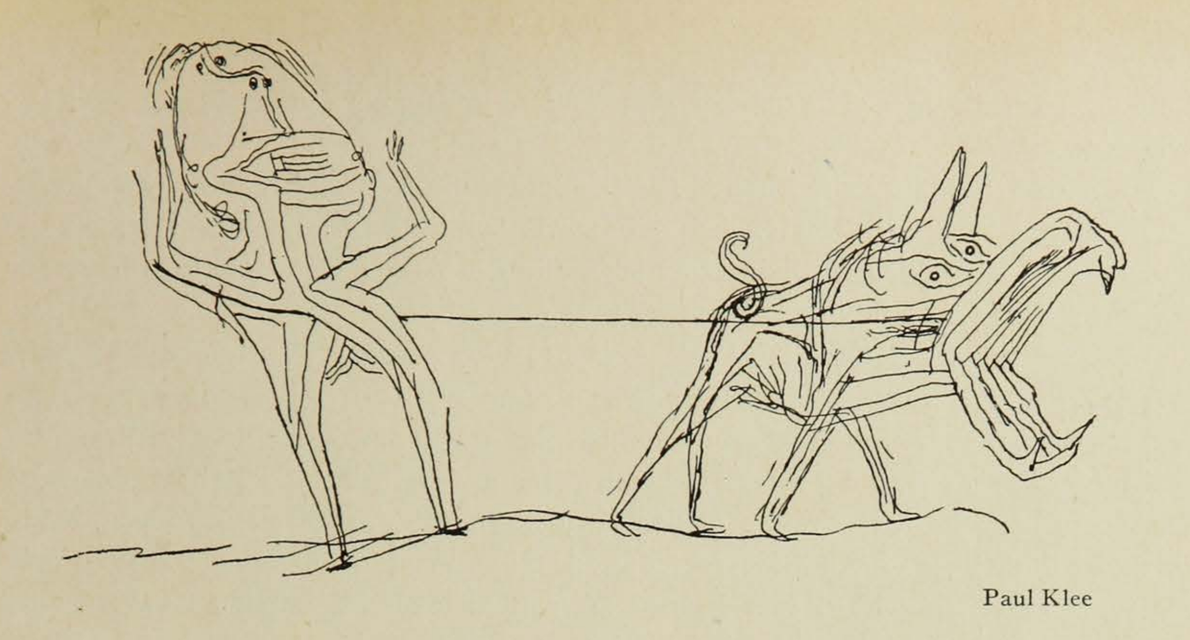


Chinesische Tänzerin. Tonfigur der T'ang-Zeit



Slg. H. R. Knickerbocker, New York

Dietz Edzard, Der Clown. Oelgemälde



Paul Klee

# DANKE PAUL KLEE!

Von

*RENÉ CREVEL*

Wie hätte der mutigste Mensch die Stirn, einem Seepferdchen, dem Fragezeichen mit Pferdekopf, das aus Tiefen steil an die Oberfläche unserer Träume treibt, grad in die Augen zu blicken?

Aus geheimnisvollen Abgründen hat Paul Klee einen Schwarm kleiner lyrischer Läuse befreit. Ein schlichtes Haar wird Brücke zwischen Himmel und Erde, und weil der Maler aus jedem gewöhnlichen Wassertropfen das lautere Wunder der Farben festzustellen vermag, verachten wir die Niagarafälle, Berge mit 4810 Meter Höhe, sämtliche Tiere mit allzu festgelegtem Ruf, gelten sie selbst wie die Löwen, diese Geschäftsreisenden der Wüste mit La Vallièrekrawatten, für blutdürstig.

Paul Klee: Ich erinnere mich eines schmutzigen Pariser Novembers, der wehmütiger als ein Park in einem Badeort nach der Saison ist. Doch, süße Rache, in der Rue Vavin auf Montparnasse war eine Ausstellung Paul Klee!

Also, an jenem Tag, an dem Regen und Beton unserem Weltall unerbittliche Grenzen entgegenstellten, habe ich Bekanntschaft mit den Tieren der Seele, Vögeln der Klugheit, Fischen des Herzens, den Blumen der Träume gemacht.

Guten Tag kleine Kreaturen mit dem unendlichen Blick, Algen ohne Gestein, Dank euch, Wesen, Vegetationen, Dinge, die der übliche Boden nicht stützt und die ihr euch dennoch in eurer unberührbaren Ueberwirklichkeit widerstandsfähiger und wirklicher beweist als unsere Häuser, Gaslampen, Cafés und das Fleisch unserer alltäglichen Liebe.

Sie hatten recht, Paul Klee, dem anderen Sternpflücker Léon Paul Fargue die rote Leiter, die sich in den Taubenhimmelsäther verliert, zu widmen. Doch da das Haus, wo die Fische wohnen, Aquarium heißt, taufe ich jenes, in dem Ihre Bilder sich wie Fenster auf ein zartes, aber unwiderlegbares Wunder öffnen: Coelarium.

Schon vor Max Ernsts wunderbarer Naturgeschichte rächte uns die überwirkliche Fauna und Flora für die Gazellen mit allzuglatt gemalten Augen, für

alle wasserköpfigen Hortensien und andere Metaphern unserer vermotteten Gärten.

Mit drei Sandkörnchen haben Sie bewiesen, die Wolkenkratzer New Yorks, die Lafayettegalerien Paris, das größenwahnsinnige Nachtleben Berlins, die Londoner Lichtreklamen bedeuten nichts für die Augen des Geistes, nichts für die Ohren der Einbildung.

Paul Klee, hier, heut ist Berlin, am 14. Februar 1928. Ich wohne nahe beim Zoo. Es scheint, es ist kalt. Trotzdem werde ich nicht ins Aquarium gehen, wenn auch im Winter die penetrant riechende Wärme zu Ehren der Riesenschildkröten und Tropenfische süß tröstet. Ich denke an Ihr Coelarium.

Dann brauche ich nur wie in der Kinderzeit die Augen zu schließen, wenn man entdeckt, entsinnen Sie sich, daß das Dunkel nur Trug ist; denn unter den hermetisch geschlossenen Lidern erstrahlen tausend winzige Gestirne, die trotzdem größer als die Sonne sind.

Ich werde sentimental.

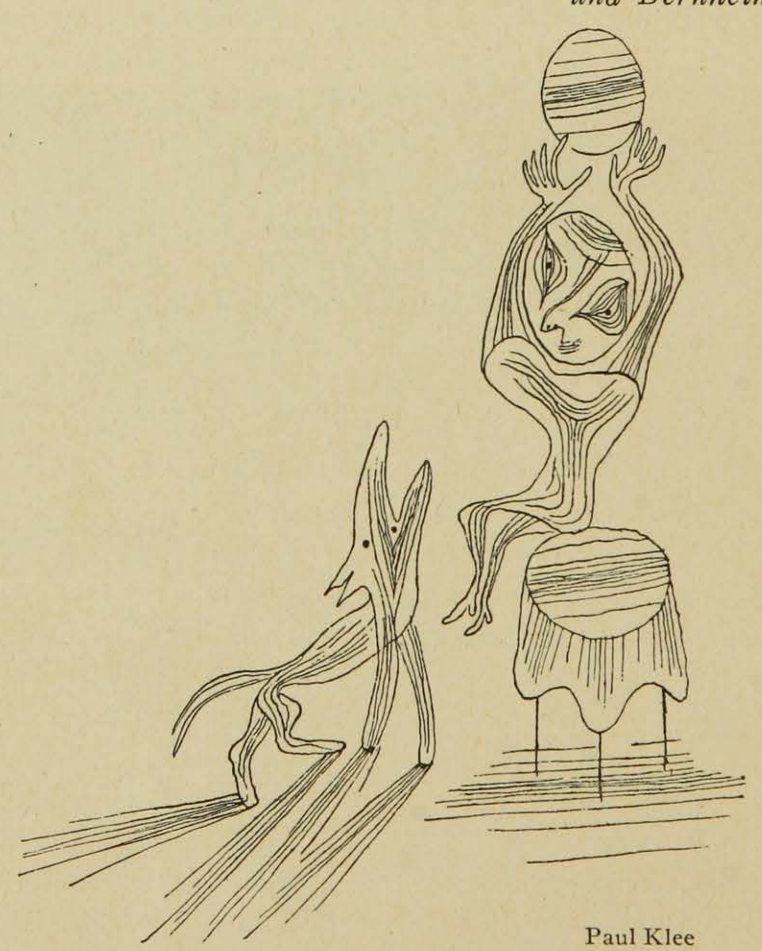
Warum nicht?

Ich denke an die rührende Brüderlichkeit der Dichter, an Ihre zarte und mächtige Magik, Paul Klee, an die Weiß auf Weiß hingeschriebenen Gedichte Paul Eluards und vor allem an diesen Vers Saint Léger—Légers:

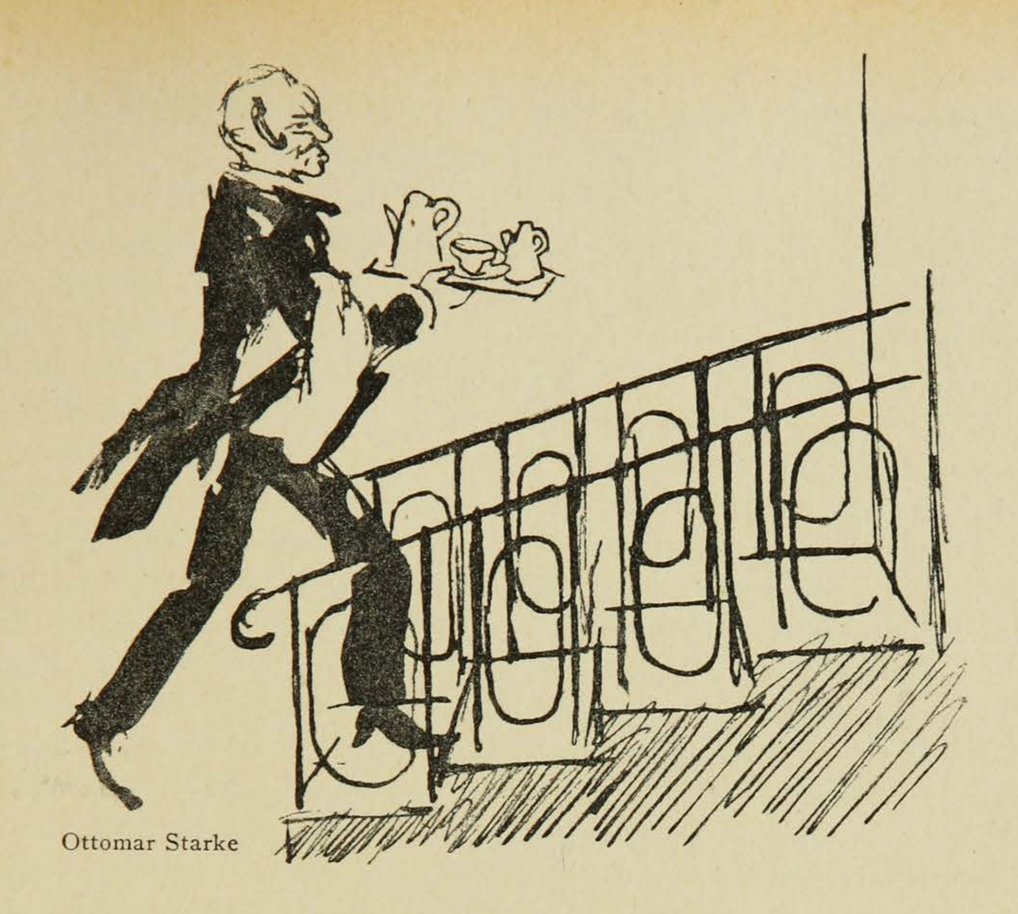
Und die Sonne ist nicht genannt, doch ihre Kraft ist in uns.

Danke, Paul Klee. *(Deutsch von Thea Sternheim.)*

*(Vorwort zu der Klee-Ausstellung bei Flechtheim in Berlin und Bernheim in Paris.)*



Paul Klee



Ottomar Starke

# DAS METARESTAURANT

Von

*PAUL HATVANI (Wien)*

I.

Man müßte einmal, weil doch Symptome so oft Symbole sind, eine Soziologie der Speisenkarte schreiben, eine Systematik jener Nuancen, die das Programm der kulinarischen Reize und Befriedigungen zum „Menü" fügen. Man müßte sich eingehend mit den Unterschieden befassen, die in den verschiedenen Ländern das nationale Moment dir auf den Teller legen, und man müßte Kosmopolit sein, um jene Schlußfolgerungen zu ziehen, die der politischen Gestaltung Europas daraus zugute kämen... Wir unterschätzen das Thema: aber ist nicht die Art der öffentlichen Nahrungsaufnahme, also das Ritual der einen Arterhaltung, wesentlich für den Geist der Nationen? Wir wollen die naturwissenschaftliche Seite den Biologen überlassen und, zum Beispiel, es unerwogen lassen, wie weit der Paprika nationale Hybris fördert oder etwa der Genuß eines Anisette-Apéritifs den gesunden Menschenverstand...: aber ist nicht die Atmosphäre eines Restaurants unbedingt auch ein Teil suggestiven Einflusses? Wir, rettungslos in die gesegnete Landschaft der Großstadt verschlagen und diese auch in Arkadien suchend..., wir erleben Entscheidendes in Cafés, Hotelhallen und Dancings und haben nur nicht den Mut, diesen neutralen Gemeinplätzen des Lebens einige Bedeutung zuzusprechen. Ist vielleicht Essen und Trinken nur ein Vorwand und die Stimmung dieser Hohlräume gesellschaftlichen Lebens das Primäre, das uns anzieht, bändigt und formt? Wenn dir ein Kellner die Hors d'œuvres offenbart oder einen Cocktail zelebriert, handelt es sich nicht mehr um Nahrungsmittelzufuhr und

Geschmack und, wer weiß, auch ein Roastbeef hat manchmal Anrecht auf ethische oder ästhetische Wertung.

II.

... Zu den Raffinements gastronomischer Wirksamkeit gehört sicherlich auch der Raum, in dem du sie dir geschehen lassen mußt, die soziologische Atmosphäre, in der du sitzt und die dogmatisch festgelegten Gesetze des Begriffskomplexes „Essen". Die allgemeine Bildung begnügt sich nicht mit jenem oberflächlichen Orientierungsvermögen in Kulturgebieten, die es ermöglichen, ein Kreuzworträtsel zur Not zu lösen ..., sie besteht fest auf die Fertigkeiten zivilisatorischer Art, die den Gebrauch der Eßbestecke und ähnlicher Alltagswerkzeuge bestimmen. Das sind gewiß wohl nur sekundäre Dinge ..., aber wie sehr können sie nuanciert werden! Individualforscher könnten vielleicht eine Art Graphologie des Messerhaltens aufstellen, nicht ohne daß ein neuer Georg Christoph Lichtenberg gleichzeitig dazu sein „Fragment von Schwänzen" schriebe. - ... Aber nicht die individuelle, die soziologisch-nationale Seite des Problems ist problematisch, es ist auch reizvoll, Ensemblewirkungen zu vergleichen, die die gastronomische Landkarte Europas zum bunten Bild einer ungeahnten ethnographischen Mannigfaltigkeit fügen. Was, zum Beispiel, Adolf Loos zum Gegensatz zwischen Wiener und Pariser Küche sagt, ist nur eine Teilfrage und auch dort nur eine aphoristische Erledigung mit viel Temperament; wichtiger scheint mir — und reizvoller — ein Hinweis auf die Voraussetzungen, die diese Gegensätze hervorrufen und die sich gefühlsmäßig zu einem System weltanschaulich-erotischer Atmosphären zusammenfügen,

III.

Das bürgerliche Zeitalter war in seinen kulturellen Höhepunkten an gastronomischen Dingen immer sehr interessiert; das Werk Brillat-Savarins ist dafür ungemein symptomatisch. Seither hat sich manches geändert; wir wissen, daß es nicht mehr allein auf eine Anthologie bewährter Kochrezepte ankommt, sondern vielmehr auf die Ensemblewirkung: auf die Summe aus Menü, Restaurant, Musik, Tanz, Flirt und Tischgespräch. Und außerdem reizt uns das Bild des Speiserituals: die ... „Ensemblewirkung", um es banal zu sagen, und noch das Bild der Beziehungen, die da zwischen Supp' und Kelchesrand sich auswirken. Freilich kommen wir armen kontemplativen Naturen um den primären Genuß; in einer östlichen Hauptstadt, zum Beispiel, findest du die schönsten Hors d'œuvres geschmacklos, denn das Problem des Nebentisches läßt dich nicht ruhen. Da sitzt ein Paar, sie ein wenig zu sehr up to date und er: der dicke Verdiener, stiernackig, mit breiten Gesten die Speisenkarte prüfend. Eroberernatur; er könnte sie, die zarte Blume, mit einer Hand zerdrücken und tut eigentlich nichts dergleichen. Man könnte ihn den Untamerlan nennen, der aus dem Osten kam und stumm vor den Kulturwundern des Abendlandes kniet, vor Entrecôtes, Tornedòs und Ananas au Kirsch. Gewiß: sein ist die Macht, er befiehlt dem Kellner, der ihm die Schätze des Westens herbeischaffen muß, die er genießt, weil es die Konvention so will, nicht ohne auch ihr glitzerndes Mosaik durch heimische Würze anmutig zu bereichern. Eine Welt für sich ... und in einer andern, dort, wo alles selbstverständlich ist, in einem kleinen

Boulevardrestaurant, nimmt dir eine freundliche Yvette die Mühe der Wahl ab und schließt reizvoll ein Bündnis mit dem Kellner. Der ist nicht Diener, du hast nichts zu befehlen, er ist dir ebenbürtig, Berater und Freund. Dort verstummt der Eroberer; das Menü ist nicht mehr Angelegenheit der Macht, sondern der Liebe; denn Yvette, die süße, hat von allen deinen Lebensfunktionen Besitz ergriffen. Sie wird dir die Vorspeisen auf den Teller legen und trachten, daß das Antlitz des Bratens (wenn man so sagen darf) lächelnd auf euer kleines Glück blickt.

IV.

. . . Dieses alles, freilich, sind nur beiläufige Betrachtungen, nicht einmal dies: nur ahnungsvolle Gefühle, die — vielleicht! — einmal Prolegomena zu einer künftigen Wissenschaft werden könnten. Hat man nicht auch schon die kleinen, belanglosen Irrtümer des Daseins zu einer gewichtigen „Psycho - Pathologie des Alltagslebens" geformt?! Eine „Metaphysik des Dining-Rooms" verhindert vorläufig nur die Furcht vor der Banalität. Seien wir mutig: die banalen Dinge sind uns nur deshalb nicht übersinnlich", weil wir für ihre Sinnlichkeit noch zu wenig Sinn haben. Es fehlt uns noch das System dafür, und wir müssen geradezu empirisch beginnen. Ich schlage vor allem Speisenkartenrezensionen vor: eine Einrichtung, die, künftige Entwicklungen vorwegnehmend, das Restaurant mit einem Schlage in die ihm gebührende Nähe der Opern und Schauspielhäuser rückt. Welche Ueberhebung, eine Ouvertüre höher zu schätzen als ein Hors d'œuvres! Und wie oft ist ein garniertes Entrecôte besser aufgebaut als ein psychologisch falsch determinierter Dramenakt! (Ich will gar nicht erwähnen, daß manche Flasche Haut Sauternes die Rolle der Zwischenaktmusik restlos erfüllt! . . . Vorläufig nur dieses. Es wird nottun, das Gesagte zumindest anekdotisch zu erweitern! . . .



Rud. Großmann

# VOGEL-SCHAU

Von

*PAUL EIPPER*

Warum schreibt man eigentlich solch einen Aufsatz? Es wäre doch viel richtiger, der Leser nähme den neuen Vogelbrehm zur Hand oder das meisterliche Bildwerk über die Vögel Mitteleuropas, das unser Doktor Heinroth vom Berliner Zoo mit seiner Frau seit vielen Jahren aufbaut — aus eigenem Erleben.

Aber warum, so frage ich, geht der Großstädter in seinen Tierpark, anstatt daß er im Januar einen Nildampfer chartert und den heiligen Strom hinauffährt, ins Winterquartier der Zugvogel-Millionen?

Der Knüppel liegt beim Hund und außerdem — wir haben alle keine Zeit. Selbst der Zoo wird — gewissermaßen — meistens in Bausch und Bogen abgetan: das Affenhaus, der Elefant, die Bären, das Raubtierhaus und dann die Kaffeeterrasse und das Nachmittagskonzert.

*

Wollen wir heute einmal spezialisieren und uns in diesen Buchstabenreihen nur vom Vogelgeschlecht unterhalten? Solch ein Spaziergang braucht nicht langweilig zu sein; das Naturgeschichtliche ist schnell erledigt. Wir gucken in diese Ecke und in jene, Gitter sehen wir nicht und nicht die Trennungswände der zoologischen Systeme. Was uns gefällt, schreiben wir auf.

*

Allgemeines für den Anfang: Vögel sind Wirbeltiere, deren vordere Gliedmaßen zu Flugorganen umgestaltet sind. Der größte Teil ihres Körpers ist mit Federn bedeckt. Alle Partien sind so leicht konstruiert, wie eben erreichbar. Organe, die entbehrt werden können, sind abgeschafft (gerade bei den Geschlechts- und besonders bei den Begattungsorganen ist an Baustoff sehr gespart worden). Geruch, Geschmack und Tastsinn sind gering; dagegen ist das Gehör vortrefflich und das Sehen bis zur Höchstleistung entwickelt.

Mit den Säugetieren verglichen, sind die Vögel wahre Vielfresser. Es gibt Arten, deren Tagesration das Dreifache ihrer Körperschwere noch übersteigt, und manche Vögel fressen beinahe ebenso lange, wie sie wach sind. Wer einen Kropf hat, stopft ihn voll bis oben an. Und im gleichen Verhältnis zur Nahrungsaufnahme ist dann auch ihr Stoffwechsel.

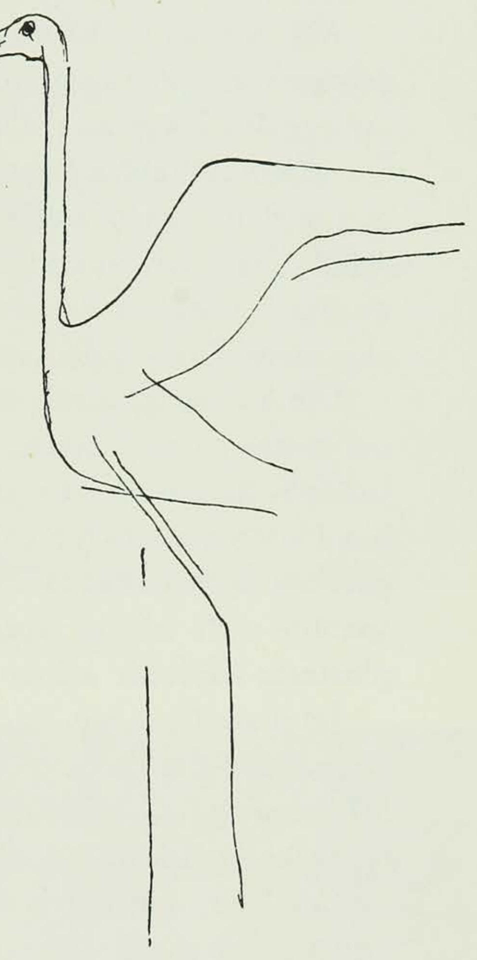
Nicht alle Vögel können fliegen; aber jeder schwimmt, wenn er aufs Wasser geworfen wird. Die Mehrzahl von ihnen hat eine klangreiche, volle und laute Stimme; alle legen sie Eier, und bei gewissen Arten brütet der Vater die Jungen aus.

Die geistigen Fähigkeiten der Vögel werden leicht überschätzt. Ihre

verblüffendsten Handlungen, auch der Flug in warme Länder, beruhen auf Instinkt, und ferner besitzen sie eine hochentwickelte Fähigkeit, aus guten und schlechten Erfahrungen zu lernen. Sie sind Weltbürger; man findet ihr Geschlecht auf beiden Polen, in den höchsten Gebirgsspitzen, auf dem Meer und in den tropischen Urwäldern. Die einen Forscher meinen, es gäbe 10 000 verschiedene Vogelarten; ein anderer registriert, einschließlich der fossilen, 18 929.

*

Nach diesem Querschnitt durch den „Brehm" im 90 km-Tempo — ein beschauliches Promenieren. Neun Vögel stellen sich vor.



Charles Hug

*Der Pelikan.*

Auf dem Miniaturfelsen sitzen sechs oder sieben dieser Vögel von außergewöhnlicher Schwere, den See im Rücken, und sehen auf die toten Fischlein hinunter, die der Wärter hingeworfen hat. Ihre langen Hälse wurden ihnen anscheinend nur deswegen von der Natur mitgegeben, damit sie diese weichen Röhrenpolster als Unterlage für den langen Schnabel vor ihre Brust legen können. Keiner rührt sich, die kleinen schwarzen Augen sind beinahe geschlossen.

In dem Käfig lebt auch ein Storch. Er ist von seinem Baumstumpf herabgeflattert und trippelt aufgeregt hin und her. Warum? frage ich mich und warte; dann wird mir alles klar. Der Storch möchte an die Fischlein kommen, aber die Pelikane verwehren's ihm. So oft er einen Vorstoß macht, ängstlich, mit kleinen Schritten und schon so nahe ist, daß der nächste genügte und ein Schnabelgriff, — dann stellen die Pelikane plötzlich ihre Halspolster steil nach vorn, verlängern sie um das doppelte durch den vorgestreckten Schnabel und breiten auf diese Weise einen Schild von scharfen Lanzenspeeren über das Futter.

Nun probiert der Storch tanzend einen Flankenangriff. Gemächlich klettert der graue Zwergpelikan von oben herunter und setzt sich im rechten Winkel zum Gebirge auf die ebene Erde. Jetzt starren von zwei Seiten die Speere auf den Storch, und wie gigantische Fangnetze sehen die Hautsäcke aus an der Unterseite der Schnäbel. Der kleine Pelikan stochert nun selbst in dem Haufen der toten Fische und holt den einzigen dicken

und großen Fisch hervor, der zu finden ist. Er würgt ihn mit sichtbarer Anstrengung den Schlund hinab — 20 Sekunden später liegt die Beute wieder vor ihm auf der Erde. Durch die Abwehrbewegung, die der Pelikan gegen den näherkommenden Storch machen mußte, glitt der Fisch aus dem geöffneten Schnabel wieder ans Licht.

*Der Uhu und die Schnee-Eule.*

Als wir im schönen Berg-Zoo von Halle die dort lebende große Schnee-Eule photographieren wollten, blieb uns nichts übrig, als durchs Gehege des Uhus zu schlüpfen und von hier aus zu arbeiten.

„Zu der Weißen können Sie nicht rein", sagte der Wärter. „Sie faucht und springt Ihnen vielleicht ins Gesicht. Aber der Uhu ist ganz verträglich." Na, der blaue Hakenschnabel schien mir nicht sehr vertrauenerweckend, aber ich dachte daran, daß Bengt Berg ja jahrelang einen Uhu in seinem Hause gehalten hatte, und wir versuchten es.

Die kleine Gittertür wurde aufgeschlossen; der Uhu blieb regungslos auf seiner Stange sitzen, und vorsichtig gingen wir um den Tujabaum des Geheges herum. Jetzt waren wir dem Vogel gegenüber, o weh, die schwarzen Federohren richteten sich auf, er drehte den Kopf, aber dann muß er gesehen haben, daß wir nichts zu fressen mitbrachten. Die Nickhaut spannte sich wieder über seine goldgelben Riesenaugen und das aufgeplusterte Gefieder seiner rotgeflammten Brust glättete sich.

Jetzt sind wir am Nachbargitter, und wie ein Teufel flattert die Schnee-Eule gegen das Geflecht aus Draht. Das war — weil wir uns in Sicherheit befanden — nur ein Schauspiel; aber doch ein so gewaltiges, daß ich erschreckt zurückprallte, als die weiße Federmasse mit ihren Glutaugen auf uns los fuhr. Auch als sie wieder zurückgeflogen war, klaffte ihr Schnabel, und sie gab einen Ton von sich, wie wenn heißer Dampf aus einer Oeffnung zischt. Die braunen Farbsprenkelchen auf ihrem weißen Kopf zitterten in dauernder Erregung.

Das war meine erste Schnee-Eule; sie sind selten in zoologischen Gärten, und man müßte einmal beobachten können, wie solch ein schwerer Vogel auf einer Klippe sitzt und Fische aus dem Ozean schlägt.

*Zwei Langschnäbler!*

Sie wohnen nebeneinander im Zoologischen Garten, der Marabu und der Nimmersatt. Und beide sind sie sehr gefräßig, nur daß der kleine Nimmersatt beweglicher ist als der „häßliche Philosoph".

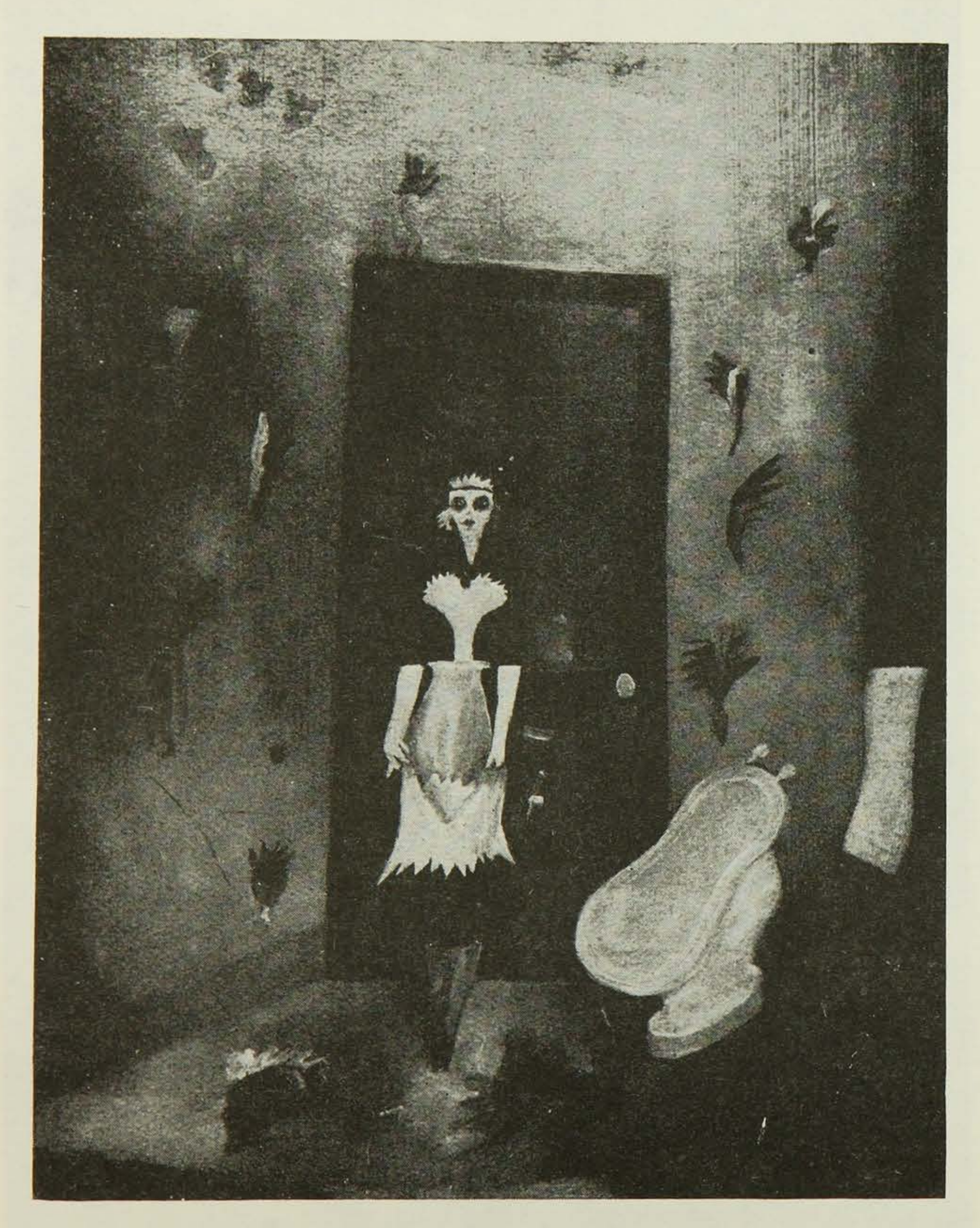
Solch ein „Vergleich ins Menschliche" hinkt immer; aber schön ist der Marabu nun wirklich nicht. Blutrot hängt sein Kropf wie ein praller Sack herunter, und der Schädel ist kahl, grindig, mit schütterem Wollflaum bedeckt. Aber wenn man den Burschen lang genug beobachtet,

Abessinierin am Ufer des Tana-Sees



Photo Rob. Gerstmann

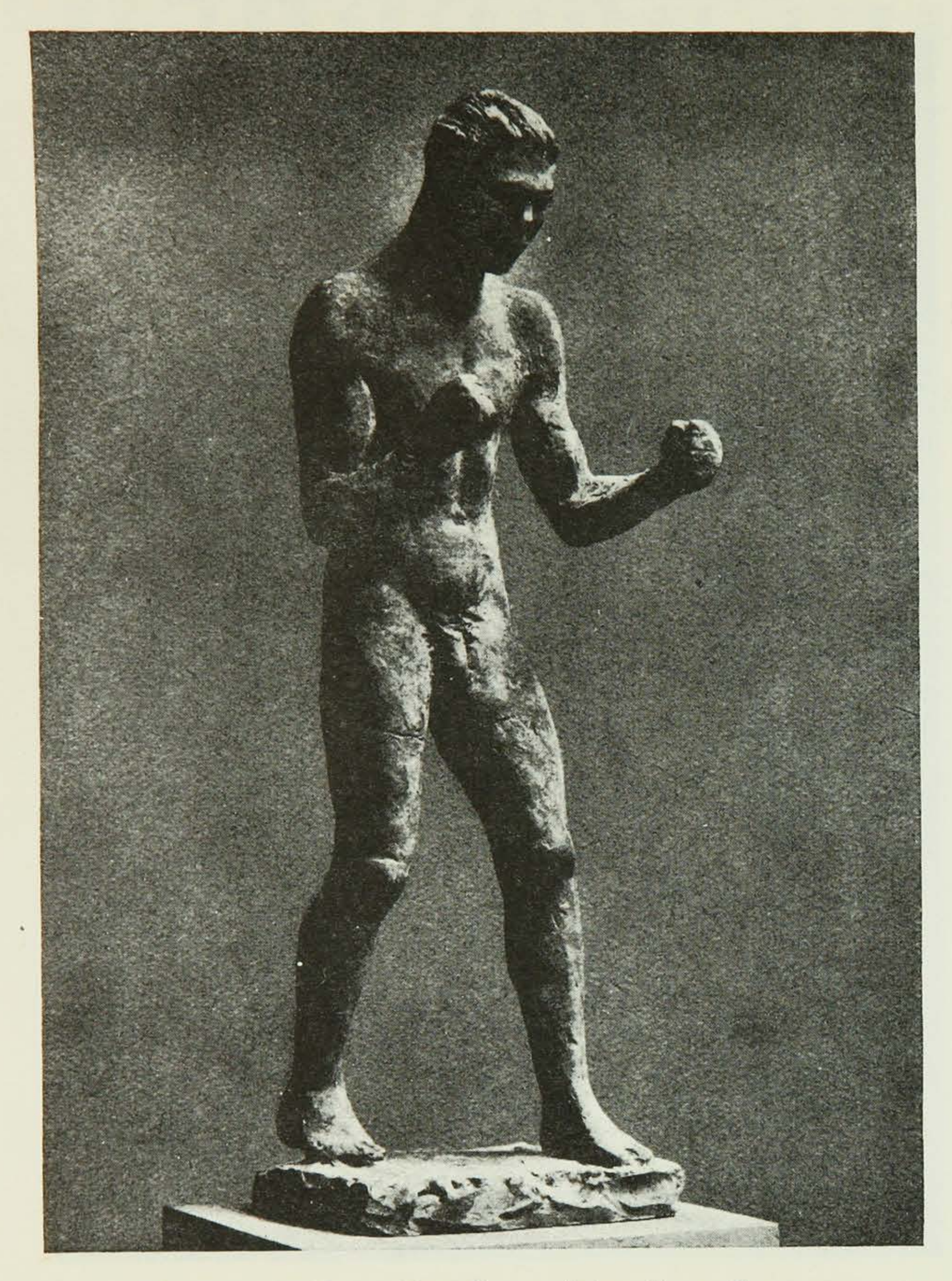
Indianer mit Lama in Bolivien



Curt Echtermeyer, Zimmermädchen



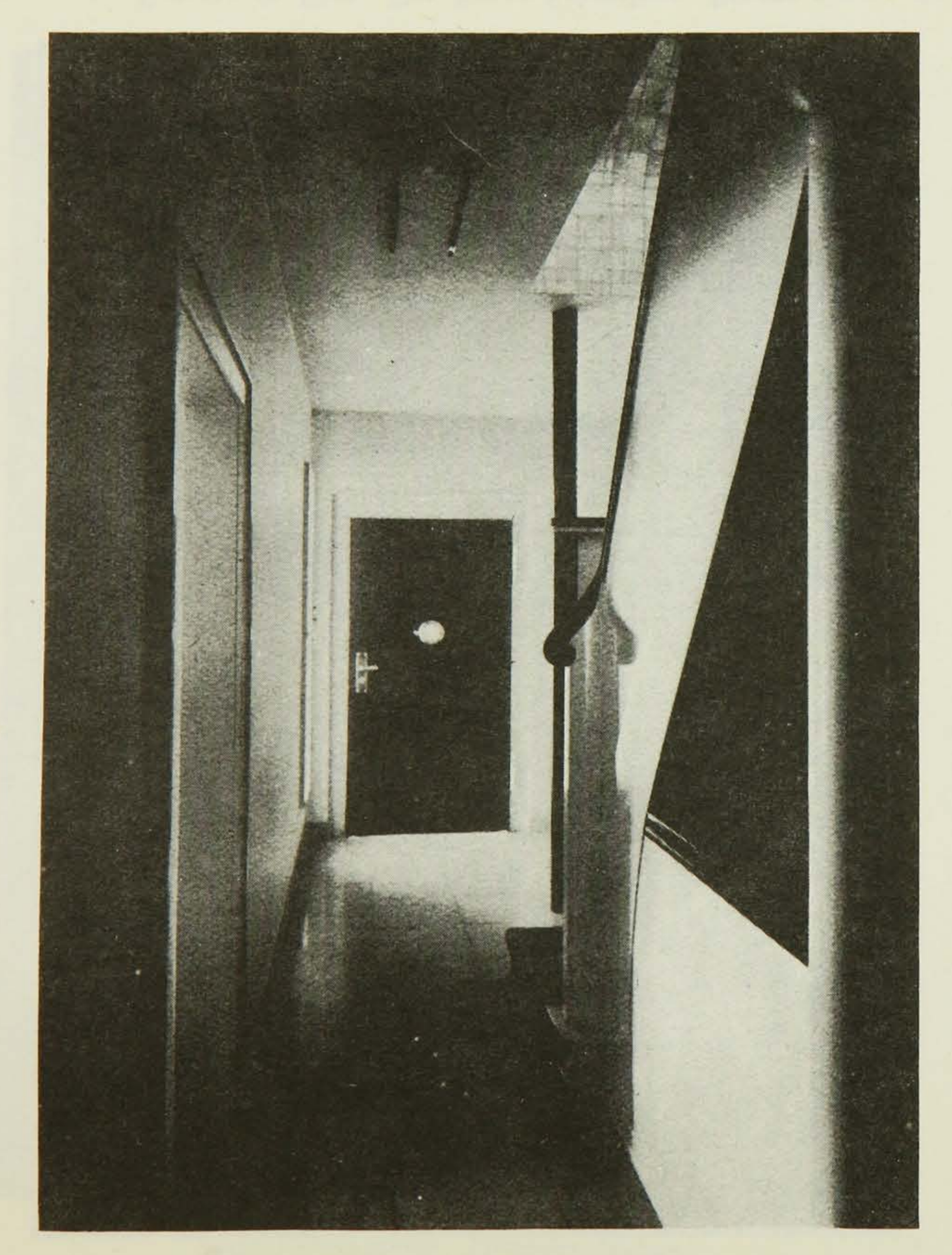
Wilh. Dressler, Mädchen bei der Toilette



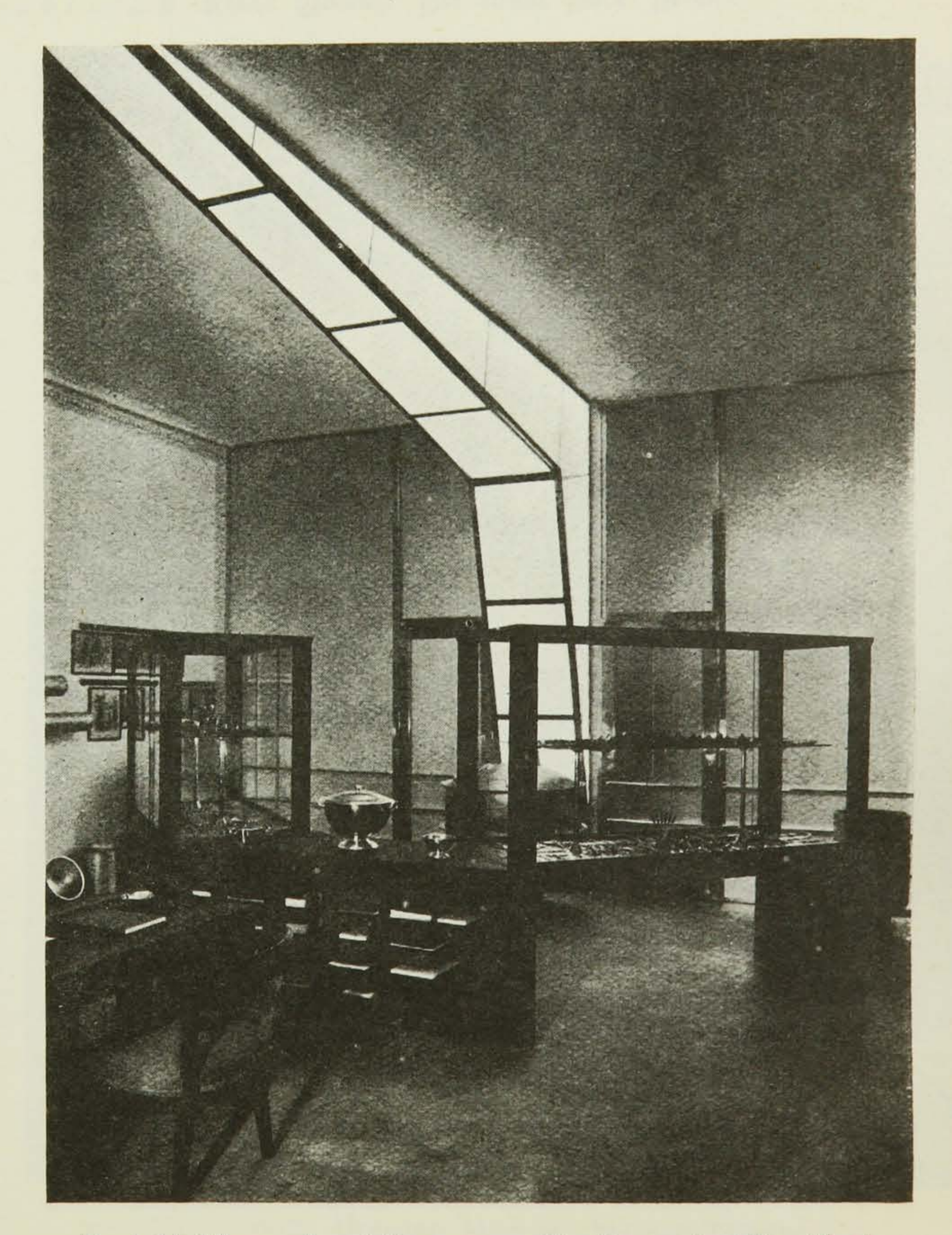
Ernesto de Fiori, Der Boxer Schmeling. Bronce



Renée Sintenis, Der junge Bock. Bronce



Otto Müller-Jena, Diele und Treppenaufgang



Paul Mahlberg, Ausstellungsraum für Krupp in Düsseldorf

glückt es wohl einmal, seine mimischen Studien mitzuerleben. Er steht dann bewegungslos auf seinen hohen Beinen, die langen Flügel eng an den Leib geschmiegt, Hals eingezogen, und arbeitet nur mit der „Physiognomie". Plötzlich hebt sich das Lid, ein kaltes, gläsernes Auge starrt, der Schnabel klafft auseinander, horizontal, und bleibt geweitet, fast eine Viertelstunde lang. Das ist unheimlich.

Unterdessen hat der Nimmersatt von seinem Flugbalken herunter entdeckt, daß im Marabugehege ein Fischlein liegen geblieben ist, und zwar so nahe am Rand, daß man es wohl mit einigem Geschick erangeln könnte. Die prachtvoll gefärbten Schwingen schlagen; ganz harmlos spaziert der Kleine zweimal in seiner Behausung auf und ab, wendet sich jäh nach links, der Schnabel flitzt durch die Maschen der Trennungswand; fast sieht es so aus, als biege er sich und tatsächlich greift die Spitze den Fisch — während der Mimiker noch immer posiert.

*Harpyie und Tschaja.*

Von seiner letzten Südamerikafahrt brachte Lorenz Hagenbeck die beiden nach Stellingen. Da saß nun der große blaugraue Schopfadler in seinem geräumigen Gehäuse, herrlich bewehrt mit schweren Fängen und dem Krummdolch des Schnabels. Er sah so gar nicht einem Vogel gleich, eher einer indianischen Tanzmaske, besonders wenn der Schopf gesträubt wie eine kriegerische Federhaube um das düstere Antlitz stand. Ich habe zugesehen, wie er seine Beute ausschlachtete, daß die Hühnerfedern flogen. Die Kraft seines Schnabelhiebs soll den menschlichen Schädel spalten, und unter den Indianern wird der Bezwinger dieses Adlers königlich verehrt.

Der Tschaja ist eigentlich eine große graue Gans, komisch durch die wenigen, langen Borsten an seinem Hinterhaupt und die beiden Halsringe, den breiten schwarzen und den fast nackten dünnen dicht unter dem Kinn. Der Tschaja wurde in Stellingen zu dem Nandus auf die große Wiese ausgesetzt, wo auch die Guanakofamilie mit ihren beiden kleinen Wollkindern weidete. Als ich eines Abends mit Lorenz Hagenbeck in das Gehege trat, um die Futterraufen zu prüfen, wippte der neugierige Tschaja von hinten heran und versuchte die Schärfe seines Schnabels mit harmlosen Pickstößen an meiner Wade. Wegjagen nützte nichts, er kam immer wieder. Drüben in den Pampas sollen sie zu Hunderten an die Wasserstellen kommen, ob Hirten da sind oder Jäger; und bei einbrechender Dämmerung ertönt ihr Gesang, der „Tscha-cha" ein Orgelkonzert, das meilenweit in die Steppe dringt.

*Der Kasuar aber und die Höckergans*

präsentieren nur ihr Bild und finden sich auch ohne Worte grotesk genug.

# DEUTSCHE AUTOMOBILE, JAHRGANG 1928

Von

*MAX HERMANN BLOCH*

Die Epidemie greift unaufhaltsam um sich. Alles scheint von einem Bazillus infiziert, der unwiderstehlich den Wunsch nach Besitz eines Autos erzeugt. Im Haushalt, in Restaurationen, auf Eisenbahnfahrten, kurz überall drehen sich die Gespräche aller um das Automobil.

Der Rückschlag zum Winter in diesem unfreundlichen Monat März wird auch vorübergehen, und dann wird für Zehntausende die Frage unaufschiebbar, zu welcher Marke man sich beim Einkauf entschließt.

Die Qual der Wahl wird in diesem Jahre zur Tortur, Preise und Qualitäten, auch Aeußerlichkeiten der Ausführung, besonders in der Mittelklasse, sind so nah zueinander gerückt, daß es unter verschiedenen Marken kaum noch Unterschiede gibt . . .

Erst zweieinhalb Jahr sind vergangen seit Aufhebung der Einfuhrverbote, die der deutschen Automobilindustrie eine Art Monopolstellung im Vaterlande gaben. Die Schutzzölle, die die Einfuhrverbote ablösten, sind stark abgebaut, so daß die deutsche Industrie den Feind im eigenen Lager hat. Trotz der einseitigen Schwächung der einheimischen Werke durch Revolutionswirren, Substanzverluste der Inflation und ungeheure Geldverluste durch den nach Stabilisierung einsetzenden Preisabbau der Rohmaterialien und Zubehöre, lebt eine erstaunliche Anzahl von deutschen Fabriken ein lebendiges Leben. Zwar ist man sich in Kreisen der Industrie bewußt, daß der Kampf gegen die ausländische Automobilindustrie erst beginnt, jedoch wird Optimismus und Wagemut die Lebensfähigen auch über kommende Krisen hinwegbringen.

Die deutschen Konstruktionen haben sich seit Jahresfrist dem internationalen Standard stark angeglichen. In der Hauptsache wird der mittelstarke Wagen gebaut, der, größtenteils sechszylindrig, den Erfordernissen entspricht, die das Publikum hinsichtlich Fahrkomfort stellt.

Die hervorstechendste Eigenschaft der deutschen Fabrikation ist Haltbarkeit, die das deutsche Kaufpublikum entsprechend den Vorschriften seines Geldbeutels verlangen muß. Die Ueberlegenheit der deutschen Produktion in dieser Richtung wird sich naturgemäß erst nach Jahren erweisen.

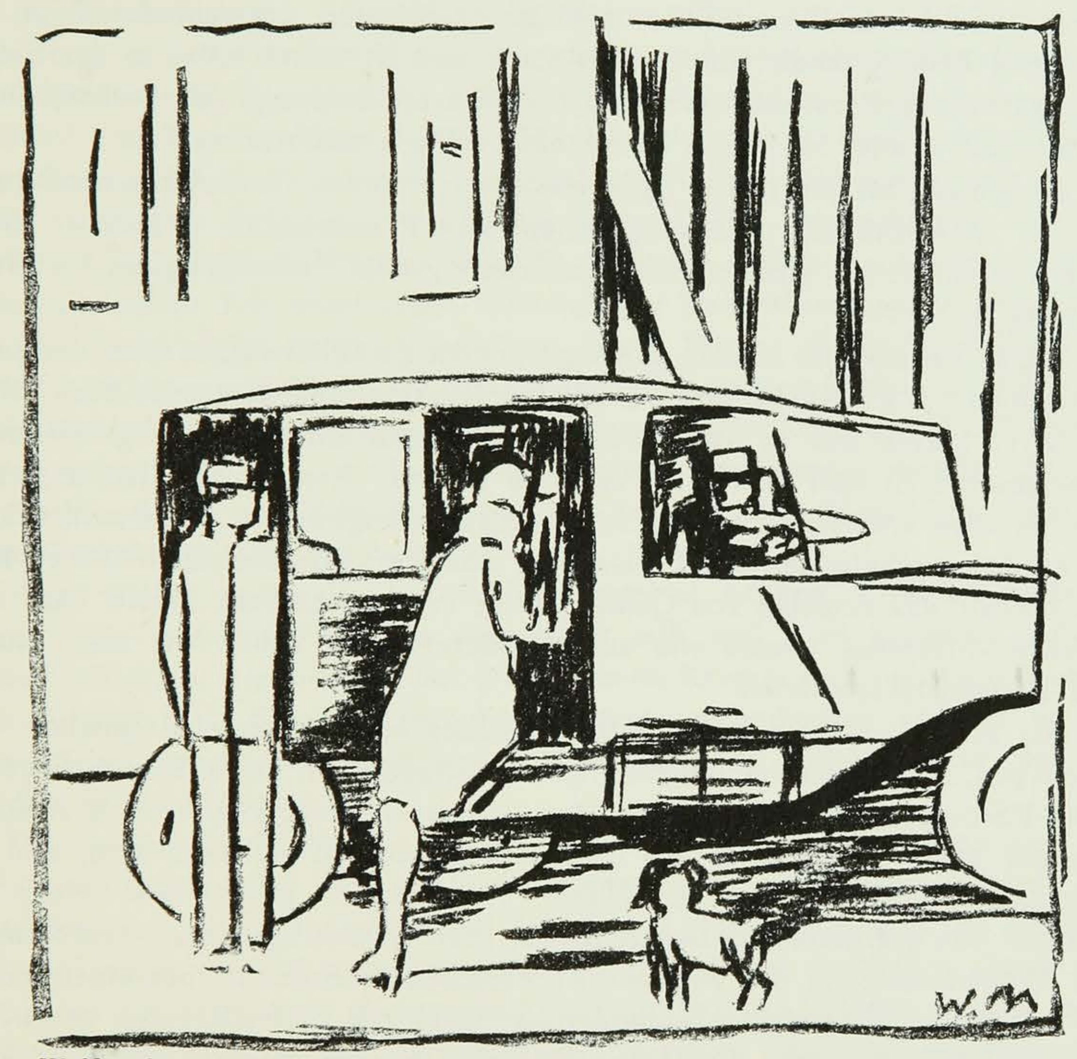
Besonders auffallend und kennzeichnend für den Jahrgang 1928 ist, daß eine große Anzahl von Automobilfabriken das Kabriolett, ob zwei- oder mehrsitzig, serienmäßig bauen oder bauen lassen. Hierdurch wurde erreicht, daß jetzt die deutsche Industrie komplette Wagen mit richtigen Kabrioletts, keinen sogenannten Allwetterverdecken, zu Preisen liefert, die die Anschaffung einer Kabriolettkarosserie allein selbst in dem billigen Amerika erfordert.

Erschöpfend kann und will dieser Artikel, gebunden durch den Rahmen, natürlich nicht alle deutschen Fabriken erwähnen. Lediglich die Werke und ihre Fabrikate, die durch Orginalität ihrer Konstruktionen, besonders große Produktionssteigerungen, Pionierarbeit durch Herausbringen von Neuschöpfungen und dergleichen, aus dem allgemeinen Niveau hervorspringen, sollen gestreift werden.

Dem kleinsten Geldbeutel, dem das Motorrad zu unbequem, ein größerer

Wagen jedoch nicht erschwinglich ist, steht nach wie vor der Hanomag zur Verfügung. Seine Form wurde kaum verändert, erstaunlich selbst für den Fachmann bleibt die Leistung des Einzylindermotors und die Festigkeit, mit der dieses kleine Fahrzeug, selbst in Kurven auf der Straße klebt.

Die Dixi-Werke bauen nach der Lizenz des Engländers Austin einen hochwertigen kleinen Vierzylinderwagen, dessen wassergekühlter Motor eine Uebersetzung der gewöhnlichen Automobilkonstruktion in die Miniatur bedeutet. Wenn im Augenblick auch sein Preis noch etwas hoch ist, so sind seine Betriebskosten derart geringfügig, daß sie einen starken Anreiz zu seiner An-



W. Nowak

schaffung geben. Dieses puppige Fahrzeug ist übrigens wie seine großen Brüder mit Vierradbremse ausgerüstet. Die Dixi-Werke stellen außerdem einen Sechszylinder-Wagen nach amerikanischem Muster mit etwa 10-Steuer-PS her.

Den größten Umsatz in billigen Wagen erzielt natürlich die Firma Opel mit ihrem 4 PS-Wagen, dessen reizende Zweisitzerausführung mit Vierzylinder wassergekühltem Motor, Vierradbremse, fünffacher Bereifung und allem notwendigen Zubehör heute nur noch 2700 Mark kostet. Opel baut dann in der Preislage um 5000 einen 7-PS-Sechszylinder und den 10-PS-Vierzylinder. Die großen Sechszylinder Opeltypen von 12 und 15 PS sind mit ihren siebenmal gelagerten Kurbelwellen und außergewöhnlich geräumigen

Karosserien bereits heute derart günstig in der Preisstellung, daß nicht einmal in den Vereinigten Staaten von Amerika Fahrzeuge mit den gleichen räumlichen Abmessungen zu den deutschen Opelpreisen erhältlich sind. Das Haus Opel hat sich einen besonderen Wagenbauer, die Firma Kühn, dahin angebändigt, daß diese besonders für die kleineren Typen Kabriolett-Karosserien, zu äußerst günstigen Preisen in großen Serien anfertigt. An kleinen 6-PS-Wagen mit Vierzylinder-Motoren finden wir Stoewer, Wanderer und Brennabor, als Sechszylinder gleicher Motorstärke den NSU.

Der neue 6/30-PS-NSU-Sechszylinder hat den Vorteil einer übersichtlichen und schönen Konstruktion und der geschickten Auswahl des Typs. Er hat einen Zylinderinhalt von nur 1½ Liter und ist daher billig in der Steuer und sparsam im Brennstoffverbrauch bei höchster Leistung. Als Sechszylindermotor läuft er auch bei hohen Drehzahlen völlig erschütterungsfrei.

Brennabor hat im neuen Jahr diese Type durch Gewichtsverminderung, nettere Linienführung und dergleichen weiter entwickelt, Wanderer bietet nach wie vor seiner alten treuen Kundschaft größte Zuverlässigkeit bei dieser und der 8-PS-Type.

Die nächst stärkere Klasse, die sogenannten Zweiliterwagen, nach deutscher Bezeichnung 8 PS, findet ihren Hauptrepräsentanten in Mercedes-Benz. Noch vor zwei Jahren war es undenkbar, einen Wagen mit dieser ausgezeichneten Fabrikmarke zu dem heutigen Preise zu kaufen. Erst Rationalisierung, hier wie bei allen anderen deutschen Autofabrikaten angewendet, ohne zum Götzen zu werden, ermöglichten den Preisabbau. Die Verkaufsresultate belohnen hier, wie überall, das Angebot von Qualitätsware zu erreichbarem Preise. Auf dem Zweiliter-Mercedes, ebenso wie auf Wandererwagen, sahen wir eine Unzahl von Kabriolettkarosserien.

Bei zehn Steuer-PS endet, mit Ausnahme von stärkeren Brennabor- und Opeltypen, das Gebiet der mittelstarken Brieftasche. In ihrem Kreise liegt der Zehn-PS-Sechszylinder-Brennabor, der, wie vorerwähnt, gegen einen Aufpreis von nur 500,— Mark auch mit Zwölf-PS-Maschinen geliefert wird, und der sogenannte Adler-Standard 6. Dieser Adlerwagen, gebaut von einer der ältesten Automobilfabriken Deutschlands, nach Ratschlägen eines hervorragenden Wissenschaftlers der Berliner Technischen Hochschule, hat einen Sechs-Zylindermotor, Einpedaldruckschmierung, Oeldruck-Vierradbremse, gesonderte Oel-Betriebsstoff- und Luftfilter, Original-Patent Bendix-Anlasser, Stoßdämpfer Patent Gabriel-Walex, Mecano-Patent-Motorstat; er weist die größtmögliche Verwendung von Elektron-Leichtmetall aller Fahrzeuge, einschließlich der Auslandsfabrikate, auf und zeigt somit eine Gewichtsersparnis von etwa 180 kg, die restlos dem Beschleunigungsvermögen zugute kommt. Die Karosserien sind aus Ganz-Stahl Original Ambi-Budd. Ruhiger Gang, gutes Anzugsvermögen und nette Ausstattung sind seine Hauptkennzeichen. Die Aufbauten sind 4- bis 5sitzig und auch hier werden Kabrioletts serienmäßig geliefert. Der Preis des offenen 4—5-Sitzers beträgt Rm. 6700,—, der Limusine Rm. 7300,—. Ganz neu erscheint soeben der Adler-Standard 6 als Sechssitzer, mit 12/50-PS-Motor. Der Adler-Standard 8, ein hochwertiger Achtzylinder, kommt demnächst auf den Markt.

In der nächsten Klasse, der sogenannten Dreiliterwagen, sind zu erwähnen in ungefähr gleicher Qualität Presto, NAG—Protos und der Dreiliter-Mercedes-Benz. Als den in dieser Stärke auffallendsten Wagen muß man den Achtzylinder Horch bezeichnen, der sich jetzt bereits seit Jahresfrist bewährt hat. Mit seiner Konstruktion und mehr noch mit dem Beginn der Fabrikation in damaliger Zeit wurde bestimmt Pionierarbeit geleistet. Dieser hochwertige Wagen kann durch größere Fabrikation zu relativ günstigem Preise geliefert werden, und ist mit allen möglichen Aufbauten zu haben, selbstredend auch mit Kabrioletts.

In die sogenannte Luxusklasse gehören neben den vorgenannten die Fahrzeuge mit den starken Maschinen, als da sind Audi, die beiden Mercedes-Benz-Kompressor-Typen und endlich Maybach. Neben dem überragenden Weltruf des Namens Mercedes hat Maybach, zunächst durch den Bau der Zeppelinmotoren, internationale Berühmtheit erlangt. Der überhaupt erreichbare Gipfel von Präzision ist nur bei kleiner Serie durchführbar, und der Käufer eines Maybach-Wagens wünscht nicht als Massenerscheinung genommen zu werden. Die überstarken Motoren der Luxusklasse geben gemeinsam mit den beabsichtigt großen Gewichten dieser Wagen die höchste überhaupt erreichbare Bequemlichkeit auf Autoreisen. Die großen Motoren können erschütterungsfrei bei niedriger Umdrehungszahl erhebliche Reisegeschwindigkeiten geben, und dies wird erreicht durch Ueberdimensionierung, die auf den Geldbeutel keine Rücksicht zu nehmen braucht. Der Motor kann, wie der Amerikaner sagt, „wollig“ arbeiten.

Alles fließt, womit die Entwicklung gemeint ist und nicht das laufende Band. Die deutsche Industrie steht nicht still und wird bestimmt auf der Höhe bleiben, zu der sie nach der erzwungenen Kriegs- und Inflations-Stagnation gelangt ist. Schon begegnet man dem ausländischen Handel in den Exportbüros unserer Fabriken, und dies ist das beste Zeichen dafür, daß wir wieder mitreden können.

Wir haben das Vertrauen, daß die deutsche Automobilindustrie sich auf der ganzen Linie, oder doch fast auf der ganzen Linie, durchsetzen wird. Das beste Argument einer Industrie sind Zahlen und Qualität. Es will uns scheinen, daß der Jahrgang 1928 außerordentlich gut geraten ist und jedem Deutschen, der, wenn die Argumente überzeugend sind, ja doch am liebsten deutsch kauft, in der großen Auswahl der Landesproduktion etwas Passendes anbieten kann.

# RADIO-QUERSCHNITT

Von

*WALTER JÄGER*

In Genf ist die Zentrale des europäischen Rundfunks. Für jeden Monat werden von dort, der Völkerverständigung wegen, „gemeinsame Veranstaltungen europäischer Sender“ beschlossen. Dabei ist schon jedesmal Deutschland hereingefallen. Die deutschen Sender machen, da es sich ja um etwas Ausländisches handelt, begeistert mit, und setzen schwedische, englische, tsche-

chische usw.-Abende an. Das Ausland aber beteiligt sich nur immer sehr spärlich. Deutschland macht also eifrig Propaganda für das Ausland. Damit ist der an sich gute Gedanke einer europäischen Gemeinschaft ins Gegenteil umgekehrt. Also verzichte man lieber auf seine Ausführung, ehe man sich weiter blamiert. Viel kommt dabei sowieso nicht heraus.

Dies das Gemeinsame. Nun zu den einzelnen Sendern.

*Berlin.* Bei glänzenden Mitteln und allerersten Kräften müßte Programm schärferes Profil haben. Sich bewußter auf Verbreitung durch den Deutschlandsender einstellen. Hagemann scheint sich nur langsam durchzusetzen. Seine erste Tat nach mehr als dreivierteljähriger Tätigkeit: Inszenierung von Wildes „Salome", die er zu Wortkunstwerk und Hörspiel reinster Art umschuf. Weiteres Ereignis der Funkstunde: Uraufführung von Julia Kerweys romantischer Oper „Die schöne Lau". Befürchtungen, daß optischer Eindruck fehlen würde, durch Erlebnis einer wirklichen Funkoper behoben. Im übrigen reichliches Vorherrschen der Musik und Alfred Brauns.

*Breslau.* Der aktuellste Sender. Geht stets mit der Zeit: 1. durch trefflichen, anregenden und Spießer aufregenden „Blick in die Zeit" des klugen und taktvollen Erich Landsberg; 2. durch Diskussion über lebenswichtige Dinge (Was meinen Sie dazu?) zwischen dem literarischen Leiter F. W. Bischoff und dem Spielleiter Fuchs; 3. durch Wanderungen mit dem Mikro auf die Straße, zum Sechstagerennen, in Betriebe; 4. durch aktuelle Hörspiele (Hallo! Hier Welle Erdball!). Das alles trotz schwieriger schlesischer Atmosphäre. Fiel solchen antimusealen, echt funkischen Bestrebungen der Leiter Odendahl zum Opfer? Oder setzt man sich trotzdem durch? Hier geht es um die Zukunft des Rundfunks.



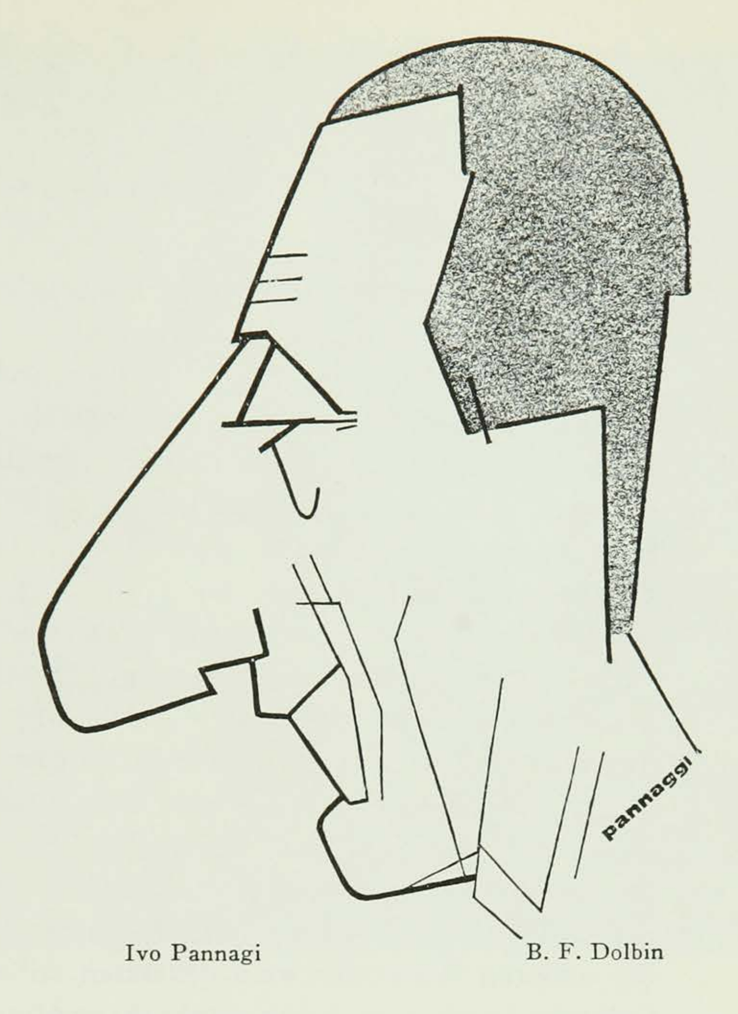
B. F. Dolbin — Ivo Pannaggi

*Frankfurt.* Teilweise sehr modernes Programm; macht Eindruck, als ob Frankfurt der am wenigsten gebundene Sender sei. Pflegt stark neueste Dichtung und Musik, und zwar im europäischen Sinne, besonders die Musik, während das Hörspiel, weil Flesch nicht viel davon hält, zurücktreten muß. Treibt neuerdings Tauschhandel mit

*Stuttgart* in gemeinsamen Abenden oder Uebertragungen, was dem finanziell schwächeren Südfunk zugute kommt. In Stuttgart nimmt man noch allzusehr Rücksicht auf Unterhaltungsbedürfnisse des Publikums und treibt zu matte, zu wenig künstlerisch bewußte Programmpolitik. Auch hapert es wohl am Geld.

*Hamburg.* Sieht im Rundfunk noch immer Volkshochschulersatz. Starke Anhäufung von Vorträgen. Pflege niederdeutscher Kultur, vor allem des Humors. Bibos Hörspiel „Wette der Venus" Reinfall, wohl infolge nicht genügender Vorbereitung. Erfolg hingegen „Othello" dank grandioser Leistung Fritz Kortners.

*Köln.* Lebt ähnlich Berlin in besten Verhältnissen. Nur gehemmt durch kirchliche Einflüsse. Doch trotzdem Programm bester Qualität. Der Sender gepflegtester Wortkultur. Einzige Station, die sich seit kurzem regelmäßig des Arbeiters annimmt, während alle andern oft einseitig gut bürgerlich sind. Und dann gibt es jeden Sonntag eine Viertelstunde mit Goethe.




Ivo Pannagi B. F. Dolbin

*Königsberg.* Hier ist milde zu urteilen. In den Ostmarken, dem kleinsten Sendebezirk, ist es nicht leicht, Programm zu machen. Aber immer hält es Niveau; nur die Kräfte langen mitunter nicht zu; aber auswärtige Gäste tragen wieder zur Hebung bei.

*Leipzig.* Der Witte-Sender. Das Steckenpferd dieses Mannes das Hörspiel und seine Probleme. Keiner in Funkdeutschland bemüht sich so intensiv und liebevoll darum. Systematisch gräbt er aus, letzthin mit überraschendem Erfolg, den „Advokat Pathelin" und Molières „Misanthrop". Alle funkischen Möglichkeiten holt er aus der bestehenden älteren und klassischen Literatur und aus seinen geschulten Hörspielern heraus. Hier ist ein vom Rundfunk Besessener am Werk. Neben ihm arbeitet Szendrei an einem instruktiven Zyklus „Tönende Operngeschichte".

*München.* Gefesselter Rundfunk! Von 51 Prozent Staat und Kirche und 49 Prozent bayrischen Belangen. Trotzdem, dank trefflicher, kulturbewußter und langsam auf Befreiung hinarbeitender Leitung, durchgearbeitetes und geschmackvoll aufgebautes Programm. Ringen um den Funkstil, das schon manchen stillen Erfolg zeitigte. In den letzten Wochen stark auf Fasching zugeschnitten, aber ohne allzu viel Konzessionen an Biermusik und Gaudi liebendes Publikum. Gegen diesen Geist waren Vorlesungen Hofmannsthals und Paquets leuchtende Bollwerke. Hörerzahl steigt nur sehr langsam infolge völliger Teilnahmslosigkeit der Münchener Presse, der jedes Vereinsfest und das Inseratengeschäft wichtiger sind.

# MAX BECKMANN

Von

*LILLY v. SCHNITZLER*

Max Beckmanns Bilder sind ein starkes, ungeteiltes Erlebnis der Kraft, der Form, des Glaubensinhalts. — Sie brechen ein, mit der Wucht eines Bergsturzes, aus dem zerwühlten Acker sprießt alsbald eine Märchenfauna vielartigster, buntester, ja zartester Blüten, — aus dem Sturmwind wird Frühlingswehen, bald tönt Sphärenmusik. Diese Bilder füllen einen ganzen Raum, ihre Dynamik ist so stark, daß sie nichts neben sich dulden. Das spielerischste Boudoir wird ernster, bekommt Gewicht und Würde, aus der Strenge dieser Bäume, aus dieser Luft, die wie Gletscheratem kalt, klar wie Glas, diametral entgegen van Goyen und Canaletto ist. („Märzstimmung.") — Es ist eine Befreiung, ein Anruf zu sich selbst in dieser Malerei. Geheimnisvolle Metaphysik wirkt sich aus in „Notre Dame". Ein Stück Transzendenz ist hier greifbare Wirklichkeit, bewußt gestaltet in diese Kirche, Materie in nahezu aufdringlicher Brutalität, und wie sehr doch nur geballter Geist, der im Feuer und in der Wolke lebt. — Die Gewalt dieser Türme, der verhaltene Donner, diese mit minutiöser, nahezu preziöser Präzision gemalten Rosette, würde den Raum sprengen, sänge nicht als Gegenstück auf der anderen Wand des weiß gekalkten stillen Raumes „Viareggio" sein Lied. Gelassen hängt dies Stück nordisch empfundenen Südens über einem dunklen Trecento-Betstuhl, aufgelöste und doch in Form gebannte Harmonie, wunderbare Suggestion des Meeres, das zum Strande strebt, anders wie Courbets Wellen, unrealistisch, und doch des Lebens, der inneren Spannung, der ganzen Sehnsucht der Flut voll. Das Fortissimo der „Notre Dame" wird hier zum Andante, Gelöstheit und Glättung schwingt aus dieser, dem klassischen geschulten Auge auch noch so hart, abstrakt erscheinenden Landschaft eines Mittelmeer-Sommerabends am Appenin, — stahlblaue Berge, hellrosa Himmelsstreifen, zitronengelbe Mondsichel über smaragdenem Meer.

Wem das Schicksal solche Kraft der Erkenntnis und des Gestaltens zugleich gab, der mußte die absolute Schönheit finden. Beckmann hat sie gefunden. Die Farbe vervielfältigt sich ihm bis in die feinsten Nüancen des gemeinhin Geschmacklichen hinein. Sie hat das Uebersinnliche der Grecoschen Palette — „Notre Dame" ist in Schwarzweiß mit orchideenfarbenem Rosa gemalt, — und hat das Primitiv-Sinnliche und zugleich Feinnervige der neuesten Rodier-Stoffe aus der Rue de la Paix. Es war für ihn ein weiter Weg bis dorthin. Das soziale Problem hat ihn zuerst bis zur Ausschließlichkeit besessen. Dort in der Tiefe, in der „Hölle" (wie sein frühes graphisches Werk heißt), ist das Leben häßlich und schauerlich. Beckmann sah, malte grotesk und häßlich. Aber die Differenziertheit eines nahezu übersensitiven Menschen konnte dort nicht verharren, stehenbleiben. Es gehörte ihm zum großen Welttheater, dessen Chroniker er ist.



Photo H. Flach, Köln

Bogenschütze

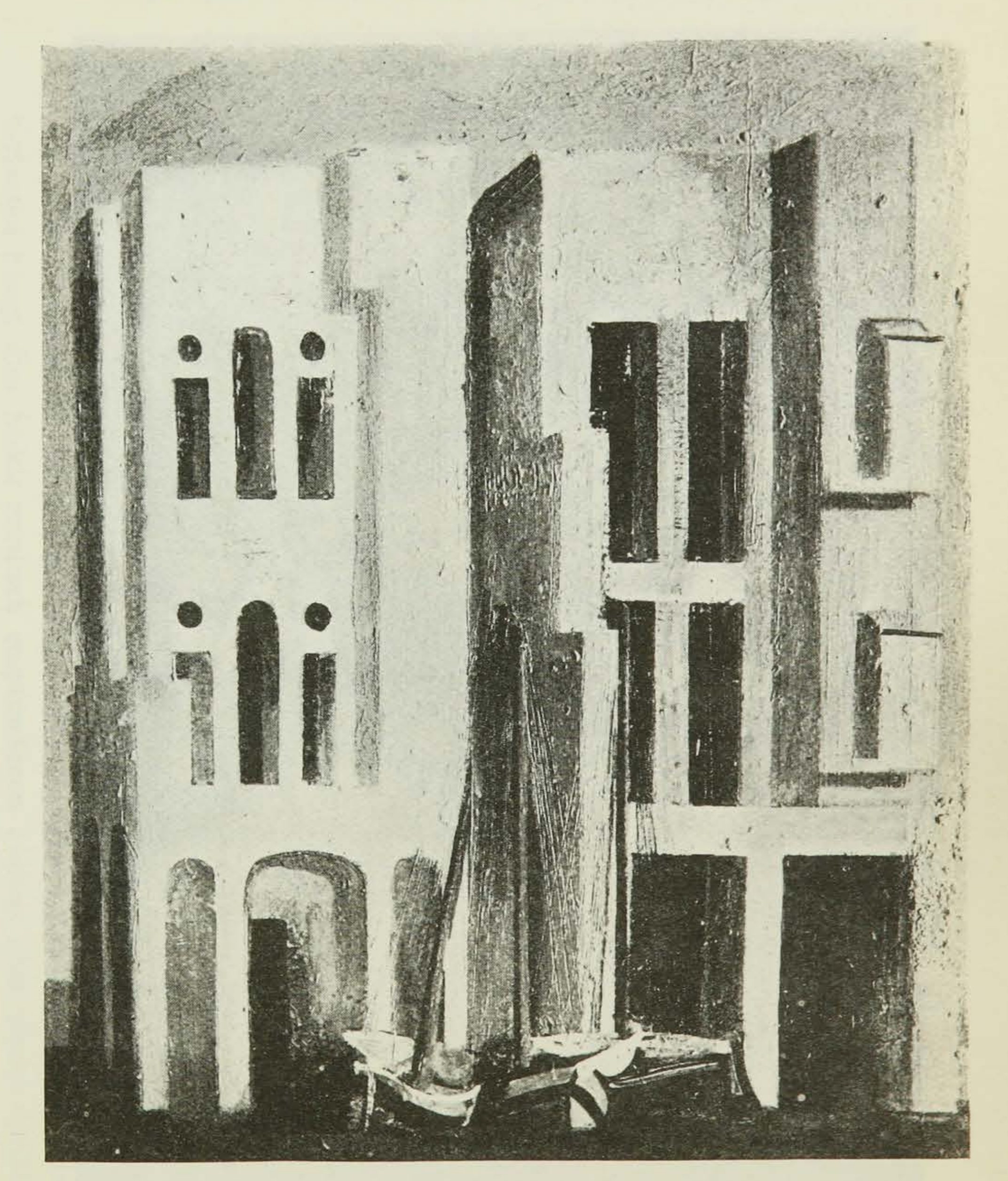



Der Flieger Carl Hofer in Staaken (Sohn des Malers)




Coll. Gertrude Stein

P. v. Tschelitschow, Bildnis René Crevel



Eugen Bermann, Häuser und Boote

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*J. DORFMANN, Im Lande der Rekordzahlen.* Amerikanische Reiseskizzen. Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Sehr sympathische, kluge Reportage der U. S. A., die ihr Scheinwerferlicht über die empfindlichsten, aber auch wesentlichsten Stellen des nordamerikanischen Lebens breitet. Einwandererpolitik, das Rassenproblem in seiner Praxis, das Gesicht der Städte, business „mit sozialem Einschlag", Ford, Prohibition, die Niagarafälle usw. Man bekommt eine Vorstellung von den wirklichen Massen.

*BENGT BERG, Die letzten Adler.* Verlag Dietrich Reimer, Berlin. Aus Bengt Bergs illustrierten Tierbüchern, vierter Band der ersten Reihe.
Die Adler -- wie in den bisherigen hervorragenden Tierbüchern „Abu Markub" und „Mein Freund, der Regenpfeifer" oder „Mit den Zugvögeln nach Afrika" — aus ihrer eigenen Perspektive gesehen. Wissenschaftliche Forschung und künstlerische Gestaltung genial vereinigt schufen Werke stärkster Anschauung und hinreißender Schönheit.

*GEORG BRITTING, Michael und das Fräulein.* Iris-Verlag, Frankfurt am Main.
Britting meistert Sprache und Gestaltung einer Fabel. In diesem Sinne sind seine Novellen Musterleistungen, „das Duell der Pferde" oder die Titelnovelle eindringlich in der ruhigen Sachlichkeit der Erzählung. Schade, daß Britting nicht auch die moderne Weltstadt und ihre Inhalte, also auch unsere, darstellt.

*JAMES JOYCE, Dublin.* Deutsch von Georg Goyert. Rhein-Verlag, Zürich.
Joyce gehört zu den ganz seltenen Prosadichtern, die ihren Stoff nicht von außen her mehr oder weniger scharf sehen und, an ihm herumtastend, ihn zu beschreiben versuchen; Joyce sitzt sozusagen seinen Menschen, Landschaften oder was es auch sei, in der Seele, die er für uns da innen beleuchtet, so daß wir auf unheimlich packende Art das Ganze zu sehen bekommen in seiner hilflosen Nacktheit. Man müßte dickfellig sein, um dies mit Indiskretion zu verwechseln, dem ordinären Surrogat, das peinlich wirkt, wo das echte allein überzeugt und erschüttert. *B. Sch.*

*FRED ANDREAS, „Die Sache mit Schorrsiegel".* Verlag Ullstein.
Nach dem Theaterroman „Die Flucht ins Dunkle" die weitere Bestätigung eines außerordentlichen Erzählertalentes. Erstaunlich sicher bereits in der Beherrschung des Handwerklichen, besonders reizvoll in der Fähigkeit zur phantastischen Belebung der Landschaft und Atmosphäre, anspruchsvoll im Wurf der Idee, die aus einem durchschnittlichen Kriminalmotiv den Weg einer menschlichen Wandlung aufsteigen läßt.

*CONRAD FERDINAND MEYER,* neue vollständige Ausgabe, vier Bände. Th. Knaur Nachf., Berlin.
Schöner Druck, geschmackvoller Leinenband. Eine sehr verdienstvolle Tat, diese außerordentlich billige Gesamtausgabe, der wir besten Erfolg wünschen. *B. Sch.*

*JOSEPH HERGESHEIMER, Der bunte Shawl.* Th. Knaur Nachf., Berlin.
Havanna, kubanische Feiheitsbewegung, eine spanische Tänzerin als Zentrum und treibende Kraft unter den jungen Rebellen, eine eigenartige und große Persönlichkeit, die ihr Bauerntum an einer ihr durch Kultur und Zivilisation übergeordneten, aber nicht überlegenen Kaste rächt. Ausgezeichnet gestaltet. *B. Sch.*

*WILHELM HEINITZ, Indianische Phantasie.* G. Hirths Verlag, *G. m. b. H., München.*

Die Erlebniswelt der Indianer, schön und vornehm und sonderbar: sogar das Indianische glauben wir diesen Rhythmen und ihrem fremden, reichen Inhalt. Sehr schönes Märchen. *B. Sch.*

*Stimmen der Jüngsten,* Gedichtsammlung. Herausgegeben von Kurt Virneburg. Verlag Der Aufbruch, Berlin.

Nur wenig Selbständigkeit, wenig aus unserer Zeit gesprochen, aber doch einige, die eigene Gedanken in eigene Form brachten: Michael Gorlin, Theodor Kramer und Georg Zemke. *B. Sch.*

*WALTHER VON HOLLANDER, „Jetzt oder nie".* Roman. Verlag Ullstein.

Walther von Hollanders Bücher haben eine besondere Stellung in der Literatur der Gegenwart. Seine bisher erschienenen Berliner Romane bezeichnen drei Etappen der Generation, die durch den Krieg in neue Bahnen gerissen worden ist. Im „Fiebernden Haus" zeigt er die gärende Verwirrung, „Auf der Suche nach Irgendwas" den Weg zur Besserung, nun erweist „Jetzt" den fruchtbaren Entschluß, neues Leben anzufangen, die Wendung ins Positive, die Gewißheit der gefundenen Basis. Dies ergibt sich innerhalb einer bewegten Romanhandlung, in der die mondäne Freiheit und die seelischen Tastversuche eines schönen Berliner Mädchens und ihres Kreises unterhalten und ein höchst bezeichnendes Situationsbild geben.

*BLASCO IBANEZ, Die Arena.* Orell Füßli Verlag, Zürich und Leipzig.

Auch ein Sportsroman, aber einer aus einer anderen Welt. Ibanez läßt uns den Stierkampf als Lebensinhalt eines Menschen wie als vornehmstes Interesse einer Nation begreifen und achten. Darüber hinaus wird ein Spanien vor uns lebendig, etwas zurückgeblieben, kindhaft-leidenschaftlich, verworren-vornehm, sehr schön und liebenswürdig. Die Uebersetzung des Herausgebers in deutscher Sprache, Dr. O. A. van Bebber, hat den großen Zug, den das Original zu fordern scheint, und den ganzen Reichtum eines uns fremden Seins sprachlich meisterhaft gestaltet. *B. Sch.*

*WALTER SERNER,* 7 Bände: *Der elfte Finger,* 26 Kriminalgeschichten; *Zum blauen Affen,* 33 Kriminalgeschichten; *Posada oder der große Coup im Hotel Ritz; Die Tigerin; Letzte Lockerung,* ein Handbrevier für Hochstapler; *Die tückische Straße,* 19 Kriminalgeschichten; *Der Pfiff um die Ecke,* 23 Kriminalgeschichten. Verlag Paul Steegemann, Berlin.

Es wird nicht zuviel versprochen. Unerhörte Phantasie, Scharfsinn, Kenntnis vieler Länder und Sprachen, Verbrecher- und Dirnenpsychologie in unendlicher Variation prädestinieren W. S. zum Schöpfer einer Unterhaltungslektüre par excellence. Ausstattung und Einband der sechs Bände geschmackvoll. *B. Sch.*

*C. RÜHL und G. WEISSER, Das Wohnungswesen der Stadt Magdeburg.*

Ein Rechenschaftsbericht, der zeigt, daß hier in einer mitteldeutschen Industriestadt, deren Stadtbild herzlich langweilig ist, von zielbewußten Architekten höchst Erfreuliches geleistet wurde. Nur weiter auf diesem Wege, und das neue Magdeburg wird einmal so viel Charakter haben wie unsere mittelalterlichen oder Barockstädte. *C. F. R.*

*JEAN GIRAUDOUX, Bella.* Insel-Verlag, Leipzig.

Vorzügliche Uebertragung eines der schönsten neueren französischen Bücher.

*HUGO KOCH, Der Garten, Wege zu seiner Gestaltung.* Ernst Wasmuth, Berlin. Das Werk will ein Führer sein durch mehr oder minder gerade Wege, welche derzeitige deutsche Gartengestalter gehen — um zu ihrer Muse zu gelangen. Fast hundert Gartenmacher zeigen auf über dreihundert großen Seiten, was sie können, und was sie nicht können. Wer dieses Können, eben diese Muse nicht hat, der wird sie nicht jagen mit Zeichenbrettakrobatik und romantischer Effekthascherei. Was Hugo Koch über das Thema sagt, ist von freundlichem Helfenwollen beseelt und anregend gesagt. *P.*

*Rainer Maria Rilke: Gesammelte Werke.* Insel-Verlag, Leipzig. Die wichtigste deutsche Gesamtausgabe des Jahres, nach Rilkes eigenem Plan redigiert. *A. B.*

*Praktisches Wissen.* Reclam, Leipzig.
Dieses phänomenale Sammelwerk umfaßt auf über 800 Seiten alle Gebiete, die uns heute angehen, keinen toten Kram, aber alles, was wichtig sein kann für die Lebendigen, blendend illustriert, billig, gut gedruckt; es ist eine Enzyklopädie für Menschen jeden Niveaus, kein barbarisch doofes Schatzkästlein, sondern lebendiges Wissen. *A. B.*

*IGNAZ JEŻOWER, Das Buch der Träume.* Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Ein ungeheures Material von Träumen aus aller Zeit, von Menschen aller Art, berühmten, berüchtigten und unbekannten sonderbaren. Dazu ein verblüffender Apparat (nicht das billige Repertoire der Gesellschaftsspiel gewordenen Psychoanalyse), der den realen Tatsachenmaterialien jeder Traumfigur nachgeht. Eins der interessantesten und wichtigsten Bücher zur Tiefenpsychologie der Menschheit. *A. B.*

*BÜCHER DER BREMER PRESSE.*
Der Verlag der Bremer Presse druckt vor allem so schön, daß jedes Buch von ihm schon durch das Satzbild Freude macht; Goethes ‚Faust‘ und Schillers ‚Gedichte‘ sind durch ihr äußeres Material hervorragende Textausgaben. Sammelwerke von hoher Bedeutung sind die von Rudolf Borchardt besorgten Werke ‚Deutsche Denkreden‘ und ‚der Deutsche in der Landschaft‘; vor allem ist die von Hofmannsthal veranstaltete Selbstcharakteristik Schillers aus seinen Werken wichtig. *A. B.*

*WILHELM WORRINGER, Ägyptische Kunst.* Verlag R. Piper u. Co., München.
Die Befreiung der ägyptischen Kunstwertung aus romantisierender Verhimmelung. Eine überraschende Parallelsetzung zur allerneuesten amerikanischen Architektur. Endlich eine selbständig lösende Interpretation. Ausgezeichnet überzeugend illustriert. *A. B.*

*DVORAK, Geschichte der italienischen Kunst im Zeitalter der Renaissance. 2. Band, Das 16. Jahrhundert. Verlag R. Piper u. Co., München.*
Die großzügige Geschichte Dvoraks, deren erster Teil allgemeine Geltung bekam, wird nach seinen akademischen Vorlesungen glücklich über die Hochrenaissance zum Barock fortgeführt. Von den vielen neuen Kunstbüchern eins der ganz wichtigen.

*LOTTIE GORN, „Bunte Luftballons“.* Rudolf Mosse, Berlin.
Das schönste Bilderbuch für kleine Weltbürger von 1927, ganz großes Format, Zeichnungen, Farben und Einfälle modern und von künstlerischem Erziehungswert. *B. Sch.*

*HARRY HERVEY, Der schwarze Papagei.* Aus dem Amerikanischen von R. v. Coßmann. Knaur Nachf., Berlin.

Außerordentlich fesselnder Abenteuer-Roman. Originell in Milieu und Inhalt, ausgezeichnet im Aufbau, so sehr, daß man ihn trotz der leider unbegabten Uebersetzung nicht aus der Hand legt, bis man durch ist. *B. Sch.*

*ILJA EHRENBURG, Dreizehn Pfeifen.* Im gleichen Verlag.

Ehrenburg gehört zu den geistreichsten Erfindern charakteristischer Fabeln zu jedem Menschentyp, zu jedem Land und jeder Generation. So vielfältig schillernd an Witz, Ironie und nachdenklicher Spiegelung, daß fast jedes der in diesem Band um eine Pfeife wachsenden Geschehen Menschen eines anderen Landes, einer anderen Zeit und gänzlich anderen Lebensinhalts lebendig gestaltet. Das Buch ist besonders sympathisch durch die ungewöhnlich präzise und künstlerische Uebertragung ins Deutsche von Berta Schiratzki. *A. B.*

*Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit.* Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien.

Die sehr elegante Ausgabe enthält vier Farbenlichtdrucke nach Original-Landschaftsaquarellen von Gottfried Keller und mehrere Porträts. Dieser sehr lebhafte Briefwechsel fördert all die zahllosen winzigen Details aus dem Leben des Dichters zutage, die von so ausschlaggebender Wichtigkeit sind, daß man ihn ohne Uebertreibung mit einer vorbehaltlosen Autobiographie in der denkbar amüsantesten Form gleichstellen kann. *B. Sch.*

*JOHN GALSWORTHY, Das Herrenhaus.* Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Die Idylle des Landadels, seine Jagd- und Renninteressen werden durchleuchtet. Seine Parks, die ganze Sterilität seiner Träger und der hoffnungslose Kampf einzelner, die um persönliche Freiheit zu ringen wagen, wird überzeugend und erschütternd dargetan. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet. *B. Sch.*

*TH. W. WERNER, Musik in Frankreich.* Ferd. Hirt Verlag, Breslau. Jedermanns Bücherei.

Aus dem Zusammenhang der französischen Kultur ist hier als Sektor die französische Musik vom Mittelalter bis zur Neuzeit so dargestellt, daß auch der interessierte Laie Begriff und Vorstellung bekommt — ohne von archivalischem, biographischem und theoretischem Material erdrückt zu werden. *A. B.*

*JOHN READ, Zehn Tage, die die Welt bedeuten.* Vorwort von E. E. Kisch. Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin.

Die Einleitung von Kisch gibt ein modernes Schicksal in höchster Potenz, kapitalistische Herkunft, journalistische Arbeit, sozialistische Ueberzeugung, revolutionäres Temperament, Konflikte mit amerikanischer Bürgerangst. Read starb schon 1920, erst 33 Jahre alt, drei Jahre nach der bolschewistischen Erhebung, die keiner so deutlich gesehen und so wahrhaftig beschrieben hat wie er. *A. B.*

*ALICE SCHALEK, Japan, das Land des Nebeneinander.* Verlag Ferd. Hirt, Breslau.

Diese unverkleidete Journalistik ist besser als die mit Privatphilosophie letzter Gattung gestopfte Art vieler anderer vorgeblich höhergestufter Schriftsteller — wie überhaupt hier ohne Anspruch auf andere Bildungswerte als die einer guten Zeitung, interessant und gut illustriert, das zu lesen ist, was man eben von so einer Reise wissen will. *A. B.*

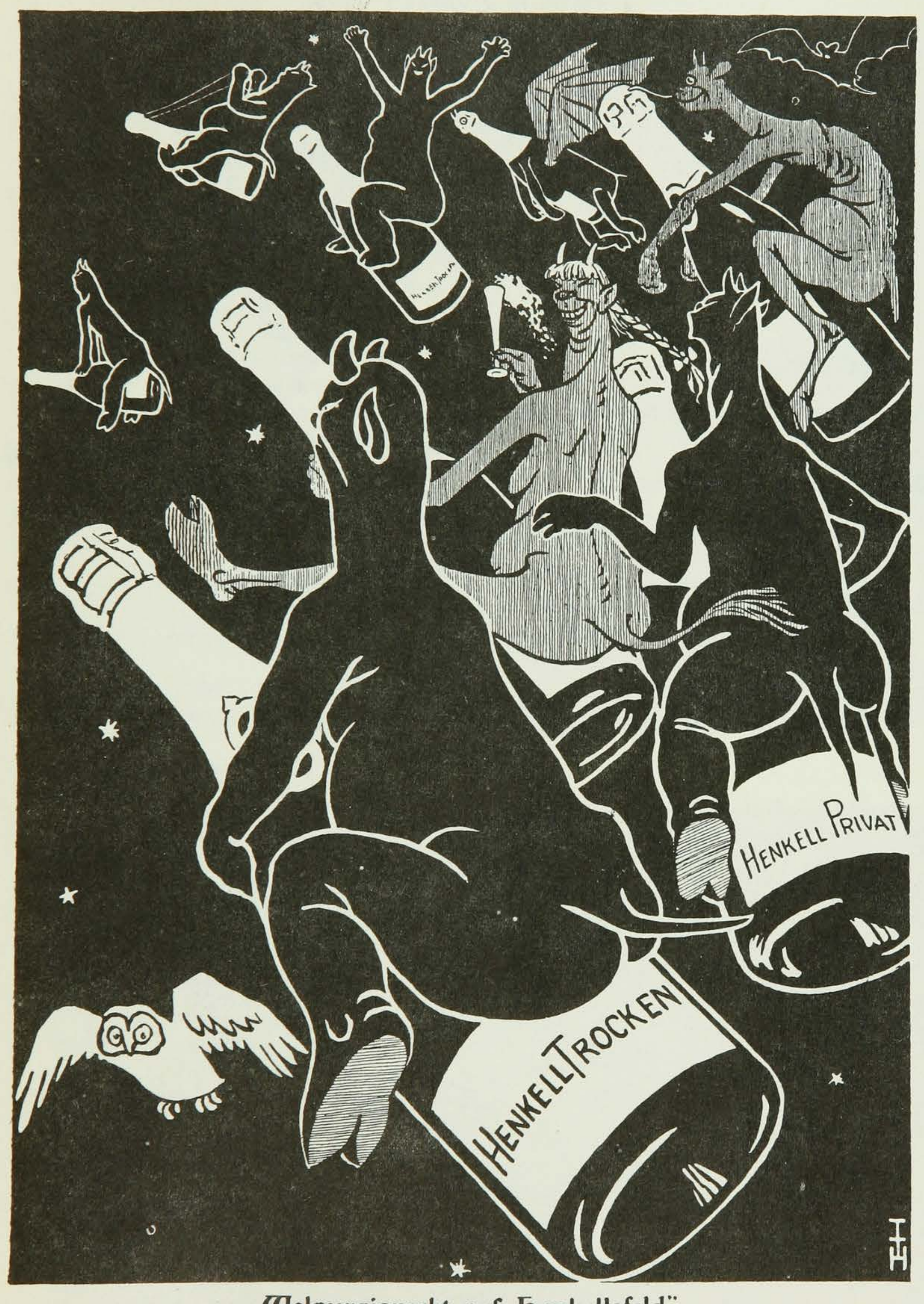

Heitinger

# MARGINALIEN

## Turnierbetrieb.

Für den uneingeweihten Turnierbesucher fängt das Berliner Turnier am so-und-sovielten März, nachmittags um 4 Uhr, an. Er ahnt ja nicht, wie viele Vorbereitungen dazu gehören, daß im Herbst die Trakehnerauktion schon mindestens den Auftakt bedeutet. Dort schon werden die möglichsten Chancen ausgerechnet. Einer überbietet den andern, nicht etwa nur der Mann den besten Freund, die Damen kennen erst recht keine Schonung. Die zukünftigen Championate werden bereits in Gedanken erwogen, in der Praxis werden sie nachher nicht immer etwa in Berlin, sondern womöglich in Leichlingen ausgetragen. Die Vorbereitungen zum Turnier sind ja das schönste. Erst erscheinen mal im Februar die Ausschreibungen. Das sind schon keine guten Tage für die T.-O. Aber ganz richtig aufregend wird's erst, wenn die Nennungen heraus sind. Da sind alle Teilnehmer außer Rand und Band, besonders die Damen. Selbst Auto, Hund, Kind und Mann sind vergessen, man hat doch *so viel* zu tun, nachzusehen, ob die anderen nicht wieder geschoben haben. Denn das nimmt man doch von jedem ohne weiteres an. Ach, und dann sind dann noch diese himmlischen Quadrillen-Attraktionen, die zwar meist dann doch nicht ganz zur Ausführung gelangen und mehr zum Pressedoppen benutzt werden, aber man wäre doch so gern dabei, selbst wenn man noch zuzahlen müßte. „Mit den Augen allein ist es doch nicht mehr zu machen." Wie ungemein tröstlich, daß es wenigstens diesmal den Preis für die eleganteste Reiterin und den elegantesten Reiter gibt. Die Oberleitung war überhaupt noch viel fürsorglicher in ihren Ausschreibungen. Da kann man heute Jugendklasse und morgen nach dem Geburtstag gleich Damen-Neulingsklasse weiter reiten. Geht man aber vor dem Berliner Turnier in die Tattersäle, so wird einem ganz schwarz vor Augen vor lauter Betrieb. Die Herren Dressurreiter, Springreiter und nicht zuletzt die Stallmeister, die eigentlich im Traum auch schon wiehern müßten, geben ihr Bestes her. Dazu gesellen sich jetzt noch die Olympisten. So schwitzen Reiter

und Pferd redlich dem Turnier entgegen, endlich ist es so weit. Der Sportpalast mit bunten Blumentöpfchen lieblich geziert, alles festlich, festlich. Selbst unser Generalsekretär tut das noch für die große Sache, daß er mit einer Wagenladung neuer Krawatten, mal blau, mal grün, und endlich kariert, anfährt. Die Richter in herrlichen Zylinderhüten, schwarzen Röckchen und Gamaschen, — einer kam sogar mal in weißen; das war aber auch ein Graf aus Schlesien — sind noch herzerfreuend anzusehen. Jeder sitzt mehr oder weniger berechtigt auf seinem Stühlchen, respektive Lästerstühlchen. Die Pferde kriegen ihre letzte Abreibung. Es wird noch einmal gebarrt, gesprungen, die Damen in letzter Minute wie eine große Kostbarkeit aufs Pferd gesetzt — in Wirklichkeit, damit sie nur ja nichts mehr verderben können — beziehen die allerletzten Ermahnungen ihrer Stallmeister. Ein Jockei mit allen Instruktionen vor dem großen Preis ist ein kleiner Hund dagegen. Dabei ist doch alles in den Wind gesprochen. Wirklich in der Bahn vergessen die Damen so schnell, meist gar auch noch das, was sie ihren Stallmeistern verdanken. Man hat doch so ungeheuer Wichtiges zu bedenken, ob der neue Zylinder auch halten wird, kein letzter Schopf sich löst und der richtige Flirt bei den guten Momenten auch wirklich hinguckt, und dann noch auf das Pferd zu achten. Man besitzt doch nun einmal die große Hypothek von 95 Prozent Eitelkeit und 5 Prozent Können. Das heißt, im Ernst gesprochen, wird doch Ungeheures von unseren Damen geleistet; ob sich die Turnierbesucher wohl darüber klar waren, daß beim letzten Dortmunder Turnier eine Dame 18 Pferde fast hintereinander sprang, das bedeutet zirka 180 Sprünge an einem *einzigen* Abend! Welcher Mann, außer unseren Springkanonen, hat das eiserne Training und die gute Puste, die dazu gehört, — es ist schon so — „die Damen können eben nie genug kriegen". Die Männer haben es doch viel besser und leichter. Ist man erst „Champignon" oder gar Liebling der Berliner, was erntet man da für Zuneigung für jeden lumpigen Sprung! An allen Ecken warten die Herzchen, um sie mit Talismännern, Glücksstöckchen und lieben Blicken zu beschwingen. Selbst die ältesten Jahrgänge erleben ihren dritten Frühling beim Anblick solcher herrlichen, rotröckigen Jungens, die in Wirklichkeit meist würdige Familienväter sind. Dieser Aufschrei der Enttäuschung, der durch die Menge ging, als einmal solch wunderbarer Jüngling von Leibkürassier beim Sturz die Mütze verlor und man seine kahle Platte entdeckte. Ein Sonderkapitel sind dann noch die Pferdepfleger. Der Ehrgeiz für ihre Ställe (ihr holt ja nur eure Preise in der Provinz), ihre Emsigkeit, ihr Zusammenhalten, ihr Witz und ihre Tips sind unübertrefflich. Der wunde Punkt des Turniers aber sind die Proteste. Zuerst sind diese wunderschönen, erhebenden Proteste direkt an der Tagesordnung. Gegen Ende des Turniers flaut's ab, weil man nicht mehr so die notwendigen 50 Mark zum Hinterlegen in der Tasche hat. Schuld trägt natürlich mit der große Reiterdurst. Das Schlußkapitel des Turniers bildet die Preisverteilung. Von den Siegern und Reitern ist nicht mehr viel zu sehen. Dafür treten ihre Frauen in Doppelreihen an. Immer wieder wird die Sehnsucht akut, silberne Leuchter zu erhaschen, Chippendale-Leuchter stehen augenblicklich am höchsten im Kurs. Es sei, wie es wolle, Turnierreiten und Turnierbetrieb verderben eben den Charakter. *Irokese.*




„Walpurgisnacht auf Henkellsfeld"

Zeichnung von Th. Th. Heine

Diner de son altesse royale LE PRINCE REGENT

*Munich, le 1 Janvier 1905.*

MENU

*

Huîtres — La tour blanche

Consommé à la Londonderry

Dry Madère

Turbotin, sauce persil

Chambertin mousseux

Dindon braisé à l'Anglaise

Château Lafite 1877

Mousse d'écrevisses à la Metternich

Jambonneaux à la Norvégienne

Champagne Irroy

Sorbet aux groseilles noires

Filet de chevreuil rôti, salade

Gräfenberger Auslese 1893

Haricots verts au beurre

Ananas à la Francfort

Glace: vanille et fraises

Meneser

Compote de pêches.

*

PROGRAMM

1. Bayern-Marsch von . *C. Ebner*
2. Ouverture z. Operette „Ein Tag in Wien" von *F. v. Suppé*
3. Am Golf von Neapel, Walzer von . . . . *A. Guardia*
4. Fantasie a. d. Op. „Der Postillion von Lonjumeau" von . . . . *A. Adam*
5. Elegie, componiert von Seiner Königlichen Hoheit Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern.
6. Graf Eberhard-Marsch von . . . . . . . . *J. Abert*
7. Schwarzwälder Spieluhr von . . . . . *Th. Michaelis*
8. Zwei Königl. Preuß. Armeemärsche vom Jahre 1806
   a. Armeemarsch Nr. 7 I. Bataillon Garde
   b. Armeemarsch Nr. 10 Prinz August Grenadier Bataillon
9. „Gott sei mit Dir, mein Sachsenland", Nationallied von . . . . *A. Bird*
10. Reise durch Europa, großes Potpourri von *A. Conradi*
    Commentar: 1. Introduction. 2. Abreise mit der Eisenbahn. 3. Oesterreich. 4. Abreise mit der Post. 5. Nach Steyermark. 6. Tirol. 7. Schweiz. 8. Italien (Tarantella). 9. Frankreich. 10. Spanien. 11. England. 12. Rußland. 13. Polen. 14. Krakau. 15. Ungarn und 16. Rückkehr in die Heimat.
11. Tscherkessischer Zapfenstreich von . . . *C. Machts*
12. The Honeysuckle and the Bee, Englisches Lied von . . . . . *W. Penn*
13. La Czarine, Mazurka russe . . . . . . . *L. Ganne*
14. Blütenkranz aus Joh. Strauß'schen Walzern, angereiht von . . . *E. Strauß*

Streich-Orchester des k. b. I. Infanterie-Regiments „König" k. Obermusikmeister A. Fach.



Mit Gen. d. Verlages S. Fischer

Josef Conrad



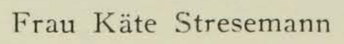
Photo Atelier Robertson

Renée Sintenis und ihr „Nurmi“




Frau Marie Crucesko



Frau Käte Stresemann

Photos Riess

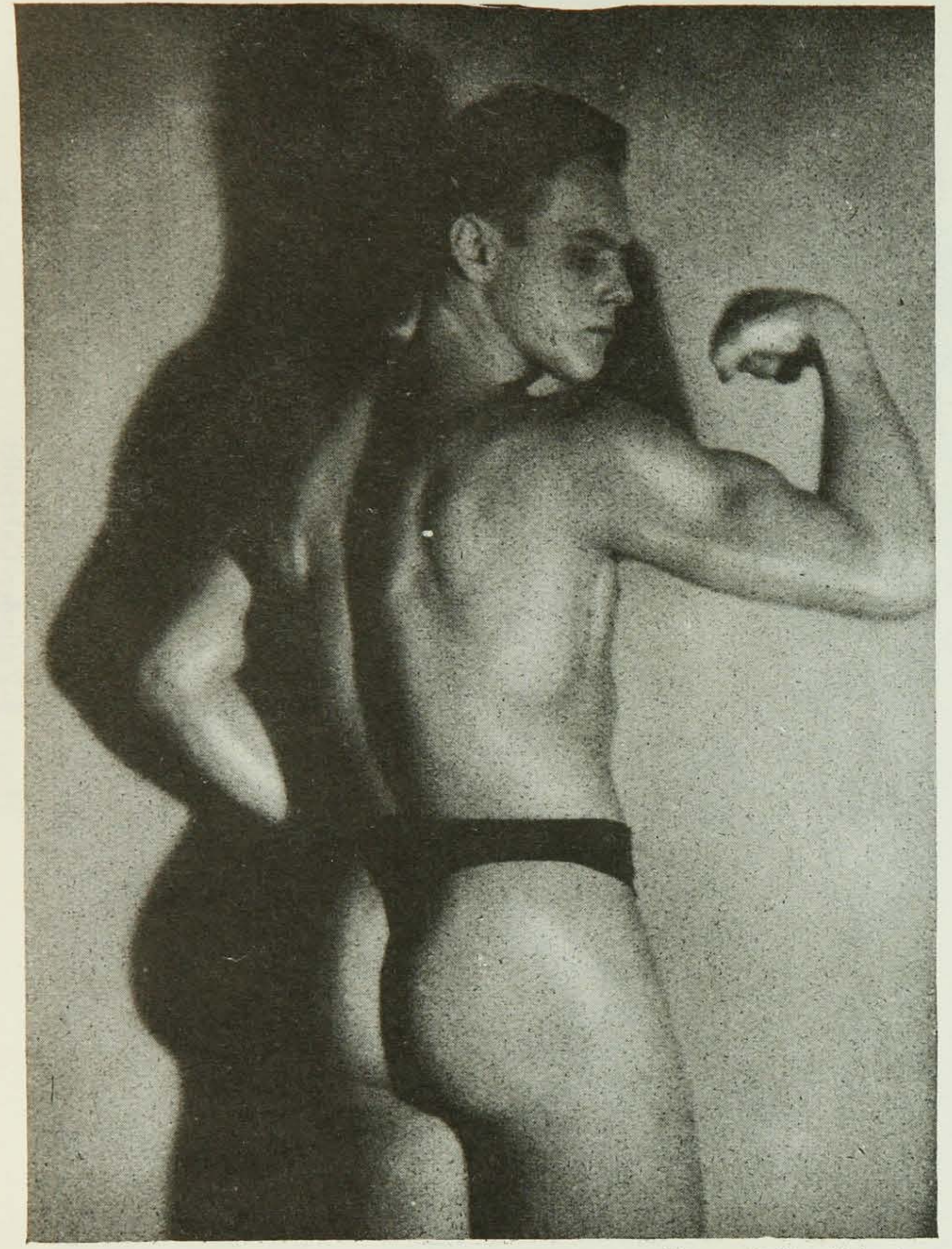


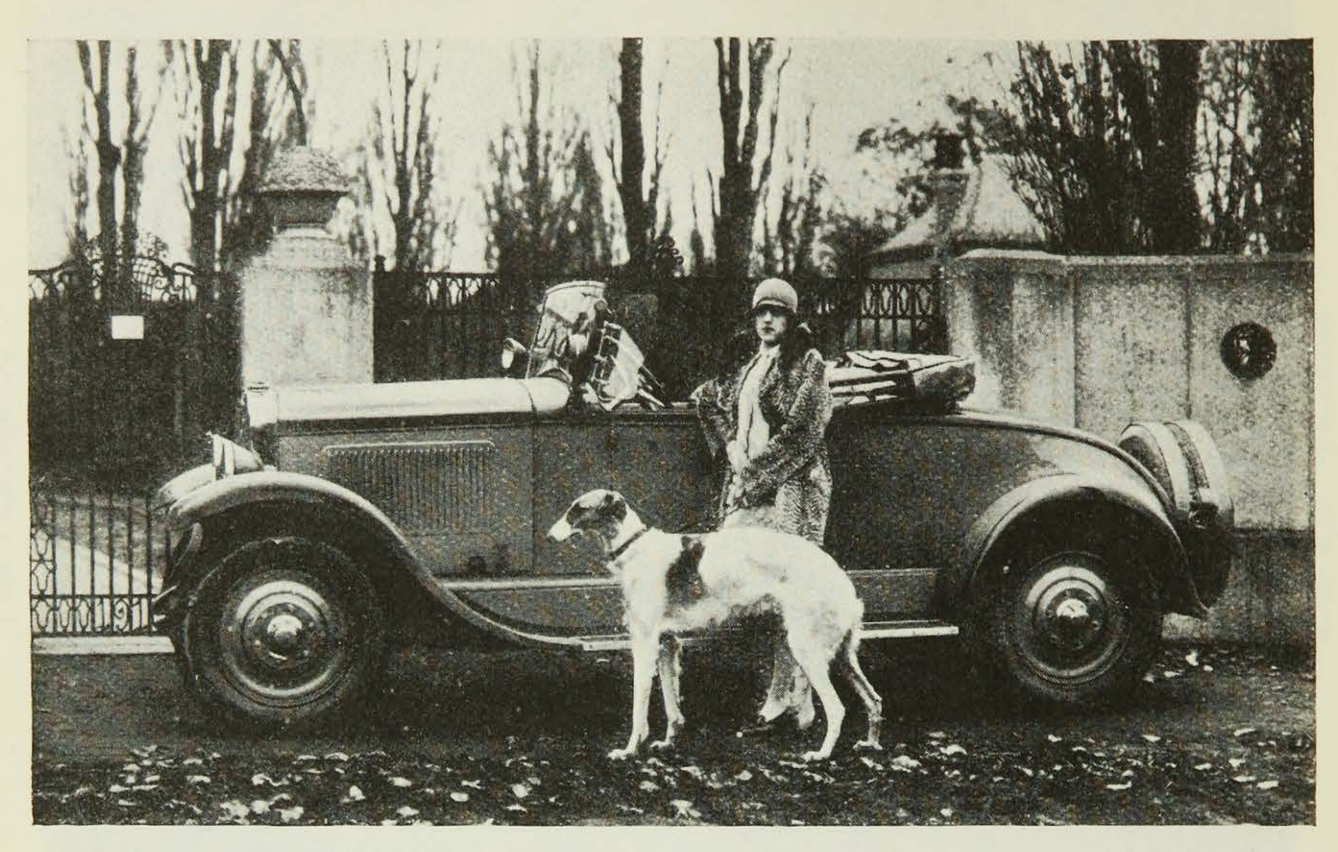
Photo Atelier Robertson

Der Boxer Hartkopp



Photo Mahrenholz

Frau Lunatscharski



10 PS Opel „Sport“

Horch 8-Zylinder-Cabriolet

## Spezialgerichte aus anderen deutschen Speisekarten

### *Aschingers Bierquelle, Berlin*

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Salzstangen . . . . . . | — | 05 |
| Löffelerbsen mit Spitzbein in Terrine . . . . . . | — | 50 |
| Gänsemagen auf Reis mit Petersiliensauce . . . . | 1 | — |
| Rollmops, mariniert, . . | — | 30 |
| Rollmops in Essig und Oel | — | 40 |
| Stralsunder Brathering, St. | — | 40 |
| Bismarckhering . . . . | — | 40 |
| Hausmachersülze mit Remoulade . . . . . . | — | 30 |
| *Auf Teller angerichtet:* | | |
| Löffelerbsen mit Speck . | — | 50 |
| Delik.-Sülzwurst So. Vineg. Bratkartoffeln . . . . | — | 75 |
| Fleischhaschee m. Gurke und Kartoffelsalat . . . . | — | 60 |
| Bockwurst mit Sauerkohl, Kartoffelsalat . . . . | — | 75 |
| Königsb. Fleck à la maitre | — | 85 |

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Spezialgerichte: | | |
| Delikateß-Sülze in Scheiben mit Bratkartoffeln . . . | — | 75 |
| 2 Stück bayr. Leberknödel mit Sauerkohl u. Breikart. | 1 | — |
| *Spezial-Gerichte* | | |
| *Auf Platten angerichtet:* | | |
| Gef. Weißkohl mit Kartoffeln | 1 | — |
| Backobst, Kartoffelklöse und Speck . . . . . . . | — | 90 |
| Gefüllter Weißkohl mit Kartoffeln . . . . . . . | 1 | — |
| Backobst mit Kartoffelklöße und Speck . . . . . . | — | 90 |
| Eisbein mit Erbsenbrei und Sauerkohl . . . . . | 1 | 75 |
| *Süße Speisen* | | |
| Nuß-Creme . . . . . . | — | 40 |

### *Schlichter, Berlin*

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| *Spezialitäten* | | |
| Saure Nieren mit Kartoffeln | 1 | 50 |
| Saure Leber mit Kartoffeln | 1 | 50 |

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Saure Kutteln mit Kartoffeln | 1 | — |
| Gebratene Kutteln mit Ei | 1 | 50 |
| Zwiebelfleisch . . . . . | 1 | 50 |
| Rindfleisch, geb., mit Ei . | 1 | 50 |

### *Zum Hackespecht, Berlin*

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Wiener Braten mit Rotkohl | 1 | 10 |
| Grüne Bohnen mit Hammelfleisch . . . . . . . | 1 | 30 |
| Scegediner Gulasch . . . | 1 | 30 |
| Sauerbraten mit Klößen . | 1 | 50 |
| Prager Schinken in Burgunder . . . . . . . . | 1 | 60 |
| Kalbskamm mit Kompott | 1 | 40 |
| Gänseklein, grün . . . . | 1 | 50 |
| Junge Ente mit Rotkohl . | 1 | 80 |

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Wildragout . . . . . . | 1 | 40 |
| Brägen, gerührt . . . . | 1 | 50 |

Ab 6 Uhr abends:

*Eisbein, Ohr, Backe, Schnauze* nach Größe.

Bei diesen Speisen muß sich ein Zettel mit Preisangabe befinden.

Ausschließlich Suppe, auf Wunsch Sauerkohl und Kartoffeln.

### *Zum strammen Hund, Berlin**)

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Löffelerbsen mit Einlage . | — | 40 |
| Ohren und Schnauzen mit Sauerkraut . . . . . | — | 75 |
| Spitzbein mit Sauerkohl . | — | 75 |

| | ℳ | ₰ |
|---|---|---|
| Frische Blutwurst mit Sauerkohl . . . . . . . | — | 75 |
| Bockwurst mit Salat . . | — | 40 |
| Stramme Hundplatte . . | 1 | — |

*) Das Original war mit Kreide auf eine Holztafel geschrieben.

## Cucina italianissima:

Pizza napoletana: Dünne Fladen aus Halbbutterteig übereinandergeschichtet, dazwischen gehackte Fülle aus Sardellen, kaltem Fisch, Knoblauch und Petersilie;. die Ecken zusammengeschlagen und mit Oel bestrichen; das Ganze gebacken. — Geflügelkeule auf napoletanische Art: Ausgelöste Truthahnschenkel, gefüllt mit Kalbs- oder Hühnerfarce, gehackter Zunge und Trüffeln. Gedünstet und mit überkrusteten Makkaronitortelettes umlegt; wird mit Tomatensoße serviert. — Champignons auf napoletanische Art: Die Champignons ausgehöhlt und mit einer Fülle aus gehackten Karotten, Knoblauch und Petersilie gestopft; mit geriebener Semmel und Parmesan bestreut und in Oel ausgebacken. — Lerchen auf ligurische Art: Die Lerchen in Madeira mit Oliven und ganzen Tomaten gedünstet (in Rom werden die Lerchen mit Polentafülle gebraten und zwischen Weißbrotscheiben auf Schnüren oder Draht aufgereiht). — Melanzane (Aubergines) auf napoletanische Art: Die Melanzane (in Deutschland unter dem Namen Aubergines jetzt in allen besseren Läden erhältlich) werden geschält, in Scheiben geschnitten, durch Mehl gezogen und gebacken. Dann mit Zwischenschichten von Tomatenmark und Parmesan angerichtet, mit geriebener Semmel bestreut und in der Röhre gebräunt. — Coppone magro (Fischtorte): Schichten von gekochtem kalten Fisch, Hummer und Gemüse, mit Mayonnaise überzogen und mit gebackenen Figürchen aus entrindetem Weißbrot besteckt. — Artischocken auf Mailänder Art: Artischockenböden werden in weißer Suppe gekocht, in Butter und geriebenem Hartkäse gerollt und in der Röhre gebacken. Man serviert sie mit einer Soße aus harten gehackten, in Butter gebratenen Eiern. — Fritto misto: Kleine Fleischstücke von Fisch, Kalbshirn, Kalbsbries, Hühnerleber, Froschschenkeln und Scheiben von Melanzane gesmischt, in Backteig getaucht, ausgebacken und mit Tomatensoße serviert. — Napoletaner Käsekrapfen: Hühnersuppe mit Mehl, geriebenem Parmesan und Butter aufgekocht, kalt gestellt bis zur Versulzung, dann in Stangen geschnitten, mit Käseauflaufmasse bestrichen und ausgebacken. — Agnellotti: Viereckige Teigstücke werden mit Hackfleisch und Parmesan belegt, zusammengefaltet, gekocht und mit Bratensaft serviert. — Zamponi: Schweinsfüße werden ausgelöst und mit beliebiger Wurstfülle gestopft, dann gedämpft; man serviert dazu Sauerkraut.

## Spanisches:

Olla Podrida: Hühnerfleisch, Schweinsohr, Scheiben von Schinken, Speck, Rind- und Hammelfleisch werden mit Kichererbsen, Zwiebeln, Lauch und Kartoffeln in einem irdenen Topf angesetzt und im Wasserbad gekocht. Man serviert das Gericht zumeist mit darübergelegten Wurstscheiben. — Almondigillas: Gekochtes Rindfleisch wird mit Speckwürfeln, nachdem es mit Knoblauch, Salz und Pfeffer eingerieben worden ist, zu Klopsen geformt, in Ei und geriebener Semmel gerollt und dann in Schweinefett ausgebacken; man serviert das Gericht in Tomatensoße. — Junge Enten auf Sevillaer Art: Das gebratene Fleisch wird in Scheiben geschnitten, mit Chaud-froit

überzogen und mit Aspik und Oliven serviert. — Carapulca (südamerikanisch): Schweinsrippen in Schweinefett mit Zwiebeln und Scheiben rohen Schinkens angebraten, mit harten Eiern und Wurstscheiben vermischt, dann mit geriebenen Mandeln überstreut und in der Röhre gekrustet. — Lamm auf catalonische Art: Einseitig gebraten und auf dieser Seite mit Bechamelsoße (Milcheinbrennsoße), vermischt mit Parmesan und Paprika, überzogen. — Aubergines andalusisch: Melanzane halbiert, gebacken, ausgehöhlt, mit Tomatenmark, gehackten Pilzen und roten Pfefferschoten gefüllt; übergossen mit Tomatensoße und in der Röhre gebräunt. — Andalusische Gurken: Halbiert, in Tomatensoße gedünstet, mit geriebenem Käse bestreut und leicht überbraten. — Menestra: Artischockenböden, grüne Bohnen, Kichererbsen, rote Pfefferschoten und weiße Trüffel gehackt, mit Schinken zu dicker Suppe verkocht und dann in weißer Buttersoße gedünstet. — Spanischer Rindfleischpudding (Fricco): Eine Form wird mit Kartoffelscheiben ausgelegt, dann mit Schichten aus Rindfleischwürfeln und Zwiebelringen ausgefüllt, mit saurer Sahne übergossen, im Wasserbad gekocht und gestürzt. — Andalusische Brötchen: Weißbrotscheiben werden mit Crevettenfleisch, Sardellen und grünen gehackten Paprikaschoten belegt; dann mit Mayonnaise übergossen und mit gehackten Trüffeln bestreut. — Escabescia: Geschnittenes Rebhuhnfleisch, Hühner- und Taubenfleisch in Oel mit Knoblauch, Nelkenpfeffer und Pfefferkörnern angebraten, dann mit saurer Soße übergossen; wird eisgekühlt serviert. *Mitgeteilt von Edm. Kauer.*

Liebermann (es war vor der Spaltung der Sezession) besucht Leo von König. „Sehn Se mal, Keenig, det hab ick ebent in der Bahn jezeechnet; wie find'n Se 'n dett?“ „Sehr gut, Herr Professor.“ „Nee, saren Se mal ehrlich, wat Se von denken, Keenig.“ „Ja, ganz ehrlich, Herr Professor, ich finde es ganz ausgezeichnet.“ „Keenig, denken Se mal, ick wäre eene von Ihre Schilerinnen; wat wirden Se 'n da saren?“ „Herr Professor, ich finde die Zeichnung wirklich sehr gut.“ „Aba Mensch, Keenig, denken Se mal jarnich dran, wer ick bin. Wenn ick eens von Ihre Mächens da wäre, da missten Se doch korrijieren; also wat — wat wirden Se 'n dazu saren?“ „Ja, wenn ich ganz offen sein soll, Herr Professor, vielleicht könnte das rechte Auge . . .“ „Wat denn? det Oore? det Oore? Zeichnen Se erst mal son Oore, Herr Baron von Keenig.“ Und nimmt das Blatt, den Hut, den Stock und ward nicht mehr gesehen.

Als Renée Sintenis noch Schülerin der Kgl. Kunstgewerbeschule war, geriet sie durch meinen Einfluß (jeder Einfluß ist schlecht, sagt Oscar Wilde, aber ein guter Einfluß ist der schlimmste) für einige Zeit ins Bummeln, Absynthtrinken und Pfeifenrauchen. Eines Abends ermahnte uns Orlik: „Ein Jammer ist es, daß so begabte Menschen nicht etwas mehr arbeiten.“ „Ist es nicht schlimmer, Herr Professor,“ antwortete ich mit der Kühnheit der Jugend, „wenn die Unbegabten die Welt mit ihren Produktionen überschwemmen?“

„Nun, wie gefällt es Ihnen?“ fragte Arthur Schnabel einen Bekannten, dem er ein Opus eigener Komposition vorgespielt hatte. „Oh doch, gewiß, sehr eigenartig,“ druckst jener. „Vergessen Sie nicht,“ lächelte der Musiker, „der Schnabel pfeift, wie ihm der Vogel gewachsen ist.“

Ueber einen Kollegen, der die Tochter eines Direktors der A. E. G. geheiratet hatte, und dem der Schwiegervater nicht nur den Beutel mit Monatsgeld, sondern auch die Konzertsäle mit Hundertschaften seiner Büroangestellten zu füllen pflegt, äußerte Schnabel: „Ja, ja, Freund X. hat es gut; sein elektrischer Papa sorgt nicht nur für den Wechselstrom, sondern auch für die Hochfrequenz.“

„Stimmt das wirklich,“ fragte Roda Roda eines Tages Erich Mühsam, „deine besten Scherze sollen gar nicht von dir, sondern von der Lotte Pritzel stammen?“ „Mit welchem Recht,“ replizierte Mühsam, „kümmerst du dich um die Bezugsquellen deiner Lieferanten?“

Als Stahl in einer Ausstellungskritik versehentlich Pastelle mit Aquarellen verwechselt hatte, bedauerte Liebermann boshaft: „Traurig for ihm, daß er ooch so schlecht heert.“

„Sagen Sie,“ waren Lissauers erste Worte zu mir, „als Maler müssen Sie doch ein Urteil darüber haben; wer mich so zum ersten Male sieht, hat der nur den Eindruck: ein dicker Mann, oder fühlt man doch den Geist?“

John Jack Vrieslander zeigt mir die neue Nummer von „Licht und Schatten“ mit einem von ihm gezeichneten Titelblatt. „Soll das etwa ein Porträt sein?“ fragte ich. „Aber das ist Kainz.“ „Sehen Sie, ich dachte mir gleich, daß es keins ist.“

A l b e r t  L a n g e n starb gerade während eines der häufigen Kriegszustände zwischen ihm und Th. Th. Heine. Trotzdem wollte sich Heine natürlich nicht der Pflicht entziehen, einen Kranz zu stiften. Welcher Schleifentext hätte aber den Tatsachen nicht allzusehr Hohn gesprochen? Eine Redaktionssitzung schloß resultatlos. Am Begräbnismorgen endlich hatte Heine das erlösende Wort gefunden; in großen goldenen Lettern verkündete die Schleife: „Hochachtungsvoll Th. Th. Heine.“

Eines Tages besuchte ich K a r l  E i n s t e i n. Nach dem Läuten erhob sich ein bedeutsames Planschen, und in großen patschenden Sprüngen kam etwas herangesprungen. Die Tür flog sperrangelweit auf, und in völliger Nacktheit erschien strahlend Karl Einstein. Dann rettete er die Situation mit den Worten: „Ach, Sie sind es.“ Die Tür klappt zu. „Ich glaubte, es sei eine Dame.“

*John Höxter,*
*der Dante des Romanischen Cafés.*

**Karl Koetschau,** dem Düsseldorf den Titel einer Kunststadt verdankt, feierte am 27. März seinen 60. Geburtstag. Er hat seine Jugend mit soviel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken seiner vieillesse verte in seinen Ende April zu eröffnenden Museen freuen.

**Es feierten ihre Geburtstage:** H e n r i k  I b s e n seinen 100., L e o p o l d  J e ß n e r und F r a n z  S c h r e k e r ihren 50., W e d e k i n d ist 10 Jahre tot. Durch die Ueberfülle des Materials anläßlich des cinquantenaire unseres A. F. sind diese wichtigen Tage übersehen worden. Alle haben ihre Jugend mit soviel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen.

**Sport-Spezialitäten.** *Faschistisches Ehrenwort. — Der ungläubige Fritz. — Zwei-Monats-Wettlauf. — Der Hahn, der nach Peltzer krähte. — Die letzte Stunde.*

Die italienische Fußballmeisterschaft war verkauft worden. Man wußte, daß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war, die Konkurrenten tuschelten, Gemunkel grassierte, und wie das schon im Südlande ist, aus dem Gerücht ward ein Gericht. Aber wissen und beweisen ist zweierlei. Der F. C. Torino sollte einen Spieler der Gegenpartei bestochen haben, der Vorsitzende des Vereins, ein angesehener Rechtsanwalt, der bestimmt in seinem Geschäfte zu keinerlei Inkorrektheit zu haben gewesen wäre, mußte für diesen Fehltritt seines Vereins die Verantwortung tragen. Der Präsident des italienischen Fußball-Verbandes, Bürgermeister von Bologna und Faschistenführer, Arpinati, leitete selbst das Verhör. Von 6 Uhr abends bis 3 Uhr früh fragte und fragte man. Es ergaben sich Widersprüche, aber sonst gab's kein Ergebnis. Da kam Arpinati eine Erleuchtung, er kannte seine Pappenheimer bezw. Faschisten. Plötzlich sprang er auf und schrie dem schon völlig zermürbten, sich aber noch zähe wehrenden Vereinsvorsitzenden zu: „Im Namen des Duce!" auch die Beisitzer flogen von ihren Sitzen und reckten die Rechte zum römischen Gruß „ich fordere Ihr faschistisches Ehrenwort, daß Sie direttamente o indirettamente keinerlei unlautere Schritte unternommen haben, um Ihrem Verein zum Siege zu verhelfen!" Der Beschuldigte gab das Ehrenwort nicht, er gab ein Geständnis. Torino wurde der Meistertitel aberkannt, die verantwortlichen Führer wurden teils auf Lebenszeit, teils auf viele Jahre vom Fußballsport ausgeschlossen.

Weil wir gerade von Ehrenwörtern sprechen. Der Manager eines unserer bekanntesten Boxer hatte einen Vertrag unterzeichnet, als er in zwei Veranstalter hineinlief, die es seit Jahren vorzüglich verstehen, an den Verlusten ihrer Finanziers zu verdienen. Diese beiden boten dem Mann etwas mehr, als in seinem fertigen Vertrage stand, von dem er ihnen aber nichts sagte, und er versprach, den Kampf für sie zu liefern. Er wußte zwar, daß dies unmöglich war, denn sowohl sein Mann als auch der Gegner waren „festgelegt", aber was verspricht man vor Freunden nicht alles, besonders beim Boxbusiness. Die beiden Veranstalter fühlten sich ihrer Sache sicher, und als sich dennoch zeigte, daß der fette Happen ihnen durch die Lappen bzw. an ihren blauen Lappen vorbeigehe, schlugen sie Krach und erklärten vor dem Kadi, sie hätten das Ehrenwort des Managers — von dem oben die Rede war —, diesen Kampf nur für sie zu machen. Aufgerufen, gab der biedere Boxerberater gelassen zu, sein Ehrenwort gegeben zu haben, „aber, die beiden haben mir vor einem Jahre zweimal ihr Ehrenwort für . . . gegeben und es beidemale nicht gehalten. Da habe ich gedacht, ich gebe ihnen wenigstens ein Stück Ehrenwort zurück". Wie ich mir habe erzählen lassen, gibt es Boxerfirmen, die in ihren Büchern (Notizbüchern versteht sich) eigene Ehrenwort-Konten führen, und wenn bei der Jahresbilanz sich zu ihrem Schrecken herausstellt, daß ein Ehrenwortsaldo zu ihren Gunsten besteht, dann suchen sie das auszugleichen, so gut es geht, und stoßen Ehrenwörter aus und ab, weit unter den Gestehungskosten, sozusagen unter dem Hoffnungspreis, den sie erwecken.

*

In Frankfurt am Main fiel Max Schmeling, den viele schon gegen Dempsey und Tunney zu Felde ziehen gesehen hatten, vor Gipsy Daniels. Das war wirklich eine Ueberraschung, denn daß Daniels kein Schläger war, wußten alle, und daß es gar nur eine Runde gedauert hatte, machte das Merkwürdige noch erstaunlicher. In den Umkleideräumen waltete Fritz Rolauf, der frühere Federgewichtsmeister, seines Amtes, die Kampfpaare rechtzeitig in den Ring herauszuschicken. Gerade richtete er verschiedenes her, da stürzte Harry Stein, der Exfliegengewichtschampion, herein und schrie: „Herr Rolauf, das nächste Paar!" Rolauf reagierte nicht. „Das nächste Paar, Herr Rolauf," wiederholte Stein. Langsam wandte sich der Geplagte ihm zu und sagte: „Hat Maxe die alte Säge so schnell gefeilt?" „Nein, Schmeling ist in der




STANDARD 6
STANDARD 6
STANDARD 6
STANDARD 6
STANDARD 6
STANDARD 6

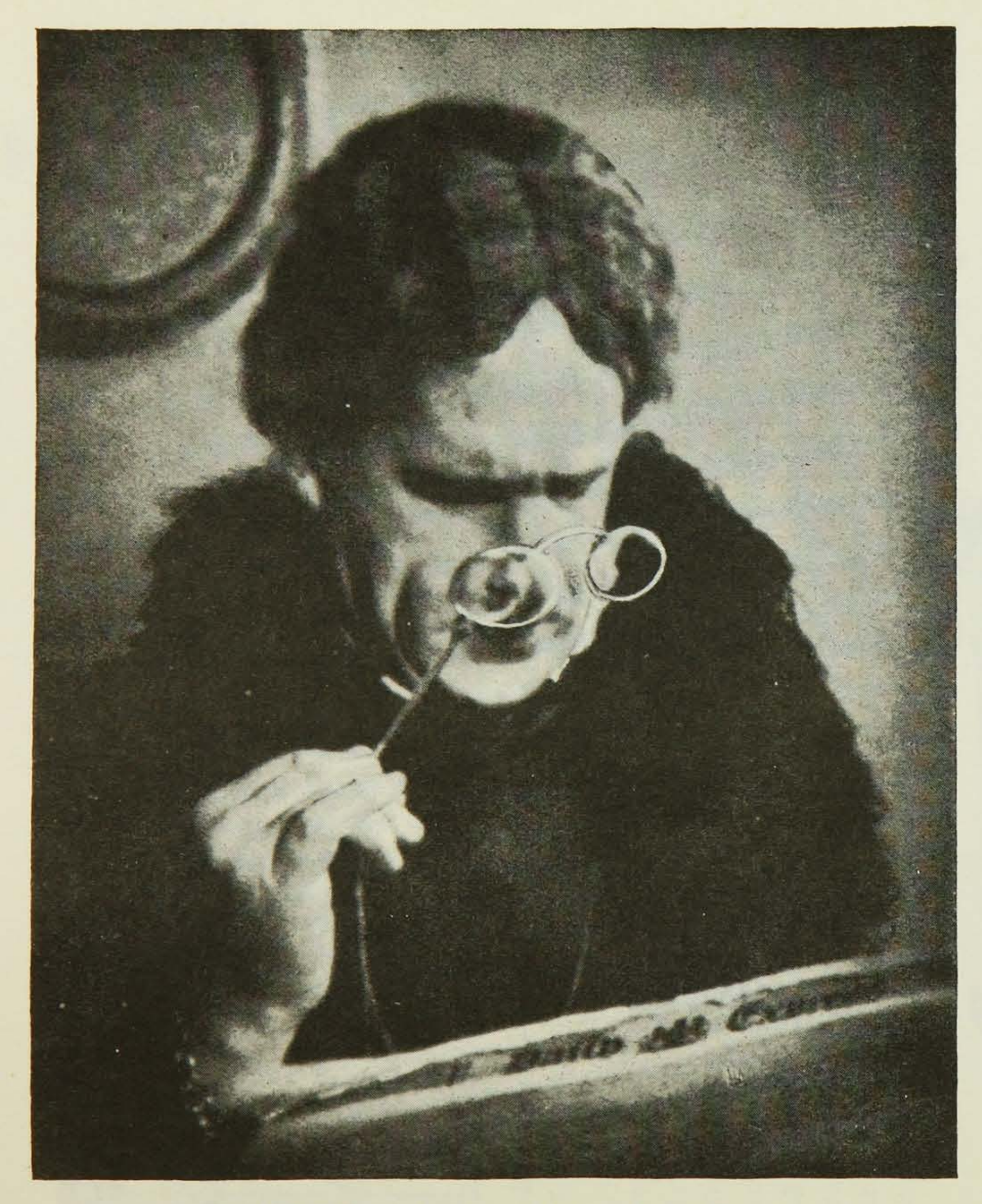


Der Wagen der Selbstfahrerin

Durch höchste technische Vollkommenheit grösste Leistung bei einfachster Bedienung. Stadt-, Touren- und Sport-Fahrzeug in einer Type. Der Wagen mit den unerreichten Fahreigenschaften.

Adlerwerke vorm. Heinr. Kleyer A.G. Frankfurt a/M.

# „Wunschgestalten“ auf dem Balle der Baronin Goldschmidt-Rothschild



Hulle (Paul Huldschinsky) als Maharadscha-Gouvernante



Photos Riess

Baronin Helene Nostiz als Schnuller-Baby

1. Runde k. o. gegangen." Rolauf wurde erst rot und dann blau im Gesicht, dann schaffte er sich brüllend Luft: „Sie Lümmel, wer sind Sie eigentlich und mit wem glauben Sie, daß Sie sprechen? Sie wollen mich flaxen, schauen Sie, daß Sie hinauskommen, und sagen Sie denen draußen, Sie sollen mir einen ernsten Menschen schicken und keinen Lausejungen, Sie . . .!" Harry Stein stand durch und sprach still: „Wenn Sie's nicht glauben, Herr Rolauf, Sie können nachschauen, er ist noch k. o." Rolauf ging, sah und glaubte. Beim Boxen ist nichts unmöglich.

*

Amerika hat immer „the biggest". Jetzt haben die Herren drüben einen Wettlauf arrangiert vom Pacific zum Atlantic, von Los Angeles nach New York. Man nimmt an, daß die schnellsten Beinpaare zwei Monate brauchen werden, aber wenn sie schon eine Woche schneller laufen oder zwei Tage Verspätung haben sollten, das spielt keine Rolle. Der Sieger soll 100 000 Mark erhalten, der zweite 40 000 und der dritte 20 000, die übrigen laufen sozusagen gegen Ersatz der Reisespesen und Tagegelder. 275 Mann sind gestartet, die nun Tag für Tag etwa 80 Kilometer um die Wette eilen sollen. Quer durch den Kontinent, damit ein paar Manager einige Monate verdienen. „Cash and carry" Pyle, der frühere Direktor des Tennis-Zirkus, mit Suzanne Lenglen ist der Hauptveranstalter, und es wird mir noch lange unklar sein, wie man an solchen Unternehmen viel Geld verdienen kann. Daß es verdient wird aber, ist mir klar.

*

In einem Monat beginnen die olympischen Spiele zu Amsterdam. Die Ouverture wird mit keinem Schlager, dafür aber mit einer Menge Schlägern besorgt. Hockey macht die Einleitung, Fußball folgt ihm auf dem Fuß. Von Mitte Juni bis Ende Juli gibt es eine Pause bis zur Kern-Olympiade. Dann drängt sich in zwei Wochen ein Wirbel von Wettbewerben zusammen. Am 15. April hält der Deutsche Fußball-Bund Schlußmanöver in Bern ab: Länderspiel gegen die Schweiz. Wenn das Wetter will, wird es ein neuer Zuschauerrekord für die Eidgenossenschaft werden. Die Schweizer waren vor vier Jahren beim Olympia-Turnier zu Paris zweite hinter Uruguay, also annähernd halbe Welt- und ganze Europameister. Zum zweiten Male sollte ihnen solche Glanzleistung kaum mehr gelingen. Die deutsche Mannschaft müßte besser sein, ob sie deshalb aber in Bern auch gewinnen wird und wie sie dann erst in Amsterdam . . . also darauf vorzuschauen — kommen wir noch zurück.

Unsere Athleten werden heutzutage schärfer kontrolliert als die Diplomaten. Peltzer fuhr ab, das Startverbot heftete sich an seine Fersen und veranlaßte diese natürlich, sich im Training nicht aufzureiben. Dann gelang aber doch das Unglaubliche, Vernunft obsiegte im Match mit der Disziplin, Propaganda schlug das Prestige, vom Prinzip zu schweigen. Eine deutsche Sportbehörde hob ein Verbot auf und machte daraus eine Erlaubnis. Peltzer ist schnell, aber so schnell konnte er sich nicht umstellen, und er verlor. Jetzt kräht in Amerika vielleicht kein Hahn nach ihm, aber nach Amsterdam wird vielleicht sogar Lloyd Hahn vergeblich nach ihm krähen, denn in der Halle hatte Peltzer keine Chancen, auf der freien Aschenbahn wird manche amerikanische Hoffnung zu Asche werden.

*

„Da streiten sich die Leut' herum . . ." sang Nestroy, und in einer Berliner Revue hörte ich das schöne Lied „Ihre Sorgen möcht' ich haben". Ich stimmte es an, als ich las, wie sich die Leute um die „letzte Stunde" ereiferten. Nicht um ihre, leider Gott behüte, sondern um die letzte Stunde der Sechstagerennen. Der eine will sie gestrichen wissen, wie ja viele auch beim Kartenspiel nie die letzte Partie spielen wollen, der andere will sie unterstrichen wissen, und der dritte verlangt, daß diese 145. Stunde anständig „frisiert" werde. Das ist der six-day-terminus technicus für herrichten, arrangieren oder auf gut berlinisch — schieben. Wie der Streit enden wird, weiß ich zu schreibender Stund' noch nicht, denn sie ist natürlich die letzte. Sicher aber ist, daß man frisieren wird, was die Kämme und die Ränge halten. Das Echo hall' es wider.

*Dr. Willy Meisl.*

**Landwirtschaftsgehilfin,** rührig und arbeitsfreudig, sicher in Orthographie, erhält Platz sofort oder später, um zur Maschinenschreiberin und Hilfe für Reichstagsmann ausgebildet zu werden. Zwei Jahre Tätigkeit in der Landwirtschaft erwünschtes Minimum. Uebung und Wille zum Melken und Teilnahme an landwirtschaftlichen Arbeiten *unerläßliche moralische Qualifikation.* Lohn 40—100 Kr. monatlich, alles frei, je nachdem sich die Fähigkeiten auf der Schreibmaschine entwickeln. Antwort mit Adresse der Stellungen, die die Betreffende innegehabt hat, an F. Månsson, Smedjevägen 13, Ulvsunda.

*(Skånska Dagbladet, Malmö. Eingesandt von Erna Zehnden, Stockholm.)*

**Der Kupferstichauktionskatalog,** den die Firma **C. G. Boerner in Leipzig** soeben verschickt hat, umfaßt: 1. die *frühen italienischen Stiche aus der Sammlung des Königs Friedrich August II. von Sachsen,* 2. *die Sammlung Andreas Finger in Frankfurt a. M.,* des Großvaters des Malers Fritz Rumpf, 3. *die Sammlung Güttler, die jüngeren Datums* ist und bei kleinem Umfang fast ausschließlich die feinsten Qualitäten der deutschen Graphik des 15. und frühen 16. Jahrhunderts umfaßt, darunter viele große Seltenheiten. Weitere private und museale Beiträge, meist aus ausländischem Besitz, runden den Inhalt des Katalogs ab.

**Die Galerie Goldschmidt-Wallerstein** hat ihre Ausstellungsräume für alte Kunst Viktoriastraße 21, an der Potsdamer Brücke, eröffnet.

**Koksen Sie nicht! — Lesen Sie: Pitigrilli-Kokain.** Siehe den diesem Heft beiliegenden neuen Prospekt des *Eden-Verlages.* Er zeigt die Neuerscheinungen des rassigen, mondänen Italieners Pitigrilli, des erfolgreichen englischen Schriftstellers Edgar Wallace und des französischen Romanmeisters Pierre Benoit an.




Diesem Hefte des „Querschnitt" liegt ein Prospekt des **Verlages Felix Meiner in Leipzig** bei, über des großen englischen Sexualforschers **Havelock Ellis** philosophisches Hauptwerk: **Der Tanz des Lebens.** Der Tanz wird hier zum *Symbol für Leben und Welt.* Er ist *der primitivste Ausdruck für Religion und Liebe* zugleich, in ihm verkörpert sich Kraft und geordnete Harmonie. Am Tanz also — diesem gerade unserer Zeit wieder so eindringlich bewußten Symbol — entwickelt und verdeutlicht Ellis seine Gedanken über den Sinn und Wert des Lebens in einer Sprache, die *von der ersten bis zur letzten Zeile fasziniert.*

**Lied einer Tänzerin.**

Ich schaffe, ich schaffe, ich schaffe
dämonisch ekstatisch
besessen
sachlich
nach Trommelwirbel
nach dumpfem Gong
nach Geräuschen
gläsern
metallen
in kosmisch geballten Gebärdenakkorden:
ich schaffe.

Ich schwinge, ich schwinge, ich schwinge
die Plastizität meines Rumpfes
schwerpunktgebettet im
eurhythmisch gesteigerten
stählern dynamischen
Becken.
Vorderhochlinks
linkshochvor
hochtiefbetont
zurückvorbetont:
ich schwinge.

Ich kreise, ich kreise, ich kreise
hehre Maschine
erotisch entkörpert

mathematisch exakt
kristallinisch
in Rhomben
Spiralen
im Diagramm.
Horizontale Ballung
mystisches Standbein:
ich kreise.




Ich leiste, ich leiste, ich leiste
dämonisch ekstatisch
besessen
sachlich
nach Trommelwirbel
nach dumpfem Gong
nach Geräuschen
gläsern
metallen
kosmisch geballt und dennoch entfesselt: ich schaffe
ich schwinge, ich kreise, ich leiste,
ich ringe, ich schufte, ich zwinge —
die Leistung.

*André Baron Foelkersam.*

**Wladimir von Pachmann.** Ein kleiner Greis, der in seinem Frack versäuft wie Grogk und als Kragen eine Serviette trägt. Er geht niemals, sondern steht entweder (wenn er nicht an seiner Drahtkommode sitzt) oder läuft wie ein Kind, von Koketterie bis zur Natürlichkeit angefüllt. Vom Hinsetzen an das Instrument bis zum Beginn seines Spiels ist die Hauptperiode seines Auftretens, das Spiel wird mehr oder weniger Nebensache. Selbst das Berliner Konzertpublikum, erstarrt in Konvention und Systematik, scheint sich allmählich dem Leben zuzuwenden und kurzerhand die Kunst preiszugeben, um Spaßigkeit dafür einzutauschen.

Dann rauscht also dieser ganze geniale Chopin-Kitsch vorüber, die kindlichreinen Mazurken, Heuduft und Kuhstall durchsetzt mit Pariser Parfüm, rollende Polonäsen, bei denen sich der kleine Greis aufreckt und „alla marcia" ruft. Die Walzer mit ihren Ketten melancholischer Ritardandi, mit elegantem Hinschmelzen und Ersterben. „Beachten Sie den Fingersatz!" ruft Pachmann dazwischen, und da, wo eine Stelle besonders süß und elegant schmilzt, will er, daß man auch noch die Mechanik davon in sich aufnehmen soll. Dann macht er aufmerksam: „Was jetzt kommt, klingt wie fernes Waldesrauschen, passen Sie auf!" und dann hört er dem eigenen Rauschen zu und murmelt tief ergriffen: „Wunderbar, Pachmann, wunderbar!" und schüttelt mit dem Kopf dazu, dann kommen zwischen zwei Stücken wieder lange Tiraden über Berlin und sein klassisches Publikum. Irgend jemand ruft ihm zu, er solle mit hundert Jahren auch noch wiederkommen. Daran anschließend eine längere Auseinandersetzung über seine Schlaflosigkeit. „Schönes dickes Bier oder ein schönes Glas Wein vor dem Schlafengehen," sagt jemand bodenlos ordinär und gänzlich ohne Verständnis. „Wein trinke ich zum Essen," sagt Pachmann ganz erschrocken, „aber doch nicht abends." Darauf folgt wieder ein kleiner unappetitlicher Kitsch. Er spielt wohlweislich nur kurze und langsam gemeinte Sachen, mit einzelnen Ausnahmen, wie z. B. dem Minutenwalzer, den eine Miß auch nicht korrekter spielen kann. Diese Technik ist eine wunderbare, einmal aufgezogen bleibt sie, geht genau so weiter wie bisher. Plötzlich ist Schluß. Pachmann lehnt sich zurück, sagt immer wieder: „Bravo, bravo, bravissimo Pachmann!", lächelt furchtbar fein und reserviert, als ihn der Beifall umtost, mit dem Lächeln eines Aristokraten, der das Proletariat unter ihm distanziert. Einem kleinen Jungen in Matrosenbluse und einem Saaldiener, die ihm bei Bewältigung der hohen Podiumstufen behilflich sein wollen, kneift er mühelos aus, schlägt ihnen ein Schnippchen, indem er sich selber hochkrabbelt und eiligen Laufs im Künstlerzimmer verschwindet. *H. v. W.*

**Baronin Baby Goldschmidt-Rothschild und Baronin Pussy Thyna in der Komödie.** Als es wieder hell wurde, saß alles gerötet da. Wozu die Aufregung? Wer etwa glaubte, einer Art Vivisektion beizuwohnen, hatte sich gründlich geirrt. Mit einer fast beängstigenden Sicherheit spielte Baronin Goldschmidt die Heldenverehrung von Shaw, und da sie außerdem mit dem ihr eigenen Geschmack ihre Kostüme entworfen hatte, applaudierte man, als ob es sich um eine besonders beliebte Schauspielerin handelte, deren Spiel keine Grade kennt, keiner Zufälligkeit mehr unterworfen ist. Aber ihre beste Leistung

war eigentlich gleich zu Beginn, wie sie hinter der Szene mit einer Stimme, deren Damenhaftigkeit völlig ungewohnt war, nach Giuseppe rief. Schade nur, daß sie ihr Talent an ein Stück verschwendete, das den Shawschen Verstaubungsprozeß besonders in seinen ledernen Dialogen deutlich macht, und das man eigentlich nur in einer ganz besonders frischen Zeit, etwa morgens zwischen 9 und 11, verträgt.

Die Baronin Pussy Thyna *lachte* sogar auf der Bühne. Ob aus Ueberlegenheit oder Verlegenheit, ist mir nicht ganz klar, ich neige zu ihren Gunsten zu der letzten Annahme. Denn dieser Grad von Sicherheit fehlt noch. Das sollte man ihr nicht durchgehen lassen. Denn ich würde sie gleichfalls als professional einreihen, die deutsche Bühne schreit geradezu nach ihr, wo man nun mal den Ehrgeiz bei uns hat, dauernd Mayfair-Stücke zu geben. Man sollte versuchen, im Interesse der Echtheit sich die beiden Damen zu sichern.

Es war die eleganteste „salle" der Berliner Gesellschaft. Die Grenze von dem, was dazu gehört und was nicht, verwischte sich recht angenehm in Toiletten, Haltung, Düften und der Queen-Bar. *H. v. W.*

**Ein Katalog zu Liebermanns Gesamtwerk.** Erich Hancke, der Biograph von Max Liebermann, bereitet den vollständigen Katalog zum Gesamtwerk des Künstlers vor. Alle Oelbilder und gemalten Studien sollen darin reproduziert wiedergegeben werden. Das bedeutende Werk wird von den Verlagen Bruno und Paul Cassirer, Berlin, gemeinsam herausgegeben werden. Mitteilungen, die zur Vervollständigung des Kataloges beitragen können, werden an den Verlag Bruno Cassirer, Berlin, Derfflingerstraße 15, erbeten.

# DAS AUSLAND

## PARIS:

### Gomez de la Serna in Paris.

Ich bekam mein altes Zimmer im Hotel an der Place de l'Odéon wieder, dem Platz, auf dem sich alle Pariser Novellen stauen. Glückseliger, gnadenbringender Platz.

Auf einem jener altmodischen Schreibtische, die Klavizimbeln gleichen und bei denen man, wenn man sich vor ihnen niederläßt, nicht weiß, ob man Pianist oder Schriftsteller sein wird, legte ich mein Papier zurecht, — aber vergeblich. Zum erstenmal in meinem Leben habe ich während eines ganzen Monats nichts geschrieben. Das ist das einzige, was einen Schatten auf das Leben dieser vergangenen Tage wirft.

*

Ich habe interessante Salons besucht, in denen wunderhübsche Frauen leuchteten. Aber eine Feigheit muß ich gestehen: die, die Einladung zu einem Empfang nicht angenommen zu haben, den schicksalhafte Frauen, mir zu Ehren, veranstalteten . . . Prinzessinnen, Gräfinnen, bis zur unbekannten Schönen, von der man wußte, daß sie die unheilverkündende, trunken machende Venus war.

*

Im literarischen Leben von Paris spürt man die Stille der Verwirklichung. ... Alles bereitet sich zum neuen notwendigen Werk. ... Nur beschwerlich sah ich sie aus ihrer Einsamkeit herauskriechen, um mich zu feiern. ... Sie kamen von uneinnehmbaren Posten her... Valéry Larbaud, aus seinem Arbeitszimmer, von Tausenden von Bleisoldaten beschützt. Jaloux aus seinem Garten einsamer Erkenntnis. Supervielle, wie nur halb aus seinen Träumen erwacht. Prévost, aus seinem dicht verschlossenen Haus. Als Delteil im Zirkus erschien, war er soeben aus dem Süden zurückgekommen, wo er ein Leben Lafayettes geschrieben hat, das zuerst in New York erscheinen soll. Max Jacob hatte als Bekehrter seinen Klosterhof verlassen, um sich mit mir im Café Vickins zu treffen.

*

Unter denen, mit welchen ich in aller Intimität speiste, war für mich der Eindrucksvollste: Ehrenburg, der große russische Dichter, den ich kennen



Francesco von Mendelssohn als Schlafwagenkontrolleur



Photos Riess

Frau Kurt Albert als amerikanischer Jazzboy



Chinesischer Karren in einer Furt

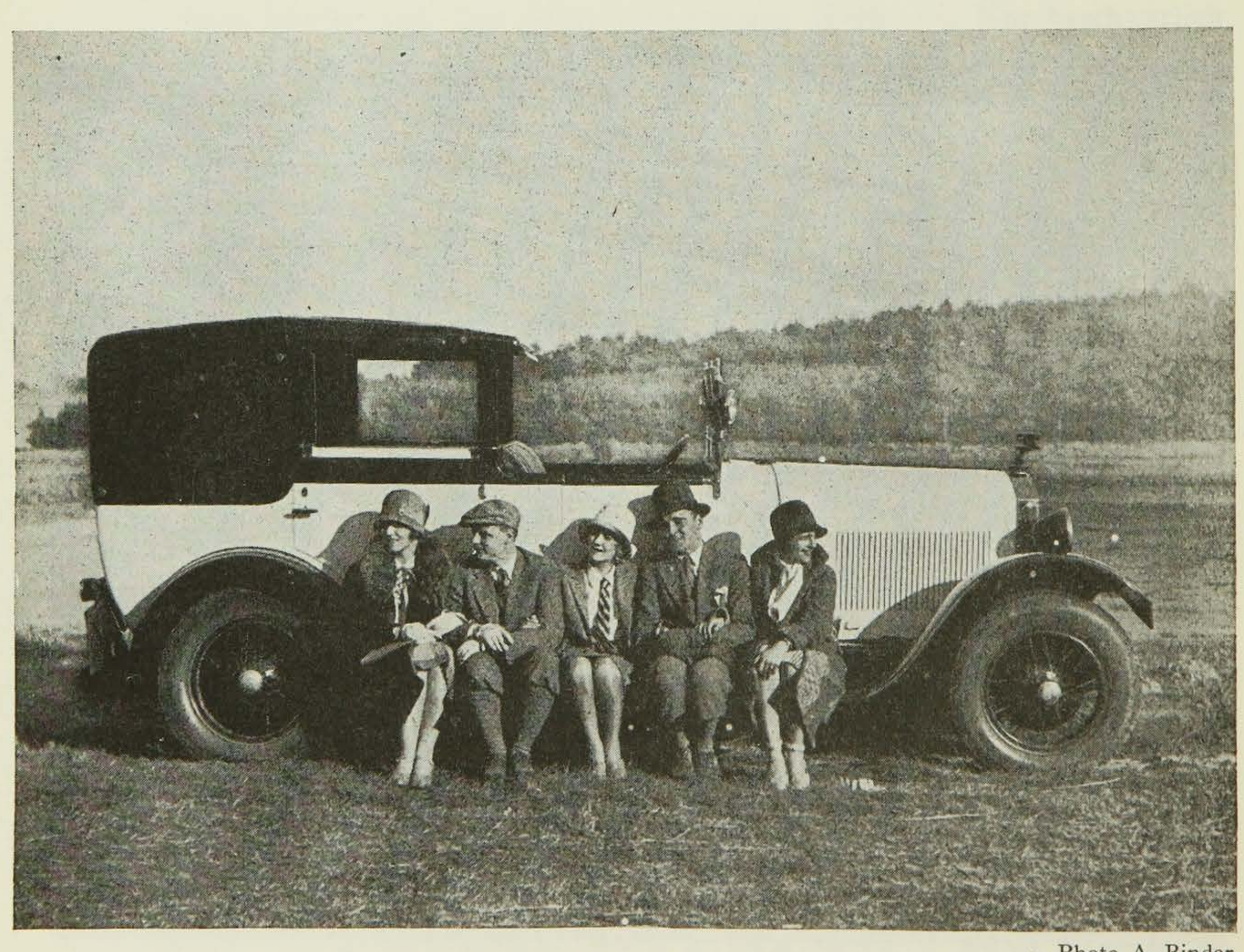


Photo A. Binder

11/50 PS Adler-Coupé-Cabriolet
Frau Morell, Slezak jun., Frl. v. Schmitterlöv, Oskar Marion, Herta v. Walther

lernte, als er von den Zaristen im ehemaligen Paris verfolgt wurde, und der heute Triumphator des sowjetistischen Rußlands ist. Er hat nicht jenen geheimnisvollen Anschlag verloren, in dem Schneehimmel und beschneite Steppe einen überwältigenden Winkel bilden. ... Er erzählte mir außerordentliche Geschichten, unter anderen eine von verkommenen Bengels, die das Leben von Banditen führen. Einer dieser Schlingel zischte ihm zu: „Entweder gibst du mir Geld, oder ich beiße dich und stecke dich durch meinen Biß mit Syphilis an...." Geschichten von roten Soldaten, die sich bisweilen einen Dichter kommen lassen, damit er ihnen Verse vorspreche. Sie begnügen sich nicht mit einfachen Dichtern — sondern die feinsten, schwierigsten müssen es sein.

*

Interviews, Photographen, Besuche von Polen, Griechen und den besten Süd-Amerikanern: Ventura Garcia Calderón, Toño Salazar, Cardoza Aragón, Girondo, Fijman, Dil, Léon Pacheco, Samuel Ramos, Cueto, Arzueles Vela, Ortega....

*

Die Leiterin der surrealistischen Gruppe beschmierte mir die Handteller der beiden Hände schwarz und verwandelte mich für einen Augenblick in eine Druckmaschine „Minerva". Den Abdruck meiner Hände nahm sie für einen amerikanischen Millionär, der eifriger Sammler ist, für einen Holländer, der auch eine Kollektion hat, für sich selbst und für den „L'Intransigeant", in dem sie über das Wesen und den Gehalt dieser Linien einer höheren Geometrie — der höchsten, die wir in der Faust verschlossen bewahren — schreibt.

Die Szene ging in La Rotonde vor sich, auf dem Marmor eines Kaffeehaustisches, und es war sonderbar, mich mit der Hälfte eines Paares schwarzer Handschuhe zu sehen, während die Chiromantin mit einer Lupe die Zeichen meiner persönlichen Kabbala verfolgte oder meine Hand aufdrückte und so eine neuartige Makulatur von zarter, präziser, marmorner Weiblichkeit schuf.

*

Mein Besuch bei Miß Burudy, der Amazone, die eine so große Freundin von Remy de Gournont war, hat in mir einen unzerstörbaren Eindruck hinterlassen. Sie wünschte, daß ich ihre heimlichste Kapelle sähe, wo sich zwei andere Amazonen auf einem schneeweißen Bärenfell räkelten. Dort lernte ich die wunderschöne Nichte Oscar Wildes kennen.

Das Fest im großen Winterzirkus war etwas Fabelhaftes ... (Siehe den Bericht im Textteil.)

*

Ich werde an die 1500 Exemplare meiner übersetzten Bücher gezeichnet haben, teils im Zirkus, teils bei Flammarion, wo man mir eine der Freitag-Rezeptionen widmete. Von 9 bis 12 Uhr abends unterzeichnete ich sämtliche Exemplare, die mir von denen vorgelegt wurden, die um diese Zeit auf den großen Boulevards spazierengingen und die Lust aufbrachten, ein Buch zu kaufen; nahm Geschenke von Gönnern und Gönnerinnen in Empfang. ... Das intellektuelle Triebwerk Frankreichs ist aufrührend.

*

... Schließlich liefen alle diese Feste in ein Bankett im P. E. N.-Club aus, das Benjamin Cremieux veranstaltete... Madame Anclair, Dominique Braga, Oliveiro Girondo, Montes, Paulan, Ivoir und viele mehr wohnten dem Essen bei. Beim Dessert sprach ich auf spanisch, mit langen Pausen, damit die Anwesenden die Reise, zu der ich sie einlud, mitmachen konnten. Denn jede Sprache ist eine Landschaft für sich und ein besonderes Panorama, in dem man, beim Hören der Worte, ein Funkeln vom Werden des Baumes und Entstehen des Flusses auffängt, und in dem die dunkelsten, unbegreiflichsten Worte die Tunnels der Reise bilden.

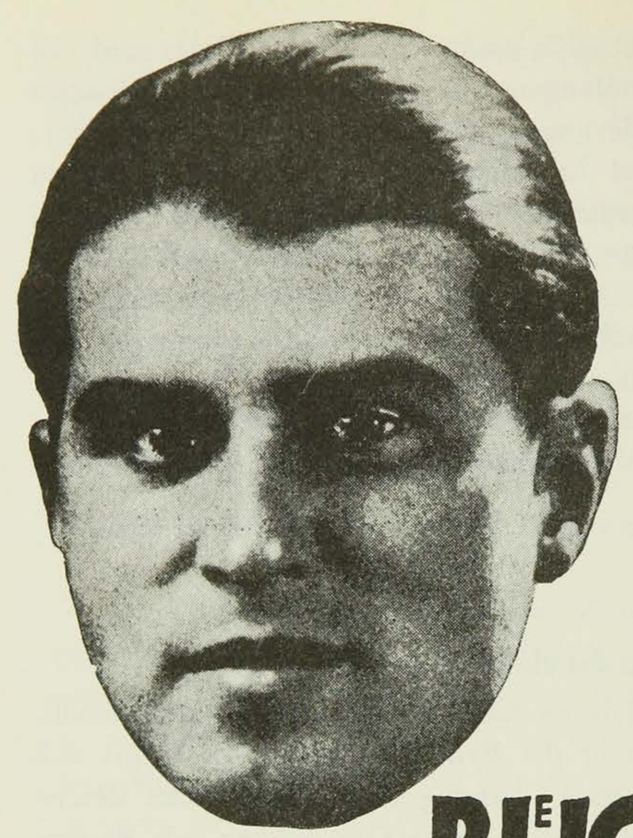
Nach diesem Bankett blieb ich nur noch einige Stunden in Paris und sah schnell in die bedeutendsten Buchhandlungen hinein, die mir ihre Auslagen gewidmet hatten. Da waren Vergrößerungen meines photographischen Porträts ausgestellt; große Füllfederhalter in Erinnerung an den, der mir zum Signieren der Exemplare im Zirkus gedient hatte, und Monokel ohne Glas, in Vertretung jenes leeren Monokels, das ich nur bei großen Feierlichkeiten einklemme, um meine Blicke zu unterstreichen und um für das, was geschieht, mehr Auge zu haben.... Diese Abschiedsfahrt durch Paris hinterließ mir einen tiefen Eindruck. Im Reflex der Schaufensterscheiben, in dem mein Bild, wie von meinem Körper gelöst, zurückblieb, verabschiedete ich mich von mir selbst. Eigenartiges Gefühl: zwischen Genugtuung und Melancholie.

*Uebersetzung aus dem Spanischen von Máximo José Kahn (Toledo).*

## ITALIEN:

**Rom, den soundsovielten . . .**

*Fortschritt auf geistigem Gebiet.* Die moderne Literatur hat's nicht leicht. Wie die verfolgten Christen ist sie unter die Erde geschlüpft. Es tropft naß durch den stockigen Rupfen. Hier sollten Champignons stehen. Statt dessen spielt man Theater. Weil es in den Katakomben keine Drehbühnen gab, dauern die acht Pausen des sechsaktigen Stückes länger als die Akte. Man sitzt in Pelze gehüllt auf Gartenstühlen. Sobald sich der Vorhang hebt, ertönt Beifall



# BÜCHER VON CARL ZUCKMAYER

## SCHINDERHANNES

*»Welch eine Verkörperung gesunder Naturkraft ist dieser Mann des Volkes. Urwüchsigkeit, überquellende Lebensfülle, daneben Stellen von ergreifender seelischer Zartheit.« (Breslauer Zeitung.) Broschiert M 2.50, in Halbleinen M 3.50*

## DER FRÖHLICHE WEINBERG

*»Zuckmayers vielumstrittenes, mit dem Kleistpreis gekröntes Lustspiel, ein Kunstwerk, das mit sorgfältiger Hand geformt wurde.« (Hamburger Correspondent.) In Halbleinen M 3.50*

## DER BAUM (GEDICHTE)

*»Tiefe Verbundenheit mit Heimat und Natur, hinter Spott und leiser Ironie verhüllt. Ein Bekenntnis zur Sinnenwelt. Eine beseelt schwingende Melodie.« (Hallesche Nachrichten.) Broschiert M 1.50, in Halbleinen . . . . . . . . . . . . M 2.50*

## EIN BAUER AUS DEM TAUNUS

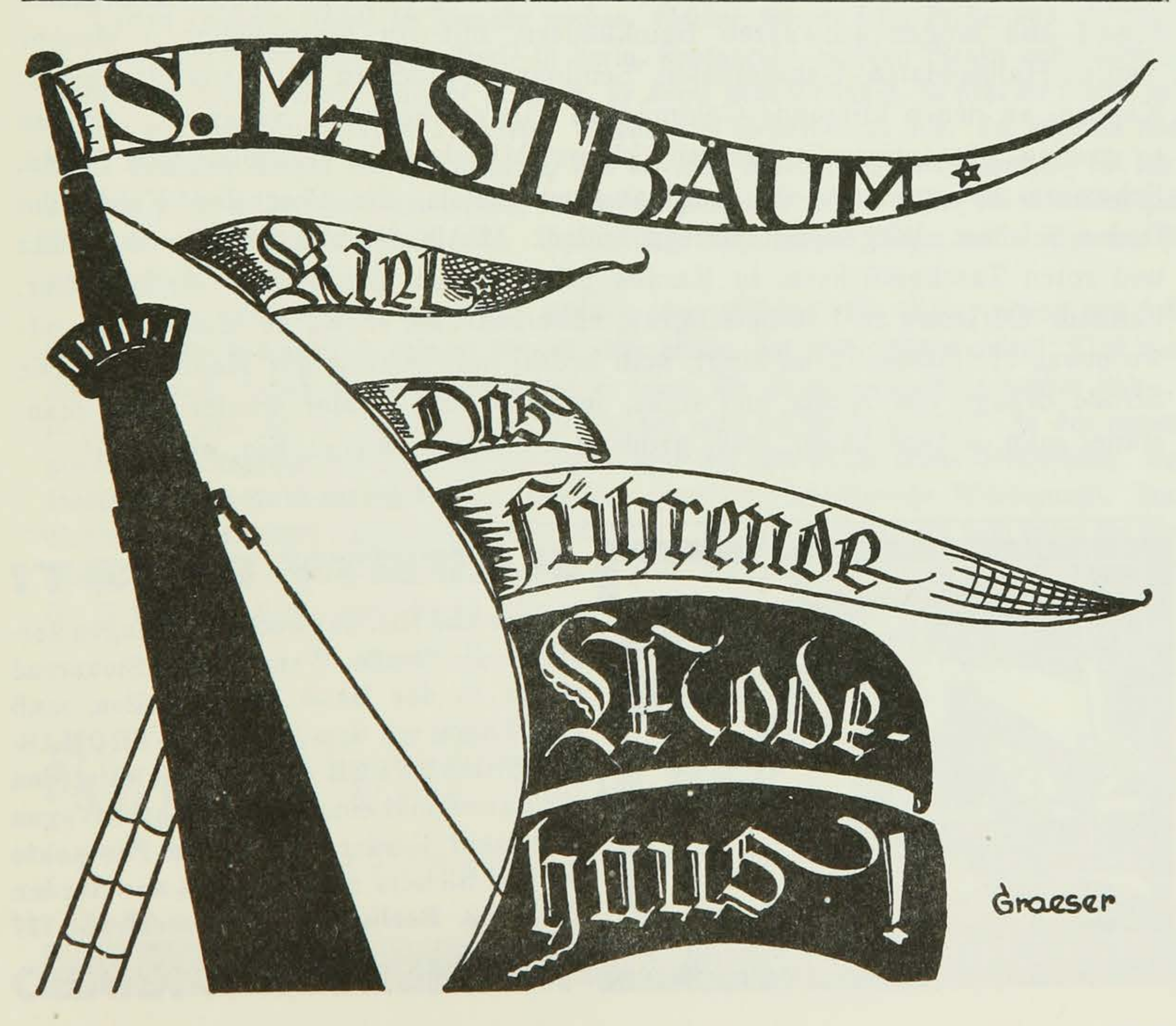
*»In diesen sieben Geschichten ist der feste Griff und die Leidenschaft der jungen Generation. Sie sind tief erlebt, mit sicherer Hand geschrieben.« (Hamburger Fremdenblatt.) In Leinen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M 2.20*

**PROPYLÄEN VERLAG**

— vorher —, nicht nachher, wie bei uns. Der Applaus geht nämlich die Dekoration an. Aber das merkt man nicht gleich als Ausländer. Aber dann wird es einem erklärt: der Besitzer, Erfinder dieser originellen Herrlichkeit, ist Herr .Bragaglia, und Bragaglia, sagt man, ist ein talentierter Mann. Sie sind alle talentierte Männer, sagt man, auch die Schauspieler, man merkt es nur nicht gleich, weil man Ausländer ist. Wenn's fertig ist, nimmt jeder seinen Korbstuhl untern Arm und geht nebenan zum Nachtleben über. Jazz, Tanz. Eine Schießbude gibt's auch. Gott, was tut man nicht alles für die moderne Literatur.

*Das Unglück.* Eine kleine alte Kirche hat zur Verzierung in schwindelnder Höhe zwei Riesensteinkugeln, rechts und links des spitzen Giebels. Neulich war Erdbeben, die eine Kugel fiel herunter, einem Priester auf den Kopf. In Rom einen Priester zu treffen, wenn man eine Kirchenkugel ist, ist natürlich kein Kunststück. Immerhin hieß der geistliche Herr „Fortuna", und das ist ein erschwerender Umstand. Jeder Passant macht nun einen Bogen um die Kirche und geht hinüber auf die andere Seite, den scheuen Blick ängstlich nach oben gerichtet: die zweite Kugel ist noch da, ob sie wohl hält bis zum nächsten Erdbeben?

*Der Schimpanse grüßt.* Brief: „Ach, Sie sind in Rom, da könnten Sie mir einen Gefallen tun. Messen Sie doch mal den großen Elefanten im Zoo." Hm. Es fängt damit an, daß ich nicht mit einem Meß-Stab reise. Wie in



jeder schwierigen Lage, gehe ich zum Portier. Nein, er hatte keinen. Auf dem Weg zum Zoo gab's viele Sachen zu kaufen: Süßigkeiten, seidene Strümpfe, Mieder, Abendkleider, Autos, Blumen, aber nicht, was ich suchte. Der Elefant wußte schon alles, als ich kam, und spuckte mich von oben bis unten an, was zwar keine Lebensgefahr bedeutet, aber nicht schön aussieht, nachher, wenn's trocken ist. Der Wärter kroch dem Tier zwischen die Beine: „Sehen Sie, mich hat er gerne, jeden anderen bringt er um." So. Ich bemerkte, daß der Rist des Tieres genau so hoch wie das Gitter war. Als der Elefant hinausgeführt wurde, habe ich heimlich mit einem Bindfaden das Gitter gemessen. Um mich zu erholen, ging ich zum Schimpansen. Er begrüßte mich mit hocherhobener Rechten: fascistisch. Ich bin ein schwacher Opportunist: es war mir lieber, als angespuckt werden.

*Sonntagsvergnügen.* Wenn man bei uns am Ausschlafesonntag früh durch Blechmusik geweckt wird, so ist das die Feuerwehr. Hier ist das die „Giovinezza, primavera di bellezza". Die Jugend, Frühling der Schönheit, wie es im Nationallied heißt. Es gibt einen „corteo". Ein Aufzug. Warum? Darum kümmert man sich nur nebenbei. Das kann ein Jahrestag eines längst vergessenen Menschen sein, ein ausländischer Besuch beim Duce, eine Beerdigung, einerlei. Hauptsache: corteo. Pfadfinder mit roten Schlipsen, Pfadfinder mit blauen Schlipsen, grünen oder gar keinen. Kleine Jungen mit schwarzen Hemden und weißen Paspoil-Schnüren, auf glänzend glattem Haar ein schwarzes Turkokäppi mit Troddel am Hinterkopf. Jünglinge in schwarzem Hemd und langen schwarzen Beinkleidern, mit rot umwickelter, schlanker Taille. Halbsoldaten, Ganzsoldaten. Seminare. Studenten mit Sankt Hubertus-Kappen, an denen klirrende Goldmünzen hängen, hellblaue Schärpen. Nonnen in großen Florentiner-Strohhüten, kleine Mädchen in Graublau und Weiß. Schwarze Kriegswitwen in langfransigen Schals, die über den Kopf zum Boden reichen. Wagen mit Kriegsblinden. Musik. Uralte Männer in Khaki und roten Taschentüchern, in Knoten gebunden um den Hals: Garibaldianer. Fahnen. Offiziere zu Pferd, hellgrau, silberblitzend, schwarze Mützen, irgendwo etwas Hellblaues. Man singt, man brüllt, man schreit auf Kommando. Die Straße drängt von rechts und links, jedesmal und immer wieder steht man, staunt man, drängt heran, reißt grüßend die Arme empor: Eia, eia alalá!

*Christa Hatvany Winsloe.*

## SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Tanzplatten.

*„Wenn ich Sally sehe ...“, Foxtrott. (Wade, Youmans) Jack Hylton und s. Orchester.* — Rückseite: *„Varsity Yale“, Blues. (Sinclair) Savoy Orpheans. Electrola E. G. 712.* — Jack Hyltons knabenhafte Frische und Präzision adeln jede Banalität. Origineller Yale.

*„Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären“, Foxtrott (Michael Krauß).* — Rückseite: *„Passen Sie mal auf“, Foxtrott. (Wordrow May) Jack Hylton und sein Orchester. Electrola E. G. 781.* — Sehr interessante Interpretation, virtuoses Musizieren.

*„Der Saxophon-Walzer“ (Mingo-Sisk).* — Rückseite: *„Lied des Wanderers“, Foxtrott (Neil Moret). Paul Whiteman und sein Orchester. Electrola E. G. 605.* — Unwiderstehliche Aufforderung zum Walzen ...

*„Hallo, ha lo nincs a szama'r is jo“, Foxtrott (Markus-Imre). Desider Seifert, Budapest.* — Rückseite: *„Az én babam egy fekete nö“, Foxtrott (Markus-Imre). Desider Seifert, Budapest. Grammophon-Polydor T. 42 344.* — Zigeunerisch vibrierende Jazzerei nebst amüsantem Echo-Refrain des Tenors.

*„Alfredo“, Tango (Canaro).* — Rückseite: *„Criollita“, Tango (I. Sentis). Manuel Romeo-Tango-Kapelle. Vox Nr. 8572.* — Genäseltes Traviata-Zitat mit guter Klavierbegleitung.

*„Someday You'll say O. K.!“ (Eines Tages bist du mein), Foxtrott (Donaldson).* — Rückseite: *„Just a Memory“ (Kleines Gedenken), Foxtrott (Sylva-Brown-Henderson). Vincent Lopez and his Orchestra with Chorus. Brunswick A. 490.* — Prächtiges Pfeifsolo, vollblütige Melodik.

*„Look at the world and smile“, Foxtrott (R. Hubbell).* — Rückseite: *„Mary dear“, Foxtrott (Creamer, Doweling, Hanley). Tanzorchester Bernard Etté mit engl. Refrain. Vox Nr. 8581.* — Zwei trefflich und gesangvoll geblasene Trotts.

*„A night in June“ (Eine Juninacht), Foxtrott.* — Rückseite: *„All by my ownsome“, Foxtrott. Ernie Golden and his Hôtel-Mc. Alpin-Orchestra with Vocal Duet. Brunswick A. 488.* — Melodramatisierte „Liebesnacht“ Offenbachs wird komisch vertrottet.

*„Please, play slow!“, Foxtrott (Fr. Winter).* — Rückseite: *„Mustaleinen“, Valse (Borganoff, Westling). Tanzorchester B. Etté. Vox Nr. 8587.* — Wunderhübsche Platte! Bravo, Etté!

*„Sueño Azul“, Tango (De Caro).* — Rückseite: *„A Media luz“, Tango für Gesang und Orchester (E. Donate). José Moreno y su Orquestra Tipica. Homocord 4-2535.* — Herb-süßes Wiegen mit echt spanischen Akzenten.

*„In a little spanish town“, Waltz (M. Wayne).* — Rückseite: *„Somebody and me“. Foxtrott (Klages, Golden). Tanzorchester B. Etté. Vox 8590.* — Reizvoll verdeutschter Schlager.

*„My regular gal“, Foxtrott (Harry Warren, Bud Green).* — Rückseite: *„Just once again“, Foxtrott (W. Donaldson, P. Ash). John Abrianis Six v. Stephanie-Hotel, Baden-Baden, mit Chor. Homocord 4-2512.* — Aeußerst schmissig und klangschön!

*„Can't you hear me say I love you“, Foxtrott (C. Derickson, D. Bown).* — Rückseite: *„All I want is you“, Foxtrott (D. Clare, Akst). John Abrianis Six. Homocord 4-2532.* — Vorzügliche Reproduktion! Vorzügliche Band! Saxophon-Solo!

*„Chopinata“, Foxtrott (Cl. Doucet).* — Rückseite: *„Polly“, Novelty' Foxtrott (Is S. Zameznik). Fred Bird-Rhythmicans. Homocord 4-2537.* — „Pietätlose“, doch charmante und brillant absolvierte Paraphrase!

## Diversa.

*„L'Oiseau de Feu“, von Igor Strawinsky. Dirigent: Leopold Stokowski, Philadelphia-Symphony-Orchestra. Electrola D. B. 1842.* — Präzise und beschwingte Wiedergabe der phantasievollen Ballettmusik.

*„Gavotte tendre“ (Hillemacher).* — Rückseite: *„Menuett“ (Debussy). Pablo Casals (Cello mit Klavierbegleitung). Electrola D. A. 1862.* — Tenoraler Glanz eines Cellos, das nur unter Casals Händen so zu klingen vermag.

*„Josef, ach Josef“ aus „Madame Pompadour“ (L. Fall). Fritzi Massary und Max Pallenberg.* — Rückseite: *„Im Liebesfalle“ aus „Madame Pompadour“. Fritzi Massary. Electrola E. W. 35.* — Bewunderungswürdig und erheiternd, wie ohne visuellen Charme „Verführung“ gesanglich ausgedrückt wird!

*„Jigdal“ (Lewandowsky).* — Rückseite: *„W'hogen baadenu“ (Lewandowsky). Gesungen v. Oberkantor H. Fleischmann, Köln, mit Chor und Orchester. Parlophon 9177.* — Musik, Chor und Solist gleich hervorragend.

*„Morgen woll'n wir heiraten“ (Lindemann, Bollmann), Marsch.* — Rückseite: *„Trink, trink, Brüderlein, trink“ (Lindemann, Bollmann). Gabriel Formiggini m. s. Orchester. Gesang: Kuttner. Vox Nr. 8586.* — Allerliebstes Potpourri für empfängliche Kinderohren.

*„Yo no sé“, Canción (M. Grever).* — Rückseite: *„Organito de la tarde“, Tango (C. Castillo). Pilar Arcos. Columbia 8931.* — Südliche Straßenatmosphäre von verblüffender Echtheit und Ausdruckskraft.

*„Der Schneider Jahrstag“, Volkslied aus Ostpreußen und Thüringen.* — Rückseite: *„Och, Moder, ich well en Ding han“, Leo Schützendorf (Baß-Bariton m. Klavierbegleitung). Vox Nr. 3666.* — Lustige Dramatisierung alter Volksweisen durch routinierten Bühnenpraktiker.

*„Die schönsten Augen hat meine Frau“ (R. Erwin, F. Rotter).* — Rückseite: *„Schöne Frau, schick' heut' nacht dein Traumbild zu mir“ (Egen, Pflanzer). Bariton (m. Klavier): Austin Egen. Electrola E. G. 675.* — Schmelzende Stimme, angenehmer Konkurrent des Mr. Smith...

*„Mein Teddybär“, Konzertpolka (Ganglberger). Fagott: Otto Brandt.* — Rückseite: *„Tambourin“ (Frz. Jos. Gossec, 1734—1829). Flöte: Hans Arand mit Orchester. Beka-Lindström 6249.* — Charakteristische Fagott- und Flötensoli in konzertantem Rahmen.

*„Charmaine!“ (Rapée-Pollack).* — Rückseite: *„Here am I — broken hearted...“ (Sylva, Brown, Henderson). Kino-Orgel-Solo v. Neil Allen. Odeon 4032.* — Ungewohnte Klangeffekte von großem Reiz und unerschöpflichen Illustrierungsmöglichkeiten.

W a g n e r i a n a.

*„Walküre“, Vorspiel und erste Szene vom 3. Aufzug. Dirigent: F. v. Hoeßlin. Columbia 12 525.*

*„Parsifal“, Klingsors Zauberschloß- und Blumenmädchenszene. Dirigent: Dr. Karl Muck. Columbia 12 519.*

*„Parsifal-Vorspiel“ zum 3. Aufzug. Dirigent: Siegfried Wagner. Columbia 12 520.* — Diese drei Platten wurden während der Bayreuther Vorstellungen im Jubiläums-Bühnenfestspiel-Jahr 1927 aufgenommen. Ihre Unmittelbarkeit und akustische Deutlichkeit stempeln sie zu einer höchst anregenden Seltsamkeit.

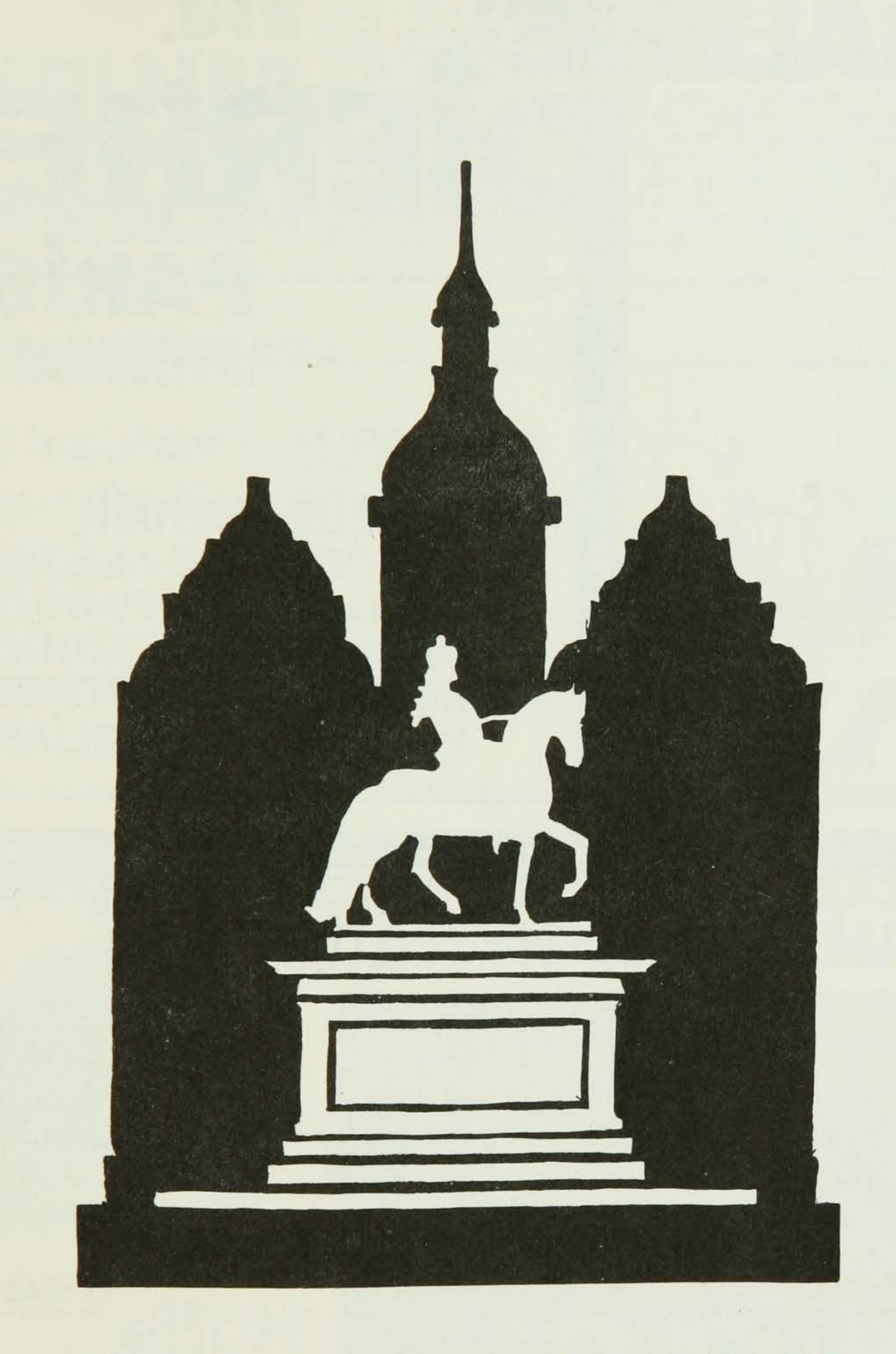
*„Tristan und Isolde“, Erwartung, Ankunft, Liebesjubel. Für Orchester bearbeitet und dirigiert von Prof. Dr. M. v. Schillings. Parlophon 9806.*

*„Kaisermarsch“, dirigiert von Sir Dan Godfrey. Scala-Theatre, London. Columbia L. 2003.*

*„Rienzi-Ouvertüre“, Teil I, II, III. Philadelphia Sinfonie-Orchester: Leopold Stokowski. Electrola E. I. 158 und 159.* — Rückseite: *„Götterdämmerung“, Finale. Dirigent: Stokowski, Philadelphia Sinfonie-Orchester.*

*„Lohengrin-Vorspiel“ zum 1. Akt. Amsterdamer Concertgebour-Orchester. Dirigent: Mengelberg. Odeon 8330.*

*„Die Meistersinger von Nürnberg“, Vorspiel. Staatskapelle, Dirigent: Generalmusikdirektor Leo Blech. Electrola E. J. 43.* — Sehr lehrreich für Wagner-Schwärmer und -Verneiner, wie die fossilen Kuriosa strengster Bayreuther Tradition mit modern gelockerter Auffassung kontrastieren. Die erfreulich respektlose Straffheit und klangvolle Unsentimentalität Stokowskis, die vorbildlichen Streicher Mengelbergs und die transparente Polyphonie Blechs werden gewiß stärksten Beifall finden.



DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG MAI — OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN
DER GEGENWART

# HERMANN BALL UND PAUL GRAUPE

BERLIN W 10, TIERGARTENSTRASSE 4

VERSTEIGERN

*AM 8. MAI:*

EINE SAMMLUNG GOLDEMAILLIERTER DOSEN
DES 18. JAHRHUNDERTS / ANTIKES SILBER

*AM 15. MAI:*

DIE EINRICHTUNG UND SAMMLUNG S. M.

CHINESISCHE UND EUROPÄISCHE PORZELLANE DES
18. JAHRHUNDERTS, MÖBEL, GEMÄLDE, TEPPICHE USW.

◆

ILLUSTRIERTE KATALOGE AUF WUNSCH NACH ERSCHEINEN




ANTIQUARIAT
**ULRICO HOEPLI**
MAILAND

**AUKTION**
3. UND 4. MAI 1928

Reichillustrierter Katalog erscheint binnen kurzem.

Handschriften, Miniaturen, Inkunabeln, Holzschnittbücher, Dixhuitième. Einbände. Eine Sammlung von 221 „Rappresentazioni Sacre".

LIBRERIA ANTIQUARIA ULRICO HOEPLI
GALLERIA DE CRISTOFORIS, MAILAND (ITALIEN)

**Briefmarken**

Seltene Briefmarken kaufen und verkaufen Sie am besten auf meinen großen Versteigerungen. Verlangen Sie kostenlose Zusendung der reich illustr. Versteigerungskataloge, sowie von Probenummern der „Frankfurter Briefmarken-Zeitung"

**S.W. Heß, Frankfurt a.M., Goethestr. 2**

**Bad Kudowa** Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause. Aller Komfort. Mäß. Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5

**Obersalzberg** BERCHTESGADEN (1000 m)
Hochwald. Pension Buchenheim. Höhensonne.

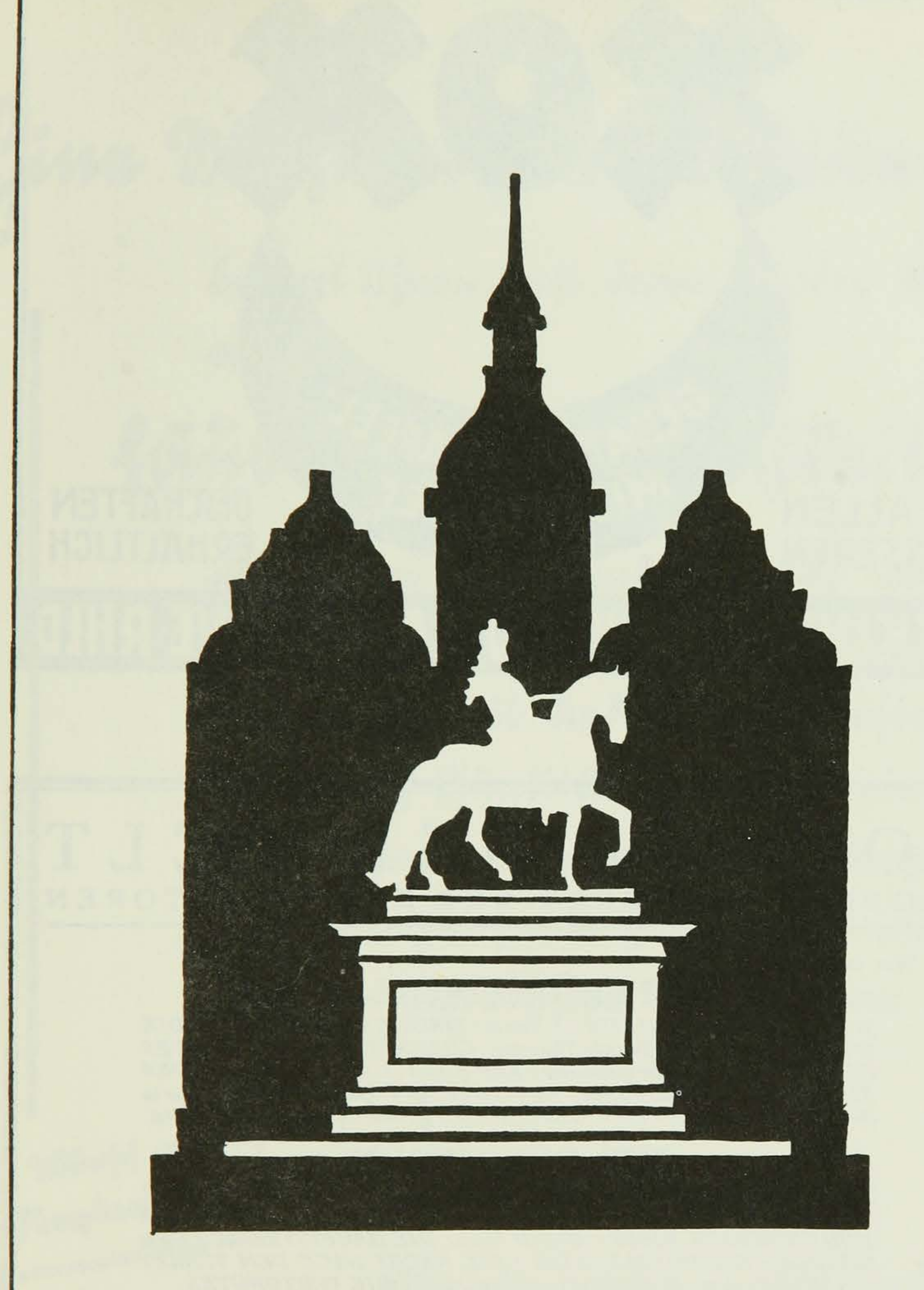



# VENUS IN DEN FISCHEN

**Ein neuer Roman von Max Mohr**

Ein Roman von Astrologie und Liebe. Die Geschichte einer jungen Ärztin, die nach der gefährlichen Konstellation ihrer Sterne schlimmster erotischer Verirrung preisgegeben sein müßte, wenn nicht ihr Leben den vermeintlichen Sinn der Sterne umdeuten würde. Symbol ihrer Liebe sind die realen, lebendigen Fische des Meeres, die sich ohne körperliche Vereinigung paaren und so ein Gleichnis keuscher Hingabe geben.

**Preis 3 M, in Leinen 4.50 M / VERLAG ULLSTEIN**



DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG MAI — OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN
DER GEGENWART


XOX
GEBÄCK- u. WAFFEL-
MISCHUNGEN
IN ALLEN
BESSEREN
GESCHÄFTEN
ERHÄLTLICH
BISKUITFABRIK „HOLLAND" CLEVE RHLD.



Gebr. Mangold

DÜSSELDORF

SCHADOWSTRASSE 23

Das führende Haus für Mode
und Sport

Immer das Neueste für die elegante
Dame und den vornehmen Herrn

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang — Heft 5


## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen*
*im Text und auf Tafeln*

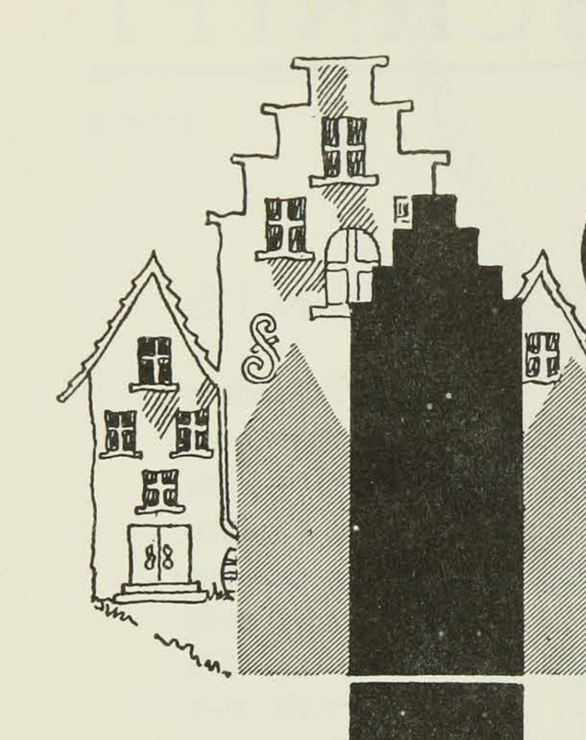
*

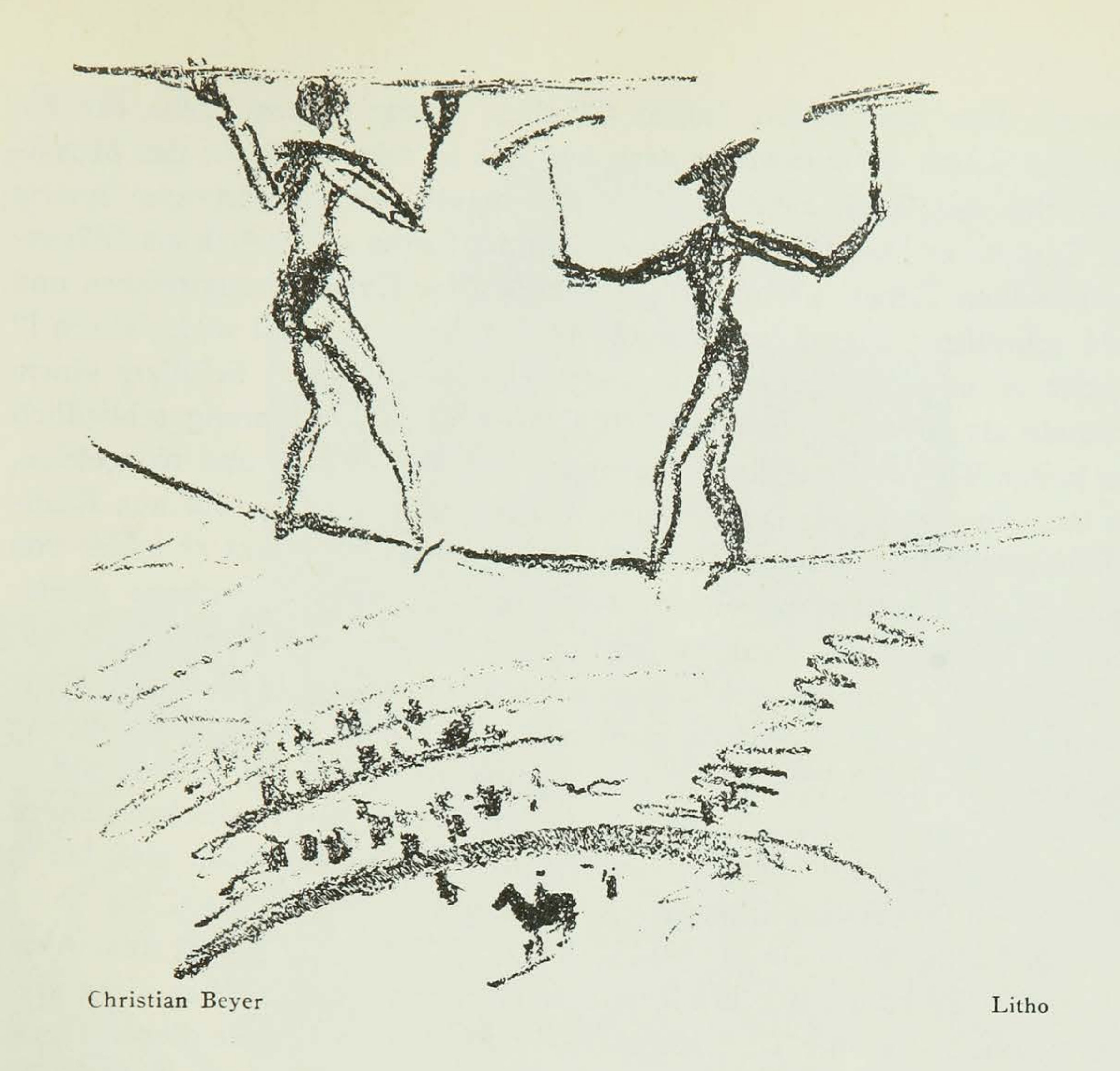
*Umschlagbild nach einer Zeichnung von Pablo Picasso*
*(Editions Cahiers d'Art)*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK


Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag





Christian Beyer	Litho

# DÜSSELDORF

Von

*HERBERT EULENBERG*

Ein sonderbarer Unstern scheint über dieser Stadt als Kunststadt zu schweben. Der Theaterkundige kennt die Unglücksgeschichte der Immermannschen Bühnengründung hierselbst, eines der vielen Versuche, den Deutschen ein Nationaltheater zu errichten. Dies Wagnis scheiterte an dem Versagen der Bürgerschaft und an der Gleichgültigkeit der Düsseldorfer Altstadt gegen die Schauspielkunst, die hier immer nur als besseres Hänneschen angesehen und mißachtet wurde. „Gewöhnt, überall als mauvais sujet in Deutschland zu gelten, weil ich mich mit dem Theater befasse," schreibt Grabbe anno 1834 aus Düsseldorf, „sehe ich mich hier als eine Art Taschendieb oder Bagnosträfling betrachtet, weil ich allabendlich, wenn gespielt wird, ins Schauspiel gehe. Meine Wirtin verschließt ängstlich alle etwas wertvolleren Gegenstände vor mir und hat meine Bude jeder kostbaren Ausschmückung beraubt — wofür ich ihr im stillen dankbar bin — aus Furcht, ich könnte lange Finger machen. Komödiant und Kanaille scheinen hier Synonyma zu sein."

Heute steht Immermann stolz in Bronze vor dem Düsseldorfer Stadt-

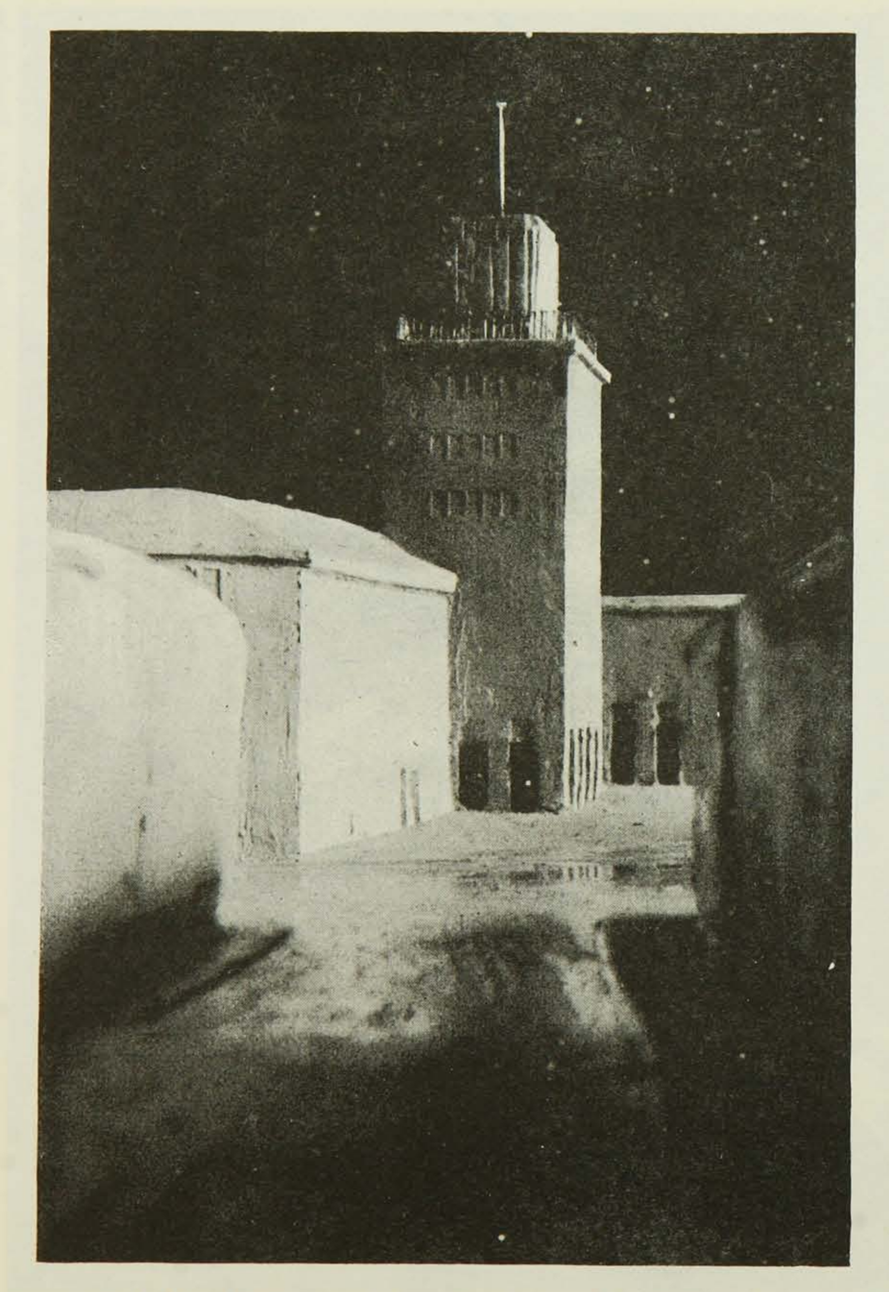
theater. Aber von seinem hohen Glauben, seiner heißen Liebe für die deutsche Kunst ist blutwenig noch hierorts zu verspüren. In der Musikgeschichte der Stadt sieht es nicht viel besser aus. Mendelssohn feierte den Tag, da er Düsseldorf verlassen konnte, fortan alljährlich als Glückstag in seinem Leben. „Man soll den Tag rot im Kalender anstreichen und dazu schreiben: ‚Heute ist Prinz Felix Mendelssohn Heil widerfahren'!" schrieb er unter Anlehnung an eine Stelle im „Fiesko" Schillers einem Freunde als letztes aus Düsseldorf. Robert Schumann sprang schließlich aus lauter Verzweiflung über die ewigen Schwierigkeiten und Nörgeleien, die man ihm als Leiter des hiesigen Musikvereins machte, wie aus Kummer über seine drohende Krankheit in den Rhein, aus dem er leider von einem Brückenknecht zu einem trübseligen Ende im Irrenhaus wieder herausgefischt wurde. Brahms, dem man die Stelle und Nachfolge Schumanns antragen wollte, erklärte von vornherein, gewitzigt durch Schumanns traurige Erfahrungen, er würde trotz seiner warmen Zuneigung für das rheinische Wesen lieber in Hamburg Drehorgel spielen als in Düsseldorf einen künstlerischen Posten annehmen. Solche abschreckenden Beispiele für den mangelnden Kunstsinn dieser Stadt ließen sich bis in die jüngste Gegenwart scharenweise aufstellen.

Dabei gibt die Stadt ein hanebüchenes Geld für die Kunst aus. Aber immer an der verkehrten Stelle und stets an die Leute, die es nicht verdienen, und nie an die Tüchtigen, die der Stadt zum Ruhme dienen könnten. Flechtheim wollte einmal ohne jeden Kommentar die Bilder der *Kunstdezernenten* Düsseldorfs aus den letzten Jahrzehnten veröffentlichen. Stand aber dann aus Mitgefühl für diese braven Herren und für die Stadt von seinem Vorhaben ab. Immer wieder gibt es hier Schwärmer oder Unternehmer, die Ansätze machen, Düsseldorf mit der Kunst da draußen in der Welt in lebendige Fühlung zu bringen. Aber sie erlahmen dann wieder an dem zähen Widerstand, den die musenfremde Großindustrie wie das kleine Volk diesen höheren Bestrebungen solcher „Gecken" entgegensetzen. Es ist, als ob diese Stadt sich immer aufs neue gegen den Anschluß an die wahre lebendige Kunst und ihren Umlauf sträube und von ihr zurückziehe, wie sie es ja auch fertiggebracht hat, sich durch ein mühsam geschaffenes, mordsteures, sandiges, ödes Vorgelände in ihrem schönsten Teil, der Cäcilienallee, mit Gewalt vom Rheinstrom abzusondern. Manchmal denkt man fast abergläubisch, die bittern westfälischen Flüche, die Grabbe beim Verlassen der Stadt über dies „größenwahnsinnige Krähwinkel" ausgestoßen hat, seien von irgendeiner höheren Macht erhört und vollstreckt worden. Der Dichter des „Hannibal" entwischte aus Düsseldorf an einem Maimorgen des Jahres 1836, nachdem er vorher länger überlegt hatte, ob er sich nicht als Denkzettel für die Stadt vom alten Schloß in den Rhein werfen sollte, wie es dann später Schumann getan



Ausstellung Gal. Flechtheim

Max Beckmann, Bildnis Zeretelli

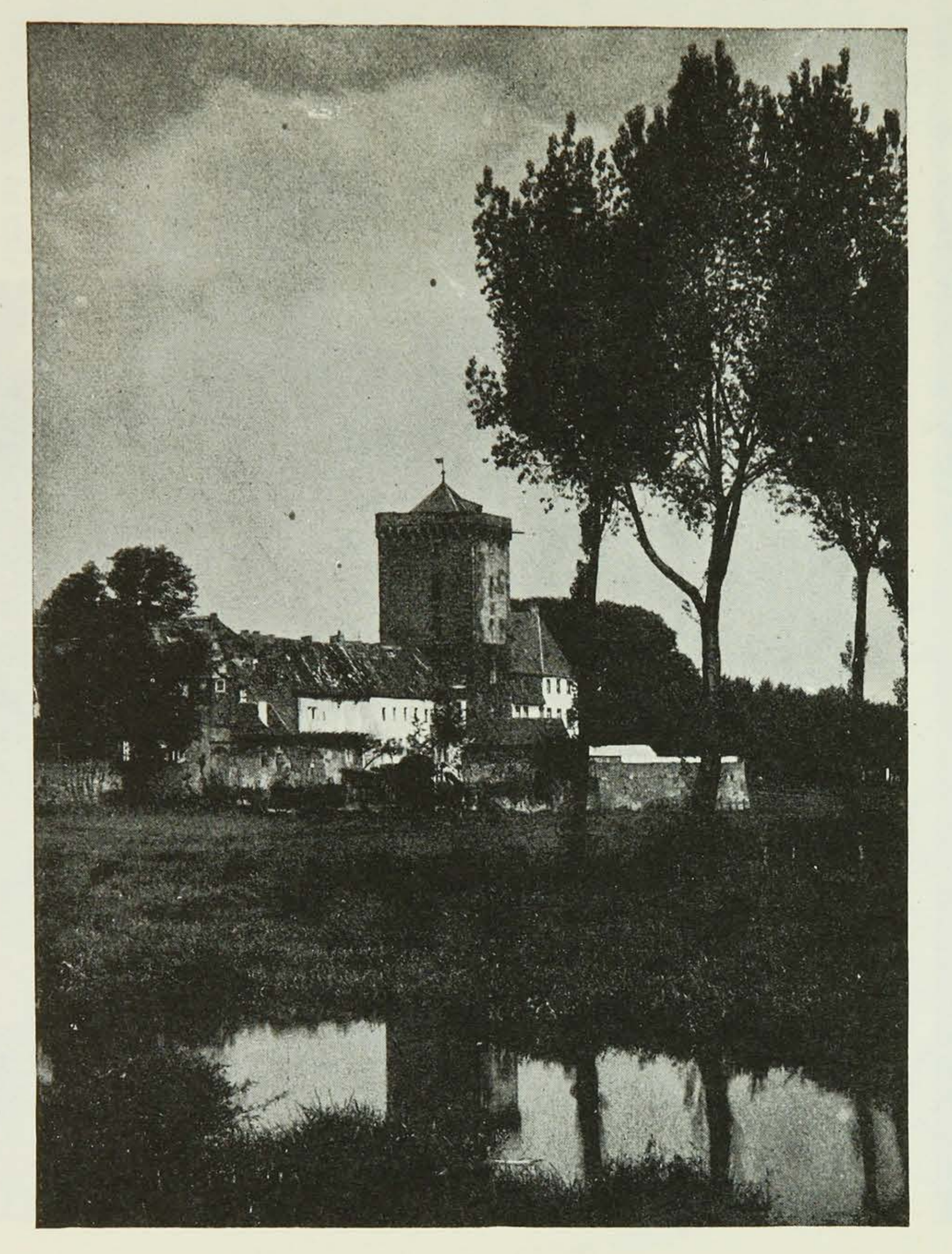


Carl Wach, Entwurf für das Düsseldorfer Rathaus

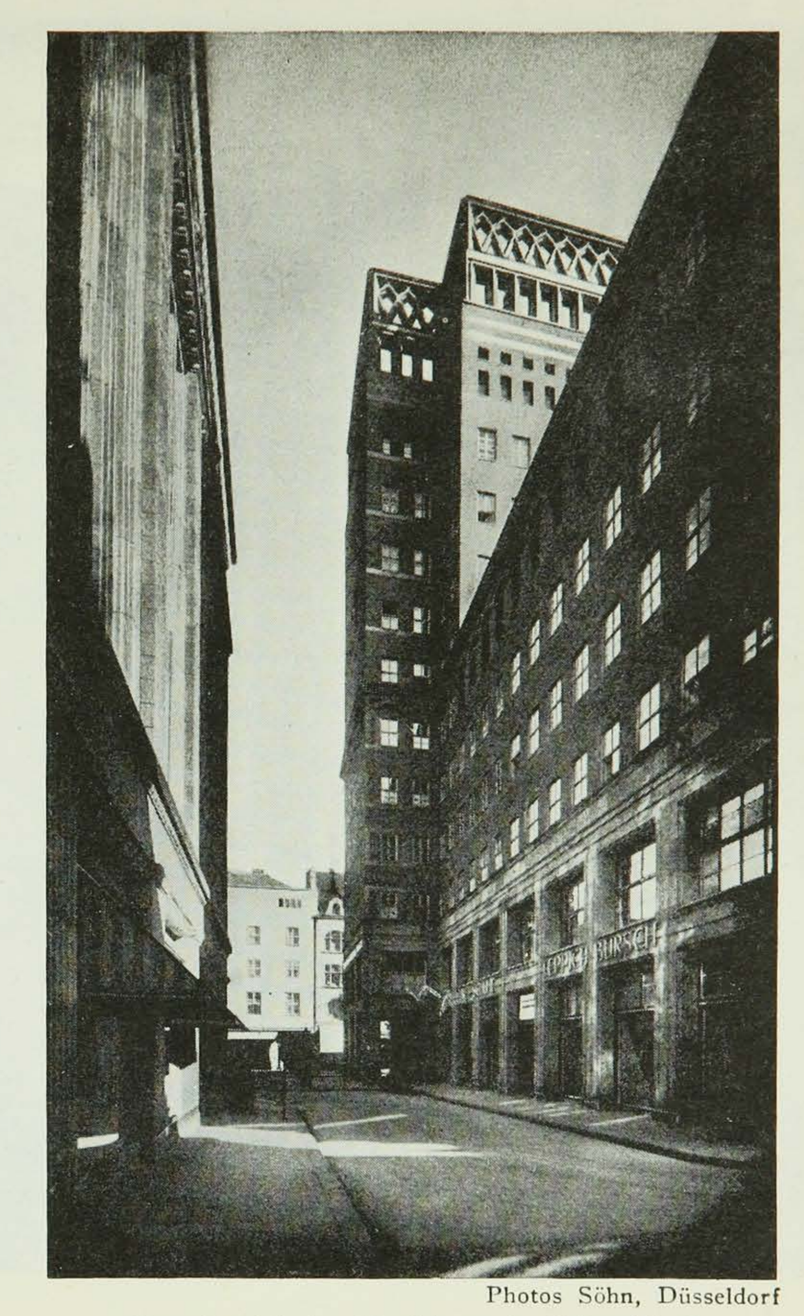


Photo L. Schaller, Stuttgart

Die fürstlich Urach'sche Burg Lichtenstein



Zons bei Düsseldorf



Photos Söhn, Düsseldorf

Das Kreis'sche Hochhaus in Düsseldorf



Privatbesitz, Düsseldorf

Ernst te Peerdt, Die Vorhalle des Berliner Alten Museums. 1877

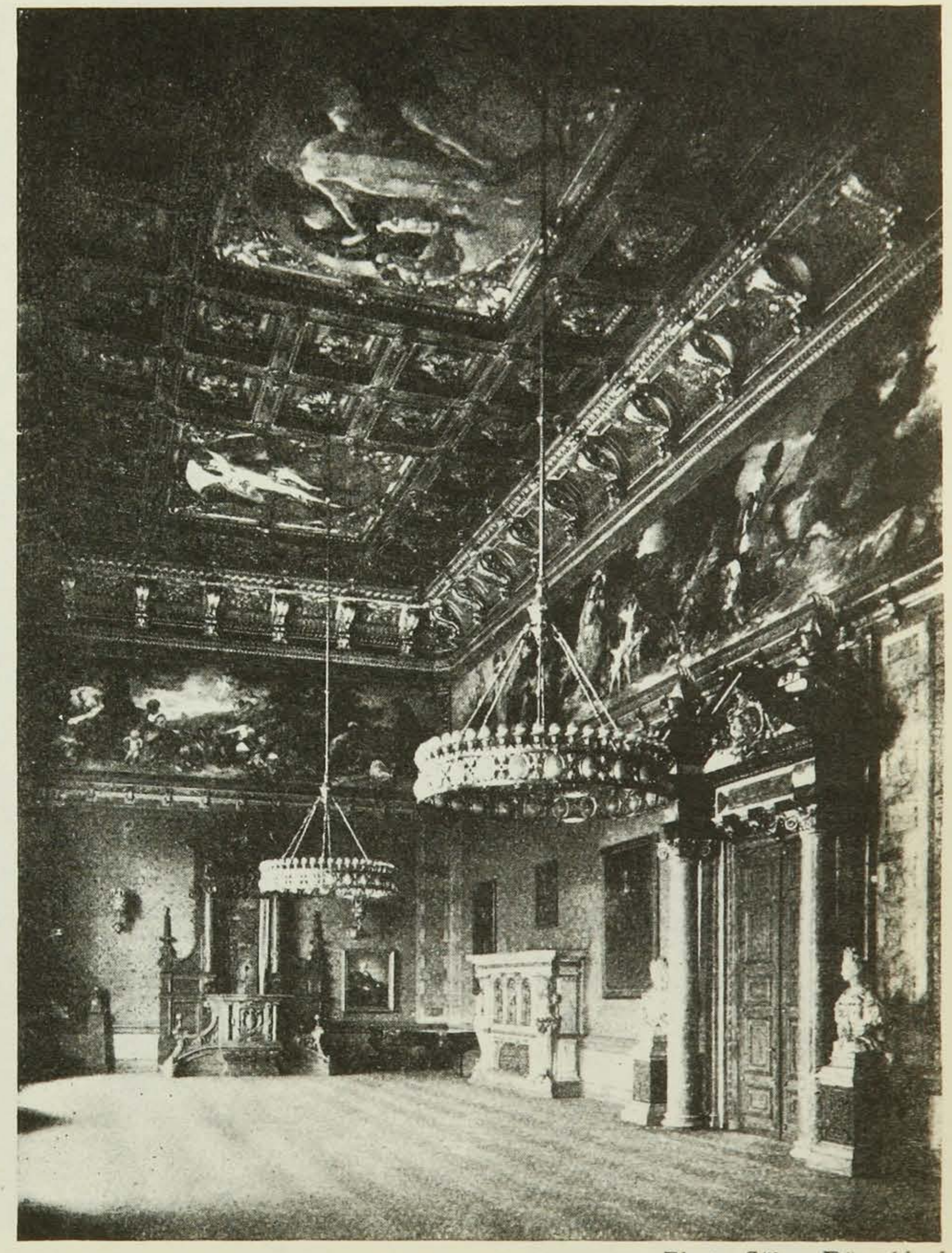
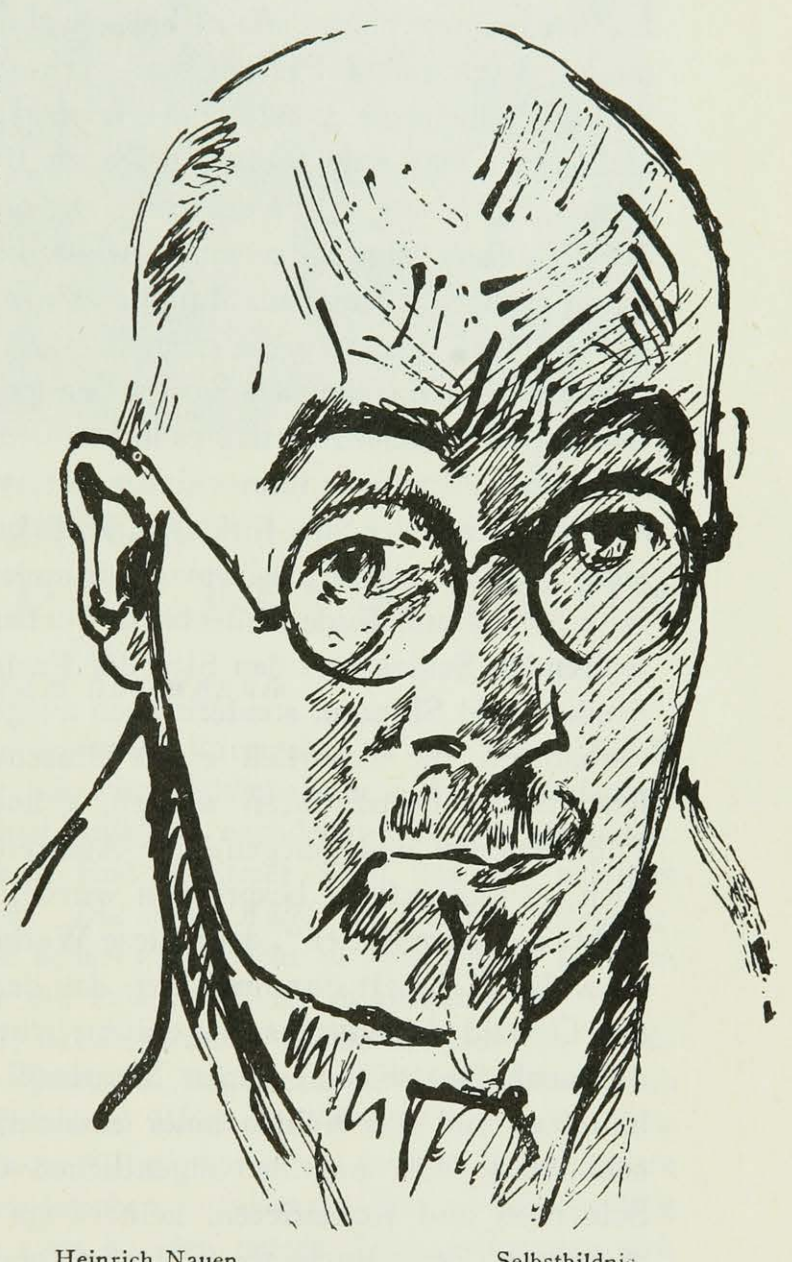


Photo Söhn, Düsseldorf

Die Aula der Akademie Düsseldorf

hat. Seine letzten Pumpversuche bei einem sehr wohlhabenden Altbürger hatten mit einem Angriff des Hofhundes auf seine ohnedies schon beschädigten und arg verkrumpelten Hosen geendigt. Im Warten auf den Postwagen des Hauses Maurenbrecher, der ihn über Hagen in seine Heimat nach Lippe-Detmold tragen sollte, begegnete ihm noch dies: Vor Müdigkeit und Schwindelanfällen, an denen er in diesem letzten Jahr vor seinem Tode schon unaufhörlich litt, hatte er sich auf einen der Marktkörbe gesetzt, die um das kupfergrüne Denkmal des reitenden Kurfürsten „Jan Wellem", des Stolzes von Düsseldorf, herumstanden. Unglücklicherweise befanden sich in diesem Korbe — Eier. Und da Grabbes Schwergewicht, wiewohl er damals schon engelleicht war, sich doch noch immer als zu gewichtig für Eierschalen herausstellte, geschah es, daß einige Eier zerbrachen. Der ermattete und erschrockene Dichter stand zwar sogleich wieder von dem Korbe auf, über dem er über sein Schicksal wie sein Marius über den Trümmern von Karthago gebrütet hatte. Aber die Wut der rheinischen Marktweiber über diesen Träumer, dieses „Döppen", diesen „Doll" war so entfacht, daß erst ein kleines und dann ein allgemeines Bombardement mit den zerdrückten Eiern und etlichen faulen Aepfeln gegen diesen verrückten „Künstler" begann.



Heinrich Nauen Selbstbildnis

Mit Mühe rettete sich Grabbe vor diesen Racheweibern und Furien, indem er schleunigst in die heranrollende Post stolperte, wobei er feststellte: „Nun werde ich, ohne jemals hier aufgeführt worden zu sein, mit allen Attributen des durchgefallenen Autors aus dieser Stadt hinausgefeuert. Wie würde es mir erst ergehen, wenn diese Leute hier eines meiner Stücke gesehen und erlebt hätten!"

# DAS NEUE DÜSSELDORFER KUNSTMUSEUM

Von

*WALTER COHEN*

Die Düsseldorfer haben nun endlich eine städtische Galerie. Wenn ich an die sogenannte Kunsthalle zurückdenke mit ihrer an ein Tingeltangel erinnernden Fassade und ihren überhohen, schlechtbeleuchteten Sälen, so überläuft es mich noch nachträglich kalt. Man mochte dort hineinhängen, was man wollte, seien es Bilder Hasenclevers oder Liebermanns, irgendwie wirkte dort alles wie eingekerkert, als „Museumsstück", als „Maschine" im Sinne jener Ausstellungsleinwände, die so lange mehr durch riesiges Format als durch riesigen Gehalt die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde zu erzwingen suchten. Die Neuordnung in den Sälen des neuen Düsseldorfer Museums am Hofgartenufer versucht der Tatsache allgemeine Geltung zu verschaffen, daß es in Düsseldorf seit den Zeiten der alten Kurfürstlichen Akademie immer eine qualitätvolle Malerei und Graphik gegeben hat, daß gerade der Sinn für das Malerische hier, in Hollands Nachbarschaft, mehr gepflegt wurde als in mancher anderen Akademiestadt, daß u. a. bereits Knaus und beide Achenbachs vorbereitet haben, was man mit einem treffenden Schlagwort den Sieg der Farbe genannt hat. Es sind nicht nur Studien und Skizzen, sondern auch ausgeführte Gemälde in reicher Fülle vorhanden, die sicherlich einen Umschwung in der Bewertung dieser Rheinländer herbeiführen werden, gründlicher, als es durch vereinzelte Publikationen und gelegentliche Ausstellungen, von denen die von 1925 auch im Querschnitt besprochen wurde, zu ermöglichen war. Es ist gar nichts zu „ehrenretten", denn diese Werke sprechen durch sich selbst. Wer etwa das Kabinett durchmustert, das den spritzigen Farbenimprovisationen Oswald Achenbachs eingeräumt wurde, wird mit Erstaunen gewahr, daß auch Deutschland seinen Monticelli hatte, und daß nur die Zeitverhältnisse und das Fehlen einer einsichtigen lokalen Kunstkritik es verschuldeten, daß man den eigentlichen Charakter dieser Kunst, die ein Schweben und Kokettieren, keineswegs ein Illustrieren für die Bedürfnisse von Frau Buchholz in Italien war, so lange verkannt hat. Kein Deutschrömer ist dieser Oswald, wie es Rottmann und in gewissem Sinne auch Schirmer, der Lehrer des Andreas Achenbach, waren, vielmehr ein Deutschvenetianer, der ähnlich Guardi, Piazetta und Longhi mit der Farbe spielt und sie lieber in Kaskaden niederstürzen und in jedem Lichtzauber von Tag und Nacht auffunkeln läßt, als daß er ihr weise komponierend die Flächen zu spröder Wirkung zumißt.

Wirklich gute Jahrgänge sind in der rheinischen Malerei so selten wie gute Weinherbste. Dieser Oswald war eine Edelkreszenz. Ziemlich

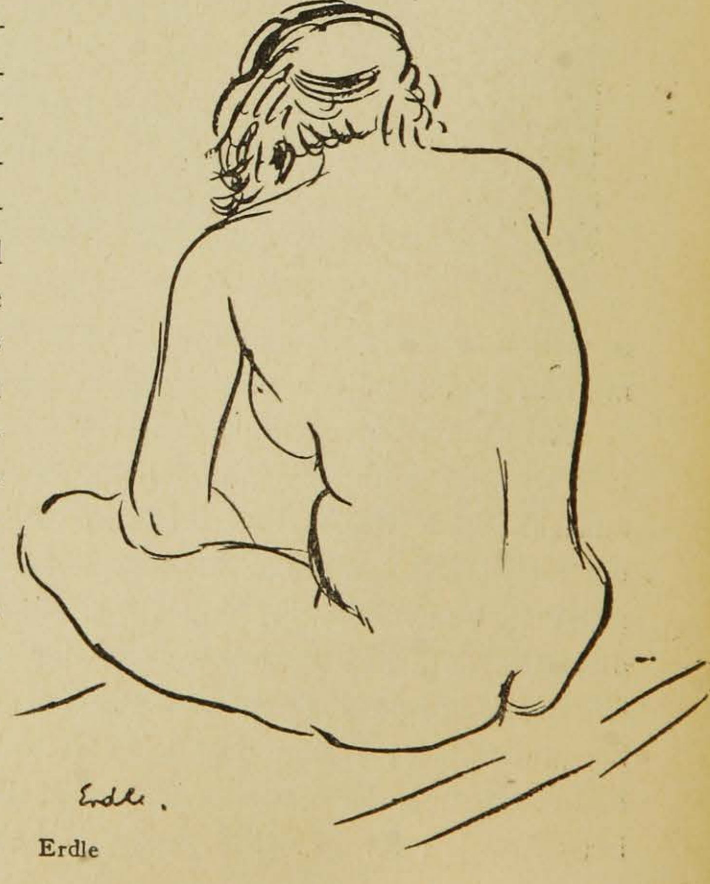

Julius Bretz

säuerlich wirkt, was um ihn herumwuchs, und was nach ihm kam. Es muß in jenen Jahren viel geregnet haben.

Aber da ist der alte Ernst te Peerdt, und wenn wir ihm nahen, wird uns wärmer ums Herz, und jene Wand des geräumigen Kabinetts, die ausschließlich Kabinettstücke und Oelstudien von ihm bringt, ist sogar ein Kernstück des neuen Museums. In der Mitte die oft abgebildete Frau mit dem blauen Schlips von 1879, ein Bild, dessen Delikatesse die ganze offizielle deutsche Bildnismalerei der siebziger und achtziger Jahre mit einem leisen und doch entschiedenen Ruck in ihre Schranken weist, um sie herumgruppiert intime Landschaftsstudien aus Wald und Feld. Es ist nichts Sprühendes dabei, wie wir es bei Oswald und gelegentlich sogar bei Christian Kröner finden, wohl aber Stille, Versenkung und eine per-

sönliche Handschrift im Malerischen, die irgendwie dem Versuche widerspricht, gerade die Landschafterei te Peerdts ins Düsseldorfische einzuordnen. An anderer Stelle, in den großen Sälen, findet man u. a. den berühmten „Kupferdrucker“ dieses Malers, an einer Wand mit Bildern von Kokoschka, Hofer, Nauen usw. eines jener merkwürdigen Stilleben, mit denen der heute Fünfundsiebzigjährige sich während des Krieges die innere Unrast abreagiert hat. Dieses helle Bild der grünen und gelben Gurken und des Kupferkessels, das an Chardin anknüpft, um ihn gleichzeitig zu verleugnen, ist im neuen Museum vielleicht das merkwürdigste Werk des problemreichen Künstlers, dem man gerne einen Saal eingeräumt hätte, wenn die Gemälde der verschiedenen Perioden — aus der neuesten stammen zwei graue, vergeisternde Selbstbildnisse — nur besser zusammengingen. Die Lösung, daß in verschiedenen Sälen verschiedener Generationen die hier und da verstreuten Werke immer wieder an seine nie beanspruchte und doch im tiefsten Grunde vorhandene geistige Führerschaft erinnern, schien die bessere zu sein.

Ein Versuch, aus kaum verklungener Vergangenheit Geschichte zu machen, kündet sich im sogenannten Sonderbundsaale an. Deusser, Clarenbach, Bretz, Schmurr und Ophey sind hier vertreten, ferner die ihnen wenigstens innerlich verwandten Westendorp und Champion. Ein einheitlicher Raum, weil eine gewisse Einheit, sei sie auch nur geschmäcklerischer Art, diese Maler verbindet. Es sei ihnen niemals vergessen, daß sie als erste, mit Flechtheim, Hagelstange, Niemeyer (heute in Hamburg), Reiche und anderen Kunstfreunden im Bunde, den erfolgreichen Versuch machten, Düsseldorf aus seiner tödlichen Isolierung zu befreien. Bretz und Schmurr sind sich im Grunde treu geblieben, während besonders Deusser, dessen erste Periode ein treffliches Kürassierbild veranschaulichte, in seinem Stile Tastversuche macht, die bei aller Unsicherheit niemals vergessen machen, daß er als Maler einer der ersten Könner Düsseldorfs geblieben ist, auch nachdem er, ein grollender Achilles, sein Heim jenseits der Grenze in einem Kastell Hollands aufgeschlagen hat.


Erdle



Krawtschenko Holzschnitt

# LENINGRAD, DIE MUTTER DER REVOLUTION

Von

*WILLIAM BLUMBERG*

Das „nordische Palmyra", die ehemalige Zarenstadt an der Newa, die in ihrer grauen Wintercouleur wie eine Schönheit in nicht allzufrischem Negligé anmutet, liefert reichlichen Anlaß zu nachdenklichen Betrachtungen.

Beides, *Pracht und Schäbigkeit,* sind in dieser Stadt von der nebligen Monotonie der Jahreszeit gedämpft. Die eisige *Kälte,* die wie die Geräumigkeit und die Leere den Eindruck beherrscht, macht es den Sinnen fast unmöglich, sich auf die Einzelheiten des äußeren Bildes zu konzentrieren.

Gleich am „Oktober"-Bahnhof, dessen Zufahrt anachronistisch das Denkmal Alexanders III., das massive (jetzt als „Vogelscheuche" durch einen Vers von Demjan Bedny dem Volke geweihte) Werk Trubetzkois ziert, wird man von jener eigentümlichen Leningrader Kälte empfangen, die sich in das Innere der Wohnhäuser, Läden und Behördestuben fortpflanzt. Das verhältnismäßig schwach bevölkerte Stadtzentrum kann bei den teuren Brennstoffpreisen sich den Luxus einer ausreichenden Wärme nicht gestatten.

Die ehemaligen herrschaftlichen Wohnungen Petersburgs waren meistens für einen verschwenderischen Holzkonsum eingerichtet, und es ist daher kein Wunder, wenn man unter den heutigen Verhältnissen vom Treppenflur bis in die geräumigen Wohnzimmer hinein von einer unbehaglichen, feuchten Kälte verfolgt wird. Die Schäbigkeit der Innenarchitektur trägt ein Weiteres zum Gefühl des Unbehagens bei. In einer sonst gut aussehenden Wohnung in einem *modernen* Hause fand ich noch die aus dem Moskauer Stadtbilde längst verschwundenen Kleinofenrohrleitungen, die an eine Schmiedewerkstube erinnern. Die Zentralheizungsanlage des Hauses war, allerdings seit dem vergangenen




Krawtschenko Holzschnitt

Jahre erst, wieder instand gesetzt, die Einwohner des Hauses waren jedoch nicht in der Lage, die Mittel für die Beschaffung der Feuerung aufzubringen...

Auch im Hotel „Europa" und bei den Behörden, wenigstens auf den Treppenfluren, merkt man es, daß Heizmaterial nicht zu jenen Gütern gehört, die in dem heutigen Klima Petersburgs reichlich wachsen...

Dem aus Moskau Kommenden, der noch das Gefühl der Enge seiner Häuser und Straßen in lebhafter Erinnerung hat, fällt die imponierende *Weite* und Geräumigkeit der Stadtverhältnisse Leningrads auf, wie sich dessen öffentliche Bauten wohltuend von der architektonischen Langweile Moskaus (vom Kreml abgesehen) unterscheiden. Man spürt hier den Atem der westlichen Kultur in weit größerem Maße als dort. Dem gesellt sich aber alsbald die Empfindung der *Leere,* wenn man die stillen Häuserfronten (und die nicht selten mit Brettern beschlagenen Tür- und Fensteröffnungen) an der Moika, dem Jekaterininski-Kanal und in den übrigen früher besten Wohngegenden Petersburgs gewahr wird.

Wandert man von dem noch heute belebten Prospekt des 17. Oktober (ehemaliger Newski) etwas seitwärts, dann wundert man sich, was die Riesenhäuser in den verzauberten Straßen da zu tun haben, die wie verlassene Gespensterschlösser aussehen.

Um die Menschenleere dieser Innenstadt sich zu vergegenwärtigen, sei daran erinnert, daß Petersburg jetzt 600 000 Einwohner weniger zählt als vor der Revolution. Dieser Ausfall geht aber hauptsächlich zu Lasten der Innenstadt, wo die Bourgeoisie, die zahlreiche Beamtenschaft und die Intellektuellen der früheren Haupt- und Residenzstadt lebten, deren größter Teil sich inzwischen im Auslande oder in Moskau und in der russischen Provinz ansässig gemacht hat.

Die Geräumigkeit der Verhältnisse in Petersburg ist für die Bewohner des Zentrums eine Wohltat und eine Plage zugleich. Eine *Wohltat* insofern, als man da noch Familien antrifft, die in menschlichen Raumverhältnissen leben, mehrere Zimmer bewohnen usw. Eine *Plage* ist diese Geräumigkeit seit dem letzten Wohnmietendekret geworden, insbesondere für die besser Verdienenden und namentlich die höheren Kategorien der Sowjetangestellten, die jetzt für jedes Quadratmeter Raumfläche nach einer dem Verdienst nach abgestuften

(oder richtiger: aufgeschraubten) Tarifskala zu zahlen haben. Diese Skala ist so gehalten, daß sie keinen übermäßigen Raumluxus mehr gestattet.

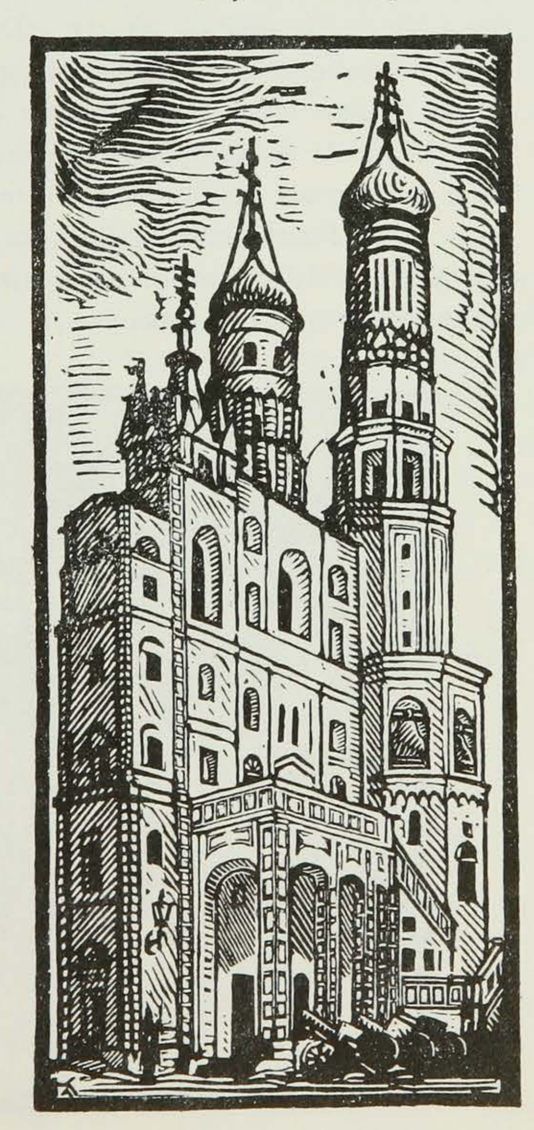
In Petersburg sucht man daher jetzt fleißig Zimmerkandidaten, deren es anscheinend nicht im Ueberfluß gibt, während die hier willkommenen Bewerber sich in Moskau nach einer Herberge totsuchen. Es ist das Tschechoffsche Bild der Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, das dem russischen Wesen so eigen ist: — „Misusja, wo bist du?" ... Man könnte fast an die Heinesche Gegenüberstellung der sehnsüchtigen Kiefer im Norden mit der schmachtenden Palme im Süden denken, wenn man nicht für die zweite Hälfte des Gleichnisses nicht Moskau, sondern — mindestens — ... Odessa wählen müßte ...

Es ist nicht deswegen, weil Moskau sich häufiger als Leningrad dem Auge gewichtiger Vertreter der Außenwelt präsentiert, daß der Sitz der Zentralregierung jetzt in frischen Farben prunkt, während die Häuserfassaden Leningrads mit wenigen Ausnahmen seit langem ungeschminkt dastehen. Die Ursache ist, daß Leningrad, infolge seiner Bevölkerungseinbuße, eine arme Stadt ist, die sich in ihrem Budget vermutlich weniger frei bewegen kann, als etwa Provinzstädte wie Charkoff oder Kieff.

Sogar auf der belebtesten Straße — dem Newski, jetzt Prospekt des 17. Oktober genannt, wird man noch Häuser finden, die mit den leblosen Augenhöhlen ihrer ausgeschlagenen Fenster und der öden Ansicht der unbewohnten Etagen einen deprimierenden Eindruck machen.

Die Spuren des Bürgerkrieges, die in Moskau längst ausgemerzt sind, kann man hier noch überall an den Häuserfronten dieser Verkehrsader (so am Anitschkin-Palais) wie an anderen Schauplätzen der Oktoberereignisse erkennen. Der Kugelregen der Maschinengewehre hat Merkmale hinterlassen, die an dem Antlitz der Gebäude wie Tränenspuren haften, die ein Jahrzehnt nicht zu löschen vermocht hat...

An dem Ziel seiner Wanderung angelangt, sieht man verwundert auf: Also dies ist das *Winterpalais!* die feste Burg, vor welcher die russische Geschichte stets verdrossen umkehren mußte ... Gott, eine schäbigere Außenansicht hätte auch ein Landsitz eines exmittierten Gutsherrn irgendwo im Saratoffschen nicht dem Auge des Besuchers bieten können! Und der Gedanke überwältigt: Das Jahrzehnt der Revolution ist eine Zeitspanne zwischen *zwei Welten.* In dieser kurzen Spanne Zeit ist ja die Stadt *Peters des Großen* zur Stadt



Krawtschenko Holzschnitt

*Lenins* geworden ... Es ist noch immer das nach Europa geschlagene Fenster des großen Landes, die zierliche Gardine ist aber durch einen saloppen Vorhang ersetzt, und der Dreinschauende erblickt ein bürgerliches Interieur, wo früher die Paraderäume des Reiches zu protzen pflegten ...

Die Stadt Peters und Lenins, die von der Natur dazu erkoren war, die *Mutter der Revolution* zu werden, steht jetzt von dieser recht verwahrlost, verlassen und vernachlässigt da. Die Geschichte kennt keine Dankbarkeit ...

Trotz der vielen neuen Straßennamen, die in ihren wunderlichen, an Jugend- und Abenteurerromane erinnernden Zusammensetzungen (zum Beispiel Ul. Kraßnych Sorj — Straße der Roten Morgenröten ..., vorm. Kraßnoostrowski Per.; die Straße der Dorfarmen usw.) recht erheiternd wirken, steht die Stadt Lenins trübsinniger dem Nebel der Sümpfe ergeben, als diejenige Peters des Großen. Dasselbe alte Wahrzeichen der Mißstimmung und — des Wandels.

Die Flut der Newa steigt an und ebbt ab, Wellen kommen und gehen. Wie lange ist es her, da Sinowjew im Smolny ein Regiment führte, das fester gefügt als je das eines Zaren schien. Und doch — nicht die neunte, sondern bereits die zweite Welle (die erste war: Kronstadt!) fegte Sinowjew mitsamt einer ganzen Generation erprobter Oktoberkämpen glatt weg. Mit der Masse revoltierten sie und — gingen. Die Masse duckte sich und — blieb ... Wer weiß, was die nächste Welle bringt?

In diesem Bilde des Wandels und in diesem Wandel der Bilder ragt nur der glänzende Issaki (Issaki-Kathedrale) in seinem Granitgewande frisch und jung empor, als ob ihm der Wandel der Zeiten nichts anhaben könnte. Und an seinem Hauptportal glänzt in weitaus sichtbaren Lettern die Inschrift: „Gospodi, woljéju twojéi da woswessélitsia Zarj — Herr, an Deinem Willen möge sich der Zar ergötzen ...“



Krawtschenko Holzschnitt

# MAI

Von

*BABY v. GOLDSCHMIDT-ROTHSCHILD*

Wenn die Sonne scheint, Vögel singen, alles blüht und so unerhört schön ist, daß man denkt, es wäre zum erstenmal und könnte nie wieder sein, steht im Kalender Mai.

Unten im Garten spielt die Schildkröte mit Salat, die Biene mit den Blumen, der Wind mit den Blättern, und all das mit dem Blau, das man Himmel nennt und dadurch einzusperren versucht in Buchstaben. Begriffe möchte man aus ihren engen Worten herausholen und sie fliegen lassen, wie Vögel aus Käfigen.

Spring nur von Ast zu Ast, Amsel, ich könnt' es auch. Was könnte ich nicht?! Alles! Denn es wird neu in mir wie da draußen. Große Dinge. Kleine Goldfische machen Blasen im Wasser und ein rosiges O zum Fressen.

Shakespeare, Goethe in der Bibliothek sehen ganz anders aus und leuchten aus ihren Rücken Weisheit zwischen goldenen Bänden. Was fängt man mit einem solchen Tag an? Wie Buddha weise und still trinken, unmöglich; die Bastille der Gemeinheit stürmen mit Fahnen, schon besser, oder Riesenworte, Friede und Glück bringen? Ja, ich habe es ja, an jedem Finger eine junge Möglichkeit, eben angeflogen. — Ein Kastanienblatt wird hereingeweht. Ja, das kann man eben doch nicht, diese kleinen feinen Adern, diese Zacken. ... Sonnenflecke tanzen Muster, das möchte man festhalten. Schon fort! Papier, komm her, daß ich dir's schreibe. Heute ist Mai. Nein, nein, es läßt sich nicht fangen, es ist ja nicht nur, es riecht, es lebt und tanzt.

Also mitleben! Auf der Straße wird es schon wahrscheinlicher, denn mit üblichen Allwetter-Gesichtern gehen Leute spazieren, leicht getupft, gestreift und kariert, der Saison entsprechend, aber nur äußerlich. „Des violettes pour quatre sous." Ich sehe mir zu, wie ich der Frau 5 Franken gebe und lächelnd sage: „Parce qu'il fait si beau, madame", „bon, c'est pas trop tôt". Das weht den ersten feinen Frühjahrsstaub schon fort. Aber der Hut wird zu eng für Pläne und Hoffnungen. — Napoleon hat breite Straßen gebaut. Ja, Napoleon, ganz einfach aus Korsika herübergekommen und gewollt. Ich will auch und gehe so die Champs Elysées herunter mit dem Dreimaster der Herrlichkeit. „Tiens, elle n'a pas de chapeau, une Anglaise probablement." „Chameau." Théâtre Femina. Ja, das vielleicht! Es einmal ganz von innen herausschreien, von unten beleuchtet ins Dunkle hinein, bis aus der Dunkelheit Hände klatschend werden. Bravo! Bravo! Oder Memoiren? Das wäre ja ganz leicht, denn man braucht nur zu leben, zu sein, zu fühlen, um ... aber da kommt aus den anderen heraus eine Gestalt. Du, in einem alten Wintermantel.

Zu dir und hier meine Veilchen. Aber wie schrecklich, als ich sie dir geben wollte, waren es nur noch zwei und ein Faden. Die anderen liegen mit Napoleon, der Duse usw. auf dem Pflaster zwischen dem Arc de Triomphe und der Place de la Concorde. Hier, steck' das Veilchen an, es ist doch Mai. Dank dir. Du ungeschicktes Liebes! Nicht einmal ein Veilchensträußchen kannst du alleine tragen. Wo willst du hingehen? Wo du willst! Nur nicht wieder herauf, nicht wieder den Weg zum Arc de Triomphe.

# MAIABEND IM TIERGARTEN

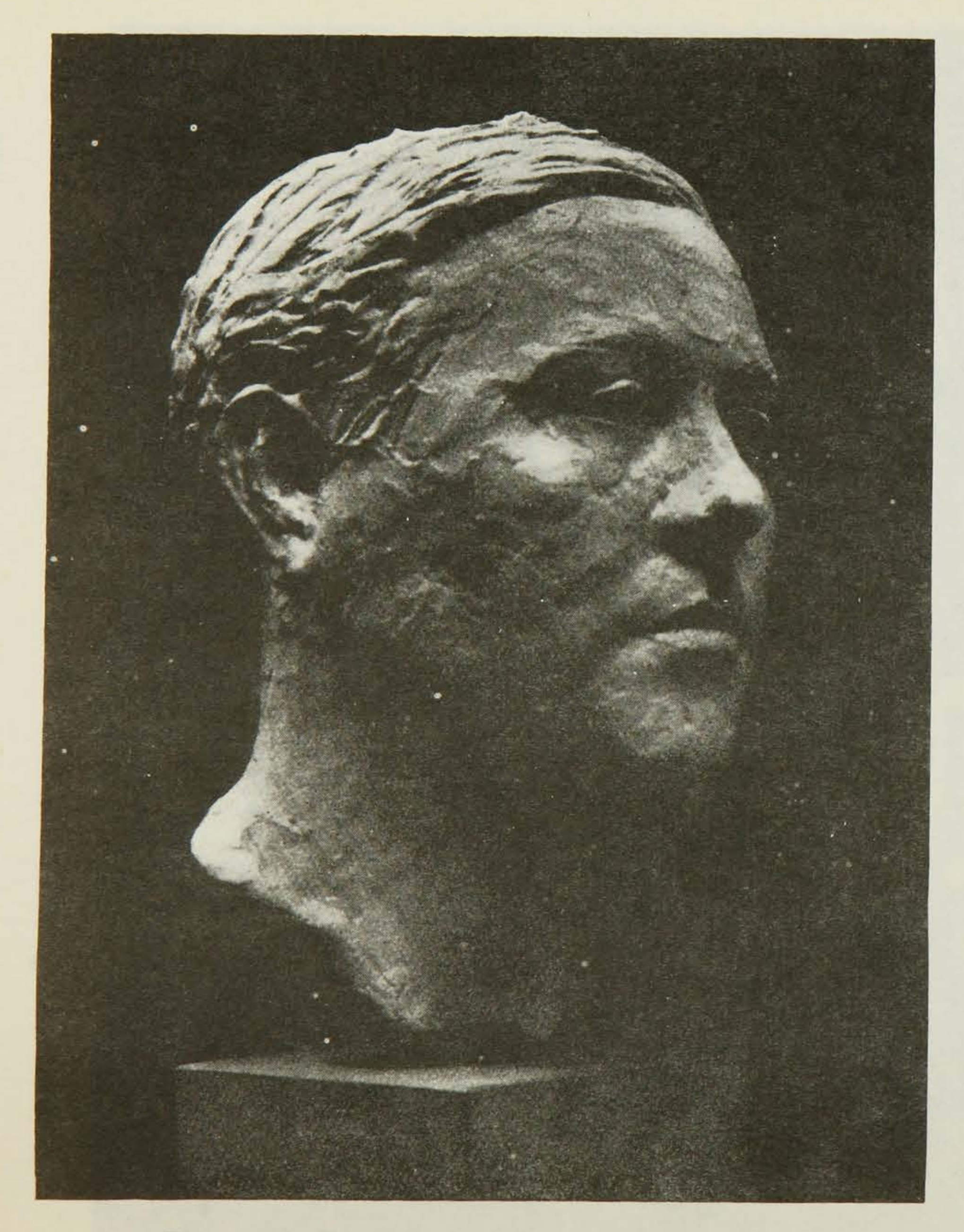
Von

*MAX HERRMANN (NEISSE)*

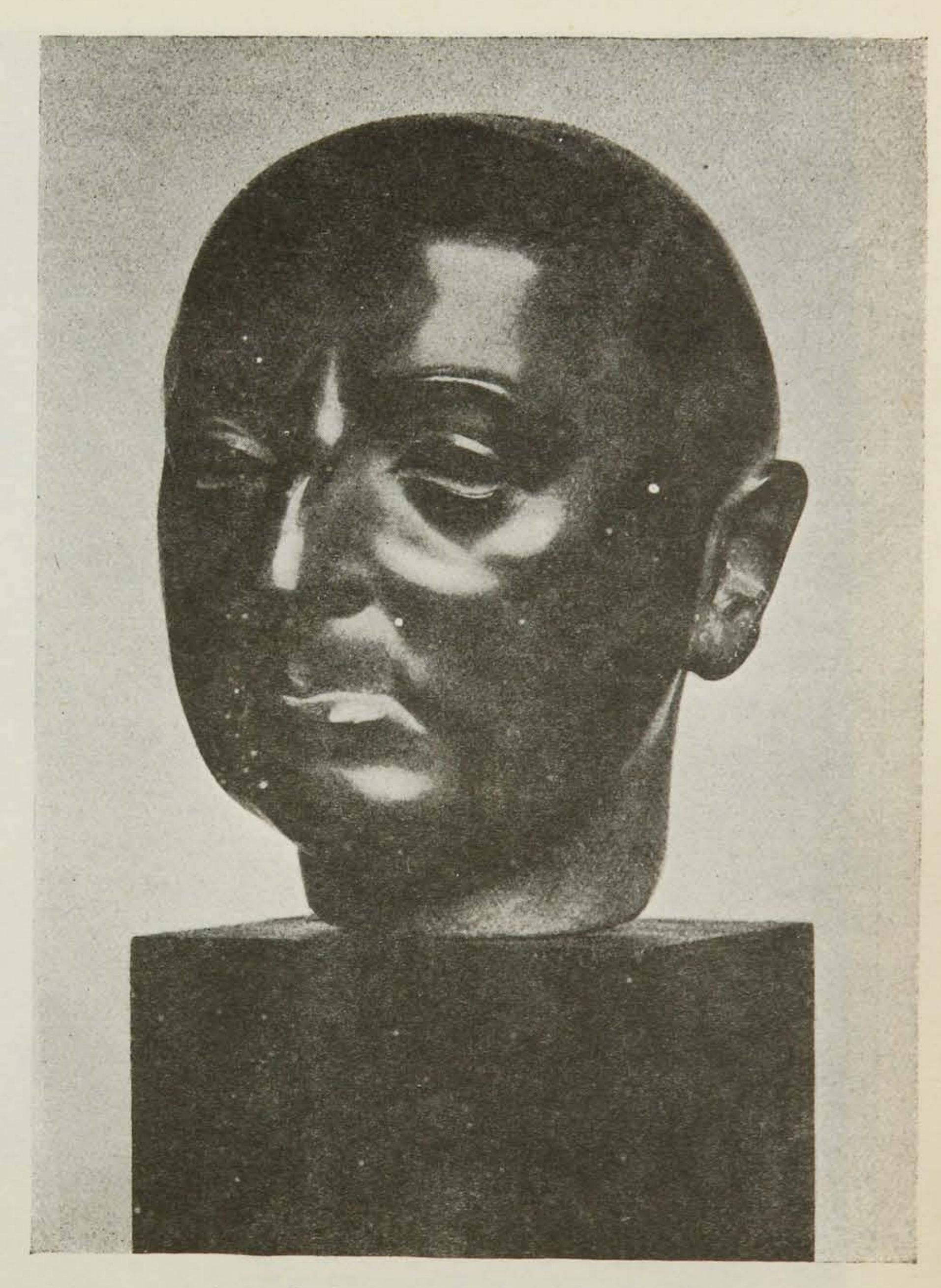
*Die Mädchen und die Knaben fahren Rad*
*in ganzen Rudeln, sportlich anzubandeln.*
*Bejahrte Pärchen selbst umschlungen wandeln.*
*Ein Hündchen nimmt im Bach sein erstes Bad.*
*Drei lust'ge Brüder stell'n ihr Grammophon*
*auf eine Bank und spielen Negertänze.*
*Es flechten Kinder sich Maiblumenkränze.*
*Hoch oben singt ein Flugzeug trunk'nen Ton.*
*Im Teiche gondelt man mit seiner Braut*
*oder allein hemdsärmlig, sich zu stählen,*
*belästigt Schwan und Enten. Bei den Pfählen*
*am Ufer stehen Angler aufgebaut.*
*Die auf dem Reitweg tun sich hoch zu Gaul,*
*besonders Barmaid Maud im Herrensitze.*
*Lehrlinge machen ihre faulen Witze,*
*Portiers bewundern stumm, mit off'nem Maul.*
*Der Händler mit Ballons berückt ein Kind.*
*Der Photograph wirbt mit verliebten Mienen*
*bei Bonnen: „Bitte nur sich zu bedienen!"*
*Fachlich geh'n Sipos durch den Mai wie blind.*
*Die Schleusenbrücke bietet Sensation:*
*Schleppdampfer und ein Kahn sind durchzulassen.*
*Die Frühlingssonne wagt sich an die blassen*
*Wangen der Mädchen aus der Konfektion.*
*Die Väter lesen ernst ihr Lieblingsblatt,*
*man raucht, man kaut Tabak, man futtert Stullen,*
*läßt sich in einen süßen Schlummer lullen*
*und sieht sich an diversen Reizen satt.*
*Fern fauchen Autos, und die Stadtbahn rollt*
*vorbei in regelmäßigen Intervallen.*
*Ein Vogel läßt sein Abendlied erschallen.*
*Das Hündchen jetzt wie irr im Kreise tollt.*
*Ein Rettiggeistprophet im haar'gen Kleid*
*versammelt einen Kreis von Gutgelaunten,*
*die eben Luftreklamen noch bestaunten.*



Eleonora von Mendelssohn als Maria Stuart. Düsseldorfer Schauspielhaus



Ernesto de Fiori, Architekt Fahrenkamp (Stein)



Arno Breker, Zahnarzt Weitz (Bronze)

*Der blinde Bettler tut nur Wenigen leid.*
*Luxusparfüms den Frühlingsduft versau'n.*
*Vornehme schwelgen auf den grünen Stühlen,*
*wo man zehn Pfennig zahlt, in Lustgefühlen,*
*die literarisch diesen Mai verdau'n.*
*Der erste Obdachlose auch schon pennt*
*auf einer Bank abseits vom Volksgewimmel.*
*Der Mond, die Sterne treten an am Himmel,*
*die Lampe in der Villenstraße brennt.*
*Der Park wird still. Nur Pärchen harren aus,*
*denn ihrer ist die Nacht, und Unbehauste.*
*Es unkt. Ein Trunkner, dem vor nichts mehr grauste,*
*wankt durch die drohenden Alleen nach Haus.*

## DÜRERWORTE

Von

*Oberstudienrat Dr. DIPTMAR*

Gott wende alle Ding zum besten.

Aufzeichnung über ein Traumgesicht 1525.

So man uns glorifiziert, so recken wir die Häls über sich und glaubens. So steht etwan ein boser Lecker dorhinter, der spott unser. Drum glaubt nit, wenn man euch lobt. Brief an Pirkheimer 1506.

Mein Lob begehr ich allein unter den Verständigen zu haben.

Brief an Jak. Heller in Frankfurt 1509?

Ein jeglich Christenmensch wirdet durch Gemäl oder Bildnuß als wenig (= ebensowenig) zu einem Afterglauben gezogen als ein frummer Mann zu einem Mord darum, daß er ein Waffen an seiner Seiten trägt. Müßt wahrlich ein unverständig Mensch sein, der Gemäl, Holz oder Stein anbeten wöllt.

Gar leichtlich verlieren sich die Kunst, aber schwerlich und durch lange Zeit werden sie wieder erfunden. Unterweisung der Messung 1525.

Es muß gar ein spröder Verstand sein, der ihme nit trauet auch etwas Weiters zu erfinden, sonder liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein anderen nach und untersteht sich nichten weiter nachzudenken.

Darum soll nit Eins das Ander werden im Geschlecht, so es unterschieden soll sein. Das ist darum geredt, daß du magst den Mann verkehrn, doch daß er nit zu einem Weib wirdet oder zu etwas Anderst, und wiederum mit dem Weib also.

Verächtlich Arbeit zu thon in Künsten ist sträflich und wirdet verhaßt in kleinen und großen Werken. Und darum ist not, daß ein Jedlicher Bescheidenheit in seinem Werk brauch, das an das Licht komm. Daraus kummt,

wer etwas Rechts will machen, daß er der Natur nichts abbrech und leg ihr nichts Unerträglichs auf.

Hüt sich ein Jedlicher, daß er nichts Unmüglichs mach, das die Natur nit leiden künn.

Das Leben in der Natur gibt zu erkennen die Wahrheit dieser Ding. Darum sich (= sieh) sie fleißig an, richt dich darnach und geh nit von der Natur in dein Gutgedunken, daß du wollest meinen das Besser von dir selbs zu finden; dann du wirdest verführet. Dann wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.

Nimm dir nimmermehr für, daß du Etwas mügest oder wöllest besser machen, dann es Gott seiner erschaffnen Natur zu würken Kraft geben hat. Denn dein Vermügen ist kraftlos gegen Gottes Geschöff.

Das Wissen ist wahrhaft, aber die Meinung betreugt oft. Darum glaub ihm keiner selbs zuviel, auf daß er nit irrig in seinem Werk werd und verfehl.

Hüt sich ein Jeder von denen zu lernen, die da wohl von der Sach reden und darneben mit ihren Händen allweg sträfliche untuchtige Werk gemacht haben, der ich viel gesehen hab. Denn wenn du ihnen folgest, so verführen sie dich, das bezeugt ihr Unkunst. Dann es ist eins ein große Unterscheid, von einem Ding reden und desselb zu machen.

Von menschlicher Proportion 1528.




Albrecht Dürer · Agnes, Dürers Frau (um 1495)

Der alleredelst Sinn der Menschen ist Sehen.
Was die Schönheit sei, das weiß ich nit.
Zu viel und zu wenig verderben alle Ding.
Keiner glaub ihm selbs zu viel, dann viel merken mehr denn Einer.

Von den Dingen und Künsten der Malerei werden ihr (= ihrer) noch viel schreiben. Dann ich versich mich (= erwarte), es werd noch herfükummen mancher trefflicher Mann, die

all wohl und baß (= besser) von dieser Kunst werden schreiben und lernen denn ich. Dann ich selbs schätz mein Kunst ganz klein. Dann ich weiß, was ich Mangels hab.

Aus den Entwürfen zum Buch von der Malerei.

Das Ding, das mir vor eilf Johren so wol hat gefallen, das gefällt mir itz nüt mehr.

Brief aus Venedig an Pirkheimer 1506.

Ich fang nit gern zuviel miteinander an, uf daß ich nit verdrossen werd.

An Jakob Steller 1507.



Albrecht Dürer — Selbstbildnis (um 1490)

Ich will, sofern ich kann, von jedermann ohne Nachrede sein.

An Jakob Steller 1508.

Gott verleich uns sein Gnad und stärk uns in seinem Wort, denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein denn dem Menschen.

An Niklas Kratzer 1524.

Billig wird der ein weis Mann genennt,
Den Reichtum und Armut nit blendt.
Der Mann pflegt auch großer Weisheit
Der Wollust und Trauren gleich treidt (= trägt)
Auch ist der ein fast (= sehr) weiser Mann,
Der Ehr und Schand gleich tragen kann.
Wer sich erkennt und Uebel lat (= läßt)
Der Mann ist auf der Weisheit Pfad.

1509.

Ein Böser verbirgt sein Bosheit
Unter dem Schein der Grechtigkeit. —
Welcher bei Bösen wohnen muß,
Der trags geduldig, es ist sein Buß. —
Wer bei Bösen wohnt unverletzt,
Den kein Scheidwasser nit fretzt (ätzt)

Aus den (96) Reimen „Von der bösen Welt". o. J.

Laß dir kein Ding so nahend gehn,
Dardurch du dir selber machst Pen (= Pein)
Und verlaß nit die Bescheidenheit,
So überwind dich kein Herzleid.

Denn wo du dich redlich willt wehrn,
So kann kein Ding dein Herz versehrn.

Aus dem Flugblatt mit dem Holzschnitt „Der Schulmeister“ 1510.

Auch hab ich gesehen (in Brüssel) die Ding, die man dem König aus dem neuen gulden Land (d. i. Mexiko) hat gebracht..... Diese Ding sind alle köstlich gewesen..... Und ich hab all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreuet hat als diese Ding. Denn ich hab darin gesehen wunderliche künstliche Ding und hab mich verwundert der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen.

Aus dem Tagebuch der Reise in den Niederlanden 1520.

Was ganz leicht ist, kann nit sehr künstlich sein, was aber künstlich ist, das will Fleiß, Mühe und Arbeit haben, bis das überkummen (= bewältigt) und gelernet mag werden.

Aus der Widmung der Proportionslehre an Pirkheimer 1528.

Was wir nit beweisen kunnen, das müssen wir bei guter Meinung und der Menschen Urteil bleiben lassen.

Ein guter Maler ist inwendig voller Figur.

Aus der Vorrede des „Malerbuches“. o. J.

Es ist ein große Kunst, welcher (= wenn einer) in groben bäurischen Dingen ein rechten Gewalt und Kunst kann anzeigen und recht brauchen.

Wenn es möglich wär, so wollt ich gerne alles das, das ich kann klar an Tag bringen; das zu Lieb den geschickten Jungen, die sölch Kunst höher lieben, denn Silber und Gold.

Ob (= wenn) ich etwas anzünd und ihr (= ihrer, d. h. anderer Künstler) Mehrung und Bessrung der Kunst werdt dorzu than, so mag mit der Zeit ein Feuer doraus geschürt werden, das durch die ganz Welt leuchtt.

Was von aller Welt für recht erkennt wird, das hält man für recht. Also auch, was alle Welt schön schätzt, das woll wir auch schön lassen sein und uns fleißen das zu machen.

Nun erkenn ich, daß in unsrer teutzschen Nation bei den itzigen Zeiten ein großer Mangel ist der rechten Kunst des Gemäls in etlichen Maleren, der ein große Menge ist und dannacht (= dennoch) viel großer Werk zu machen haben, dorzu fast (= sehr) not wäre, daß sie ihre Werk bessreten.

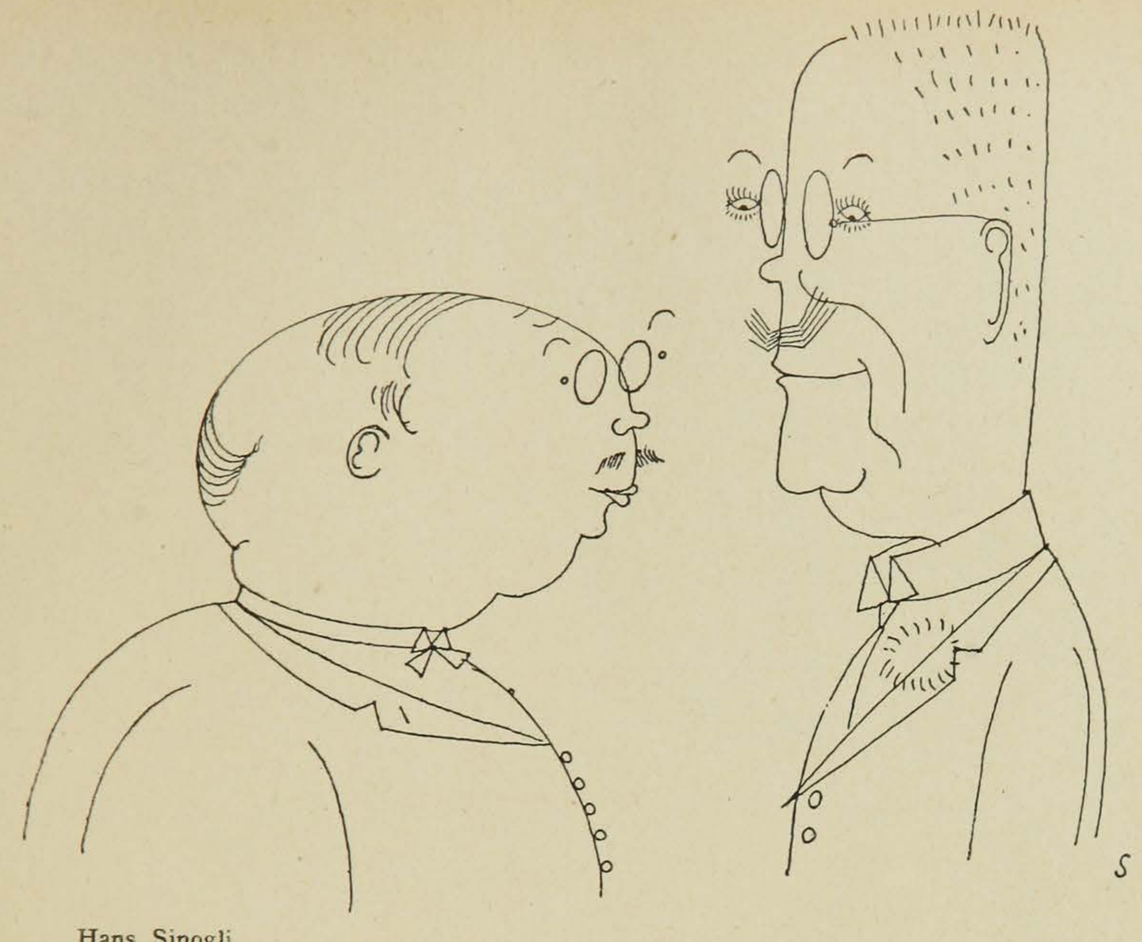
Mit den Hoffärtigen, vor (= von vorn herein) alle Ding künnen, do will ich mit unverworren (= unverwirrt, unbeteiligt) beleiben, aber so sie etwas Rechts und Guts künnen, mit großer Dankbarkeit von ihn(en) lernen.

Zu der Kunst recht und schön zu molen ist schwer zu kummen. Dorum wer sich darzu ungeschickt findt, der untersteh sich der (= deren) nicht. Denn es will kummen van den oberen Eingießungen.

Aus den Entwürfen zum Buch „Von der Malerei“ 1512/13.

Gott der Herr verleich mir, daß ich auch ein seligs End nehm, und daß Gott mit seinem himmlischen Heer, mein Vater, Mutter und Freund zu meinem End wöllen kummen, und daß uns der allmächtig Gott das ewig Leben geb. Amen.

Aus Dürers „Gedenkbuch“ nach dem Bericht vom Tod seiner Mutter 1514.



Hans Sinogli

# IM ALLERHEILIGSTEN DES REVUEDIREKTORS

Von

*MAX EHRLICH*

*(Der Direktor Hermann Huller sitzt in seinem Privatbüro. Er sieht die Post durch. Ab und zu zuckt er mit den Schultern und dreht seinen Schnurrbart. Er hebt den Telephonhörer.)*

Direktor Huller: Rufen Sie mir, bitte, Herrn Unfeiner. Nein, nicht ans Telephon, er soll heraufkommen. *(Pause. Es klopft.)*

Huller: Herein.

Der Oberregisseur Unfeiner *(tritt auf)*: Guten Tag, Herr Direktor.

Huller: Wozu machen Sie solchen Blödsinn mit dem Anklopfen? Sie wissen doch, daß ich Sie erwarte. Es ist übrigens ein Wunder, daß Sie schon im Betrieb sind. Ich bin ein kranker Mann und kann nicht vor zwei Uhr ins Theater kommen. Aber Sie sind doch gesund.

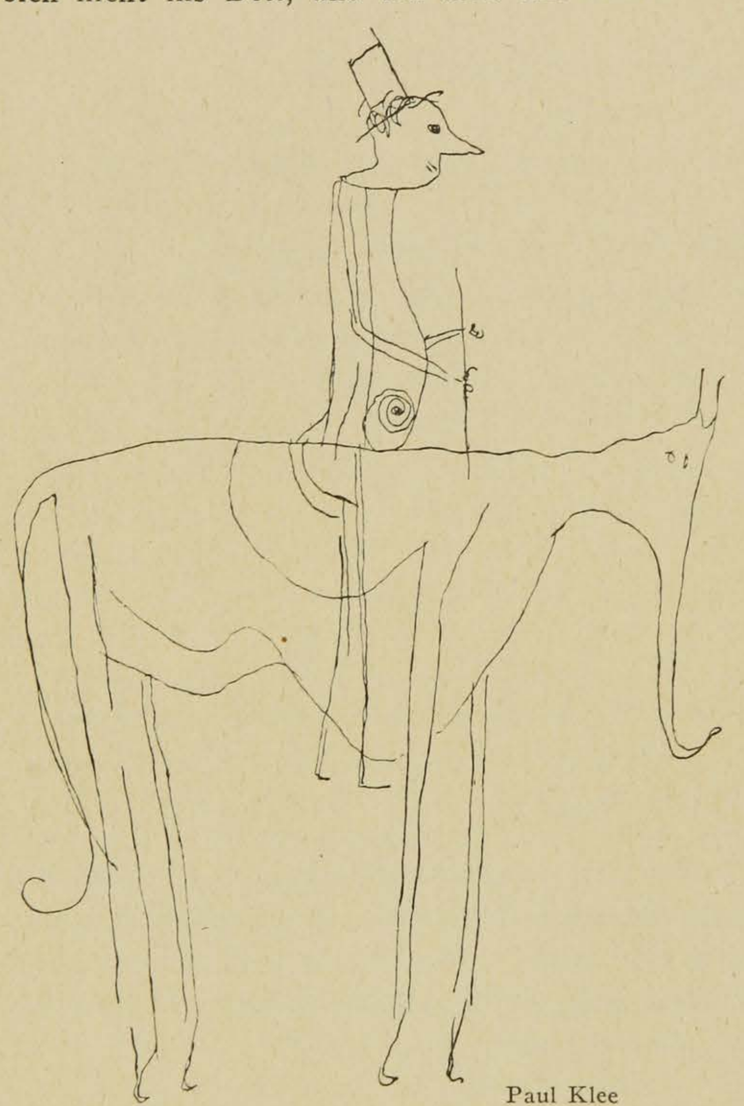
Unfeiner: Verzeihen Sie, Herr Direktor, ich leide selbst an ...

Huller: Ach, — leide selbst an ... Sie sind ganz gesund. Sie sind nur verrückt. Was Sie wollen, weiß ich: Sie wollen mir einreden, daß Sie krank sind und ausspannen müssen. Wahrscheinlich wollen Sie in der Zeit eine Operette schreiben. Und alles für mein Geld. Ich möchte gern wissen, wo

Sie die Zeit hernehmen, solche Sachen zu schreiben. Sie kümmern sich eben zu wenig um mein Geschäft, sonst würden Sie gar nicht auf solche Dummheiten kommen.

U n f e i n e r : Verzeihen Sie, Herr Direktor, — ich habe das Stück in den Nächten geschrieben. Ich habe mir diese Stunden vom Schlaf abgerungen . . .

H u l l e r : Na, sehen Sie, lieber Freund! Da haben Sie's. Anstatt sich nachts auszuruhen, um am nächsten Tage frisch zu sein für mich, legen Sie sich nicht ins Bett, und ich muß mit einem müden Menschen arbeiten. Sie haben doch am Tage im Betrieb genug Zeit. Soviel haben Sie doch bei Gott nicht zu tun. Ich muß ja sowieso jeden Dreck allein machen. Nichts wird gemacht. Nichts wird gemacht. Gar nichts. Schlafen Sie sich nachts aus, damit Sie am Tage frisch sind, und wenn Sie nachts nicht schlafen können, dann nehmen Sie doch Veronal.


Paul Klee

U n f e i n e r : Ich habe schon Veramon genommen.

H u l l e r *(aufgeregt)*: Sie sind ein so unvernünftiger Mensch. Nehmen Sie doch keine Medikamente. Das sind ja alles Gifte, die einen erst richtig krank machen. Ich habe gestern den Geheimrat Wedderkop rausgeschmissen, weil er mir wieder so ein blödes Präparat andrehen wollte. Ich kann mich so darüber ärgern. Sowie ich mich ärgere, bekomme ich Magenschmerzen. Ach, gehen Sie doch mal an meinen Mantel, da sind so ein paar Pulver drin, die hat mir der Professor Schontek heute verschrieben.

U n f e i n e r *(gibt sie ihm)*.

H u l l e r *(schüttet ein Pulver herunter)*: Glauben Sie mir, lieber Freund, alle Aerzte sind Trottel; aber man muß diese Gifte schlucken, damit die Apotheker was verdienen.

U n f e i n e r : Aber Sie müssen doch nicht, Herr Direktor.

H u l l e r : Wieso muß ich nicht? Natürlich muß ich. Ich will ja leben. Das heißt, ich will nicht, sondern ich muß. Auf mir lastet ja alles. Denn,

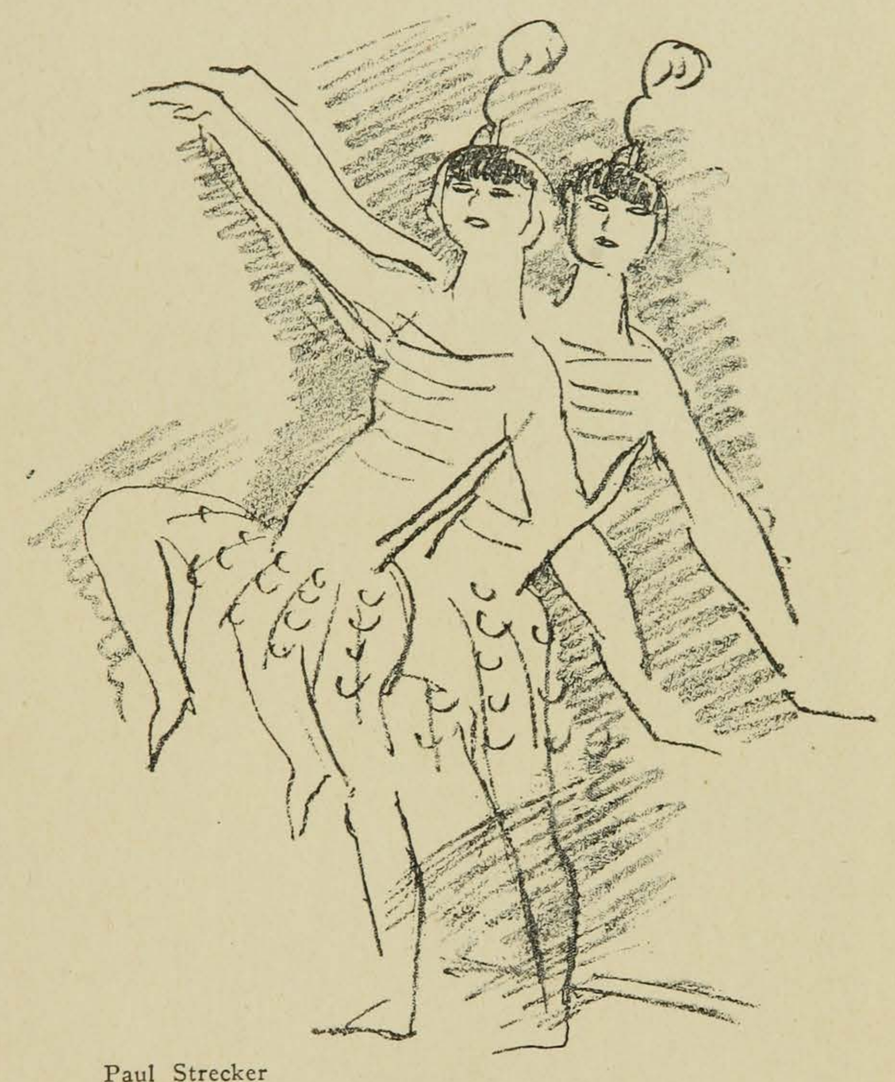
wenn ich nicht da bin, dann müßtet ihr doch alle verhungern. Was soll denn aus euch werden, wenn ich nicht mehr bin!

U n f e i n e r : Es wäre sehr traurig, aber wir würden ja auch weiterleben.

H u l l e r *(pikiert):* Wenn es Ihnen nicht paßt, lieber Freund, können wir ja auch auseinandergehen.

U n f e i n e r *(erstaunt):* Aber ich habe doch gar nicht . . .

H u l l e r *(jetzt vollständig eingeschnappt):* Ach bitte, lieber Freund! Ich bin das nicht gewöhnt. Sie dürfen sich nicht für unersetzlich halten. Ich bin 30 Jahre ohne Sie ausgekommen, 30 Jahre lang habe ich ohne Sie die größten Erfolge gehabt. Ich habe überhaupt das Gefühl, daß wir beide schon zu lange miteinander arbeiten. Es ist die höchste Zeit, daß wir beide . . .



Paul Strecker

U n f e i n e r *(unterbrechend):* Dann, Herr Direktor, halte ich es für das Beste, ich bitte um meine Entlassung.

H u l l e r *(beleidigt).* Sehen Sie, so sind Sie: Sie lassen mich im Stich. Man kann sich eben auf Sie nicht verlassen. Sowie ich Sie brauche, werfen Sie die Flinte ins Korn. Gerade jetzt, wo ich Sie so notwendig habe, weil ich von der neuen Revue nichts, aber auch gar nichts angefangen habe, da setzen Sie mir den Stuhl vor die Tür. Ich verstehe Sie auch gar nicht. Wir haben doch immer ausgezeichnet zusammen gearbeitet. Ich habe es immer so gehalten, daß meine Leute ewig bei mir sind. *(In väterlichem Ton:)* Geht es Ihnen denn nicht gut bei mir?

U n f e i n e r : Ja, schon; aber finanziell bin ich etwas im Druck Mein Vorschuß bei Ihnen . . .

H u l l e r *(versöhnlich):* Wieviel haben Sie denn?

U n f e i n e r *(zögernd):* 4500 Mark.

H u l l e r *(ruhig):* Nu und? Habe ich Sie schon gemahnt? Ist das so ein Vermögen? Das wird doch mein Geschäft noch vertragen können.

U n f e i n e r *(tastend):* Dann möchte ich mir erlauben, die günstige Gelegenheit zu benutzen und Sie zu bitten, mir noch ...

H u l l e r *(auf einmal ganz eisig):* Was denn? Wollen Sie noch mehr?

U n f e i n e r *(zurücksteckend):* Ich wollte ja nur eine Kleinigkeit. Keinen Vorschuß, ein a conto von 50 Mark.

H u l l e r *(ganz aufgebracht):* 50 Mark! 50 Mark! Als ob das so gar nichts wäre. Heute 50 Mark und morgen wieder 50 Mark. Das sind schon 100 Mark. Das sind in der Woche 350 Mark. Das sind im Monat 1500 Mark. Das macht in einem Jahr 18 000 Mark. *(Schreiend:)* Wie können Sie von mir 18 000 Mark verlangen?

U n f e i n e r *(ganz klein):* Aber ich wollte doch nur 50 ...

H u l l e r *(ärgerlich):* Ach, Sie wollten nur ... Sie wollen immer nur. Alle wollen immer nur, und ich soll immer nur geben. Aber jetzt ist Schluß damit. Wieviel Vorschuß haben Sie denn noch?

U n f e i n e r : Ich sagte ja bereits: 4500 Mark.

H u l l e r *(aufgeregt):* Was? 4500 Mark? Das ist ja ein Vermögen. Wie soll denn mein Theater das aushalten. Ich habe doch kein Bankgeschäft. Mein Geld wird überhaupt vollkommen von meinen Mitgliedern verwaltet — ich habe keinen Pfennig. Und ich könnte für die Außenstände, die ich bei meinen Mitgliedern habe, ein Vermögen verdienen, wenn ich's auf Zinsen anlegen würde. Das kommt eben daher, daß ich der sicherste Direktor der Welt bin. Mir kann eben finanziell nichts passieren *(klopft unter den Tisch),* toi, toi, toi!

U n f e i n e r : Aber wir zahlen ja für unsern Vorschuß Zinsen.

H u l l e r : So? Wieviel denn?

U n f e i n e r : 3 Prozent.

H u l l e r : Na, sehen Sie, 3 Prozent. Davon kann ich nicht reich werden. Dabei setze ich bares Geld zu.

U n f e i n e r : Aber das Geld ist Ihnen doch sicher. Schließlich sind die Mitglieder doch bei Ihnen engagiert.

H u l l e r : Sicher? Wieso sicher? Wer ist heute sicher? Ich bin auch nicht sicher. Lieber Freund, das Theater ist ein bitter ernstes Geschäft. 3 Prozent ist das Ganze, was ich für mein Risiko habe. Ich werde das nächstens auf 5 Prozent erhöhen. — Was ist denn das? Moment mal. *(Er liest einen Brief, hebt darauf den Telephonhörer ab.)* Fräulein Flatow! Da schreibt mir unsere Bank, daß sie mir von jetzt ab für tägliches Geld nur 1½ Prozent zahlen will. Antworten Sie diesen Halsabschneidern, daß ich nicht gesonnen bin, mit Verbrechern zu arbeiten. Sagen Sie ihr, daß ich dann auch mein Geld an meine Mitglieder verleihen kann, die bieten mir freiwillig 5 Prozent. — Sagen Sie, Fräulein Flatow, wie kommt es, daß Herr Unfeiner noch 4500 Mark Vorschuß hat? Warum ziehen Sie das nicht ab? Ist mein Theater eine Versorgungsanstalt? Alle meine Künstler haben Vorschuß, und ich selbst habe dadurch nicht einen Pfennig Barvermögen. Nicht einen Pfennig! — Uebrigens läuten Sie doch mal bei dem Grundstücksvermittler an. Wegen der Villa im Grunewald. Er soll sich nicht so an den Preis von 750 000 Mark klammern. Ich würde ihm 600 000 Mark bar auf den Tisch legen. Passen Sie auf, wie er zugreift. *(Hängt ab, wendet sich zu Unfeiner.)* Wo waren wir stehengeblieben?

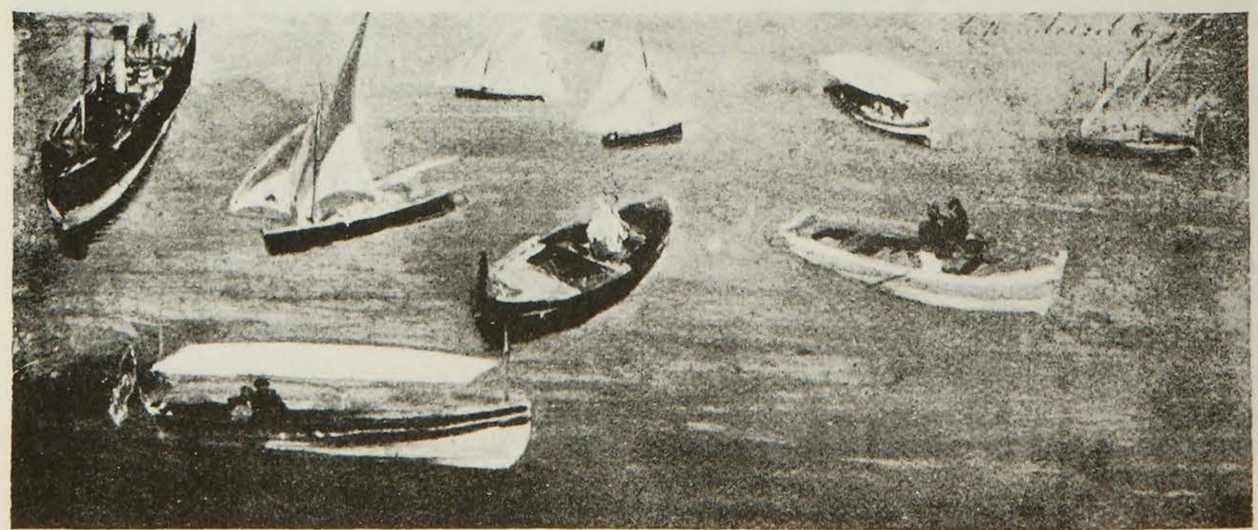


Galerie Flechtheim

Heinrich Nauen, Die Ährenleserinnen. Ölgem. 1928

Kunstmuseum, Düsseldorf

Oswald Achenbach, Italienische Straße. Oelstudie



Slg. Benno v. Achenbach, Berlin

Oswald Achenbach, Die neun Boote bei Capri

Max Clarenbach, Wintertag. Kunstmuseum Düsseldorf



Photos Söhn, Düsseldorf

Ernst te Peerdt, Stilleben. Kunstmuseum Düsseldorf



E. te Peerdt, Landschaftsstudie. Kunstmuseum Düsseldorf



Photos Söhn, Düsseldorf

Theo Champion, Vorgärtchen. Kunstmuseum, Düsseldorf

Unfeiner *(unschuldig):* Bei der Tatsache, daß Sie kein Barvermögen haben, Herr Direktor.

Huller *(muß selber schmunzeln):* Ach, das wird ja alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Sie werden nie was haben, weil Sie eben nicht rechnen können, lieber Freund.

Unfeiner: Ich bin auch gar nicht so scharf aufs Geld, Herr Direktor. Ich habe von jeher den Schwerpunkt mehr auf das Künstlerische gelegt. So kränkt es mich zum Beispiel sehr, daß jeder Pojazer, wie mein Freund Jacobsohn sagt...

Huller: Ach, Jacobsohn, der Erfinder des Einstundentages! Also weiter, was ist mit den Pojazern?

Unfeiner: Ja, also, jeder Pojazer ist in den Inseraten groß gedruckt, und ich, der ich doch die meiste Arbeit habe, stehe ganz klein unten in der Ecke..

Huller: Klein und häßlich in der Ecke... Na, das wollen wir ändern. Sagen Sie dem Jacobsohn, er soll Sie als Ersten drucken und genau so fett wie die anderen. Oder lassen Sie, ich werde es ihm selbst sagen, dann hat die Sache mehr Gewicht! So, und nun lassen Sie mich zum Essen gehen, ich bin ein magenkranker Mensch, und Sie haben mich auf dem Gewissen mit Ihrem blöden Gequatsche. Hier nehmen Sie sich das Buch mit und arbeiten Sie sich das durch. Es ist die neue Revue. Aber merken Sie sich, es wird nicht ein Wort daran geändert. Sie ist vollkommen fertig.

Unfeiner: Aber Sie sagten doch vorhin, Sie hätten noch nicht ein bißchen — ich denke...

Huller: Ach, wenn Sie doch nur nicht denken würden... Es ist alles fertig bis auf eins: den Titel, den habe ich noch nicht gefunden.

Unfeiner: Ich wüßte einen sehr guten...

Huller: Das wird wohl was Gescheites sein.

Unfeiner: „Wie und Was."

Huller: Sie sind der größte Idiot des 20. Jahrhunderts!

Unfeiner: Mahlzeit, Herr Direktor *(geht ab).*

Huller *(allein, liest die Zeitung):* Jacobsohn!

Jacobsohn *(hinter der Szene):* Herr Direktor?

Huller: Sie machen mich pleite mit Ihren Riesen-Inseraten. Kürzen Sie doch. Den Unfeiner könnten Sie doch ganz streichen. So wichtig ist der Mann doch nicht. Er hat mich übrigens selbst darum gebeten. Hören Sie mal: Notieren Sie für die Sonntags-Nummern der Zeitungen ein neues Inserat:

Freitag, den 13. August 1937
Beginn ½10 Uhr abends
Das Ereignis der Saison!
Premiere der Huller-Revue
„Wie und Was"

Wenn ich nämlich nicht alles in meinem Hause selbst machen würde — euch fällt ja nichts ein.

*(Worüber der Regisseur Unfeiner, der hinter der Tür gehorcht hat, in Ohnmacht fällt. Der Vorhang kann das nicht mit ansehen und fällt gleichfalls.)*

# NEUGRIECHISCHE LITERATUR

Von

*J. K. v. HOESSLIN*

Was dem geistigen Leben der jetzigen Griechen das Charakterzeichen gibt, ist, daß dieses Volk in dem Lande lebt, wo einst die Kultur ihre schönsten Blüten — an Klarheit und an Schönheit Unerreichbares — hervorbrachte, und daß zugleich dieses Volk von einem ihm nur eigenen, jetztgegenwärtigen neuen Leben durchglüht und beherrscht ist.

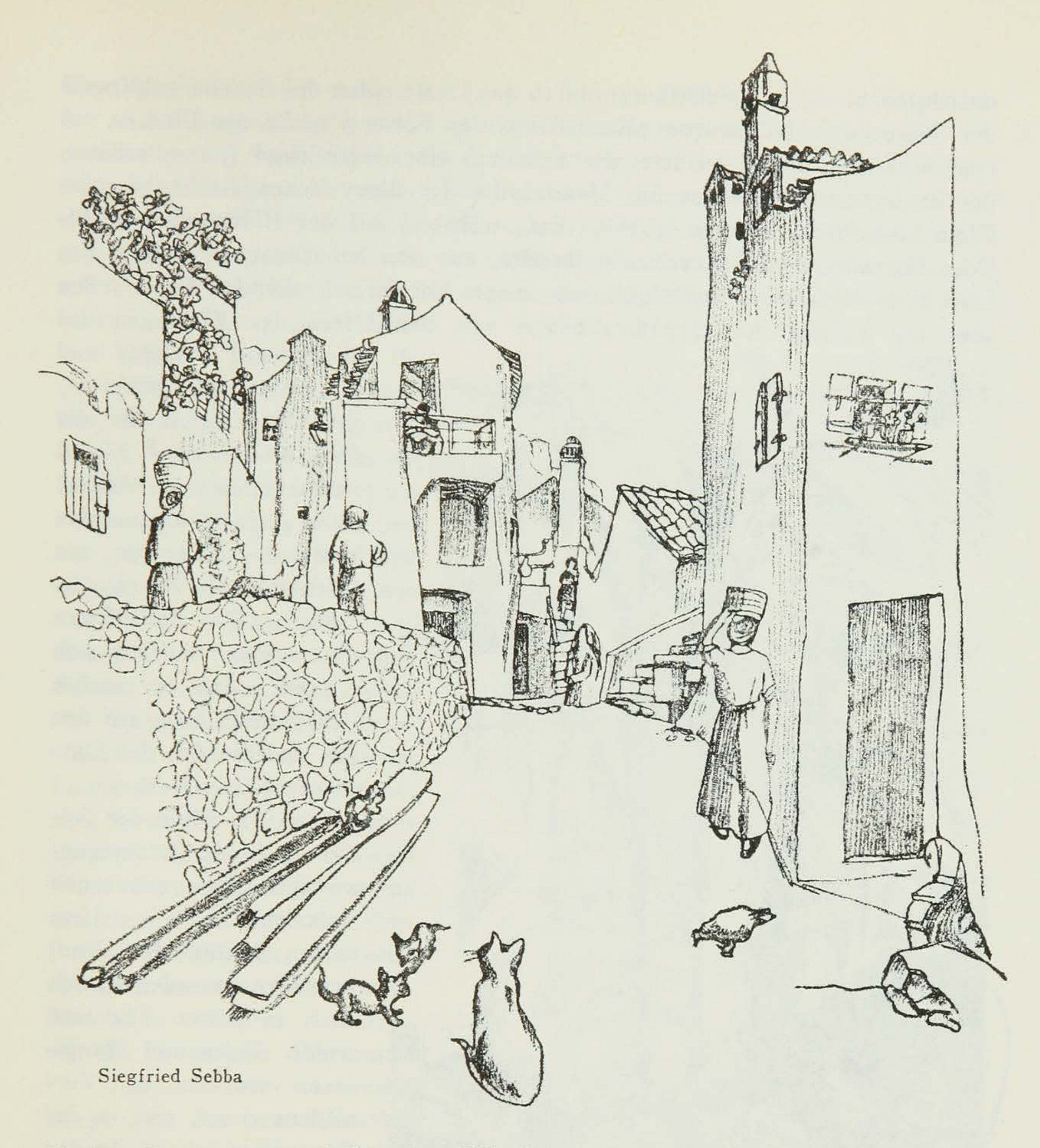
Diese Doppelheit im geistigen Sichentfalten der Neugriechen spiegelt sich auch in ihrem Sprachenkampf wieder. Auf der einen Seite hat man eine Sprachart, die Katharevousa, die sich an die Antike anlehnt, die in den Klöstern des Mittelalters, in Byzanz, dann, seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, unter den Fanariotten, jener aristokratischen Kaste Konstantinopels, die die Tradition der Alten aufrechterhielt, allmählich gebildet worden ist, — und dann hat man auch eine andere Sprachart, die „Demotiki", die tatsächlich alltäglich von allen gesprochen wird.

Die Katharevousa ist die offizielle Sprache des Staates. In ihr werden Gesetze erlassen, gerichtliche Urteile gefällt. Sie ist die Sprache der Wissenschaft, des Katheders, der Redner, ja, sie ist sogar die Sprache der politischen Tagespresse. Aber die Demotiki ist nicht nur die lebendige Umgangssprache des Volkes, sondern in ihr werden auch Dichtungen, und zwar von den Besten geschrieben, auch Romane und Dramen und Feuilletons und Prosa überhaupt, sofern diese Prosa sich nicht in abstrakte Gebiete reiner Fachwissenschaft oder politischen Lebens begibt. — — —

Durch die antike Tradition wurden auch Brücken zu dem geistigen Auslande geschlagen, das von den Traditionisten als eine Renaissance der Antike betrachtet wird. Aber es gibt auch ein geistiges Leben in Griechenland, das sich nicht an die Antike anlehnt, sondern das durch den suggestiven Einfluß der Naturlandschaften des Landes, der Berge und Küsten auf das Volk, aus demselben unmittelbar sprudelnd, geboren wird. Und da sind in erster Linie die ergreifend schönen griechischen Volkslieder zu nennen. Expressionistisch, wie alle Volksdichtung überhaupt. Und sie werden auch gesungen, nicht etwa nach abendländischen Harmoniegesetzen mit zwölf Halbtönen in der Oktave, mit Terzen und Quinten, — sondern orphisch monophon, mit zweiundvierzig Intervalldifferenzialen in der Oktave, ohne Akkorde, aber in ihrer Einstimmigkeit, in ihrer Monophonie melodisch unerreichbar reich, zart gekurvt, sich bewegend in Linien des sich kontinuierlich entwickelnden Tons, voll bezaubernder Schönheit.

*

Als aus dem Volksleben in Athen, nach der Wiedererstehung Griechenlands, die Theater entstanden, wurden sie hypäthral eingerichtet wie die altgriechischen. In einem Lande, wo dreiviertel des Jahres Sommer ist, erträgt der Zuschauer einen geschlossenen Zuschauerraum nicht, sondern er will im



Siegfried Sebba

Freien sitzen und von kühlendem Windhauch umweht sein. Im Altertum fanden die Aufführungen tagsüber, in Neugriechenland in den Abendstunden und in der Nacht statt. Was in den ersten Jahren aufgeführt wurde, waren Uebersetzungen französischer, englischer, deutscher Dramen, — aber es waren auch Stücke, die aus der Mitte des griechischen Volkes erstanden, Singspiele, die das Leben der Hirten und Bauern zum Gegenstand, Schauspiele, die zum Thema das Ringen des Volkes um seine Befreiung vom Türkenjoch hatten. Literarisch betrachtet, war, was damals geboten wurde, eigentlich Kitsch. Aber wenn der Kitsch aus dem Bedürfnis eines Volkslebens entsteht, hört er auf — mag er als künstlerische Leistung sein, was er nur wolle — dieser zu sein, und hat als eine Aeußerung alles Gewünschten und des Erträumten seinen Wert. In diesen Hypäthraltheatern, die an den Ufern des Ilissus standen, geschah es, daß Schein und Wirklichkeit miteinander verwoben wurden. So erlebte ich einmal, daß während auf der Bühne das Vorüberziehen einer

unsichtbar bleibenden Schafherde durch das Lautwerden des Schellengeklingels der Tiere dargestellt wurde, plötzlich aus der Ferne jenseits des Flusses, wo eine wirkliche Herde weidete, die Schalmei eines wirklichen Hirten ertönte, der in ergreifender Weise die Melancholie der dionysischen Nacht in seine Flöte hineinblies, oder es geschah, daß, während auf der Bühne eine nächtliche Gartenszene die Zuschauer fesselte, aus den benachbarten Hainen das Lied einer wirklichen Nachtigall laut wurde. Mit fortschreitender Zeit wurden aber die meisten der Hypäthraltheater von den Ufern der Flüsse in das Stadtinnere verlegt, und es entstanden auch — eine Konzession an die drei Monate des Nichtsommerseins („Winter" wäre ein unpassendes Wort) — Theater mit geschlossenen Zuschauerräumen. Der Einfluß des Abendlandes machte sich geltend. Und er machte sich geltend auch auf den Stil und die Art des Dargebotenen. — — —

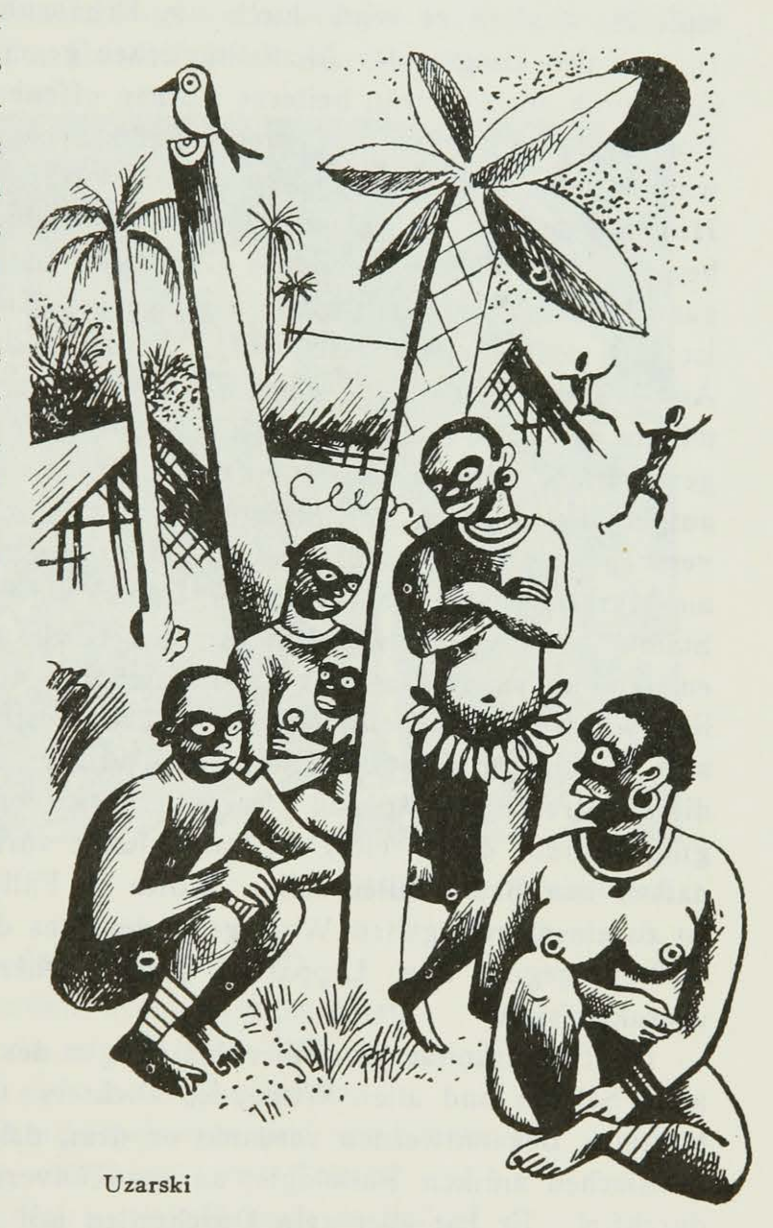


Hans Purrmann

Die Tradition der Antike und das Jetztgegenwärtige des modernen Volkslebens — diese beiden Seiten des Neugriechentums spiegeln sich auch in seinen Theatern wider. Ibsen und Hauptmann wurden zu Vorbildern derer, die, in der Gegenwart lebend, in der Demotiki schreiben. Und es wurden die besten der Dramen der naturalistischen Zeit in vortrefflichen Uebersetzungen und sehr gut aufgeführt. Auf der anderen Seite eiferte man aber dem Euripides und den Klassizisten des Abendlandes nach, und Dramen, in kothurnhaftem Stil und in reiner Katharevousa verfaßt, begeisterten die, die stolz darauf sind, Nachfahren der Alten zu sein.

Und doch, — das Beste, was in klassizistischer Art in den Athener Theatern gespielt worden ist, ist Goethes „Iphigenie", übersetzt nicht etwa in antikisierendem Katharevousa, sondern in glühend lebendiger Demotiki von einem der besten der griechischen Uebersetzer, von Konstantinos Chatzopoulos. Konstantinos Chatzopoulos hat auch den „Faust" übersetzt und auch manches von

Hauptmann und auch dieses und jenes. Aber sein Bestes ist die „Iphigenie". Ich muß bekennen, daß auf keiner deutschen Bühne je mir die „Iphigenie" so unmittelbar ins Herz redete wie damals, als ich sie bei ihrer Erstaufführung neugriechisch hörte, in Athen. Vielleicht lag es daran, daß die, die diese Gestalt verkörperte, Marika Kotopuli, eine Schauspielerin, die zu den besten der jetzt lebenden gehört, und die zu einer Weltberühmtheit vielleicht geworden wäre, wenn sie eine Französin oder Italienerin wäre, — daß diese Marika Kotopuli bei ihrem Spiel nicht den Kothurn bestieg, um als „Griechin" erscheinen zu können, denn sie ist eben eine Griechin, die in den Gassen Athens unter der Akropolis aufwuchs. Sie trat nicht auf als „das Land der Griechen mit der Seele suchend," wie mehr oder minder alle französischen und alle deutschen Schauspielerinnen tun, wenn sie klassische Rollen nachschaffen, denn sie ist eben im Lande der Griechen zu Hause, und zwar im Herzen dieses Landes, in Athen, das von violetten Bergen, dem Hymettus und dem Pentelikon und dem Parnaß umkrönt ist, dem veilchenumkränzten Athen, wie es die alten Dichter nannten, wo die wuchtigen Rhythmen der Linien dieser violetten Berge dem, der zum Künstler geboren ist, den Sinn für die Größe des Rhythmus mit der Muttermilch eintröpfeln.


Uzarski

*

Unter den Dichtern der alten Generation, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts lebten, sind an erster Stelle Solomos Kalwos und Walaoritis zu nennen. Dann auch Krystallis, Mabilis. Als Novellisten, Romanschriftsteller und Dramatiker der späteren Zeit, die in der Demotiki schrieben und schreiben, müssen hervorgehoben werden: Papadiamantis, Wikellas, Karkawitzas und Kambysis, Wlachogiannis, Xenopoulos, Melas, Nirwanas. Unter den Lyrikern neuerer Zeit: Gryparis, Porphyras, Sikelianos, Papantoniu, Drossinis, Malakassis. Jedoch wir wollen nicht alle erwähnen, von denen vielleicht dieser oder jener uns eben entgeht; sondern wir möchten zur Charakterisierung des neu-

griechischen Geistes zwei unter ihnen hervorheben, die als Antipoden die beiden Grenzen darstellen, innerhalb derer sich der griechische Geist bewegt: den Satiriker Georgios Souris und den Lyriker großen Stils, den Gedankenlyriker Kostis Palamas.

Georgios Souris ist ein Repräsentant des Volkswitzes, denn wer in den Gassen griechischer Städte aufwächst, wird nicht nur durch die Rhythmen der die Stadt umgebenden Berge zur Formvollendung der hinfließenden Linie beeinflußt, sondern er wird durch die Erhabenheit der Natur auch zu einer Distanz den Dingen des Allzualltäglichen gegenüber erhoben, welche Distanz sich durch ein souverän heiteres Lachen offenbart. Der Witz des athenischen Volkes hat nichts Bissiges, nichts Sarkastisches. Er hat etwas Heiteres. So wurden einmal von den Gassenjungen Athens die Droschken mit großem Hinterverdeck, das sich zum Unsichtbarbleiben fahrender Liebespaare eignet, besonders als diese Wagen auf Gummirädern fast unhörbar hinzugleiten begannen, als „Diskretionswagen" bezeichnet. Ein geflügeltes athenisches Wort ist auch das „Kofto" (Fälls ab!). Dieses Wort hat folgende Vorgeschichte. Am Markte Athens, vor einer alten, längstverlassenen Moschee, stand einst mitten auf dem Fußsteig ein Bäumchen, das die Liebe eines Kleinhändlers gewann, der seinen Laden unter einem Bogen der Moschee vor dem Bäumchen aufgeschlagen hatte. Er pflegte dieses Bäumchen fürsorglich, begoß es und versuchte, es nach jeder Hinsicht hin zu beschützen. Aber wenn die Bauern am Markttage in die Stadt kamen, banden sie ihre Esei und Maultiere an den Stamm des Bäumchens und hingen ihre Körbe und Säcke an seine Aeste. Da entstand an jedem Markttage Streit zwischen dem Händler, der seinen Schützling vor solchen Uebergriffen zu wahren bestrebt war, und den Bauern, die sich darum gar nicht kümmerten. Und die Anwesenden beteiligten sich an diesen Streitereien, so daß oft ein Volksauflauf entstand. Aber eines Tages ging während des Streites ein Gassenjunge vorüber und rief dem Händler zu, daß er den Baum fällen solle: „Kofto — Fälls ab!" — Und dieses „Kofto" ist zu einem geflügelten Wort geworden, das die lachende Stellungnahme des Volkes gegen alle Lappalien und Lächerlichkeiten der Alltagsmisere charakterisiert.

Die Souveränität gegenüber den Sorgen des Alltags bildet auch das Wesen aller Satiren und aller Witze des Dichters Georgios Souris. Sein erstes breiteres Bekanntwerden verdankt er dem, daß er, ein einstiger Student der klassischen antiken Philologie, an der Universität von Athen, beim Examen durchfiel. Er hat aber sein Durchfallen mit einem solchen aristophanischen Humor den Athenern verkündet, daß er auf einmal alle Lacher auf seiner Seite hatte und berühmt wurde. Souris gab dann ein Witzblatt heraus, das, nur von ihm verfaßt, jeden Sonnabend erschien und das vom Titel und Datum an bis zur letzten Annonce aus lauter Versen und Reimen bestand. Oft war ein unerwarteter Reim, der sich an das Datum oder an irgendein Ereignis knüpfte, was den Athener durch Lachen über die Aergernisse um die politischen Geschehnisse der Woche erhob . . . „Kofto!".

Der Antipode des Souris ist Kostis Palamas. Er ist dithyrambisch gestimmt und die Idee, der Gedanke bildet den Kern seiner Dichtungen. Wir

wollen ihn selbst reden lassen und hier ein Stück aus seiner Dichtung „Dodekalog“ anführen. Es handelt sich um die Tat und das Schicksal des Gemistos Plethon, eines Gelehrten, der zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, lebte und der von dem Gedanken getragen war, wie einst Kaiser Julian der Apostat, aus Begeisterung für die antike Kultur, wieder die Heiterkeit der alten Götter aufzurichten und zu beleben, und es handelt sich auch um seinen Gegner Genadios, der, als er nach dem Fall von Konstantinopel Patriarch wurde, die Werke des Gemistos Plathon verbrennen ließ. Hier folgt das Gedicht des Kostis Palamas:



Carl Rabus — Holzschnitt (Linden-Verlag)

An das Griechentum*).

Armes Griechentum, gramvoll geknechtet,
ich vernahm, wie mit gottlosen Lehren
der Versucher dich lästernd geächtet,
wie mit Heuschreckenschwarm und mit Schwären.
Sag', wes Auge wohl könnt' ohne Tränen
dich schauen? Welche Schuld mußt du büßen!
Deine goldenen Kaiserpaläste
nur noch Spinnen und Eulen umschließen.
Und du siehst in den Antichrist-Händen
den Pfeil der Vernichtung;
er durchbohrt dir das Herz, — du mußt enden.
Geist und Seele, Gedanke und Dichtung,
das goldene Büchslein — zersprungen.

*) Aus der vor kurzem erschienenen Sammlung „Neugriechische Lyrik“, ausgewählt und übertragen von K. Dieterich, Leipzig, Verlag Haessel.

Alles dahin, nur zwei Tropfen dir blieben:
Du kannst Gott noch und Vaterland lieben.
Armes Griechentum, gramvoll geknechtet,
laß dir nicht vom Antichrist rauben
den Rest deines Schatzes!
Mit der Kraft und der Gnade im Glauben
stell dich fest auf die Füße, die schwachen,
und such in dem Herzen, dem leeren,
einen Funken noch still zu entfachen.
Drum, was rings noch an Reisig zu finden,
brings herbei, laß die Glut es verzehren!
Brenn' sie nieder, die Werke der Sünden,
eh' verfallen den Schlingen des Bösen,
was noch rein in dir, um zu erlösen.
Armes Griechentum, gramvoll, in Knechtung,
gegen dich war die Lästrung gerichtet;
du, Vaterland, straf' sie mit Aechtung!
Eh' dich Pest und Plage vernichtet
von Heuschreckenschwarm und von Schwären
Ja, verbrenn' sie, laß die Glut sie verzehren!

*

Nur zwei Tropfen, die blieben,
Du kannst Gott noch und Vaterland lieben,
Armes Griechentum — — —
— — — — — — — — —
Stell dich fest auf die Füße, die schwachen,
Und such in dem Herzen, dem leeren,
Einen Funken noch still zu entfachen — — —

Was das geistige Leben des griechischen Volks charakterisiert, ist eben, daß es in dem Lande lebt, wo einst die Götter Homers heimisch waren, und daß es — dennoch — von einem ihm eigenen jetzt gegenwärtigen Leben durchglüht ist, das als ein neuer Funken sich in dem leer gewordenen Herzen als etwas Neues entfacht.

# ZUGTIERE IN ITALIEN

Von

*DAN BERGMAN*

Die Italiener sind Tierquäler, wie alle Südländer. Besonders hartherzig sind sie gegen ihre treuen Diener und Sklaven, die Zugtiere. Peitsche und Stock dienen nicht nur dazu, die Tiere innerhalb ihrer Stränge zu halten, auch die kleinste Starrköpfigkeit wird mit unmenschlicher Grausamkeit bestraft.

Eines Abends begegnete ich an der Peripherie von Florenz einem klei-



Photo Atelier Stone

Traugott Müller, der Bühnenmaler Piscators

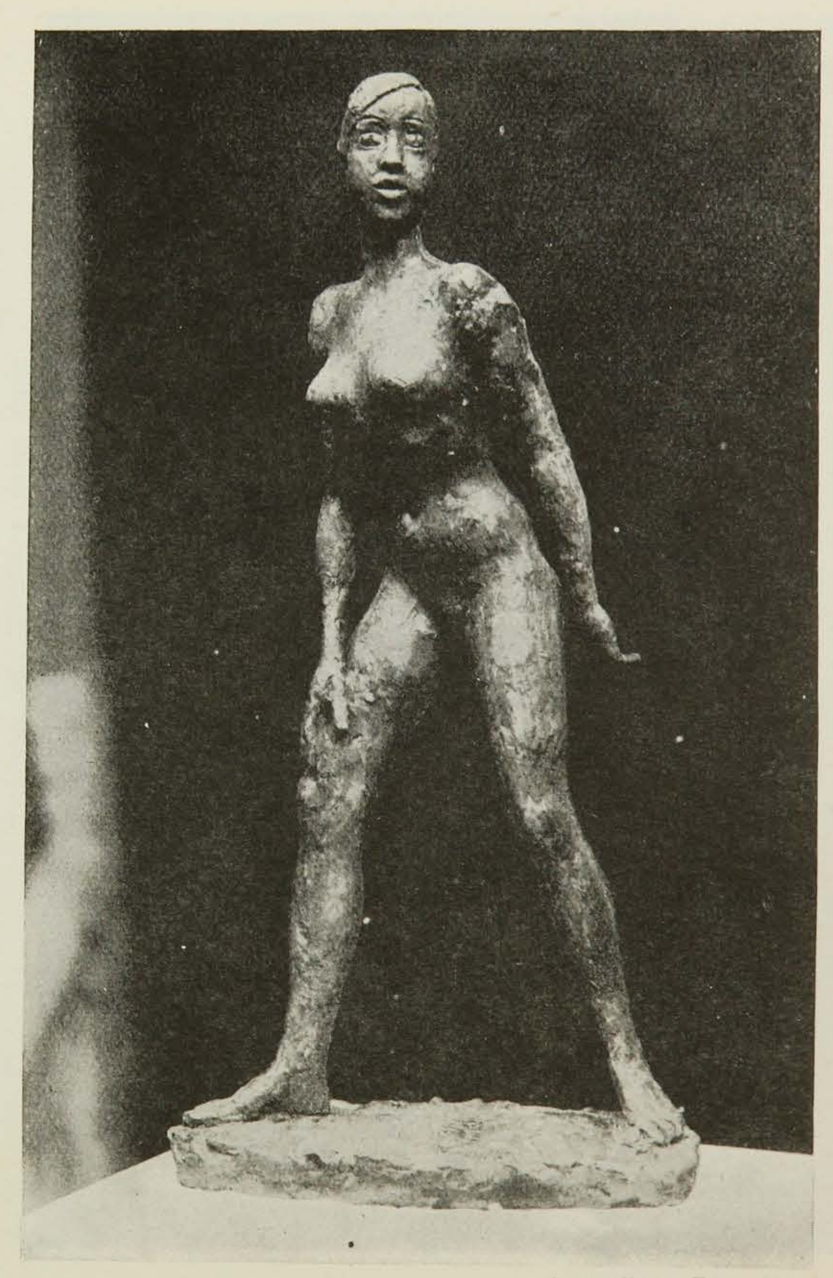


Dr. Walter Cohen



Photo Gorny, Hannover

Joachim Ringelnatz



Ausstellung Düsseldorf

Kurt Edzard, Josefine. Terracotta



Walter Menzel, „Kiki“. Ölgemälde

Die Filmschauspielerin Magda Sonja

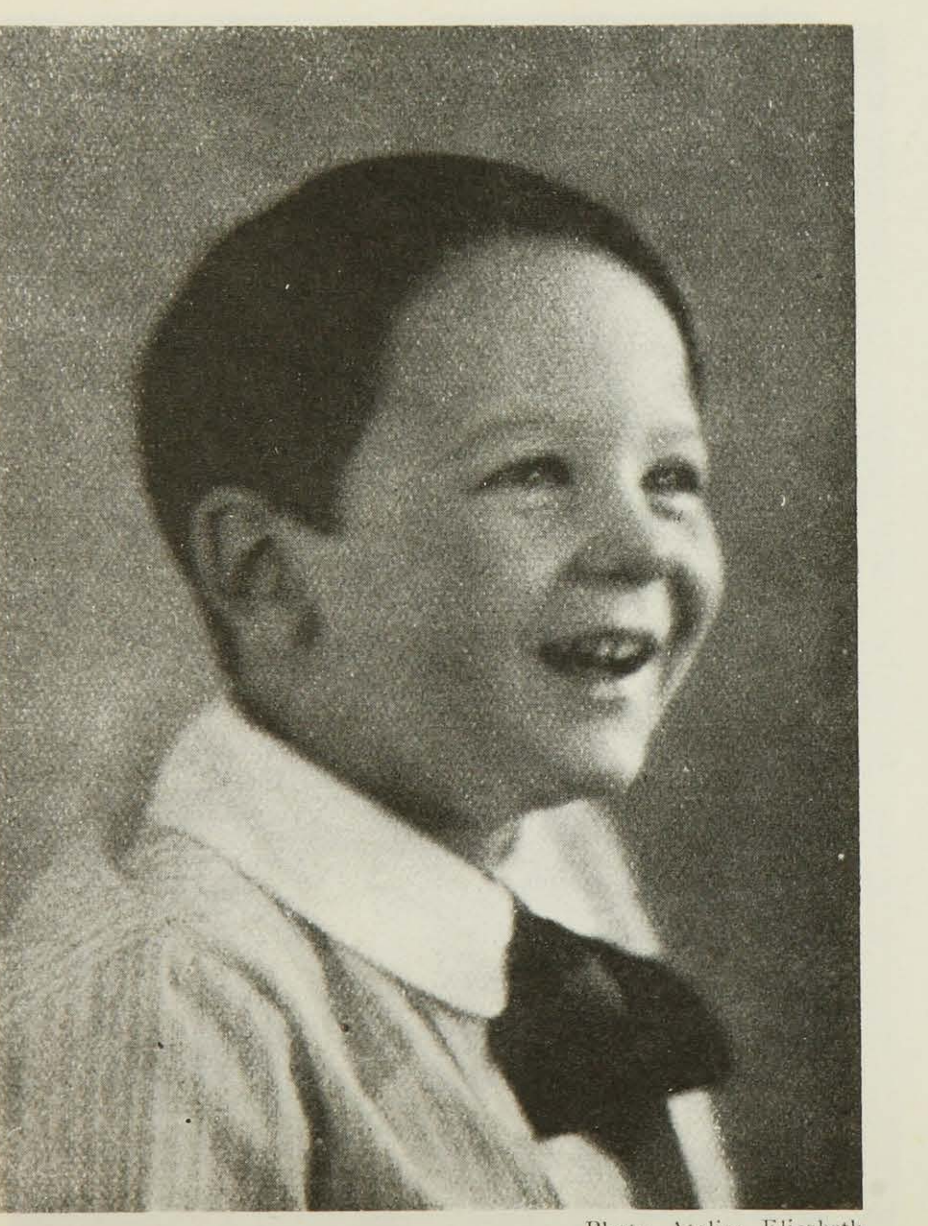


Photo Atelier Elisabeth

Der kleine Caspari



Berlin, Galerie Flechtheim

Auguste Renoir, Jean (um 1900). Ölgemälde

nen Esel und einer Karre, und in der Karre saßen ein dicker Bauer und ein noch dickerer Mönch. Das Eselchen flitzte dahin wie eine Ratte, seine Beinchen konnte man gar nicht sehen, nur das Klappern seiner Hufe auf dem Straßenpflaster war zu hören. Aber ob es wohl der Bauer und der Mönch in Ruhe ließen? Während sie sich friedlich unterhielten, vielleicht über geistliche Dinge, ließ der Bauer seine Peitsche lange Striemen auf Rücken und Bauch des Esels zeichnen, und der Mönch hieb ihm kräftig mit seinem dicken Knotenstock auf die Lende. Ohne auch nur einen Augenblick Pause. Und ohne Bosheit, ganz mechanisch, als wenn es zum Fahren gehörte.

Plötzlich blieb der Esel stehen. Ohne vorhergehende Warnung. Er bekam einen Stoß von der Karre, daß er wankte, blieb aber mit gespreizten Beinen und den Hufen wie angenagelt stehen. Der Bauer und der Mönch setzten natürlich ihren Weg fort und umarmten Mutter Erde, jeder an seiner Seite des Esels. Die Sandalen des Mönchs sausten ihren Weg jedoch noch immer weiter, ich glaube, sie sind nie aufgefunden worden. Aber das Eselchen streckte das Maul gen Himmel und stieß einen wehmütigen Schrei aus, jenen Eselsschrei, der so herzzerreißend, so voll von unendlichem Kummer und schluchzender Angst ist, daß einem das erstemal, wenn man ihn hört, die Tränen in die Augen kommen, und man die größte Lust hat, mitzuheulen, bis der Schrei zum Staunen und Aerger ganz unerwartet zerfließt und in einem fast zufriedenen Grunzen erstirbt. Es ist mir nie gelungen zu erforschen, was Esel im allgemeinen mit ihrem Geschrei meinen, aber dieses kleine Eselein wollte ohne Zweifel eine gewisse Zufriedenheit bekunden.

Der Bauer und der Mönch waren jedoch schon mit Peitsche und Stock über es hergefallen und begannen ihm eine Prügelsuppe zu verabreichen, die wohl damit geendet hätte, daß das Eselein totgeschlagen worden wäre, wenn nicht ein lebendiger Esel einen bedeutend größeren Wert gehabt hätte als ein toter. Allmählich entstand eine Menschenansammlung um die Karre, mit Gelächter und Hallo und Jubel. Niemand nahm Partei für den Esel, außer meiner Wenigkeit. Ich stand außerhalb der Menge und schimpfte in meiner Muttersprache, bis ich schwarz im Gesicht wurde.

Schließlich kletterten Bauer und Mönch wieder in die Karre, um den Heimweg fortzusetzen. Aber der Esel bewegte sich nicht vom Fleck. Peitsche, Stock und Volkshaufe taten, was sie konnten, aber das Eselein pfiff buchstäblich auf alle miteinander. Es gelang ihnen zwar, es einige Meter vorwärtszuziehen, aber seine Beine waren wie Holzstöcke.

Es fing schon an, dunkel zu werden, und der Weg nach dem Dorf war weit. Der Bauer und der Mönch mußten wieder herausklettern und das Eselchen ausspannen, in die Karre heben und dort sicher festbinden. Unter dem Pfeifen und Johlen der Menge zogen der Bauer und der

Mönch das Eselein wie einen Triumphator aus der Stadt hinaus. Und meine Wenigkeit schwenkte den Hut und rief Bravo, immer noch in meiner Muttersprache, wie ich glaubte, aber ein Stein, der mich im Genick traf, erinnerte mich daran, daß Bravo ein Wort ist, das wir dem Italienischen entliehen haben.

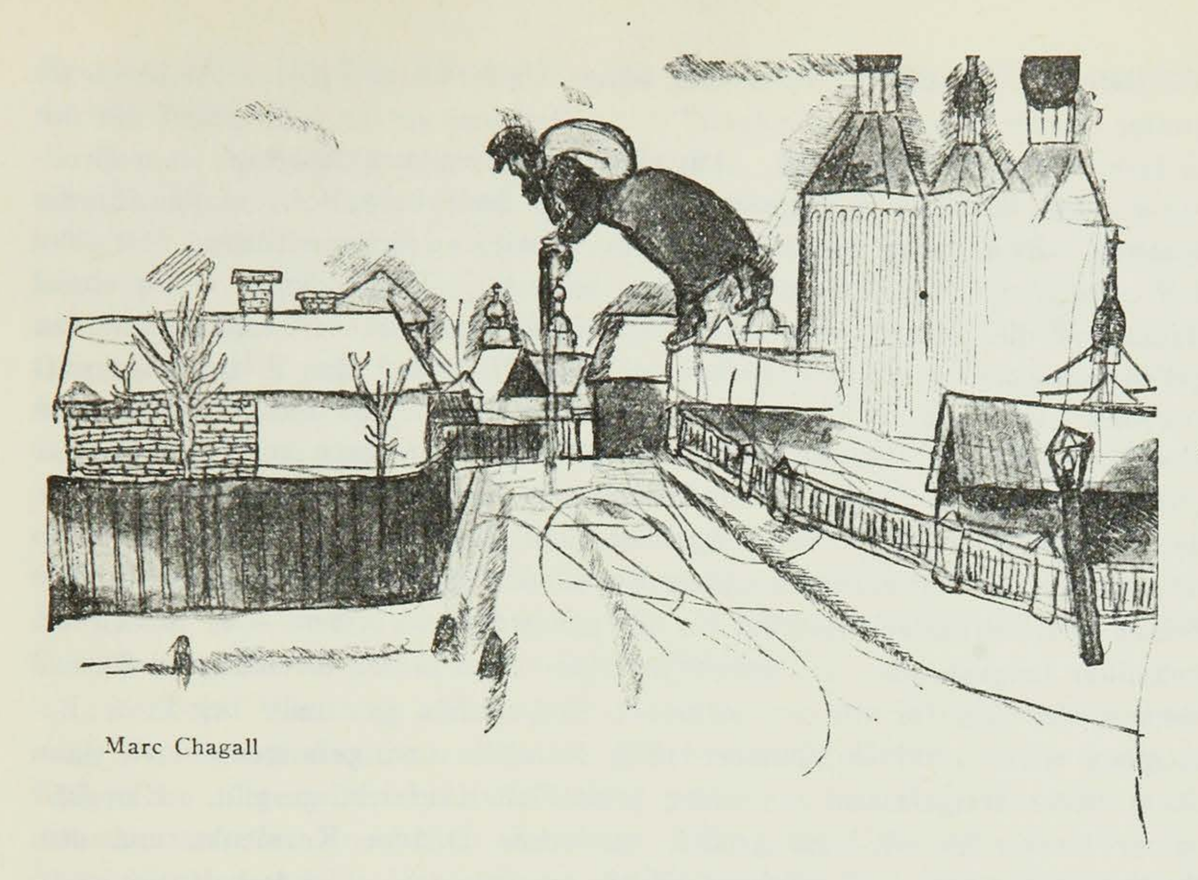
Es liegt etwas so Sinnloses in den Leiden der italienischen Zugtiere, daß man fast geneigt ist, an die alte Seelenwanderung zu glauben. Kutscher und Fuhrleute m ü s s e n in einem anderen Leben Zugtiere werden. Das ist die einzige, ganz zufriedenstellende Wiedervergeltung.

Hunde werden in Italien allgemein nicht als Zugtiere verwendet. Um so mehr war ich einmal überrascht, eine große dänische Dogge vor einen kleinen Kinderwagen gespannt zu sehen. In dem Kinderwagen saß ein Krüppel, wie sie die südromanischen Völker stets so reichlich gehabt haben, daß es fast so aussieht, als wenn sie einen Bestandteil des Touristenverkehrs ausmachen. Also, der Hund trottete dahin und machte einen ebenso sicheren und zuverlässigen Eindruck wie der Abkömmling einer uralten Zugtierfamilie. Aber er muß ein Sproß freier Eltern gewesen sein. Und er war offensichtlich auf seiner ersten Probefahrt. Plötzlich blieb er stehen, beschnüffelte eine Wand und hob das eine Hinterbein, so daß der Wagen halb umkippte und der arme Krüppel so schnell wie möglich nach der anderen Seite rutschen mußte, um nicht zu kentern. Dann setzte der Hund gesittet und ungeniert seinen Weg fort, als ob nichts passiert wäre, und der gequälte Ausdruck in dem Gesicht des Krüppels wich einem humoristischen Lächeln.

Aber dann begegnete die Dogge einer kleinen Hündin. Sie scherte sich den Teufel um den Krüppel und begann in der vertraulichen und gewinnenden Art freier Hunde, ihr den Kopf zu verdrehen, und der Krüppel saß machtlos und voller Scham da und mußte ihr auf ihren sämtlichen krummen Wegen folgen und befand sich wie auf einer Rutschbahn. Es zeugte von einer bemerkenswerten Muskelkraft, daß er sich festhalten konnte. Aber der Hündin wurde es allmählich klar, daß die Dogge ein etwas unbequemer Kavalier war, und sie nahm durch eine verschlossene Gittertür Reißaus. Die Dogge konnte ihr beim besten Willen nicht folgen, obgleich sie die energischsten Versuche machte. Der Krüppel tat mir aufrichtig leid. Ich war die ganze Zeit anwesend, und mein Gesicht war in Schweiß gebadet.

Die Dogge trottete gutmütig weiter. Da entdeckte sie eine Katze. Seitdem habe ich weder den Hund, noch den Krüppel, noch den kleinen Wagen wiedergesehen. Aber der Katze begegne ich alle Augenblicke. Sie trägt die italienische Trikolore in Form eines Bandes um den Hals.

*(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)*



Marc Chagall

# DER MENSCH MAXIM GORKI

Von

*JOSEPH CHAPIRO*

Der sechzigste Geburtstag Maxim Gorkis hat viele Federn in Bewegung gesetzt — man feierte den Dichter, den Gestalter, den großen Schriftsteller. Aber man vergaß beinahe, Gorkis Menschliches zu ehren, das vielleicht das Fesselndste an ihm ist, man versäumte eine Schilderung seines Lebens, das das erschütterndste Material enthält, das einem Biographen je zur Verfügung stand. Wenn man in Rußland von Gorki spricht, läßt man den Menschen nie außer acht, das Werk und der Schöpfer scheinen eins. So sehr, daß Alexander Block, der größte russische Lyriker des Jahrhunderts, der weder menschlich noch literarisch Gorki je nahe kam, zu dessen fünfzigstem Geburtstag seine Persönlichkeit in folgenden Satz zusammenfaßte: „Wenn Rußland ein Feenmärchen besitzt, etwas Schönes, einen Namen, der alle Hoffnungen und die ganze Zukunft in sich begreift, so heißt jenes Märchen unstreitig: Maxim Gorki."

Was weiß man in Westeuropa von dem Menschen Gorki, außer einzelnen charakteristischen biographischen Daten, außer einigen Ereignissen, die er in seinen wundervollen literarischen Werken geschildert hat? Ich hätte beinahe Lust, einen Gorki-Kalender der letzten sechzig Jahre aufzustellen, denn jedes Jahr bedeutet ein Ereignis. Doch will ich hier nur die ersten vierundzwanzig Jahre seines Lebens zusammenfassen, um die Plattform zu zeigen, auf der er stand, als er zu dichten begann. Eine entsetzliche, gespenstisch anmutende Kindheit. In einer ärmlichen Familie in Nishnij-Nowgorod geboren, erkrankt er, kaum fünf Jahre alt, in Astrachan an der Cholera. Er

übersteht die Krankheit, steckt aber seinen Vater an, der stirbt. Seine Großmutter, der er in seiner „Kindheit“*) ein Denkmal gesetzt hat, nimmt ihn mit in seine Geburtsstadt zurück. Aus einem Psalmenbuch lehrt ihn sein Großvater lesen. Mit sieben Jahren kommt er auf die Schule; dort befallen ihn die Blattern. Zwei Jahre darauf stirbt seine Mutter an Schwindsucht. Mit zehn Jahren wird Gorki Lehrling bei einem Schuster. Dann kommt er zu einem Bäcker in die Lehre. Als Sechzehnjähriger beschließt er, nach Kasan zu gehen, um dort zu studieren; aber der Hunger zwingt ihn, diesen Plan aufzugeben. Da wird er Barfüßiger an der Wolga. („Barfüßige“ nennt man eine Kategorie von Menschen, die obdachlos und ohne feste Arbeit am Wolgaufer leben und in Rußland die allerunterste Volksschicht darstellen.) Aber das Dasein wird immer unerträglicher, und mit zwanzig Jahren ist er so lebensmüde, daß er versucht, durch Erschießen Selbstmord zu begehen. Ein Schuß in die Brust zeichnet ihn für das ganze fernere Leben — er ist seitdem unheilbar lungenkrank. Im selben Jahre lernt Gorki den Revolutionär Romaß kennen, der ihn für die revolutionäre Propaganda gewinnt; bei ihrer Betätigung wird Gorki im Oktober 1889 verhaftet und gefangengesetzt, dann aber wieder freigelassen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Ein Jahr später kommt er mit dem großen russischen Dichter Korolenko und dem Rechtsanwalt Lanin in Berührung, und da er eine schöne Handschrift hat, stellt Lanin ihn als Schreiber ein. 1891 durchwandert Gorki als „Barfüßiger“ das ganze europäische Rußland mit Ausnahme der Nordgebiete, wird öfter als Landstreicher verhaftet, dann ausgewiesen, bis er eines Tages in einem südrussischen Dorfe von den Bauern halbtot geschlagen wird, weil er eine Frau vor Mißhandlungen schützen will. Im Kaukasus lernt er neue Menschen kennen, die auf seine Lebensauffassung und Lebensführung einen entscheidenden Einfluß gewinnen. Abermals wird er wegen revolutionärer Tätigkeit verhaftet und hört seitdem nicht auf, bewußt gegen das alte Regime zu kämpfen, ein Kampf, der ihn auch in späteren Jahren öfter ins Gefängnis und auf die Festung bringt.

Als er vierundzwanzig Jahre alt ist, erscheint in einem Tifliser Blatt seine erste Novelle „Makar Tschudra“. Dann kehrt er nach Nishnij-Nowgorod zurück, wird wieder Schreiber bei Lanin, trifft öfter mit Korolenko zusammen, und nun ist sein Schicksal besiegelt: er „wird“ Schriftsteller und gleichzeitig Mitglied der geheimen sozialdemokratischen Partei. Von nun an entspringt für ihn stets eins aus dem andern — was er schreibt, setzt er in die Tat um, und er schildert das, was er erlebt. Sein ganzes Werk ist nur Gesehenes, Erlebtes, Gedachtes, Gewolltes.

Den Verfechtern der Tendenzdichtung liefert Gorki den Beweis dafür, daß nur solche Dichtung Dauer hat. Seine Novellen, Natur- und Menschenschilderungen, soweit sie keine Tendenz verfolgen, sind jetzt, trotz ihres wundervollen Stils und ihrer künstlerischen Vorzüge, schwer lesbar. Die ersten Bände, die seinen Namen berühmt machten, kommen heute für die Beurteilung

*) Deutsch im Verlage Ullstein, ebenso wie seine beiden anderen autobiographischen Bücher: „Unter fremden Menschen“ und „Wanderer in den Morgen“.

seiner Persönlichkeit nicht mehr in Betracht. Seine jetzige Berühmtheit fußt auf seinen Tendenzwerken, die aber, trotz seiner Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei, keine ausgesprochene Parteirichtung haben. Ich kann in den Schriften Gorkis nur die eine Bestrebung erkennen — die Menschheit mit allen Mitteln vorwärtszubringen. Und als bestes Mittel hierzu erscheint ihm das Buch. Während die meisten Schriftsteller vom Buch zur Tat übergehen, kommt Gorki von der Tat zum Buche, als der größten Offenbarung des menschlichen Mutes und des menschlichen Genius. Ein geschriebenes Werk ist auch eine Tat, wenn es ein bestimmtes Ziel verfolgt. Dieser Autodidakt hat im Buche seine Erlösung gefunden und hofft, durch das Buch auch die Menschheit zu erlösen. Kein Dichter, nicht einmal Anatole France, der Bücher wie lebende Wesen behandelte, hat sie so geliebt, keiner hat sie so verherrlicht und das Buch als solches, als Zweck, besungen wie er. Dieser Bildungshungrige, dessen ganzer Jugend die Bildung vorenthalten worden war, hat sich bis heute noch nicht an das Wunder des gedruckten Wortes gewöhnen können: „Ich verschlinge die Bücher eines nach dem andern, ich freue mich an ihnen, ich fühle, daß ich am Leben teilnehme.“ An einer anderen Stelle sagt er: „Jedes Buch war für mich eine kleine Stufe, durch die ich mich vom Tier zum Menschen hinaufarbeitete . . . Dadurch, daß sie meinen Verstand und mein Herz beflügelten, halfen mir die Bücher, mich aus dem fauligen Sumpf zu erheben, in dem ich ohne sie zugrunde gegangen wäre, in dem mich ohne sie *Dummheit und Niedertracht ertränkt* hätten.“ — Und: „Ich merkte immer, daß in den Tagen der größten Kränkungen und Sorgen, die das Leben mir bereitete, das Gefühl des Mutes und des Widerstandes in mir wuchs . . . Diese Eigenschaft habe ich noch heute, mit fünfzig Jahren, ich werde sie bis zu meinem Tode behalten, und ich verdanke sie der Heiligen Schrift des menschlichen Geistes — Büchern, die das große Leiden und das Martyrium der wachsenden Menschenseele widerspiegeln.“



Marc Chagall

Man sieht: das Buch ward Gorki zum Fetisch. Der Kampf um die Freiheit, der ihn so oft, auch als er schon ein berühmter Schriftsteller war, ins Gefängnis und in die Verbannung führte, der ihn mit Lenin und vielen andern revolutionären Führern in Berührung brachte, bedeutete ihm den Kampf für die Freiheit des Gedankens, die Freiheit des Buches. Das gedruckte Wort verwischt alle Grenzen, macht ihn zum Weltbürger, und wenn er als Schriftsteller nur russische Typen darstellt, so ist er in seinem Denken ein vollendeter Weltbürger, einer der seltenen Europäer, die nie ihr Gleichgewicht verloren haben, und dieser Europäer interessiert uns vielleicht außerhalb Rußlands am meisten.

Seit wir den letzten Krieg erlebt haben, hat für uns der Begriff „Europäer" eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die Haltung während des Krieges, die Einstellung mitten im unerhörten Anschwellen einer Welthysterie ist zum ausschlaggebenden Maßstab für das europäische Bewußtsein im Menschen geworden. Ich kenne auf der ganzen Welt keinen Schriftsteller, den ich in dieser Hinsicht dem Autodidakten Gorki, dem Manne, der keine andere Sprache beherrscht als die russische, an die Seite stellen könnte. Die wunderbare Studie „Zwei Seelen", die Rede, die er im April 1915 beim Bankett der Pressevertreter von ganz Rußland hielt, zeigen uns in Gorki einen Mann, der vom ersten Jahre des Krieges an jene klare Haltung zu bewahren wußte, die kaum ein Schriftsteller in einem der kriegführenden Länder eingehalten hat, und die wirklich ein Symbol der leuchtendsten Seelengröße ist, die wir in den letzten fünfzehn Jahren in Europa erleben konnten. In dieser Presseversammlung, die im April 1915 in Petersburg abgehalten wurde, erklärte Gorki in seiner Rede:

„Es ist erfreulich, in dieser Zeit allgemeinen Wahnsinns Menschen begrüßen zu dürfen, die nur mit der Waffe des Wortes kämpfen, die nicht darauf ausgehen, das kostbare Blut der Menschen zu vergießen und die Früchte ihres Schaffens zu vernichten.

*Als Menschen von ehrenhafter Gesinnung und ehrlicher Rede können wir nur jene gelten lassen, die den notwendigsten und einzig unausweichlichen Krieg zu führen entschlossen sind, den Krieg gegen die ärgsten Feinde und Tyrannen der Menschheit: den Krieg gegen die Dummheit, gegen die Heuchelei, gegen die Habsucht und gegen die Lüge."*

So sprach Gorki acht Monate nach Kriegsausbruch. Acht Monate nach Kriegsbeginn, also in einem Augenblick, wo wilde Leidenschaft die kriegführenden Nationen verblendete, wagte es Alexej Maximowitsch Gorki, öffentlich, unter der Herrschaft des Zaren, bei verhängtem Standrecht, ohne den illusorischen Schutz der parlamentarischen Immunität, sich über die antideutsche Kulturpropaganda spottend zu äußern, er wagte es, das Recht der persönlichen Verteidigung vor den Gerichten für alle in Rußland wohnenden Deutschen zu verlangen, er wagte es, eine mögliche Niederlage seines Vaterlandes in Erwägung zu ziehen, als deren Folge in der Zukunft eine Revolution zu erblicken und wie kein anderer gegen die Judenpogrome zu protestieren,

die nach einem starken Ausspruch „von den Räubern durchgeführt wurden, die uns regieren“.

Aber ich muß Gorki selbst sprechen lassen: „Der Begriff ‚Deutschland‘ “, sagte er in seiner Rede, „war vordem für uns gleichbedeutend mit Ehrenhaftigkeit und Exaktheit: ehrenhaft wie ein Deutscher, verläßlich wie ein Deutscher — derlei Wendungen waren bei uns sprichwörtlich geworden. Nun soll der Deutsche — ich weiß nicht, auf Grund welcher höheren Fügung — für uns plötzlich zum Inbegriff der Unehrenhaftigkeit, der Barbarei werden. Und nicht nur das einzelne Individuum, nein, die ganze deutsche Nation . . . Ich will die Deutschen nicht verteidigen; ich bin überzeugt, im Kriege führen sie sich ebenso übel auf wie im großen und ganzen alle Welt . . . obgleich sich unter ihnen auch immer friedliche Menschen befinden. Krieg und Humanität sind ja bekanntlich zwei Begriffe, die einander ausschließen. Aber ich möchte Sie an ein sehr weises russisches Sprichwort erinnern: ‚Der Dummkopf des Nächsten macht uns Spaß — der eigene Schande‘“.

Ich frage: Wer trug während des Krieges in einem kriegführenden Staat mehr Gewissensfreiheit zur Schau? Diese Haltung Gorkis ist bis heute in Europa im allgemeinen noch unbekannt geblieben, und auch die sehr interessante, aus dem Russischen übersetzte Biographie Grusdews, die eben im Malik-Verlag erschien (der sich um die Verbreitung der Werke Gorkis große Verdienste erworben hat), ist in dieser Hinsicht nicht ausreichend. Nicht ausreichender ist dieses Buch in bezug auf die Einstellung Gorkis zur bolschewistischen Revolution, auf seine ursprüngliche Ablehnung des Sowjetregimes und seine unklare spätere Aussöhnung mit ihm.

Es gibt Existenzen, die reich sind an Anekdoten, und keine Schilderung vermag eine Gestalt so scharf wiederzugeben wie solche Zufallserinnerungen. Das Leben Gorkis liefert das reichste Anekdotenmaterial, und ich möchte hier eine davon zu seinem Geburtstag in Erinnerung bringen.

Während des Krieges las ich in der „Vossischen Zeitung“ einen Brief, den ein erblindeter, in Rußland gefangener deutscher Offizier aus einem dortigen Lazarett an seine Frau in Deutschland schrieb. Er erzählt darin, wie er, als das Fieber fiel und er wieder imstande war zu schreiben, seinen Pfleger, der kein Wort Deutsch sprach, aber Tag und Nacht nicht von seinem Bett gewichen war, nach seinem Namen fragte, damit er ihn seiner Frau mitteilen könne. Da habe dieser geantwortet: „Ich heiße Maxim Gorki.“

Vielleicht wäre es jetzt an der Zeit, diesen Brief, von dem Gorki wahrscheinlich nichts ahnt, herauszusuchen und ihn ohne Kommentar zu veröffentlichen? Diese schlichte Ehrung wäre für Gorki eine Genugtuung und für uns eine Danksagung an den Menschen, der über sich selbst (in der Vorrede zur deutschen Gesamtausgabe seiner Werke) sagen konnte: „Was ich erreicht habe, erreichte ich um einen teuern Preis. Aber ich glaube mich berechtigt zu sagen: in einem halben Jahrhundert eines sehr wechselvollen Lebens habe ich nichts Besseres gefunden als den Menschen.“

# SPIEL UM LIEBE

Von

*SUZANNE LENGLEN*

Unter diesem Titel hat die gefeierte Tennismeisterin einen Roman geschrieben, der soeben in deutscher Uebersetzung im Verlage Ullstein erschienen ist. Der Hauptgestalt, Marcelle Penrose, hat Suzanne mannigfache Züge ihres Wesens geliehen. Wir geben im Folgenden eine bezeichnende Stelle aus dem Buche. Signor Escalada ist teils in Marcelle verliebt, teils will er mit ihr als Impresario Geschäfte machen.

Als die großen schmiedeeisernen Tore für Escaladas Auto geöffnet wurden, konnte Marcelle einen Ruf des Entzückens nicht unterdrücken; überall leuchteten Wicken, Rosen und Geranium.

Ebenso entzückte sie der Anblick der herrlichen Grastennisplätze, die so gepflegt waren wie der berühmte Centre court in Wimbledon, welchen sie gesehen hatte, als sie mit Jefferson Bruce im Auto von einer der Sitzungen bei Sylvia heimfuhr.

Auf der andern Seite waren sechs harte Plätze angelegt worden. Als sie den schönen roten Sand sah, durch den die weißen Linien gezogen waren, wandte sie sich ganz entzückt an ihren Begleiter.

„Ach, Signor! Das haben Sie sehr schön gemacht. Der Anblick dieser Plätze macht einem Lust, gleich zu spielen. Warten Sie nur, bis unsere Schüler das sehen, sie werden das Gefühl haben, daß sie auf diesen Plätzen gut spielen müssen. Die Schüler müssen begeistert sein, das ist für das Geschäft die Hauptsache.“

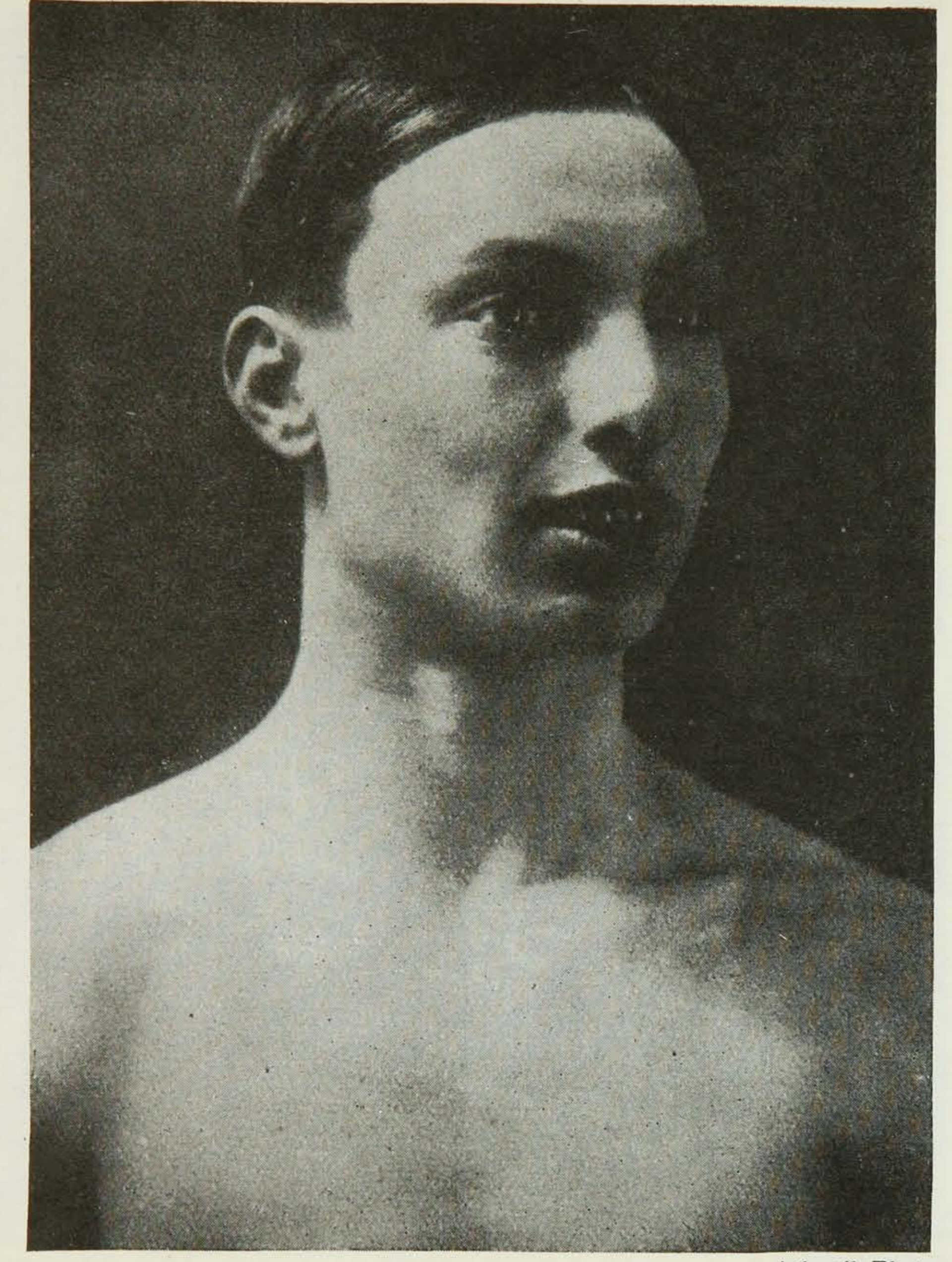
Escalada sah sie an. Die lebhafte Empfindung verschönerte sie.

Marcelle fuhr heiter fort:

„Beim Tennis hängt sehr viel vom Aesthetischen ab. Wie öde wäre es, auf einem grauen oder farblosen Platz zu spielen, und welch ein Vergnügen ist es auf einem grünen oder rötlichen Platz, von dem sich der weiße Ball so gut abhebt. Der Hintergrund spielt eine größere Rolle, als man glaubt. Den Ball schnell und deutlich zu sehen, ist für den Anfänger vielleicht noch wichtiger als für den Champion. Das Auge des Anfängers ist an die Schnelligkeit, das Abspringen und die Richtung des Balles noch nicht gewöhnt. Gute Beleuchtung ist daher für ihn sehr wichtig, sie ist beim Tennis alles. Die Plätze müssen durch grüne Leinwand voneinander getrennt werden, das gibt ein gleichmäßiges, mildes Licht, bei dem man den Ball viel besser sehen kann als gegen Bäume.

Marcelle ließ den Wagen halten und sprang heraus, um besser sehen zu können. Escalada hörte sehr aufmerksam zu, als sie ihre Pläne entwickelte. Mehr denn je war er überzeugt, in Marcelle Penrose das „große Los“ gezogen zu haben.

„Ich werde Ihnen sagen, Signor, was wir alles machen lassen müssen“, sagte sie ganz erregt. „Wenn die gedeckten Plätze gebaut werden, so müssen



Atlantik-Photo

Der Europameister im Mittelgewicht Bosisio

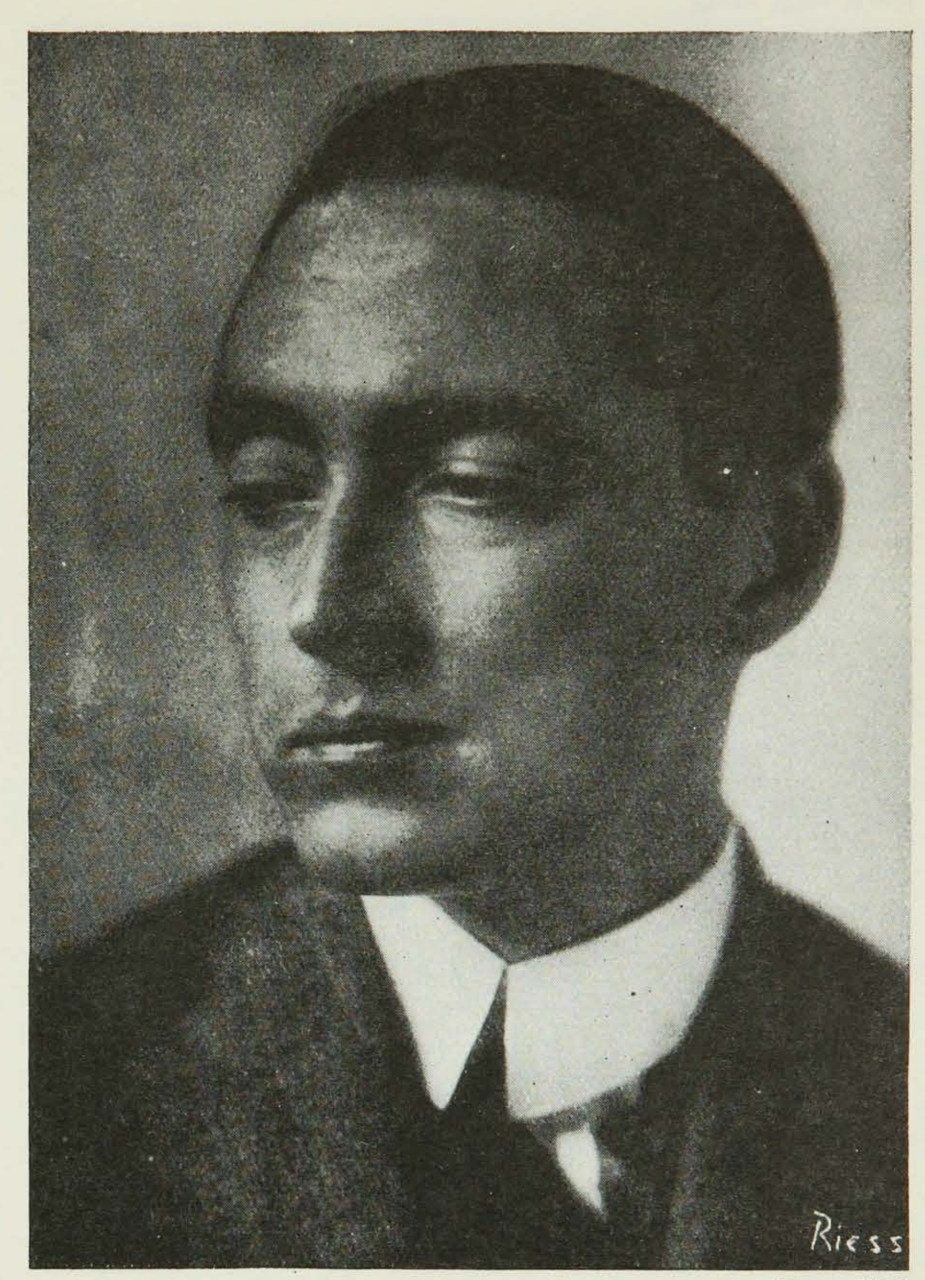



Photo Rieß

Graf Coudenhove-Kalergi



Photo Atelier Stone

Max Schmeling, Deutschlands neuer Schwergewichtsmeister



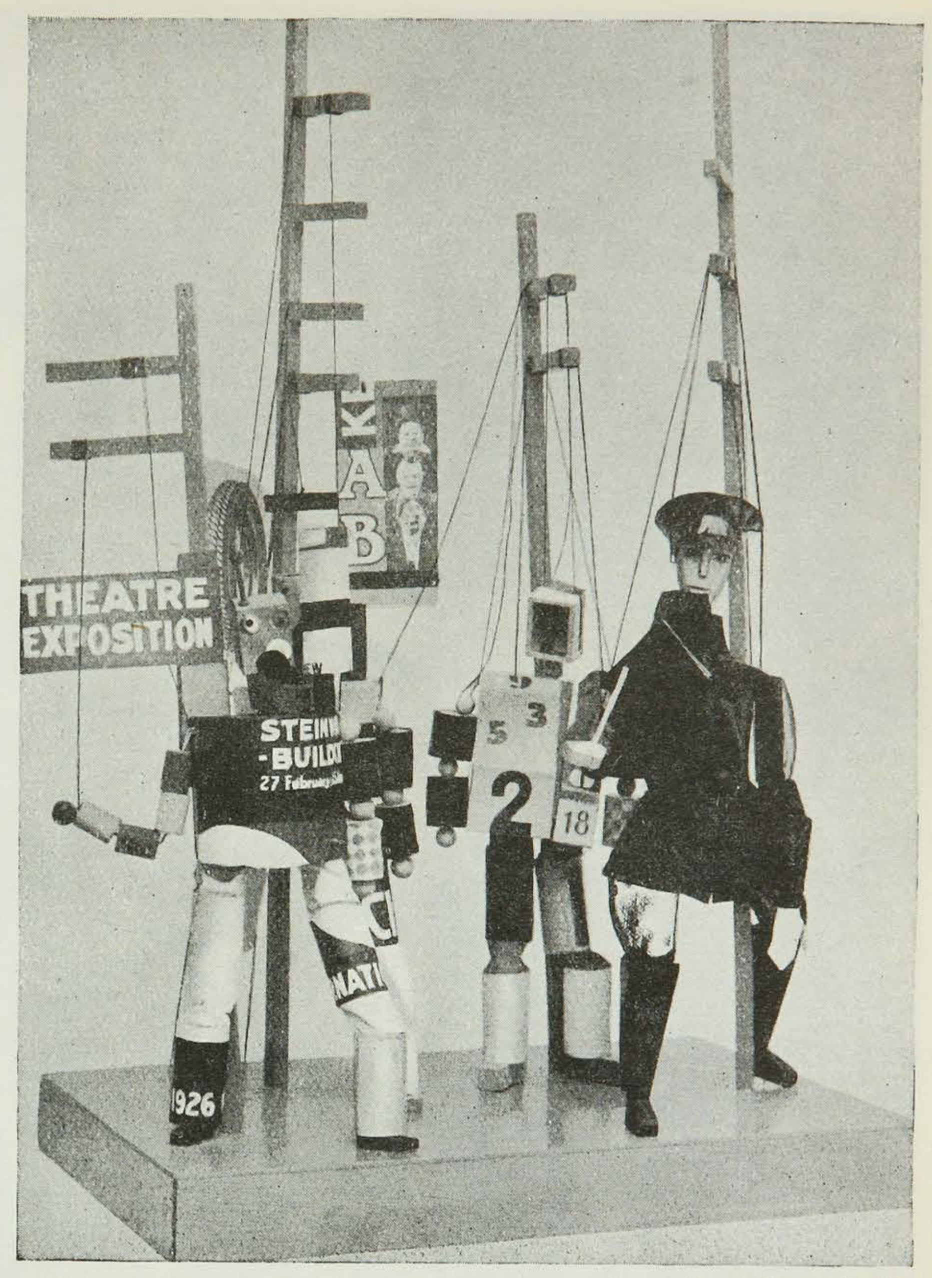
Photo Wide World

Dewagataake, der populärste Ringkämpfer in Tokyo



Photo Engel

Die schottischen Komiker Beery und Hatton versicherten ihre Beine für 50 001 Dollars




Sturm-Ausstellung, Berlin

Alexander Exter, Marionetten für einen Film

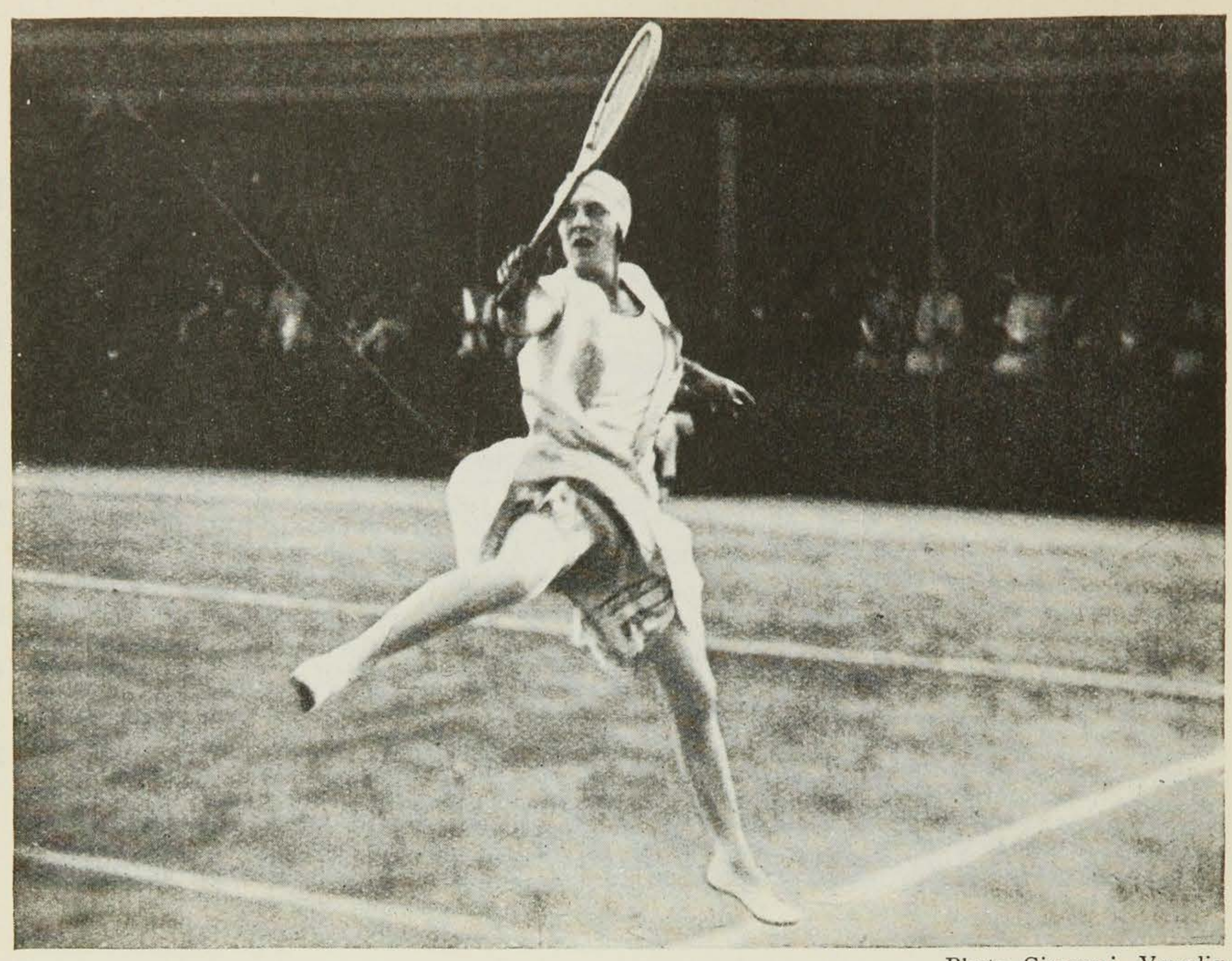


Photo Giovanni, Venedig

Die göttliche „Suzanne“, deren Roman „Spiel um Liebe“ soeben in deutscher Sprache erscheint



Luigi Pirandello

die Innenwände grün gestrichen werden, mit einer weißen Linie in der Höhe des Netzes und einer zweiten roten Linie etwas höher. Diese Wand wird in Abständen von einigen Metern durch Vorhänge abgeteilt, so daß jeder Spieler sein eigenes Netz hat und von seinem Nachbarn nicht gestört wird. Mein Gedanke dabei ist, daß die Schüler gegen diese Wand Schläge üben sollen und sich bestreben müssen, den Ball zwischen den weißen und den roten Strich zu schlagen. Je höher der Ball über die rote Linie geht, desto schlechter ist der Schlag. Diese Wand soll nur zum Training unserer Schüler dienen, um sie zu lehren, ihre Schläge zu beobachten. Glauben Sie mir, das ist die beste Uebung. Der Anfänger kann da stundenlang Schläge üben. Meiner Ansicht nach gibt es keine bessere Uebung, nicht für den Anfänger, sondern für jeden. An der Stärke, mit der der Ball von der Wand zurückprallt, können sie die Länge und Schnelligkeit des Balles beurteilen, die er im Spiel gehabt hätte. Die zweite rote Linie zeigt an, welche Schläge schlecht waren. Wenn der Drive gut war, darf er über die rote Linie nicht hinausgehen. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen, Fräulein. Ich glaube, wir beide werden mit diesem Geschäft viel Erfolg haben."

Etwas in seinem Ton berührte Marcelle unangenehm. Es fiel ihr plötzlich ein, daß sie ohne Ueberlegung einen Vertrag mit Escalada geschlossen hatte, und daß ihre Freunde ihren schnellen Entschluß tadeln könnten.

Marcelles und Escaladas Augen kreuzten sich, und sie errötete wegen seines Gesichtsausdrucks, und weil er sie beim Träumen mit offenen Augen ertappt hatte. Hastig fing sie wieder vom Geschäft zu sprechen an.

„Wir müssen ungefähr ein Dutzend erstklassige Lehrer aufnehmen. Ich meine nicht gerade Professionals, aber Männer, die imstande sind, einen Ball ordentlich dahin zu schlagen, wo er hingehört. Ein Lehrer, der das kann, braucht nicht auf seine eigenen Schläge aufzupassen, was die meisten tun, während sie Unterricht erteilen. Er kann seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegungen seiner Schüler richten und jeden Fehler bemerken. Ich werde den Lehrern nicht erlauben, den Anfängern zu zeigen, wie sie das Rakett halten sollen. Es ist viel besser, wenn sie es halten, wie es ihnen besser liegt, und so ihre Eigenart entwickeln. Schon oft sind vielversprechende Schüler durch zu viel Korrigieren zu Beginn ruiniert worden. Die Pflicht eines Tennislehrers ist nicht so sehr zu unterrichetn, wie auszubessern."

Escalada war einverstanden.

„Gute Ideen sind die Hauptsache bei einem Geschäft, und unseres wird gut werden."

„Ideen habe ich genug", erwiderte Marcelle in einem Ton, der den Argentinier etwas kleinmütig machte. Er hatte das Gefühl, daß sie noch etwas vorhatte, und er hatte sich nicht getäuscht.

# DIE WELT VOM STANDPUNKT DER GARDEROBENFRAU

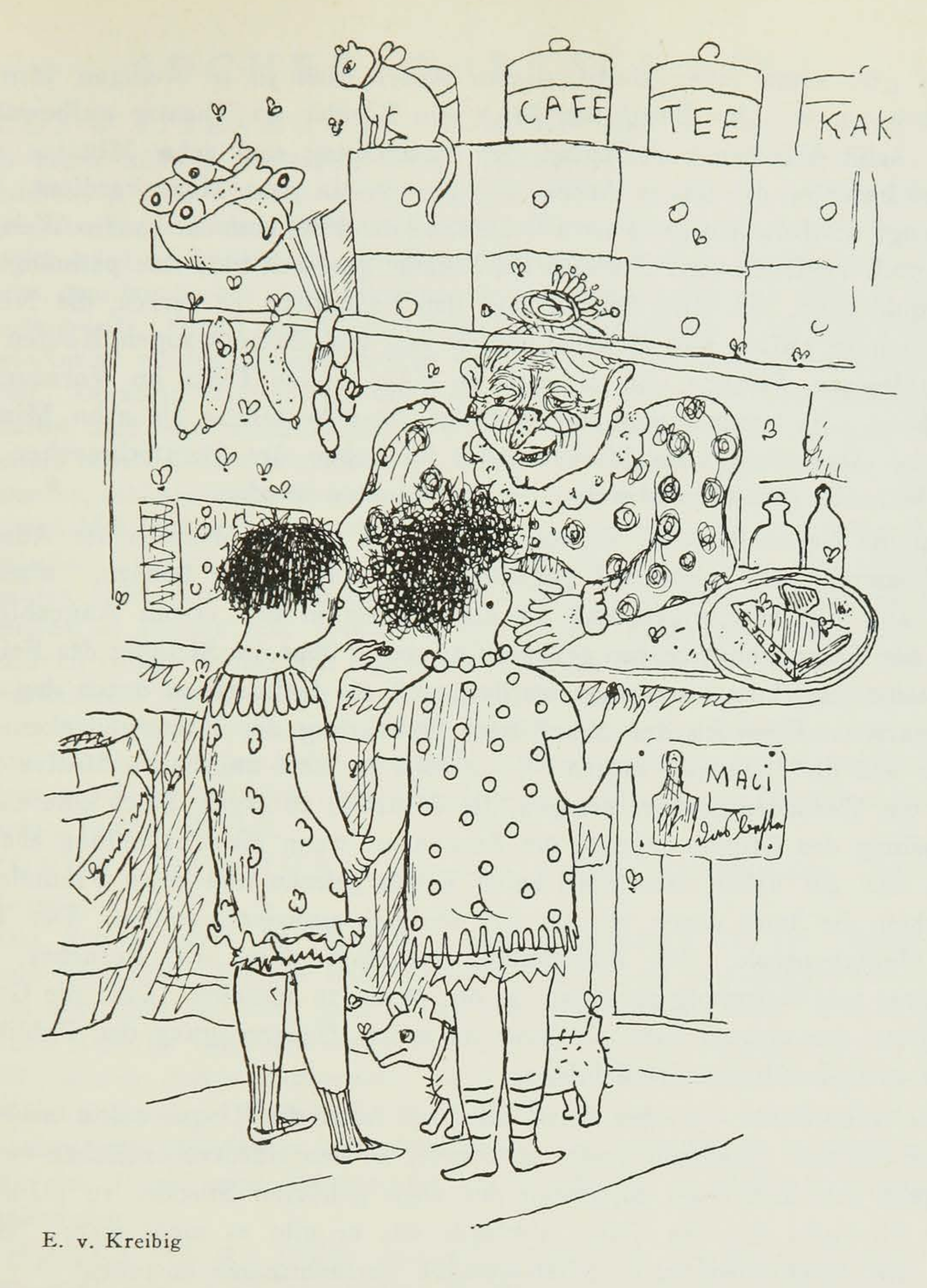
Von

*MAX EPSTEIN*

Jeder Stand hat seinen Standpunkt. Von jedem Beruf, zu dem einer berufen ist, kann man die Welt betrachten. Jedes Metier hat seinen eigenen Komplex, seine eigene Lebensanschauung, seine eigene Weltbetrachtung.

Am interessantesten scheinen mir immer die Berufe, in denen technische Arbeiten geistige Beziehungen haben. Schuster und Gastwirt verarbeiten Stoffe, die verbraucht und verzehrt werden. Da ist alles Materie. Schriftsteller, Theaterdirektor, Kinokassierer und Garderobenfrau sind in meinem Sinn gemischte Berufe. Sie hängen davon ab, daß ein geistiger Wert Umsatzkraft hat. Darum gewöhnen sie sich an, die produktive Wesenheit, die ihre milchende Kuh ist, kritisch, meist sogar überlegen und skeptisch zu betrachten.

Die wirklich maßgebenden Kritiker sind weder die Herren, die dafür von den Zeitungen mehr oder weniger gut bezahlt werden, noch die Dramaturgen, noch die Direktoren. Die wirklichen Theaterkritiker sind die Damen, die das Stück vor der Aufführung vervielfältigen und es immer wieder lesen müssen und die Garderobenfrauen, die das Publikum nach der Aufführung beobachten. Wenn eine Stenotypistin bei dem Herausschreiben der Rollen ermüdet, dann ist das Stück langweilig. Wenn das Publikum nach Schluß der Vorstellung bei Entgegennahme der Kleidungsstücke mißmutig ist, dann ist das Stück durchgefallen. Die Garderobenfrau beurteilt das Stück gleichsam reproduktiv oder indirekt. Sie urteilt nicht mit ihrem eigenen Intellekt, sondern aus der Beobachtung der Leute, die eben noch Zuschauer waren. Der Beruf der Garderobenfrau ist wichtig und ernst. Eine freundliche Garderobenfrau kann beim Besucher von vornherein eine behagliche Stimmung erzeugen, eine unfreundliche verbreitet sofort eine geladene Atmosphäre um sich. Seit 25 Jahren etwa beobachte ich den Beruf der Garderobenfrau und kann alle Betrachtungen auf Grund praktischer Erfahrung anstellen. Es gibt keine jungen Garderobenfrauen, es gibt auch keine hübschen. Es scheint, daß eine höhere Fügung diesen Beruf den Griesgrämigen und Angejahrten vorbehalten hat. Alle Versuche zur Verjüngung und Verschönerung sind fehlgeschlagen. Wo solche Versuche gemacht wurden, haben sie nur dahin geführt, die beteiligten Kreise durch Betrügereien zu schädigen. Es gibt aber Fälle, in denen das Sprichwort versagt, daß die Welt betrogen werden will. Die Welt der Garderobenfrau will keinesfalls betrogen werden. Sie wünscht weder, daß man ihr zu viel Gebühren abnimmt, noch die Taschen untersucht und ausräumt, noch falsche Hüte zurückgibt. Im Reich der Kleiderablage herrscht eine höchst eintönige Lebensauffassung. Manche legen mit den Kleidern auch jede moralische Weitherzigkeit ab. Es gibt Besucher, die ein gutes Trinkgeld geben, wenn man ihnen aus Versehen einen besseren Pelz herausgibt als sie abgegeben haben. Aber auch in solchen Fällen wird das Trinkgeld nur höher, wenn im Pelz vielleicht noch mehr Kleingeld vorhanden war.




E. v. Kreibig

Die Garderobenfrau hat das Vertrauen zur Menschheit verloren. Sie unterscheidet die Menschen nur in solche, die ihr Trinkgeld geben und solche, die die vertraglichen Gebühren zu hoch finden. Dabei aber behandelt sie das Publikum nur freundlich, wenn sie das Trinkgeld entgegennimmt. Bei der Ausgabe der Garderobe erinnert sie sich der Entgegennahme nicht mehr und bevorzugt den Gast keineswegs. Sie ist eben objektiv. Sie nimmt die Garderobe entgegen, ohne vom Ladentisch hochzusehen. Alle Bitten und Drohungen der Verwaltung, den Gast bei der Annahme der Kleidungsstücke anzusehen, helfen nichts. Sie wünscht nicht, in ihrer sachlichen Tätigkeit abgelenkt zu werden. Darum ist sie auch jeder Fälschung zugänglich. Da sie den Gast nicht kennt, gibt sie ihm auf eine gefälschte Garderobenmarke die schönsten Sachen heraus. Sie tut dies besonders gern, wenn die Herausgabe zu ungewöhnlicher Zeit, etwa während eines Aktes erfolgen soll.

Es gibt kaum einen Beruf, dessen Arbeit sich in so wenigen Minuten konzentriert, wie der Beruf der Frau, die Kleider im Theater aufbewahren soll. Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung und zehn Minuten nach Schluß bedeuten die wahre Arbeit, für die sie ein paar Mark verdient. Angestrengt wird die Tätigkeit nach Schluß, wo das Publikum der ganzen Welt, das eben noch vielleicht fünf Stunden im Theater gesessen hat, eine pathologische Ungeduld zeigt, um seine Sachen über den Ladentisch zu zerren, die Nebenmenschen zu puffen und zu beschimpfen und mit Basedowaugen Haufen von Ueberkleidern, Stöcken und Mappen an einen freien Platz im Vorraum zu schleppen. Es kommt kaum vor, daß die Ausgabe länger als zehn Minuten dauert. Aber diese zehn Minuten sind im Leben der Theaterbesucher eine Ewigkeit. Es gibt eben Minuten, die zu Monaten werden.

Ist die Garderobenfrau tüchtig, so lernt sie in den Minuten der Ausgabe die Stimmung des Publikums gegenüber der Aufführung kennen. Man erzählt aus dem Weltkriege, daß die Gefangenen in den ersten Augenblicken nach der Gefangennahme von geübten Offizieren über die Stellung des Feindes und seine Absichten ausgefragt wurden, weil die Gefangenen durch den stets unerwarteten Eindruck der plötzlichen Arretierung die Hintergedanken vergaßen und die Wahrheit sagten. Es müssen ja stets ungeheure Motive tätig sein, um Menschen dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen. Solch eine Ueberrumpelung des Gemüts ergreift die Zuschauer, wenn die Vorstellung eben zu Ende ist. Sie haben dann noch keine Kritik gelesen und keine Freunde gesprochen, die ihnen sagen, wie sie sich wirklich amüsieren sollten. Der Trieb der Menschenseele, sich mitzuteilen, veranlaßt dann die Besucher, ihre Meinung und Stimmung gleichsam in den Wind zu schreien. Paßt die Garderobenfrau gut auf, so kann sie hier die wahre Ueberzeugung des Publikums erfahren und sich ein Urteil bilden.

Der verstorbene Verleger Adolf Sliwinski hatte die Klaque dahin erweitert, daß er ein paar mundfeste Leute abordnete, an den Garderobentischen bei der Ausgabe schwärmerisch zugunsten des eben gehörten Stückes zu plädieren. Aber Sliwinski war ein Genie, Verleger wie er gibt es nicht mehr. Heute kann die Garderobenfrau wahrheitsgemäße Betrachtungen anstellen.

Die Garderobenfrau ist am selben Objekt tätig wie der Theaterdirektor und wie das Publikum. Alle sind innerlich und äußerlich mit der Komödie beschäftigt, die man spielt. Direktor und Publikum aber nehmen an der Aufführung teil, die Garderobenfrau wirkt vorher, nachher und in den Pausen. Wenn die Bühne fieberhaft arbeitet und das Publikum gespannt oder abgespannt den Vorgängen auf den Brettern, die nach einer alten Sage die Welt bedeuten, folgt, kann sie sich mit den Logenschließern unterhalten, Kaffee kochen, Strümpfe stricken, den neuesten Theaterklatsch erörtern. Es gibt Besucher, die oft mit diesen Garderobenfrauen tauschen möchten. Die Pausen sind im Leben der Garderobenfrau die Zeiten, wo das Stück spielt. Ist die Komödie aus, dann beginnt die ihrige, bis der Beleuchter dem Haus endgültig die Festlichkeit entzieht.

# BÜCHER - QUERSCHNITT

*JACOB WASSERMANN, Der Fall Maurizius.* S. Fischer Verlag, Berlin. In dieser kühnen, kontrapunktischen Phantasie über Recht und Gerechtigkeit dominieren zwei Themen: die geistige Revision des Maurizius-Prozesses sowie der Konflikt zwischen Vater und Sohn. Dieser Kampf alter mit neuer Generation wird symbolisiert in der Paragraphenvirtuosität des Staatsanwaltes einerseits, dem fanatischen Gerechtigkeitsverlangen eines idealisierten Sherlock Holmes andererseits. Gleich den Meisterwerken, die erst nach dem Tode ihres Schöpfers erkannt zu werden pflegen, entsteht auch die Wahrheit — als solche —durch die Zeit. Derselbe Staatsanwalt, der seine Karriere mit einem Verurteilungsspruch startet, muß nach neunzehn Jahren die Lückenhaftigkeit seiner Beweise, die Unschuld seines Opfers konstatieren. Neben den beiden Hauptstimmen verästeln, kreuzen, schlingen sich Geschehnisse und Betrachtungen. Ueberzeugend der zum ersten Mal so klar formulierte Kontrast von amerikanischer Tatkraft und europäischer Geistigkeit; höchst aufschlußreich die Abrechnung eines genial begabten Juden mit den Gebrechen der Epoche; außerordentlich erfaßt die Wandlungen an Dingen und Menschen, welche der „Begnadigte" nach zwei Jahrzehnten völliger Isoliertheit erlebt; großartig die Vision des Gerichtes und seiner Funktionen; ergreifend die weise Güte des Wärters, der — ein anderer Javert — sich das Leben nimmt, weil ihn die Schuldlosigkeit des Häftlings drückt — — was tut es, wenn der Autor zugunsten der Brandmarkung gesetzlicher Erdrosselungsprinzipien zuweilen übertreibt: gewaltig erbraust die Gesamtkonstruktion seines reifsten Werkes. *L. Th.*

*GEORGES DUHAMEL, Das neue Moskau.* Rotapfelverlag, Zürich und Leipzig.
Die Schwierigkeit, in russische Dinge einzudringen, ist für Lateiner fast unübersteiglich. Die alte frankorussische Liaison, auf gegenseitiges Unverständnis gegründet, hat noch post festum einen eigenartigen Reiz. Was Duhamel, einen Reporter von literarischer Tenue, betrifft, so hat er einen klaren Kopf und sehr scharfe Augen einzusetzen. Es sind niemals die Vorurteile, die sein Einfühlungsvermögen lähmen. Nur wird Rußland gerade dort interessant, wo Klardenken und Scharfsehen nicht hinreichen. Immerhin ist die Publikation, ohne für das Thema neue Interessenten zu werben, für an Rußland Teilnehmende lesenswert. *K.*

*GEORGES DUHAMEL, Maurice de Vlaminck.* Les Ecrivains réunis, Paris. Ebenfalls eine ganz ausgezeichnete Monographie, die vier Original-Radierungen enthält und 24 Abbildungen nach Werken des Künstlers, von denen eine ganze Reihe in Deutschland hängt, so im Museum von Dortmund und in der Sammlung des Grafen York. Auch diese Monographie zeigt, wie sehr sich französische von deutschen Monographien unterscheiden. Die Franzosen bringen den Künstler dem Kunstfreund näher, indem sie ihm des Künstlers Leben, seine Entwicklung, seine Leiden und Freuden erzählen und das Buch nicht mit kunstphilosophischen und ähnlichen Dingen beschweren. *E. S.*

*SUZANNE LENGLEN, „Spiel um Liebe".* Roman, Verlag Ullstein.
Ein ebenso kluges wie naives Buch, für alle Kenner und Liebhaber des Tennis höchst lehrreich, für alle Laien unterhaltend in seiner Mischung von verwickelter Liebesgeschichte und erfolgreichem Streben. Zweifellos schildert die große Suzanne, die Weltmeisterin, sich selbst, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, so doch in ihrem Ehrgeiz.

*ERICH MÜHSAM*, *Sammlung 1898-1928.* I. M. Spaethverlag, Berlin.
Ueber Erich Mühsam, diese inbrünstige Flamme der Rebellion, die nur aus einer Kindsnatur aufflackern konnte, ist nichts mehr zu sagen. Seine Lumpen-, Bohemiens- und Revolutionsgedichte sind ein festgestellter Wert. Sie zu sammeln und mit einigen Prosastücken direkt oder indirekt autobiographischen Inhalts (in denen das Wedekindmünchen und Peteraltenbergwien von 1911 lebendig wird) zu verbinden, war ein liebenswürdiger Gedanke des Spaethverlags. *K.*

*CARL RÖSSLER*, *„Wellen des Eros“.* Verlag Ullstein.
Ein neues liebenswürdiges Romanbuch vom beinahe klassischen Dichter der „Fünf Frankfurter“, der sich noch im greisen Alter mit erstaunlicher Lebendigkeit auf die epische Muse gestürzt hat. Ein Künstlerroman mit Anmut und lebendigen Farben, in der Welt der Oper spielend, wo eine Tochter als Künstlerin und liebende Frau über die alternde, versagende Mutter hinauswächst und deren Stelle einnimmt.

*HANS MERSMANN*, *Das deutsche Volkslied.* Verlag Julius Bard, Berlin.
Keine Geschichte des Volksliedes, wie bisher üblich! Das Volkslied ist historischer Betrachtungsweise schwer zugänglich. Dieses Buch gibt einen Querschnitt durch das, was wegen seiner Plastik und zwingenden Einfachheit lebendig bleibt, nämlich durch das schöpferische Volkslied, das schon den Periodenbau kannte, als die Kunstmusik noch am Gregorianischen Gesang festhielt, das hundert Jahre vor der Kunstmusik durch den Kanon auf die kommende Polyphonie vordeutete, und das in den Liedern der Wandervögel nach neuen Möglichkeiten Ausschau hält. Durch Notenbeispiele und Holzschnitte wird das Thema dieses Buches sinnfällig erläutert. *B. B.*

*DR. JOSEF LÖBEL*, *Haben Sie keine Angst.* Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.
Der Franzensbader Kurarzt Löbel hat, wenngleich Deutscher, seine vierzig Kapitel optimistischer Medizin zustande gebracht, ohne der für unsere Rasse tragischen Neigung zum Weltanschaulichen auch nur ein einziges Mal nachzugeben. Leicht, locker, angenehm schlampig geschrieben. *K.*

*HEINZ STRATZ*, *Schemen und Schatten.* Reuß & Pollak, Berlin.
Phantastik, Außerweltliches ist nur literaturmöglich, wenn aus dem Bezirk strengsten Naturalismus stammend. Zwei Lösungen gibt es: Der Schriftsteller bezieht das Außerordentliche in den — gar nicht engen — Kreis des Glaubhaften, sogar Zwingenden ein. Oder er empfindet, ungelöst, selber sein Groteskes grotesk. Diese sechs phantastischen Novellen des jungen Stratz sind unverkennbar s e i n Naturalismus, - s e i n e Wirklichkeit. Sie sind der Prosa von Leonid Andrejew, der Licht- und Schattentechnik des Vincent van Gogh verwandt, sind durchaus ewersfern. Und somit wäre nicht Besseres mehr darüber zu sagen.

*WERNER ZIEGENFUSS*, *Die phänomenologische Aesthetik.* Arthur Collignon, Berlin.
Der aus der Dessoirschule hervorgegangene Autor sammelt, stets in Wahrung persönlicher Urteilsfreiheit, die bisherigen Ergebnisse der phänomenologischen Aesthetik. Sehr informative Arbeit, die, weil nicht nur aus gelehrter Sammleremsigkeit geliefert, auch Leser außerhalb des philosophischen Cercles verdient. *K.*

*DIE 39 TAGE VOR DEM WELTKRIEG. Von Serajewo bis zum Weltbrand.* Von Dr. Eugen Fischer, Sachverständigen im Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags für die Kriegsschuldfrage. Verlag Ullstein.

Dr. Eugen Fischer, der als Sachverständiger im Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstages für die Kriegsschuldfrage das genannte Material wie kein zweiter beherrscht, unternimmt es, eine völlig authentische Darstellung jener neununddreißig Tage des Jahres 1914 zu geben, die zwischen der Ermordung des Erzherzogthronfolgers Franz Ferdinand und dem Ausbruch des Weltkrieges lagen und in denen das verhängnisreiche Schicksal Deutschlands heranreifte. Die Schilderung darf den Anspruch erheben, daß sie in jedem Worte beweisbar ist. Noch nie ist mit größerer Klarheit der erbitterte diplomatische Kampf dargelegt worden, der dem Ausbruch der militärischen Feindseligkeiten voranging. Aber auch noch nie spannender. Denn der Verfasser ist nicht nur ein über alle einschlägigen Dokumente glänzend informierter Fachmann, er ist auch ein hochbegabter Schriftsteller, der seinem Stoffe alle Reize einer wirklich fesselnden Lektüre mitzuteilen weiß. Dank dieser Fähigkeit erscheinen alle handelnden Personen, Fürsten, Staatsmänner und Militärs, in höchster Lebendigkeit, nicht nur als historische Figuren, sondern zugleich als strebende, sorgende und irrende Menschen. Und so empfangen wir den unmittelbaren Eindruck eines gewaltigen Dramas, einer tragischen Verkettung, die besonders uns Deutsche im Innersten aufwühlt und erschüttert.

*BÉLA BALÁZS, Der sichtbare Mensch, eine Filmdramaturgie.* Verlag Wilhelm Knapp, Halle (Saale).

Einer der ältesten deutschen Filmregisseure, Richard Eichberg, hat die Filmdramaturgie in einem Ausdruck zusammengefaßt: „Pi-Pa-Po". Für diese Leute, an die sich Balázs mit einem zaghaften Appell als Vorwort seines ausgezeichneten Buches wendet, ist Dramaturgie Pi-Pa-Po. Keiner wird es lesen, weder der Major a. D. im Konzernbüro, noch Herr Filmfabrikant Piesecke aus der Friedrichstraße. Wenn Balázs von „visueller Kontinuität", von „Atmosphäre", „Sprachgebärde und Gebärdensprache" spricht, werden sie es nicht einmal begreifen und ihm mit ihrem Schlachtruf in die Ohren plärren: „Pi-Pa-Po". Die anderen, die den Film lieben, werden das Buch mit viel Freude lesen, das dieser Kunst wirklich helfen könnte, wenn es in Deutschland eben nicht mit Pi-pa-po zu machen wäre. *Dr.*

*RICHARD HALLIBURTON, Die Jagd nach dem Wunder.* Paul List Verlag, Leipzig.

Ein tanzender Vagabund, der sich bei Strandräubern ebenso wohl fühlt wie als Gent in Monte Carlo. Seine bezaubernde Bummelfahrt, die ohne dicke Weisheiten zu verzapfen, herunter geplaudert ist, macht einem Lust, sich sorglos auf die Strümpfe zu machen, ohne verlogene Wandervogelromantik und Kultursimpelei. Sehr gute Photos des Verfassers, die oft lustig und doch zugleich anschaulich wirken. *Dr.*

*HERMANN TEIRLINCK, Das Elfenbeinäffchen.* Insel-Verlag, Leipzig.

Ein wirklicher Roman, der packt. Im Vorwort verwahrt sich der Autor dagegen, einen Schlüsselroman geschrieben zu haben. Die Figuren seines Werkes wirken derart echt und lebendig, daß die Vermutung naheliegt. Seine Schilderung der Brüsseler Gesellschaft und der hohen Politik ist erlebt in ihrem gierigen, lebensbejahenden Taumel, aber auch das Bild der öffentlichen Häuser Brüssels ist wahr und ungekünstelt. *Dr.*

*ELISABETH RUSSELL*, *„Der normale Ehemann"*. Roman. Verlag Ullstein.

Dieses Buch ist keine Einladung zum Heiraten. Denn es zeigt den edlen Mr. Wemyss vor und während der Ehe — den zärtlichen Egoisten, den Nörgler und Dienstbotendespoten, pedantisch und beleidigt, aber mächtig durch die Fügsamkeit der verliebten Frau. Als Lektüre aber ist sein Dasein liebenswürdig genug durch die gescheite Ironie und die sichere Charakterzeichnung der Verfasserin, die einer sanften und überlegenen alten Tante offenbar viel eigene Weisheit mitgegeben hat.

*A. DE NORA*, *Henker, Heilige, Hetären.* L. Staackmann, Leipzig.

Zehn Novellen, ohne Wissen oder Wollen, aus purer Lust am Fabulieren geschrieben. Stilistisch durch einen in der deutschen Literatur einzig dastehenden Verbrauch von Genitiven auffällig. Etwa:

„Da legt er sich schweigend zu ihr und pflügt sie wie Ackererde und schmeißt in die Furche, geschlossenen Gebisses, neuen Samen."

Uebrigens ist es an der Zeit, daß die seit Ossendowski eingerissene Tripeltitelei wieder abkommt. *K.*

*Frag mich was! Das Frage- und Antwortbuch, eingeleitet von Arthur Rundt.* E. P. Tal & Co. Verlag, Wien 1927.

Eine amerikanische Erfindung, entstanden aus der Sehnsucht nach Halbbildung. Zur Feststellung aller, die den rechten Fleck auf dem Mund haben. Ein Gesellschaftsspiel: Der eine fragt, die anderen haben zu antworten. 1500 Fragen stehen zur Verfügung. Und wer etwas nicht weiß, der sieht im Anhang nach und findet die säuberlich numerierte Antwort und Belehrung. Außerordentlich wird der Band erst, wenn man ihn unter dem Zwange von Vorstellungen öffnet, die durch den Genuß von Spirituosen hervorgerufen werden können. Dann mischen sich Fragen und Antworten aufs glücklichste, und es eröffnen sich gewaltige Perspektiven:

Wie heißt Siegfrieds Schwert?
Die Sahara!

Wo liegt Goethe begraben?
In Palästina am See Genezareth!

Wer ist Jgor Strawinsky?
Der vom Teufel gesandte Feind Christi!

Wer war Doktor Faust?
Irving Berlin!

Wo starb Casanova?
Auf der linken Seite!

Wem gehört das Heilige Grab?
Der I. G.-Farben-Industrie!

*WLADIMIR VON HARTLIEB*, *Italien, ein Reisetagebuch.* Georg Müller Verlag, München.

Ein weicher Poet, der Italien wie seine Heimat liebt, zeichnet Schritt für Schritt alles auf, was ihm auf seinem Wege begegnet. Wir kennen das heutige Italien nur aus den politischen Berichten der römischen Korrespondenten großer Zeitungen und aus antifascistischen Witz- und Schmähartikeln. Wenn auch mit verliebten Augen, so sieht Hartlieb doch sehr vieles, das uns das Italien von heute in ein ganz anderes Licht rückt. Vor allem wird uns Mussolini, der Duce, in einer Weise gezeigt, wie wir ihn noch nicht gesehen haben, ein Phänomen an Willen und Phantastik, dessen Ausstrahlungen auch den kleinsten Winkel des Landes beeinflussen. Das wertvolle Buch ist sehr oft in einem hinreißenden, fast improvisierten Stil geschrieben. *Dr.*



Photo Riba

Brigitte Helm

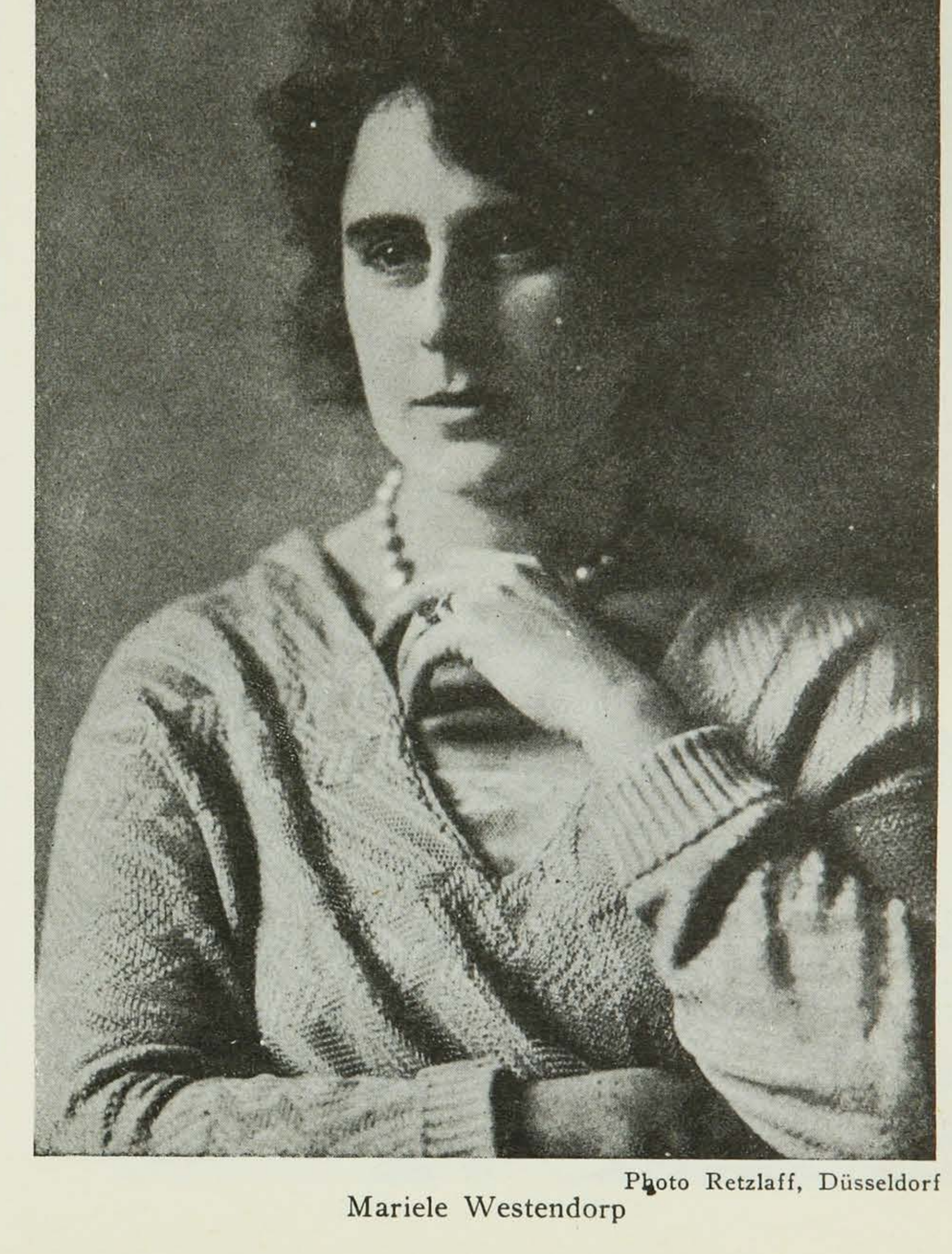


Photo Retzlaff, Düsseldorf

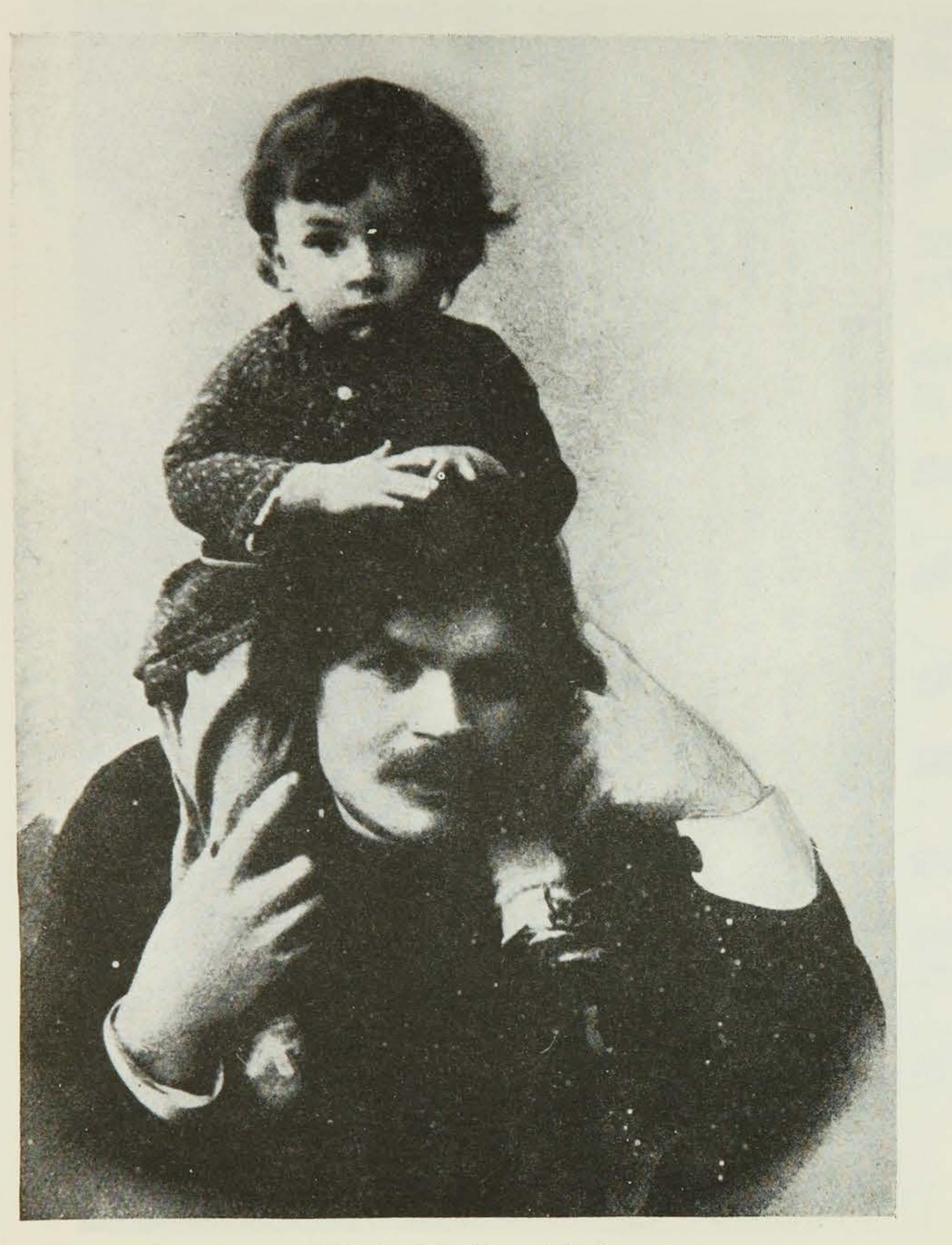
Mariele Westendorp



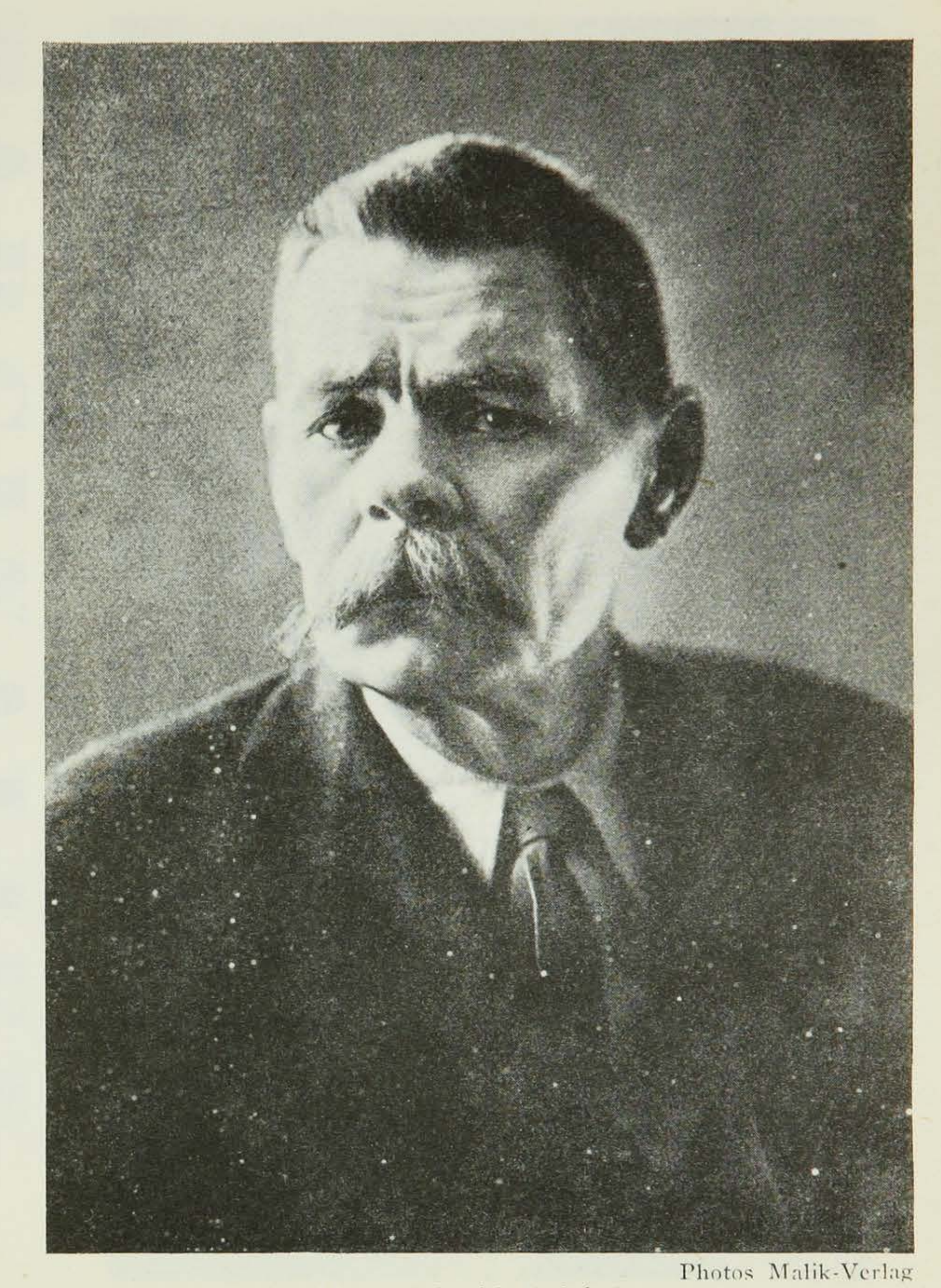
Slg. Evan Morgan, London

Sidney Hunt, Ganymed

Ölgemälde von „Kiki“



Maxim Gorki, 30jährig



Photos Malik-Verlag

Maxim Gorki, 60jährig



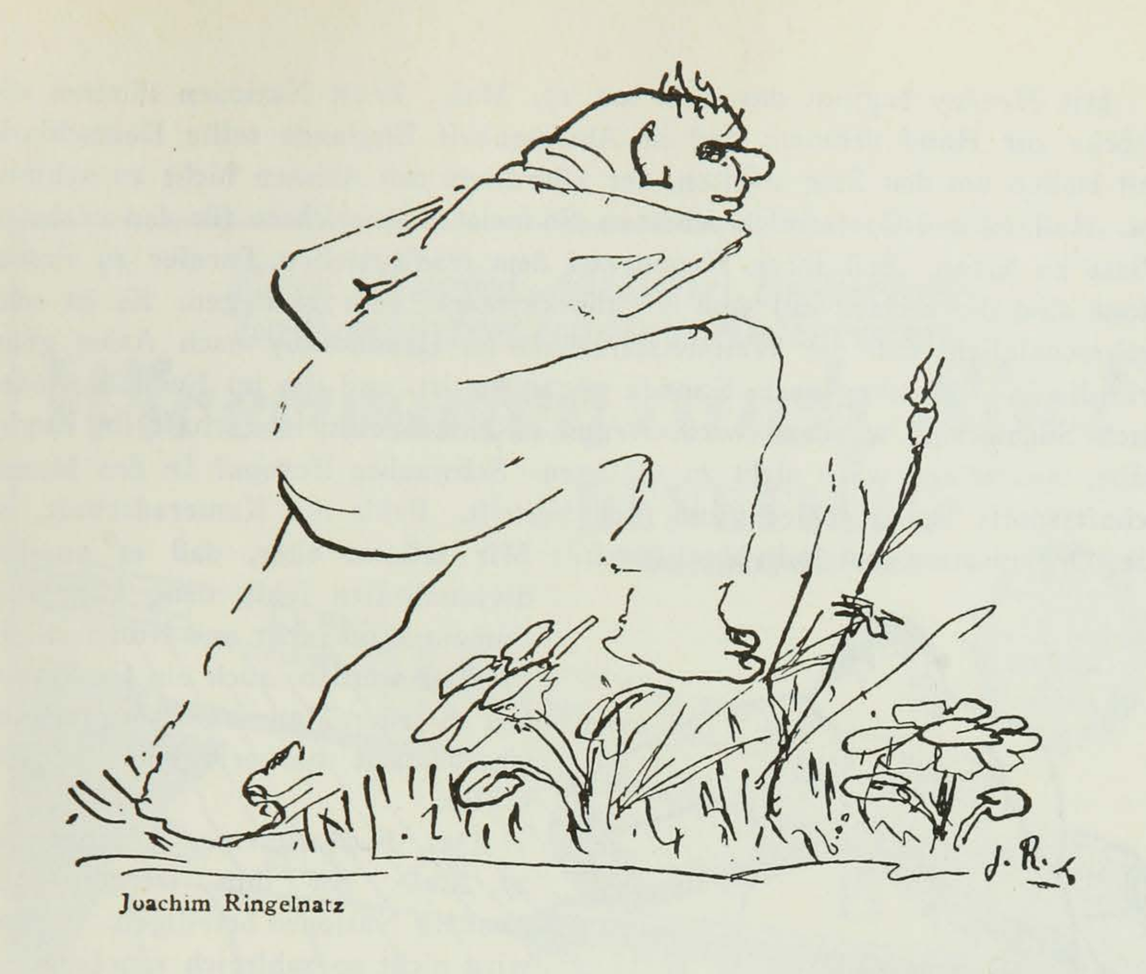
Photo Frhr. H. v. Hoyningen-Huene

Schlafende Bettlerin am Seinekai in Paris



Photo Paul Bechert

Der Tänzer Lifar in Juan-les-Pins



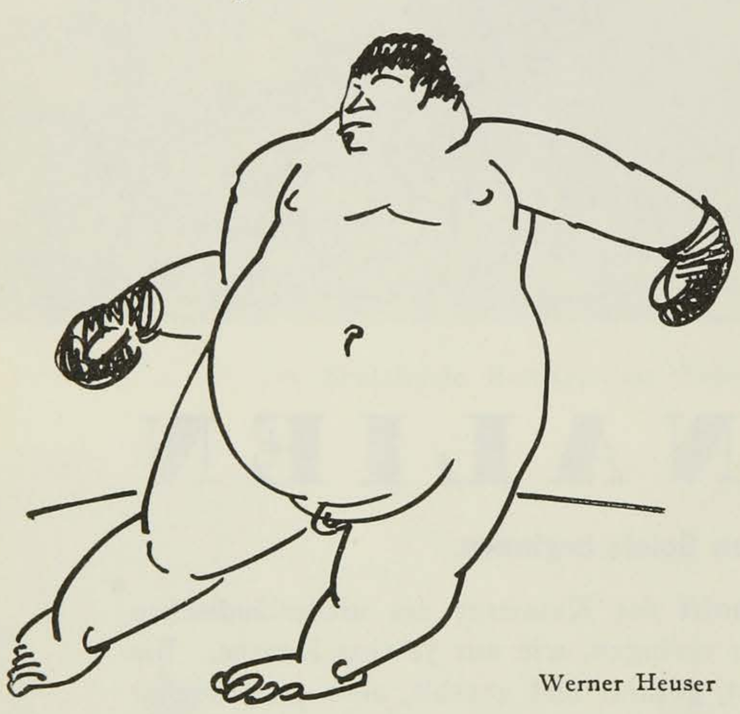

Joachim Ringelnatz

# MARGINALIEN

## Die olympischen Spiele beginnen.

Im wunderschönen Monat Mai hofft der Kassierer des niederländischen olympischen Komitees, vor Freude zu springen, wie nur je eine Knospe. Bis jetzt wurde gebaut, gekauft, gedruckt, gezahlt und gezahlt, aber jetzt kommt Geld in die Kasse, jetzt kommt das olympische Fußballturnier, und am Fußball hängt, zum Fußball drängt doch alles. Diese olympischen Spiele haben ihren Veranstaltern ohnehin genug Sorgen gemacht. Nicht, weil sie das Stadion auf x-tausend Pfählen von 10 Meter Länge über Sumpf halten mußten, das ist man in Amsterdam nicht anders gewöhnt. Aber ohne Mittel gibt es keine olympischen Spiele, und eben die nötigen Mittel mußten erst mit allen Mitteln herbeigeschafft werden. Die Frommen im Lande erklärten die Spiele, ganz wie einst Theodosius, für heidnisch, und Holland ist ein so frommes Land, daß diese Frommen die Mehrheit hatten und jede Regierungs-Subvention für die Spiele hintertrieben. Jetzt hieß es also gewissermaßen, von der Hand in den Mund zu spielen, aber bald waren die 2½ Millionen Gulden, die man brauchte, doch da. Private Sammlungen und vor allem die Stadt Amsterdam und die Kolonien hatten sie aufgebracht. Die Hoffnung der Holländer hängt am Fußballturnier, dem einzigen Sport, der im Lande selbst Resonanz hat. Das zeigte sich gleich bei der Eröffnung des Vorverkaufs, denn die Ehrentribüne war schnell vollbesetzt, und auch sonst waren bald über 20 000 Plätze belegt.

Mit *Hockey* beginnt das Fest am 17. Mai. Zehn Nationen dürften die Stöcke zur Hand nehmen, und in Abwesenheit Englands sollte Deutschland mit Indien um den Sieg streiten, der allerdings den Asiaten nicht zu nehmen ist. Holland und Oesterreich scheinen die meisten Aussichten für den nächsten Platz zu haben. Seit ihren Siegen auf dem traditionellen Turnier zu Folkestone sind die Exoten auf dem Welthockeymarkt sehr gestiegen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Weltmeisterschaft im Landhockey nach Asien geht, wie die im Eishockey nach Kanada gegangen ist und die im Fußball wieder nach Südamerika wandern wird. Wenn es eine Weltmeisterschaft im Rugby gäbe, Neuseeland wäre nicht zu schlagen. Schwaches Europa! In den Mannschaftssports ist es schlecht um dich bestellt. Fehlt die Kameradschaft, ist die Organisation zu individualistisch? Mir scheint eher, daß es an Individualitäten fehlt, denn auch eine Summe kann nicht aus Nullen allein gebildet werden, auch ein Orchester, wie es jeder Mannschaftsorganismus ist, braucht hervorragende Einzelkräfte.



Werner Heuser

Das *Fußballturnier* beginnt am 27. Mai. An ihm werden sich zwanzig Nationen beteiligen. Europa wird nicht so zahlreich repräsentiert sein wie zuletzt 1924 in Paris, denn die Tschechen, Ungarn, Schweden werden fehlen. Hingegen kommen die Italiener nun doch. Um die „Azzurri" wäre es besonders schade gewesen, denn sie sind heute wohl die stärkste europäische Landeself, soweit diese aus sogenannten Amateuren gebildet werden. Wenn nicht fast regelmäßig die deutsche Führung versagte (so daß wir bisher von 64 Länderspielen nur 20 gewannen, dafür aber 32 verloren), müßte Deutschland gut abschneiden. Wir haben, nächst England, das nicht mittut, das größte Spielermaterial zur Verfügung, und unter den 800 000 Fußballern Deutschlands sind nicht wenige hunderte absolut erstklassig, unter ihnen wieder einige Dutzend gute internationale Marke. Man muß sie nur finden und zusammenstellen können. Deutschlands Expedition wird aus zwei kompletten Mannschaften, also 22 Spielern, plus Trainer, Masseur, Koch, fünf Reisebegleitern und zwei Schiedsrichtern bestehen, schon ein ganz ordentlicher Trupp, erst recht, wenn man bedenkt, daß die kleine Armee vielleicht nur für ganze 90 Spielminuten nach Amsterdam ausrückt. Der Hauptnachteil des olympischen Fußballturniers ist nämlich, daß es nach dem Cupsystem ausgetragen wird. Wer eine Niederlage erleidet, scheidet definitiv aus. Schwächemomente sind also irreparabel, wem das Los gleich zu Beginn einen starken Gegner in den Weg wirft, der braucht nur ein Spiel mitzumachen, und es kann ganz gut geschehen, daß das


Eine Viertel Million Besucher
besichtigten unsere Kellereien
Wir erwarten auch Sie!
HENKELL & Co
Wiesbaden-Biebrich
Als Elitemarke unsern Henkell-Trocken noch übertreffend empfehlen wir unsern
HENKELL PRIVAT
und als exeptionellen Jahrgangswein unsern
1921er
HENKELL
HENKELL TROCKEN
Henkell & Co. Gegr. 1832
Seit fast hundert Jahren im ausschließlichen Besitz und unter persönlicher Leitung der Familie.

„olympische“ Finale, nämlich der entscheidende Kampf der zwei stärksten Mannschaften, etwa Argentinien—Uruguay, statt in der letzten, gleich in der ersten Runde stattfindet. Einige der südamerikanischen Mannschaften werden gewiß die drei Wochen Seereise hin und drei Wochen Seereise zurück für wenige Minuten Fußballspiels gemacht haben. Solange man die Auslosung nicht kennt, kann man auch nicht gut tippen. Argentinien oder der letzte Fußball-Olympionike, Uruguay, haben die besten Aussichten, Chile steht ihnen nur wenig nach. Von den Europäern sind Italien und Portugal am stärksten. Deutschland kann ganz gut ihm zunächst kommen, doch bestehen zwischen dem ersten halben Dutzend Nationalmannschaften kaum große Kraftunterschiede. Holland ist daheim nicht zu unterschätzen. Durch einige Vorkämpfe (die Gegner werden gleichfalls ausgelost) wird die Zahl der Teilnehmer vorerst auf 16 Mannschaften gebracht, so daß in der ersten Runde acht, in der zweiten vier Spiele ausgetragen werden, dann folgt die Vorschlußrunde, und am letzten Tage spielen die beiden Unterlegenen gegeneinander um den dritten bezw. vierten Platz, dann die beiden Sieger um den ersten und zweiten. Zumindest bei den Spielen, an denen Holland teilnehmen wird — und ich glaube, daß es bis an die Vorschlußrunde mitkommt —, sicher aber am letzten Tage wird das Stadion ausverkauft sein, und — die Plätze sind nicht billig.

*

Die Leute haben sich zu meiner größten Verwunderung sehr darüber gewundert, weil sich nun einwandfrei herausgestellt hat, daß Sechstagerennen Schiebung sind. Aber, aber, woher denn diese Naivität im Zeitalter des Dollars! Man fühlt sich versucht, zu glauben, daß das ganze Publikum dem Rennausschuß angehörte, so wenig Sachverständnis bewies der lächerliche Aberglaube. Die findigsten Fachleute haben mir kein Sechstagerennen der letzten Jahre nennen können, bei dem das Ergebnis nicht im vorhinein „versichert“ gewesen wäre. Diesmal aber haben die Herren, die der Hafer offenbar stach, vergessen, daß sie alle im Glashause fuhren, und sie haben einander die Butter auf dem Kopf gegenseitig ranzig gemacht. So lange kochen können sie die nun gar nicht mehr, bis sich dieser Beigeschmack verliert. Ich war erst einmal bei Sechstagerennen, vor drei Jahren, aber das nächste Mal gehe ich wieder, denn das wird ein einziger Sechstage-Krach. Die Berliner fühlen sich blamiert, sie sind den Radlern aufgesessen, und jetzt werden sie aufsässig. Ob man spurten wird oder langsam fahren, ob Runden verloren oder gewonnen werden, ob Prämien gestiftet werden oder nicht, was immer geschehen oder nicht geschehen wird, es wird „Schiebung“ sein, und es wird Krach geben. Die Sechstage-Dämmerung ist angebrochen.

*

Der Davispokal geht um. Ueberhaupt Tennis ist in vollem Schwung. Die Yankees nehmen Europa ein, aber in Frankreich doch wohl wieder selbst ein Ende mit Schrecken. Die „Musketiere“, alias Lacoste, Cochet, Borotra und Brugnon, werden den Pokal verteidigen. Deutschland hat diesmal schöne Chancen, bis in die europäische Vorschluß- oder gar Schlußrunde zu kommen.

Griechenland ist inzwischen in München wohl abgeführt worden, jetzt muß Spanien in Berlin daran glauben. Dann sind da noch die deutschen, die französischen und schließlich die englischen Meisterschaften (Wimbledon), also man muß schon sagen, von den Tennisspielern wird einiges verlangt. Die Armen müssen schon mitten im Winter an der Riviera beginnen und schwitzen sich dann so im Bogen in Richtung Spitzbergen wieder nach Venedig hinunter. Ja, ja, da soll einem noch einer was weiß machen wollen über den weißen Sport! Es rasen die Turnierleitungen und wollen ihre Opfer haben, und dann reisen die Tennisspieler und opfern. Besagter Borotra war schon während der beiden letzten Jahre geschlagene 260 Tage (inkl. Nächte) unterwegs, versteht sich pro Jahr. Er schlief im Stehen, Fahren und Fliegen, nur sehr selten im richtigen Ruhig-Liegen, und wenn nicht vorher die Knochen, wird dieser Rekord heuer noch gebrochen.

Henry Cochet, der letzte Wimbledon- und folglich Weltmeister, war in seiner Jugend, was man bei uns in Wien einen Ballschani nennt, ein Ballbub. Er hat sich also von der Pike hinaufgedient, deshalb haben manche, die schon immer obenauf waren, auch einen Pik auf ihn. Jetzt bekommt er aber einen Kollegen. Japans jüngster Meister und erste Kraft der Davispokalmannschaft war in Zivil — also wie sage ich's nur meinem traurigen Tenniskinde — Rikshakutscher. Bei diesem Gefährt sollen Pferd und der, der es fährt, Gefährten bis zur Identität sein, aber schließlich, beim Tennis wird ja auch nicht nur der Ball, sondern auch der Spieler geschlagen.

Immerhin beginnt die Pferdepolosaison. Wenigstens ein Trost!

*Willy Meisl.*

Wir armen Westeuropäer. Wir haben nichts auf die Bühne zu stellen, was erwünscht wäre. Unsere Heldensagen, vielleicht im Kern schon verkehrt angelegt, jedenfalls aber durch Bearbeitung von solchen Leuten wie Herrn Wagner aufs stärkste kompromittiert, locken schon kaum mehr im Film, nicht einmal mehr als Parodie sind sie zu verwerten. Auch aus dem Grunde, weil ihnen jede Naivität genommen ist. Nun kommt Granowsky aus Moskau mit seinem akademischen Theater, tischt uns diese Mischung von Legenden und Phantasie auf, und wir stehen verzückt vor diesem fremden Reichtum. Es geht ein einheitlicher Zug durch diese Vorstellungen: die künstlerische Zurückhaltung sowohl der Schauspieler wie der Regie. Es geht rein und anständig zu auf der Bühne, niemand ist überheblich, man sieht nicht die von außen herangeholten Mätzchen, durch die man immer wieder in schlechte Laune versetzt wird. Diese Leute haben erkannt, was ihr Besitz ist, was sie können, damit kommen sie aus. Nichts auf Pump.

Und selbst die Musik meidet ängstlich jedes Zuviel. Sie ist meist nur eine Andeutung, kommt heran wie ein Geruch und ist weg. Das Geheimnis: Ein immenser Reichtum, der jede Ueppigkeit meidet. *H. v. W.*

**10 Tage, die die Welt erschütterten. — Eisenstein.** Dieser wunderbare Film des mit Charlie Chaplin begabtesten Filmregisseurs der Welt ist weit weniger dramatisch als der Potemkin-Film, weshalb er Publikum und Kritik weit weniger gefallen hat. Es ist das gute Recht der Russen, tendenziös zu sein. Ueber diese Seite des Films

sollte man kein Wort verlieren, wenn die Regie auch manchmal der Tendenz nicht gewachsen ist. Eisenstein ist naturgemäß nicht ganz so harmlos-lyrisch wie Chaplin, aber an künstlerischer Bildmäßigkeit ihm weit überlegen. Auch ist er symbolisch, während Chaplin oft nur anekdotenhaft ist. Symbolik ist entweder gemein oder erhaben. Es gibt nichts Erhabeneres im Film als diese Symbolik Eisensteins, die diese verbissene Energie dieser 10 Tage in die Welt hinaussuggeriert. Es gibt auch niemanden, der mit solchem Genie die Gesetze der Filmbildmäßigkeit begriffen hätte: ohne zu dem zwar sehr interessanten, aber billigen Mittel der Zeitlupe zu greifen, kennt Eisenstein die ungeheuren Spannungsmöglichkeiten der beherrschten und bewußten Langsamkeit, er ist weniger der Meister des ausbrechenden Effekts als seiner Vorbereitungen. Er ist der Beherrscher der Maschinen — Beherrscher der Eisenteile, der Konstruktionen, er kennt ihre Seele und verdeutlicht sie in großartigster Weise. Er hat daneben das feinste Fingerspitzengefühl: es ist eine Regieleistung ersten Ranges, vom Publikum scheinbar nicht begriffen, wie er die Kristalleuchter im Schloß beben und klingen läßt. Wundervoll, diese ebenso harte wie zarte gläserne Symbolik! Und er weiß mit menschlichen Gliedmaßen umzuspringen, löst sie voll tiefster Mißachtung für den Naturalismus auf, verwendet sie als Bildteil, ohne ihnen Gewalt anzutun, wie in dem Bild im ersten Teil, wo die drei Mitglieder der Kerenski-Regierung auf dem Marmorrondell ihre fabelhaften Verbeugungen machen. Eine Begabung von unerschöpflichem Reichtum. *H. v. W.*

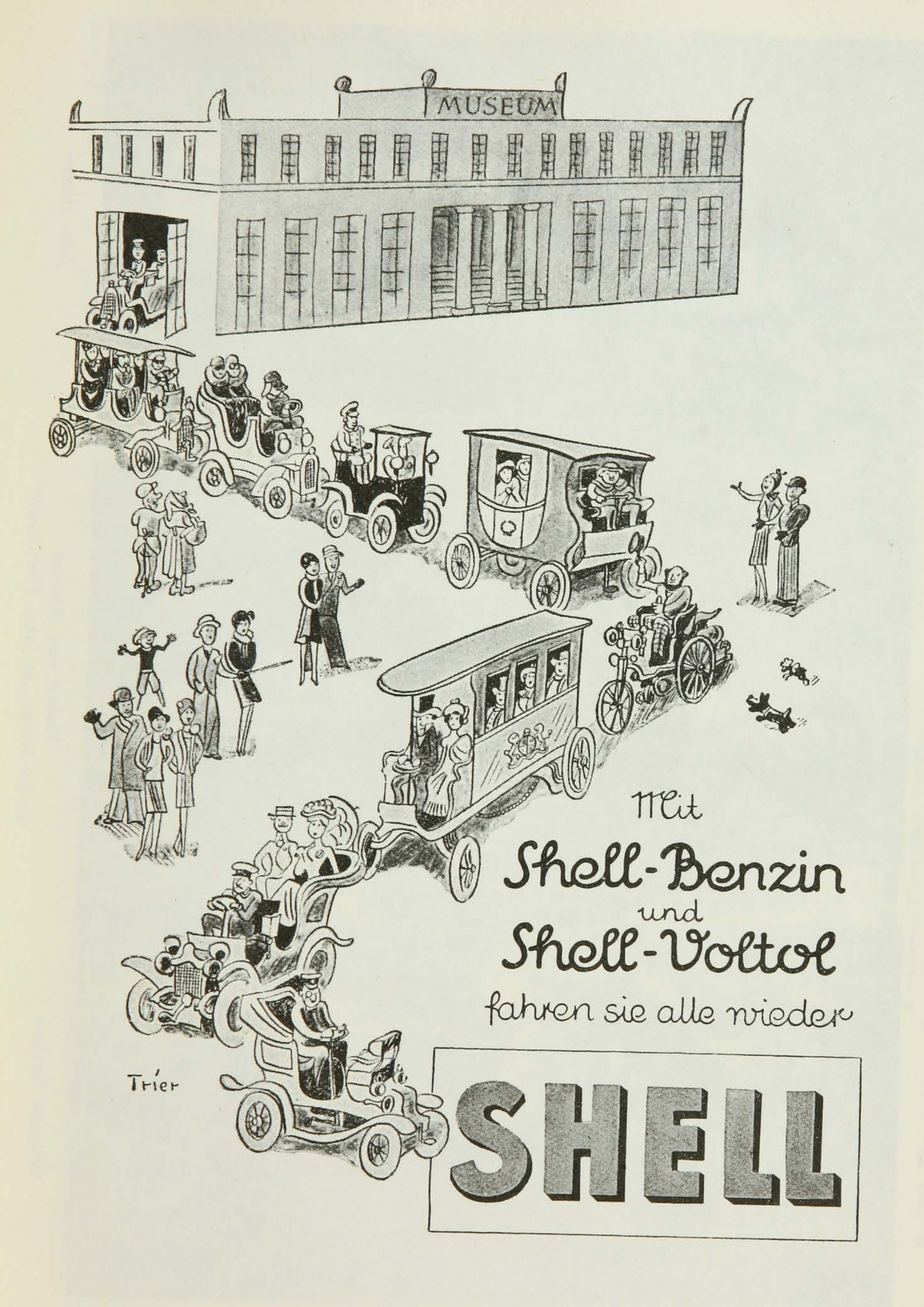
Flappers. In England: schön gewachsen, sehr kurz berockt, durchaus nicht mager, gute Beine, klarster Teint, schmachtende Augen, Bubenkopf, ein süßer, schmollender Mund. Das Angebot ist enorm. Somit auch die Konkurrenz untereinander. Gilt es doch einzig: dem Jüngling zu gefallen, der in starker Minderzahl sehr gesucht und sich daher seines Wertes wohl bewußt ist.

Solch eine Achtzehnjährige reitet und tanzt, steuert ihr eigenes Auto, spielt Tennis, Golf, Bridge und neuerdings auch Banjo. Für jedes Kleid hat sie den passenden Gesichtspuder. Sie weiß genau, wo man die beste Schokolade, die besten Seidenstrümpfe kauft. Wo die besten Restaurants sind. In London finden wir sie im „Claridge" in der Gesellschaft sehr formeller Herren. Im „Berkeley" als „frivolous type". Im „Ritz" und „Carlton" in der Begleitung von Männern, deren intime Beziehungen zur Theaterwelt bekannt sind. Auch bei „Boulestin", Leicester Square, wo ein sehr gemischtes Publikum verkehrt und man sehr gut ißt. Sogar im „Hôtel de Paris" in Bray an der Themse, „the latest addition to places of amusement", eine höchst unsolide Angelegenheit in der guten Jahreszeit.

Flappers treiben nur Sport. Keine Abmagerungsgymnastik. Mensendiecken nicht. Quälen sich auch nicht mit „Punktrollern" ab. Sie tragen den Eton crop, besuchen Nachtklubs, genießen Cocktails und rauchen selbstverständlich Zigaretten. Sie beschäftigen sich überhaupt nur mit Dingen, „which really nice people do". Sie sind unglaublich ungebildet, und Denken ist ihnen verhaßt. Als ich einmal eine Mutter fragte: „Do you ever encourage your daughter to have ideas?" sagte sie: „I don't want her to have ideas; I want her to be happy." — Diese Flappers, ein entzückendes Mädchenvolk, ohne Zweifel gutmütig und offenen Charakters, werden von kurzsichtigen und verblendeten Müttern aus törichter Affenliebe gänzlich mißleitet. Ja, geradezu angeregt, ein leichtfertiges oder mondänes Leben zu führen, „because they want them to be happy".

Nachgerade bilden sie für die Allgemeinheit eine Gefahr. Wie die Arbeitslosen. Denn arbeitslos sind sie in der Tat!

Von *Roderich Freiherrn v. Ompteda.*


MUSEUM
Mit
Shell-Benzin
und
Shell-Voltol
fahren sie alle wieder
SHELL
Trier



Wilhelm Bendow

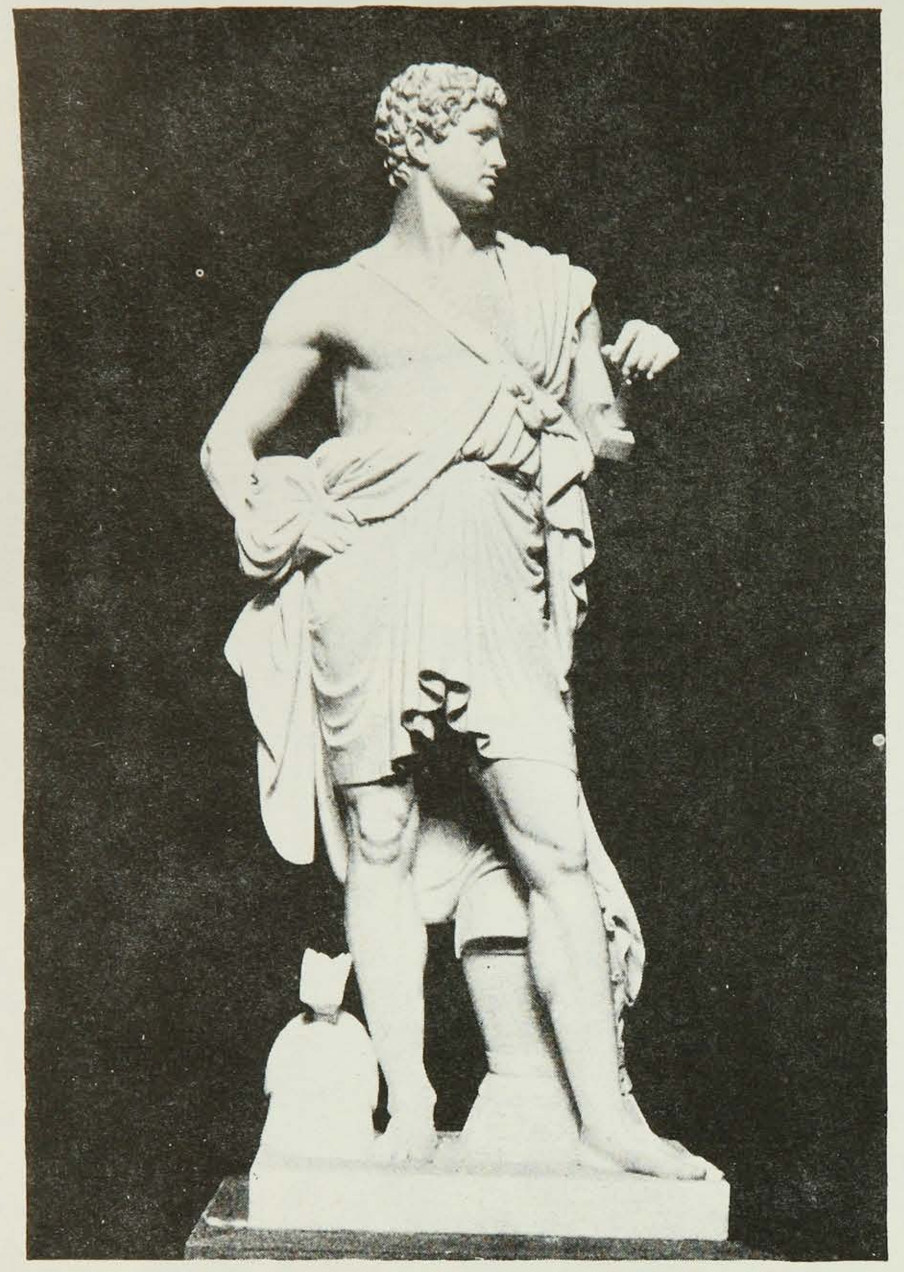


Hubert von Meyrink
in der Revue „50 Jahre Flechtheim“



Photos Robertson

John Höxter



Kopenhagen, Thorwaldsen Museum

Berthel Thorwaldsen, Fürst Potocki. Marmor



Photo Robertson

Alexa v. Poremsky in der Revue „50 Jahre Flechtheim“

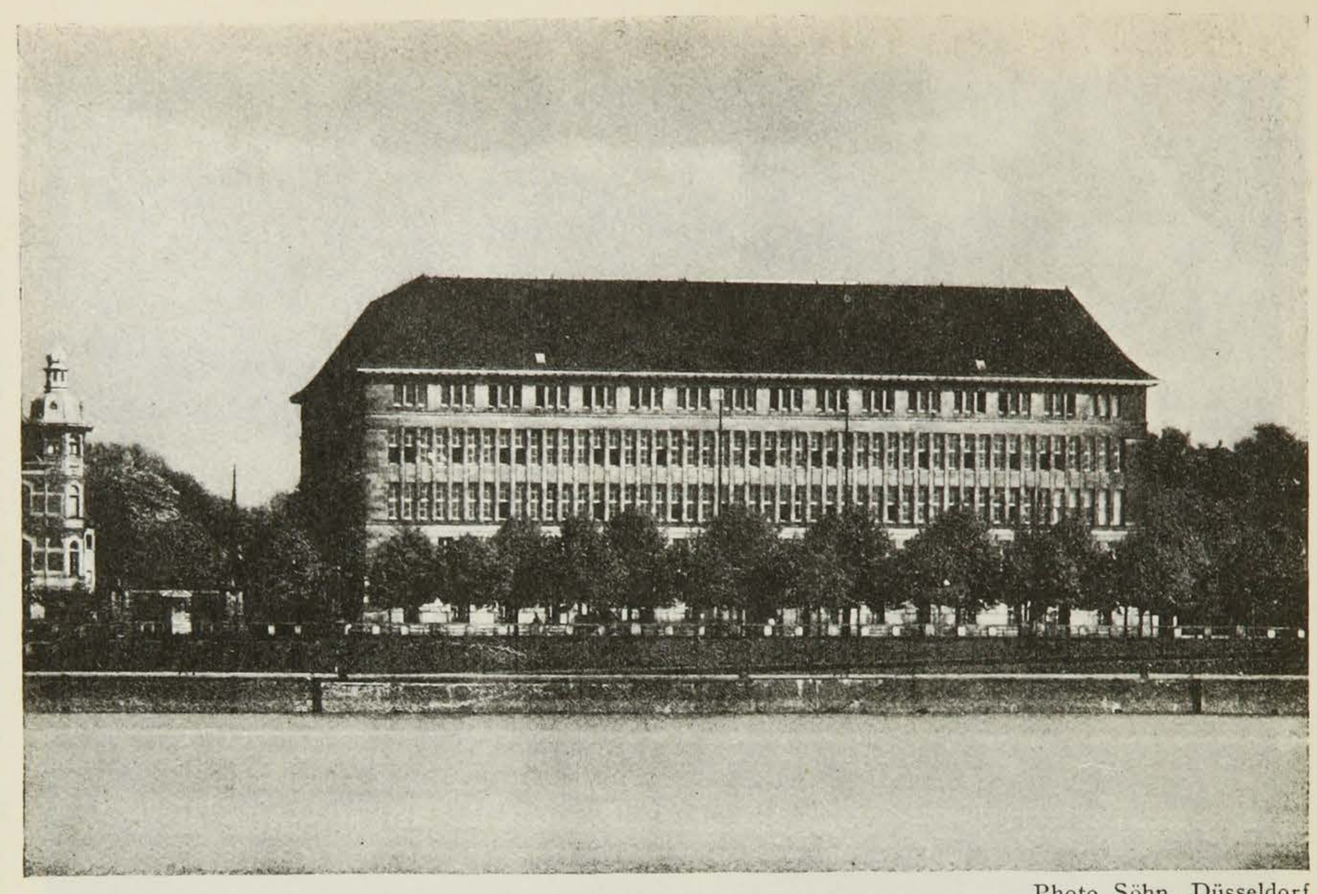


Photo Söhn, Düsseldorf

Das Mannesmannhaus in Düsseldorf von Peter Behrens

Das 39er Denkmal in Düsseldorf von Rübsam

**Lebende Kunst.** Nach Böcklin zeigt die Nationalgalerie mal eine Ausstellung lebender Kunst, und zwar *„Neuere deutsche Kunst aus Berliner Privatbesitz“*. Sie wird in zwei Abteilungen geteilt. Die erste, die der April zeigt, bringt die ehemaligen Blauen Reiter, zu denen die meisten Bauhausleute gehören, und die deutschen Expressionisten, als Bildhauer Barlach und Lehmbruck. Die nächste Ausstellung wird Hofer, Beckmann, Levy, Purrmann, Moll, Nauen, die neue Sachlichkeit Kolbe, Fiori, Sintenis usw. bringen.

Die Ausstellung ist von außerordentlicher Bedeutung. Sieht doch auf einmal jetzt ein Mensch, der die Absicht hat, sich Kunst zu kaufen, daß es nicht nur schick ist und elegant, Tapisserien an seinen Wänden aufzuhängen oder van Gojens oder Renaissance-Bronzen und Minghunde aufzustellen, sondern daß man auch Bilder eines Campendonk und eines Klee, und Skulpturen eines Lehmbruck erwerben darf.

Sieht doch ein solcher Mann, daß bekannte Sammler, wie Freiherr von der Heydt und Simolin, Frau Geheimrat Oppenheim, Frau Durieux, Dr. Ratjen usw., Werke lebender Künstler kaufen, daß Dr. Eduard Plietsch, der Leiter der Galerie van Diemen, einer der größten Firmen der Welt in alter Kunst, an seinen vier Wänden nur lebende Kunst aufhängt, d. h. mit alten Bildern handelt und mit der Kunst der Lebenden lebt.

Das Sammeln lebender Kunst hält jung. Das Leben mit toten Meistern altert vorzeitig. Anni Mewes sang: „Kunst sind Canalettos und China und die signierten Kommoden der Toten.“ *A. F.*

Korngoldene Worte. In Wien war um Ernst Křeneks Oper „Jonny spielt auf" ein mächtiger Krieg ausgebrochen, der zwischen den Anhängern des 27jährigen Komponisten und jenen älteren Säulen geführt wurde, die für die Entweihung des berühmten Opernhauses zitterten. Der große Wortführer dieser Gruppe ist Dr. Julius Korngold, der in einem vielspaltigen Feuilleton seiner Zeitung Křeneks Jazz-Revue in allen Tonarten verdonnerte — worauf die Gegner erklärten, der alte Korngold sei der Vater des jungen, des 30jährigen Komponisten Erich Wolfgang nämlich (dessen „Heliane" keineswegs im Spielplan des Wiener Operntheaters fehlt). Der Streit der Meinungen wurde nicht nur mit schwerem Geschütz geführt, man ließ auch anekdotische Raketen auffliegen, die den Kriegsschauplatz blitzhaft erleuchteten. So geht neuerdings das Gerücht um, die Kritik über die nächste Oper des jungen Korngold werde der alte Křenek schreiben. . . .

*

Bei dieser Gelegenheit wurden folgende Episoden einer künftigen Korngold-Biographie bekannt:

Der Knabe Erich Wolfgang wurde einmal nach Salzburg gebracht, damit er die Geburtsstadt seines Namensvetters Mozart kennen lerne. In einer musikalischen Gesellschaft spielte er seine ersten Kompositionen vor und erhielt den Beifall, der einem Wunderkind gebührt. Als aber eine Dame seinen Schopf streichelte und ihn fragte, ob er auch viel übe, antwortete Erich Wolfgang selbstbewußt: „Hat Mozart geübt?"



Dolbin E. W. Korngold

*

Einige Zeit später wurde im Hause des Grafen Sch., der zu einer musikalischen Soirée geladen hatte, das erste Streichquartett des kleinen Korngold gespielt. Noch lange, nachdem die letzten Takte verklungen, der herzliche Beifall verrauscht war, hörte man den Vater Korngold dozieren, der die Partitur-Wunder seines Söhnchens ausführlich erläuterte und mit seinem überschwenglichen Lob nicht zurückhielt.

Die Soirée war zu Ende, der Graf Sch. zog den Meister Rosé in eine Ecke, dankte ihm für die Mitwirkung und lud ihn zur nächsten Soirée ein. Rosé sagte zu.

„Und was werden Sie spielen?“ fragte ihn der Gastgeber.

„Mozart, Beethoven und etwas von Pergolese,“ war die Antwort.

„Sehr schön“, meinte da der Graf Sch., „ich bitt' Sie nur, bringen Sie mir nicht wieder den alten Pergolese mit ...“ *C. Dur.*




**Treue Dienste an Delkenheim.** Herr Andreas Paul, hier, kann dieses Jahr auf eine 45jährige Dienstzeit als Nachtwächter, 45 Jahre Bullenwärter und 32 Jahre Totengräber in der Gemeinde zurückblicken. 45 Jahre sind es her, daß er die Nachtwache hier bei Wind und Wetter versieht und sich noch jetzt damit befaßt, als 69jähriger Mann in den jetzigen Verhältnissen seinem Posten treu zu bleiben. Auch hat er in den 32 Jahren als Totengräber manchem Erdenbürger seine letzte Ruhestätte bereitet. Außerdem hält er, soweit es die Kräfte erlauben, den Friedhof in Ordnung. Nebenbei ist er noch seit 21 Jahren in dem Männergesangverein Eintracht hier Vereinsdiener. Auch dem Ziegenverein Delkenheim dient er schon 17 Jahre als Vereinsdiener. Was ein Mensch alles in seinem Leben werden und leisten kann, sieht man hier wieder einmal. Daran kann sich mancher ein Beispiel nehmen.

*(Neue Wiesbadener Zeitung.)*




Pannaggi Bragaglia

Valeska Gert: Antwort an Bragaglia.

Bragaglia wählt alte Mittel für neue Zeiten. Früher waren Masken nötig, weil die Schauspieler in Amphitheatern auch aus weiter Entfernung gesehen werden sollten. Also hauptsächlich aus optischen Gründen. Heute sind Vergrößerungen aus anderen Gründen wichtig. Die Menschen haben das Sehen verlernt und sind abgestumpft. Und Vergrößerungen des Gesichts und des Körpers sind nötig, um das Publikum zum Sehen zu zwingen. Nur geht das nicht durch aufgesetzte oder noch so schmiegsam angepaßte Masken, wie Bragaglia meint. Früher, als der Schauspieler nur Sprecher der Rollen und nicht ihr Gestalter war, störte ihn die Maske nicht. Heute, wo die Erneuerung des Theaters vom produktiven Schauspieler ausgehen muß, wäre die Maske nichts als ein Fremdkörper, der den Schauspieler an der Gestaltung, zu der er Gesicht und Körper braucht, hindert. Und das „Fühlen" des Publikums ist nicht, wie Bragaglia meint, störend, sondern fördert den Trancezustand, der den Schauspieler zur Verwandlung bringt.

Der Film hat die Maske des Schattenmenschen bereits gefunden: die Großaufnahme. Und die Zeitlupe, die durch Verlangsamung eine Bewegung zeigt, die das Auge sonst gar nicht sehen kann.

Für die Bühne gibt es zwei Möglichkeiten: Vergrößerung des Gesichts- und Körperausdrucks (auch der Stimme) durch Verlängerung oder Vertiefung der Ausdruckskraft. Das würde zu einem neuen Bühnenstil führen: dem grotesken oder monumentalen (einzelne Personen benutzen ihn schon). Diese — durch innere Motore — vergrößerten äußeren Linien ließen sich nun noch durch allerlei technische Mittel vergrößern, und zwar so, daß der Schauspieler nicht an seiner eigenen Entfaltung gehindert wird. Z. B.: Im Lunapark sieht man lebendige kleine Püppchen spielen und tanzen — durch Spiegelung verkleinerte Menschen. Man könnte auch das Umgekehrte machen: durch Spiegelung die Schauspieler drei-, viermal so groß erscheinen lassen, als sie sind, so daß sie wie phantastisch bewegte Monumente ihrer selbst erscheinen.

*Wo man während der*

**OLYMPISCHEN SPIELE**

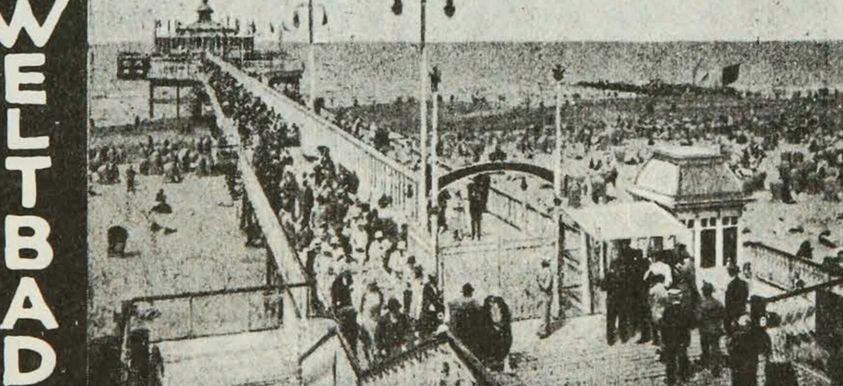
AMSTERDAM 1928

*am billigsten lebt*



**NORDSEE HOLLAND**

**WELTBAD**



# SCHEVENINGEN

**HOTELS AM STRAND:**

PALACE • D'ORANGE • KURHAUS

GRAND • SAVOY • RAUCH

**Theater.** Verflossenen Mittwoch und Donnerstag hatten wir die Ehre, den dzt. größten deutschen Tragöden in den Mauern unserer Stadt begrüßen und uns an seinem göttlichen Spiele erfreuen zu dürfen.

Eine Recension hiezu zu schreiben wäre ein Nonsens, besonders da die Worte fehlen um treffend den empfundenen Eindruck zu schildern, um Paul Wegener den „Heros deutscher Kunst“ richtig würdigen zu können.

Paul Wegener, Du kamst, man sah Dich und Du trugst den herrlichsten Sieg davon, noch ehe Du dazu kamst uns mit Deinem ganzen Können vertraut zu machen, noch ehe Du dazu kamst uns Dein Gottes Gnadentum vollauf zu offenbaren.

Paul Wegener gedenke stets derer, die im weiten Osten in tiefster Demuth und Ehrfurcht Dich angestaunt und angebetet haben, gedenke stets derer, die erst durch Dich „Liebling der Götter“ belehrt worden sind, was rechte, und wahre deutsche Kunst ist.

Wir wollen es auch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit der Theateragentur „Carmen Sylva“ (Preis und Gebrüder Meth) den aufrichtigsten Dank hiefür abzustatten, da sie uns diesen auserlesenen Kunstgenuß beschafft, daß sie Paul Wegener nach Cernăuti brachte.

*(Allgem. Landesztg. f. Großrumänien Bukarest-Czernowitz.)*

*Eingesandt von Dr. W. A. Lopex, Athen.*

**Einige weitere Gedanken über Kitsch** wurden durch die von Wilhelm Uhde ausgesprochenen angeregt. Was ist überhaupt Kitsch? Vor allem ist er, wohlgemerkt, nicht Schund. Schund schielt immer, ist immer bewußt oder doch halbbewußt (seiner eigenen Mittel). Kitsch ist naiv, blickt tapfer geradeaus, strahlend, durch Beglücktsein mit sich selbst beglückend, nicht so sehr auf Wirkung bedacht, daher entwaffnend, unwiderstehlich . . . Daß Kitsch nicht schlechte Kunst, überhaupt keinerlei Kunst ist, wird auch bewiesen durch den (echt italienischen) Belcanto, den wir nur noch im Sinne von Kitsch zu genießen vermögen. Früher einmal war das anders, da war *er* Kunst. Die Rangordnung der Dinge bleibt eben nicht stabil. So erweist sich auch die Wahrheit des Uhdeschen Satzes vom Lächeln der Mona Lisa: es ist in den Jahrhunderten um eine Stufe gesunken, hat an Esoterik verloren, ist kaum Kunst mehr — hier ist natürlich vom Wesensausdruck, nicht von den Kunstmitteln die Rede, — sondern Kitsch geworden. Und vielleicht nicht einmal der erfreulichste, d. h. der erfreuendste. *M. K.*

**Bismarck-Hochzeit.** Die Aufmachung der Bismarck-Hochzeit war ein Gemisch von Altpreußisch und Englisch. An der Hochzeit ist Stresemann schuld, der den jungen Mann nach Stockholm schickte. Altpreußisch war es durch die Gegenwart der Uniformen des Ersten Garderegiments, in welchen Eitel und Auwi steckten, Englisch war es durch die Cutaways und die Nelken, die darin steckten, sowie das uniforme Myrtengrün der Kranzljungfern.
Die Braut war aber süß, sie hat Sternenaugen. — „Weißt du, wie sie zum erstenmal die Augen zum Altar aufschlug!" Der Altar machte durch seine zahlreichen Blüten einen fast japanisch-holden Eindruck. Der Bräutigam, der viel von seiner ungarischen Mutter mitbekommen hat, erschien am Altar wie ein Deus ex machina, und küßte seiner Braut die Hand, was wieder schwedisch war.

Mutter Tengbom trug einen besonders großen Hut aus violettem Roßhaar, wie überhaupt die ganzen Damen aus Schweden, wo große Hüte scheinbar besonders beliebt sind. Einige hatten ein Spezialdessin in Gestalt von größeren Obstplantagen. Soweit wir feststellen konnten, lasteten Kalvillen und andere guten Sorten auf den betreffenden Hüten. Eine andere hübsche Eigenart, diesmal von deutschen Damen lanciert, Goldbrokatmäntel morgens um 11 Uhr zu tragen, was dem Frack um die Mittagszeit entspricht. Vater Tengbom sieht gut aus, ist sozusagen der Geheime Hofrat von Ihne von Stockholm, ohne daß wir deshalb dem uns besonders sympathischen König von Schweden zu nahe treten wollen.

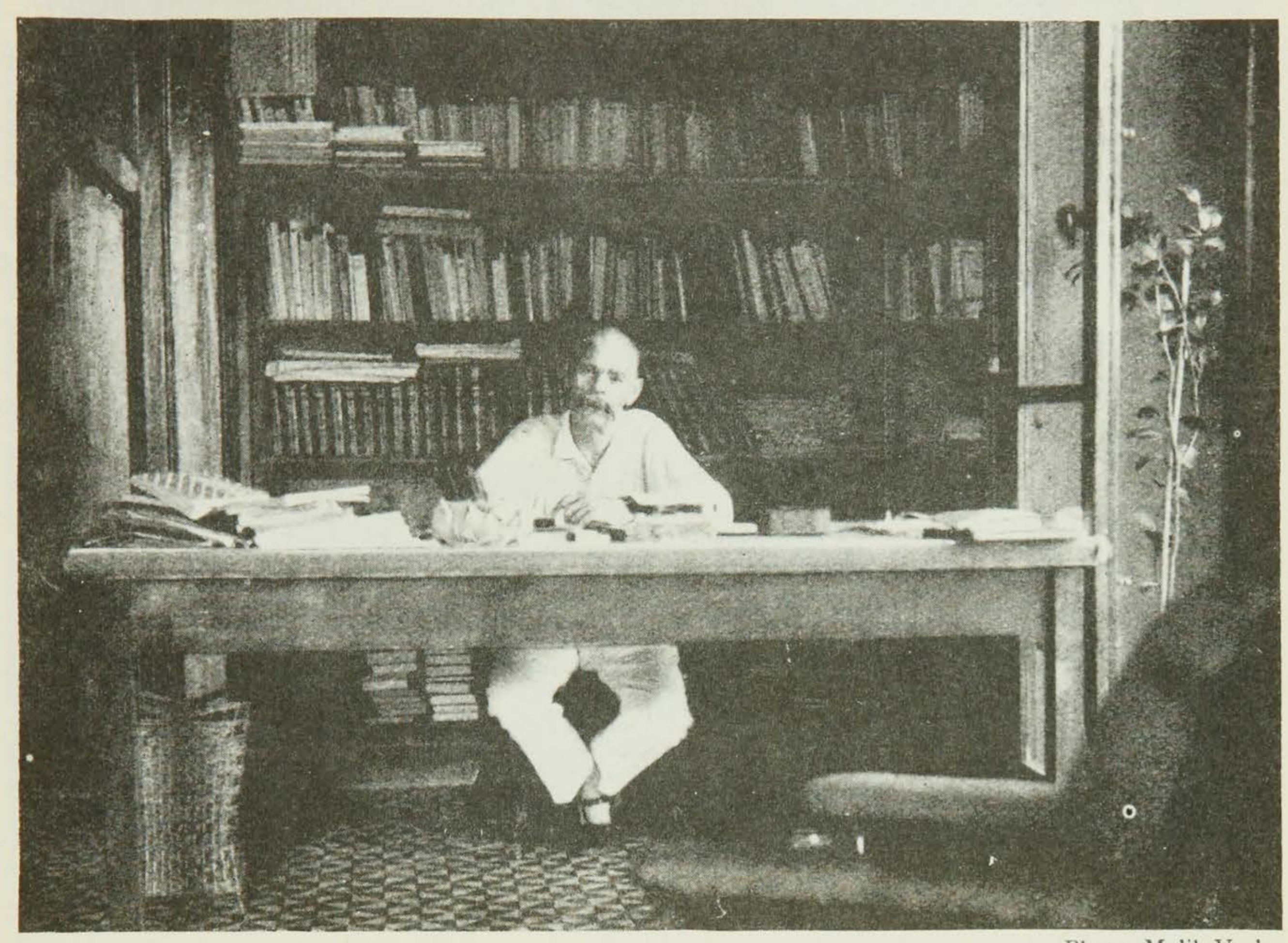
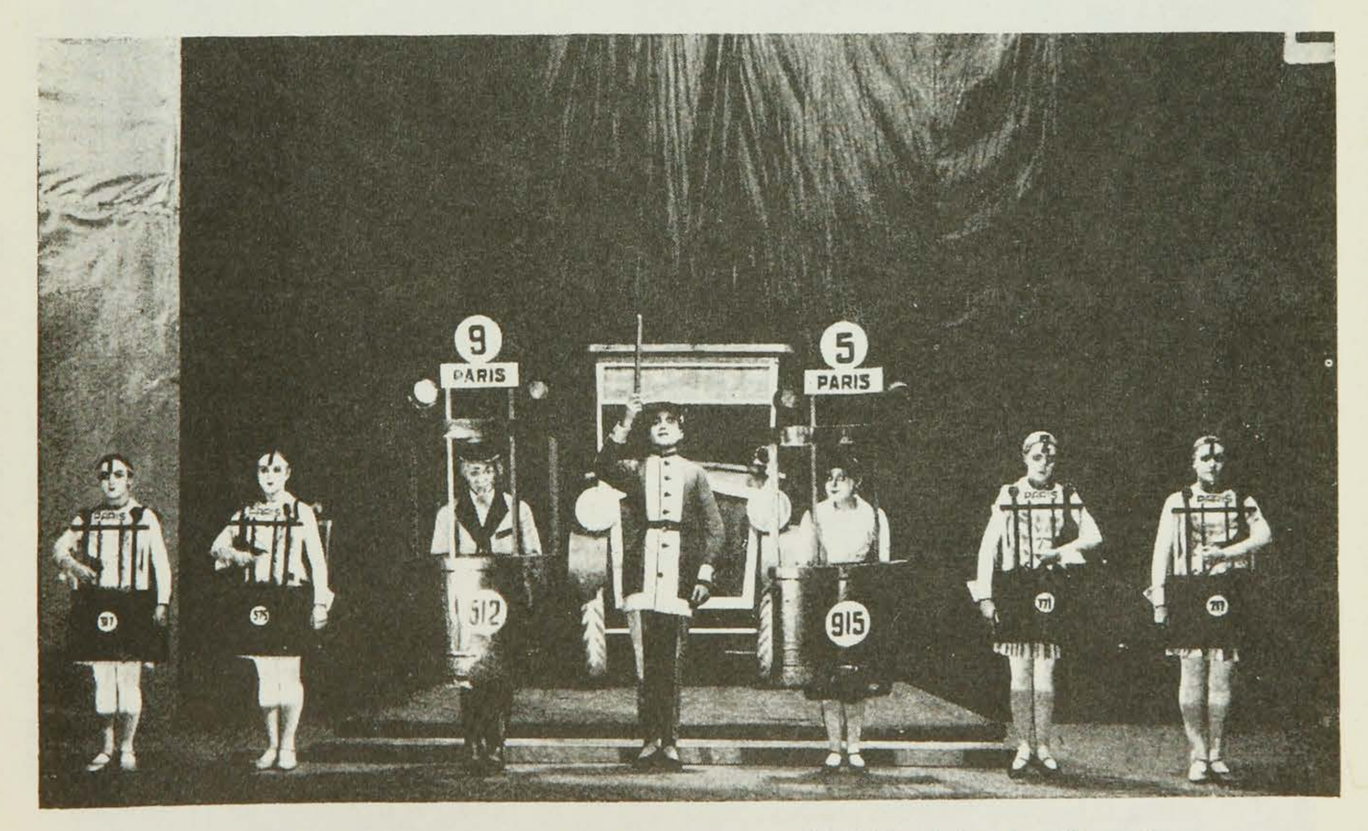
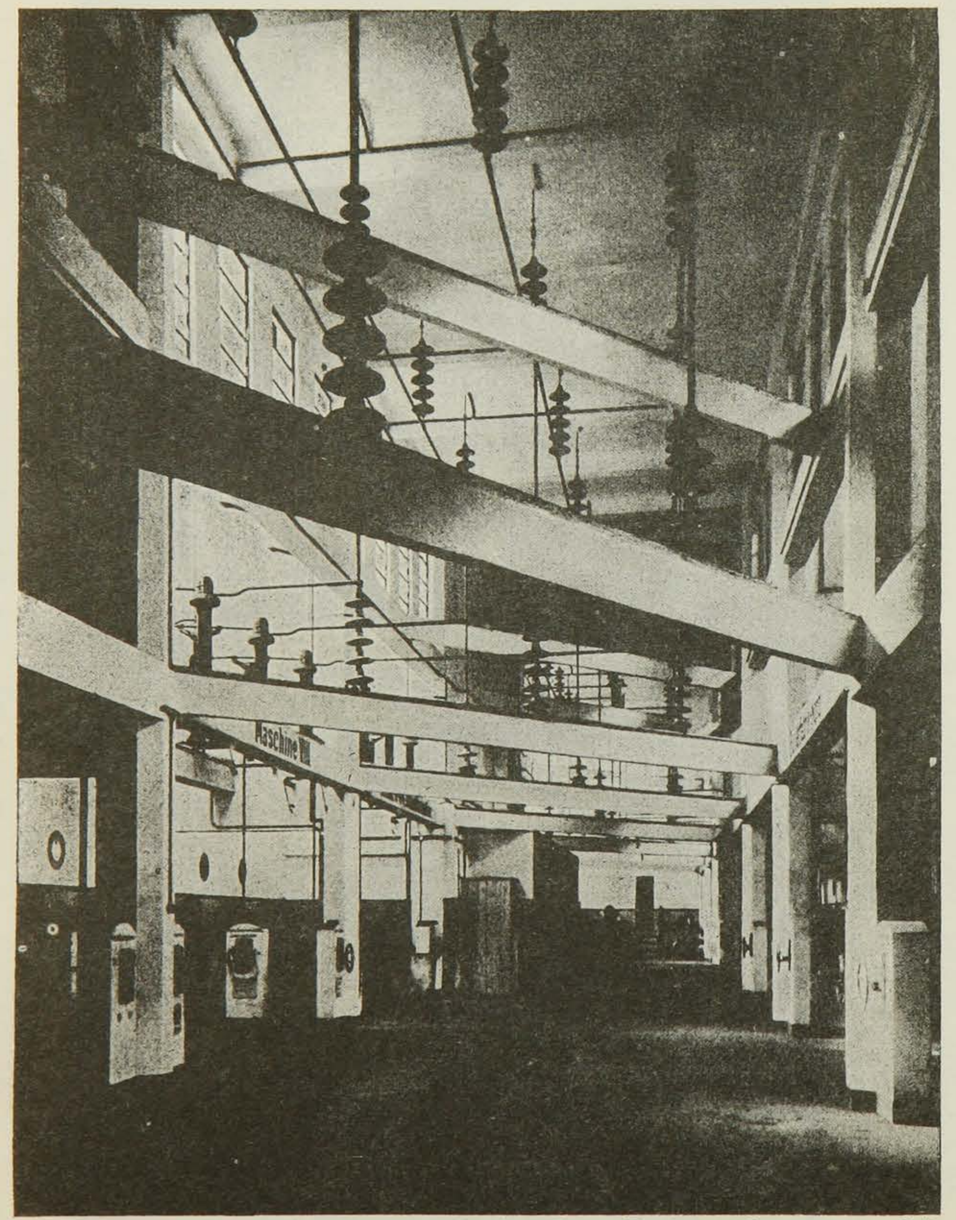


Photo Malik-Verlag

Gorki am Arbeitstisch auf Capri




Das Moskauer jüdische Theater (Granowski-Bühne) in der Operette „Truadeck“ nach Jules Romain



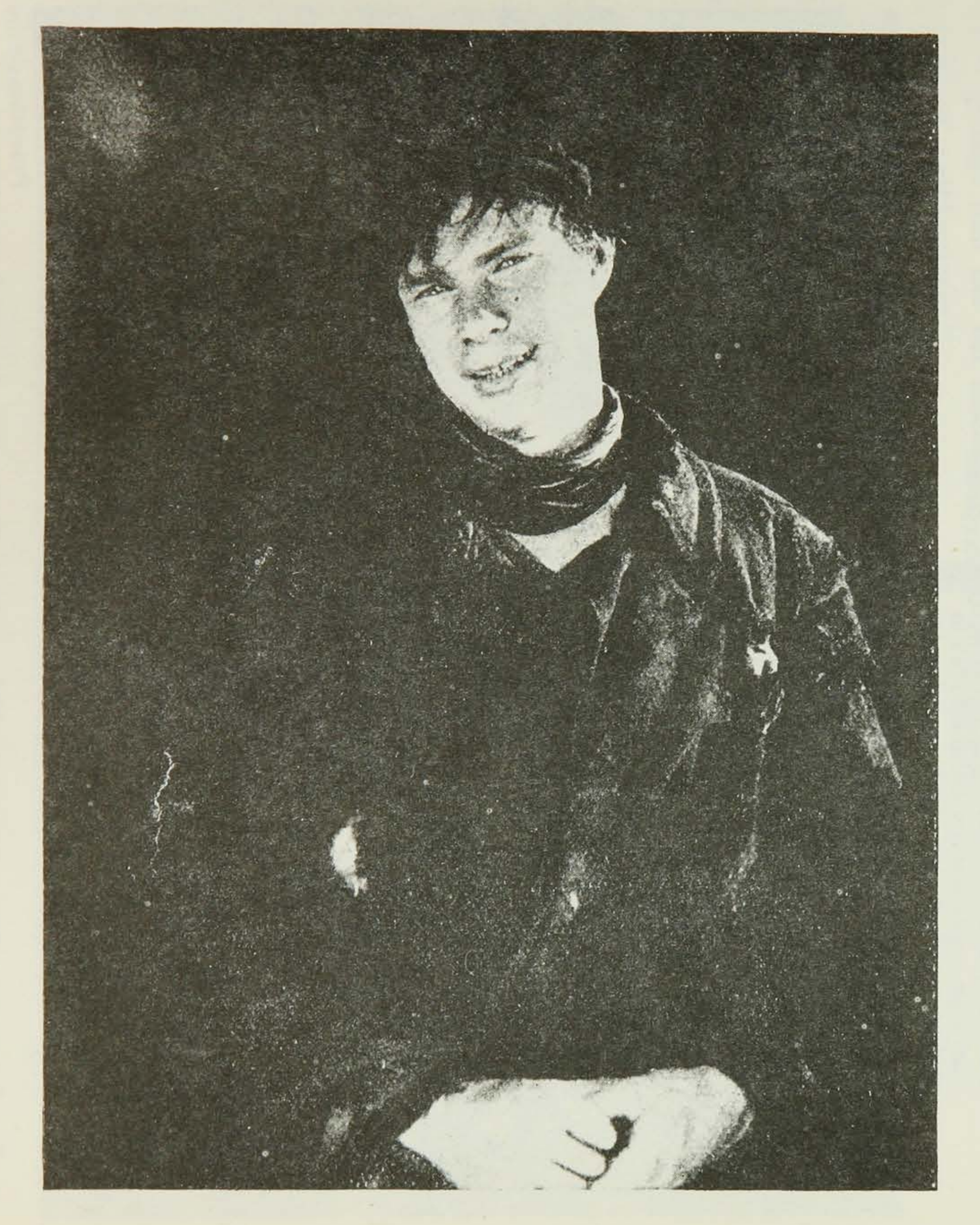

Aus Platz, Baukunst der neuesten Zeit

Schaltanlage des Goldenberg-Elektrizitätswerkes, Köln.
Architekt Alfred Fischer



Photo Leni Werres, Bonn

Das Poppelsdorfer Schloß bei Bonn von der Gartenseite



Der russische Schauspieler J. Pschuwileff in dem Film „Das Ende von St. Petersburg“



Photo Robertson

**Gitta Wallerstein als Flötenspieler in dem Ballett „Der Geizige“ (Molière-Haydn)**



Kerenski im Winterpalais



Prometheus-Film

Im Schützengraben. Aus dem Film „Zehn Tage, die die Welt erschütterten"

Der Clou der ganzen Veranstaltung waren die zwölf spalierbildenden Friedrichsruher Jäger, bei deren Anblick jedes Jagdherz höher schlug!

*Piff Paff Puff.*

**Kitsch im Dreiviertel - Takt.** Dr. Oskar Schürer, der die Picasso-Monographie in der Serie „Junge Kunst" veröffentlicht hatte, schreibt im Märzheft der Velhagen & Klasingschen Monatshefte einen reichhaltig illustrierten Aufsatz über den Düsseldorfer Porträt - Manufakturer Fritz Reusing. Hieraus folgender Satz: „Unter seinen Porträtzeichnungen sind Blätter, die zum stärksten gehören, was heute in dieser Art geschaffen wird. Seine Erotik zieht ihn zum Weibe. Manchmal verliert er sich darin. Im Herrenporträt, das ihm von dieser Seite her Objektivität wahrt, gelingt ihm der oft monumentale Wurf problemloser."

**Berlin hat sie wieder.** Ida Roland spielt in der „Marquise von Arcis". Diese wunderbar sprechende Frau, begabt mit einem ebenso starken wie beherrschten Temperament, dazu Dame — und dazu die ewigen Berliner Verlegenheiten: man begreift nicht, warum sie so lange fern war von Berlin. Girls sind ja süß, man kann sie immer wieder sehen — und schläft allmählich sanft bei ihnen ein. Hört man diese harte, intelligente Stimme wieder, weiß man plötzlich, daß es auch noch etwas anderes auf der Welt gibt als Girls und Girl-Kultur. Warum also beraubt man sich künstlich seines Reichtums und treibt stumpfsinnig immer nur ein und dasselbe, was allmählich eine billige Mode zu werden droht!

*H. v. W.*

## Mädchen in der Untergrundbahn

Wo hab ich Dich nur, Du alltägliches Kind, gesehen? —
Dein Wuchs ist mir nicht mehr nahe Wirklichkeit;
Du scheinst in Deinen abertausend Ebenbildern
wie immer Fremdes, so fern und doch so nah vor mir zu stehen.
Ich frag mich immer wieder, da Dein unbestimmtes Angesicht
weiter Stunden Erinnern aus Alltag und Musik sich flicht,
wer mag Dein Herz in Zwielichtstunden bezwungen haben —
wer erster Küsse Deines abgehärmten Mundes sich entsinnen —
(und hat er nicht längst all Deine Liebe, all Deine Gaben,
da er ausschreitet, lässig vergessen, — dieweil Du selbst
auf frauenhaften Erhoffens höchsten Zinnen
ausblickst nach naher Wiederkehr —)
O — könnte ich einmal nur all das belauschen,
was Du gedacht und gesprochen — und was Du diesem und jenem
im Abseitsblicken verschwiegen hast!
(O sag, wo ist in Deinem Alltag die stille Rast —
wo Vorbereitung zu seltner Stunden verstohlenem Gang —?)
Ich selbst harre ein Leben lang
des Daseins tiefer Offenbarung —
und aus Allem steigt doch nur der Schatten Spur
zu ewigalter-ewigneuer Menschenpaarung.
Zahllos gehst Du an mir vorbei.
Siehst du mich je? — O sag, wie sieht er aus, dem Dein Lachen gehört, —
wie jener, der Dich, — wie jener, den Du selbst betört? —

*Frank Arnau.*

*(Aus Frank Arnau, Begegnungen, Privatdruck.)*

**Die hundert Van-Gogh-Zeichnungen letztmalig im Graphischen Kabinett.** Es ist gelungen, die großartige Sammlung aus holländischem Privatbesitz, die im Dezember Wacker in Berlin zeigte, für eine Ausstellung im Mai letztmalig für München zu gewinnen, bevor diese nach Paris geht. Die Ausstellung findet im *Graphischen Kabinett* (Leitung: *G. Franke),* Brienner Straße 10, statt.

---



**Neue Wege auf dem Gebiet der Innenraumkunst.** Professor Gruber, München, hat zum ersten Male den Versuch gemacht, durch in Terranova ausgeführte Sgraffito-Arbeiten die monumentalen Wirkungsmöglichkeiten dieser Technik im Innenraum vorzuführen. Die Arbeiten von Herrn Professor




Gruber, die die Wandflächen eines in der Ausstellung „Deutsche Kunst Düsseldorf 1928" eigens für seine Darstellungen geschaffenen Raumes ausfüllen, weisen neue Wege auf dem Gebiete der Innenraumkunst, und man darf mit Sicherheit erwarten, daß sie Aufsehen erregen werden.

# DAS AUSLAND

## AMERIKA:

**Beitrag zur Schöpfungsgeschichte,** geliefert vom *Advertiser,* Warwick, Staat New York: „*Warwick* ist unzweifelhaft zuerst erschaffen worden, wenn auch die Genesis diese Tatsache nicht erwähnt. Und die restliche Welt war davon bloß ein Abklatsch."

**Rev. Dr. Clinton Wunder,** Pastor am Baptist Temple in Rochester, N. Y., schreibt in den *Life Association News,* dem Organ der Nationalen Versicherungsbranche: „Wenn ich nicht Geistlicher wäre, wünschte ich, ein Versicherungsagent zu sein. Ich halte das Versicherungsgeschäft für eine Glaubenssache (a religious one)."

**Rev. Dr. James M. Johnson,** Vikar in St. John's Parish, Wisconsin Rapids: „Wir Pfarrer sind hochmotorige Grundstücksmakler, welche Parzellen im Himmel verkaufen."

**Titel einer großen Predigt:** !!Die letzten Neuigkeiten aus der Hölle!!

**Eine geheimnisvolle Kundmachung** in den Newport News *Times-Herald,* Rhode Island, lautet: *K. K. K. K. Nr. 117. Termin-Aenderung:* Unsere Zusammenkunft wurde um zwei Tage verschoben; sie wird stattfinden on the Dark Day of the Wonderful Week of the Terrible Month. Stunde: Terrible, Hideous, Sorrowful. *Eingesandt von Carl Wickerhauser.*

---

**Graf Keyserling in Boston.** *Der Löwe der Saison.* Während seines Aufenthaltes in Boston zeigte sich der Graf nicht oft, aber trotzdem gelang es ihm, eine Atmosphäre der Beunruhigung und allgemeinen Verwirrung um seine Person zu schaffen. Einige der Damen, welche die Ehre hatten, ihn bei sich zu Gaste zu sehen, waren in dem beseligenden Glauben, einen richtigen „Löwen" gefangen zu haben!

Gleich zu Anfang muß gesagt werden, daß die amerikanischen Manager des Grafen außerordentliche Ansprüche machten, nämlich in bezug auf die Form der Einladungen; den Gastgebern wurde mitgeteilt, daß Graf Keyserling nur in Häuser sich begeben könne, in denen Küchenchefs von unzweifelhaftem Können regierten, Austern und Kaviar seien ganz unvermeidlich. Ohne diese Nahrung sei der berühmte Gast tatsächlich vollständig hilflos...

Eine Dame, die sich als erste „glückliche" mit dem Grafen unterhalten durfte, wozu sie berechtigt zu sein glaubte, weil sie zu den 16 Mitgliedern des Klubs „Intelligentia" der Stadt gehörte, saß bei einem Diner rechts von dem berühmten Gaste. Sie gestand später, daß sie eine ganze Woche damit zugebracht habe, das „Reisetagebuch eines Philosophen" zu studieren. Sie wagte, die Unterhaltung mit einer wohlüberlegten intellektuellen Frage einzuleiten, die sich auf den Inhalt dieses bedeutenden Buches bezog. Aber der Graf war ungnädig, und wenig ermutigend erwiderte er: „Gnädige Frau, ich beantworte niemals lächerliche Fragen."

---



Seinem liebenswürdigen Benehmen setzte er die Krone auf, als die Damen endlich den Tisch verlassen hatten; er bemerkte zu einem der Herren (nur ein einziger schien viel über den Grafen, sein Leben und sein Werk zu wissen): „Zwar sehe ich robust aus, aber tatsächlich bin ich schwach!! Mir wird schwindlig von der kleinsten Unterhaltung!"

Trotzdem aber ließ er sich mit den Herren in eine längere Unterhaltung ein, er teilte mit, daß er die Zivilisation von heute, wie sie von Jesus Christus herkomme und von ihm begründet sei, für abgenutzt und überlebt halte. Er bemerkte, daß er New York als eine Ruine ansähe, und daß er es nur von diesem Gesichtspunkte aus anziehend fände! Unsere Architektur halte er für absolut undauerhaft, und er sei entsetzt über die Tatsache, daß Amerika die Natur nicht verehre. „Amerika hat zwar die Natur besiegt," schloß er, „aber niemals hat es gelernt, sie zu lieben."

*Der Graf und die Damen.* Mag dem Grafen von den kleinen Unterhaltungen schwindlig werden oder nicht, jedenfalls wird er immer rabiater. Bei einem Diner wurde er neben eine Dame gesetzt, die wegen ihres Geistes und Witzes allgemein berühmt ist... sie gab sich alle erdenkliche Mühe, den Grafen zu unterhalten, aber sie hätte ebensogut zu Coolidge sprechen können. Der Graf sprach zwanzig Minuten lang kein Wort, dann erhob er sich schweigend. Später am Abend näherte sich ihm ein tollkühner Herr, er bat den Grafen höflich, ihm seine Berichterstattung ergänzen zu wollen; Graf Keyserling wehrte verzweifelt ab: „Mein Gott, der Mann wünscht Statistiken!"

Die Aussprüche des berühmten Gastes werden besonders eindrucksvoll durch seine imponierende Gestalt und seine energischen und nervösen Bewegungen. Krachend wirft er sich in einen Sessel und gestikuliert lebhaft, indem er zuerst die eine, dann die andere Hand in die Luft wirft. Man sagt von ihm, er schliefe nachts nur zwei Stunden, das heißt, er ruhe nicht im Schlaf, sondern im Denken! Er braucht aber sechs Stunden vollständige Ruhe vor seinen Vorträgen, und einen ganzen Tag tiefer Einsamkeit nachher... er arbeitet schwer, selbst für eine einzige Nacht führt er nicht nur zwei Handtaschen, sondern auch noch einen großen Schrankkoffer mit sich.

*Der Graf und sein Werk in amerikanischer Vorstellung.* Die ersten vierzig Jahre seines Lebens verbrachte Graf Keyserling in völliger Abgeschlossenheit von der Welt auf seinem Landsitze in Polen (?). Dann unternahm er eine fünfjährige Weltreise, bei welcher er „jede Zivilisation annahm, in der er gerade lebte". Auf diese Weise wurde er bald ein Buddhist, bald ein Mohammedaner und so weiter... Nach Beendigung dieser Reise schrieb er sein Buch das „Reisetagebuch eines Philosophen" und begründete die „Schule der Weisheit" in Darmstadt, auf welcher drei- bis vierhundert Personen in seiner Philosophie des Verstehens unterrichtet werden.

Graf Keyserling hatte eigentlich beabsichtigt, sich nach seiner Weltreise wieder auf seinen Landsitz zurückzuziehen, aber der Erfolg seines Buches zog ihn mitten in unaufhörliche öffentliche Tätigkeit. Es wird behauptet, daß er sich mit dieser vollständig ausgesöhnt habe und auf die Einsamkeit gerne verzichtet. *(The New Yorker. 1928). Deutsch von A. v. Oertzen.*

**Rassen.** Studenten der Rassenkunde sollten sich einmal hier in die Bahn setzen. Und dann sich einbleuen, daß der Name dieses Gemisches „Nation" ist. Da sieht man den ungeheuren Haß zwischen den Farben. Ein Beispiel: die Bahn ist besetzt. Viele stehen im Gang. Eine Schwarze will aussteigen. Um ihren Sitzplatz herum stehen nur Weiße. Laut auf den Fingern pfeifend, macht sie sich bemerkbar. Andere Schwarze erkennen den Sinn des Zeichens, drängen sich um ihren Platz. Im Moment, wo die eine aussteigt, setzt sich eine andere Schwarze. Farbengeist!

**Training.** Ich hatte verschiedentlich mit einem Büro in der inneren Stadt zu telephonieren. Ein besonders liebenswürdiges Mädchen schaltete meine Gespräche weiter. Eines Tages kam ich an ihrer Schalttafel vorbei und sah, daß sie einen in großen Buchstaben gedruckten Spruch vor sich an die Wand gepinnt hatte: „Keep on smiling!" Und sie lächelte schon jeden durch das Telephon an. Zum Lernen?!

In den Läden macht man dieselbe Erfahrung. Wenn du in Deutschland in einem großen Warenhaus für etwa zwanzig Pfennig eine Kleinigkeit besorgst, weil dir das Herz gerade bequem auf dem Wege liegt, dann kannst du sicher sein, daß die Verkäuferin nachher deine Absätze ansieht, um nach der Kaufsumme festzustellen, daß sie heruntergetreten sind. Denn du kauftest ja nur für .... Hier lächelt dich die Dame an, ohne leer zu grinsen, und sagt freundlich: „Thank you, Ma'm."

**Der Name.** Die Prohibition verbietet ja, wie bekannt, alkoholische Getränke in Amerika. Aber die Leute müssen ebensogut trinken wie wir;




und ein Arbeiter, ein Bummler, sie alle wollen einmal unterwegs einen nehmen. Gut. Da gibt es nun alkoholfreies Bier. Saft, Soda und tausenderlei Mischungen sind zu haben. Alles, wenn auch oft sehr ähnlich schmeckend unter verschiedenem Namen. Da tat sich einer auf, am Times Square, im Zentrum. Hatte nichts anderes zu bieten als Ananassaft, gab aber dem Kind einen feinen Namen: „Uwanna-Drink" = You want a drink?

**Revolver.** Man las ja eine Zeitlang viel von den bewaffneten Wagen, die die Wertpapiere von einer Bank in die andere brachten, und bei denen Revolver eine große Rolle spielten. Nun, dergleichen Dinge sieht man dauernd, und die Leute in der Straße kümmern sich sehr wenig darum. Es sieht aber gefährlich aus, wenn zuerst die Beamten aussteigen, ruhig ihre Waffen entsichern, dann Bankleute mit Paketen unter dem Arm das Auto verlassen und im Eilschritt in das Lokal stürmen. Die bewaffnete Mannschaft im Halbkreis hinterher. — Aber das sind nicht die einzigen Revolver, die Ihnen begegnen! Harmlos ging ich in die Post am Broadway, um mir Marken zu kaufen. Auf dem Rückweg fällt mir ein finster aussehender Mensch auf, der recht nachlässig an einem Pfosten lehnt. Seine Hände ruhen auf zwei geöffneten Revolvertaschen. Im Vorbeigehen muß ich wohl etwas gelächelt haben, denn plötzlich kam er auf mich zu und sagte: „You are all right." Und dabei hatte ich doch nichts auf dem Kerbholz! *Einges. v. Gertrud Burchard.*

**Verschobene Anstandsbegriffe.** „Mutter, kanntest du viele Männer, ehe du Vater geheiratet hast?!" „Nein, mein Kind." „Aber, Mutter, ich finde, das ist eine Schande!"

*(The New Yorker.)*

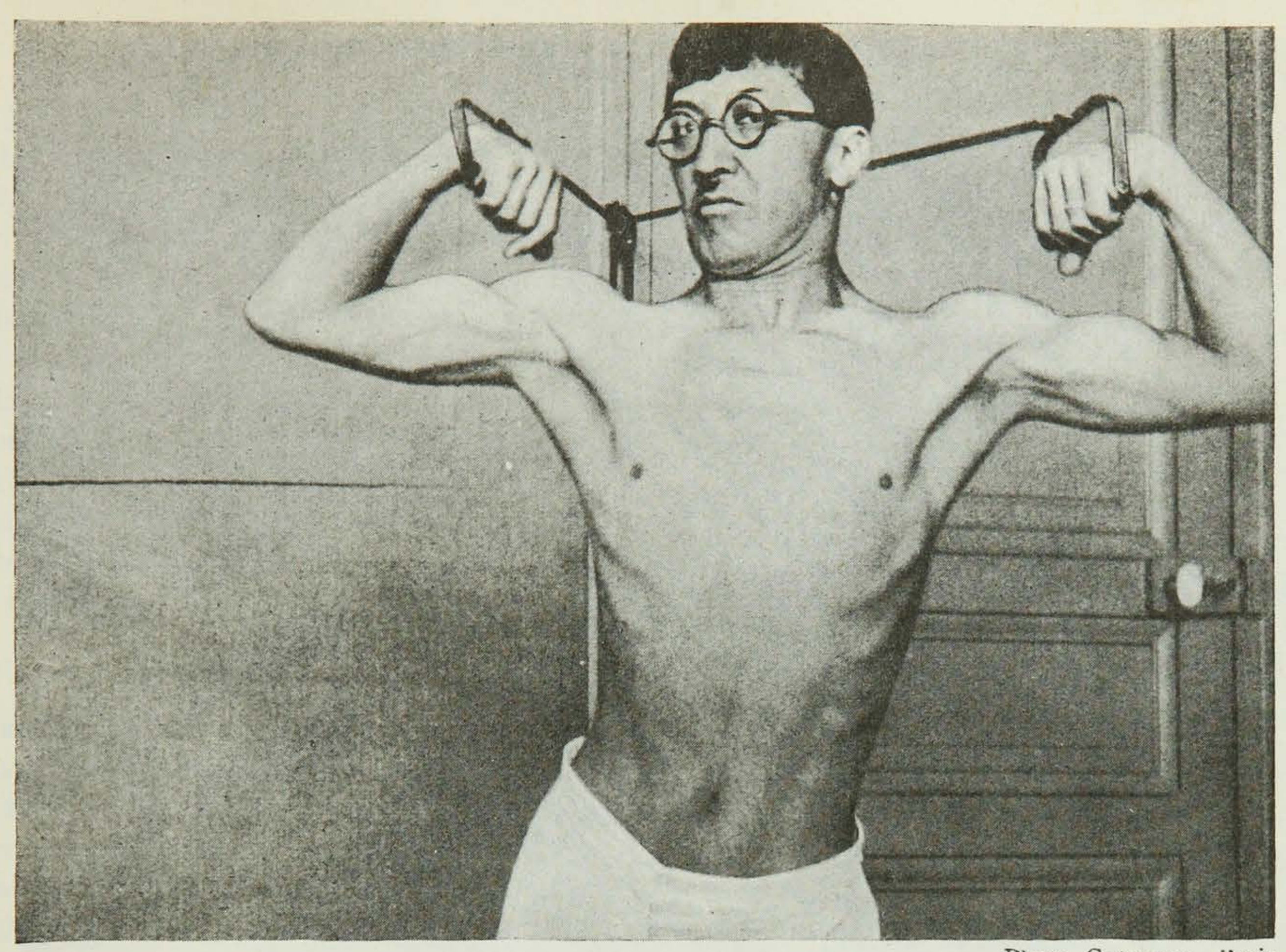


Photo Guttmann, Paris

Der japanische Maler Foujita (Paris) treibt Morgengymnastik

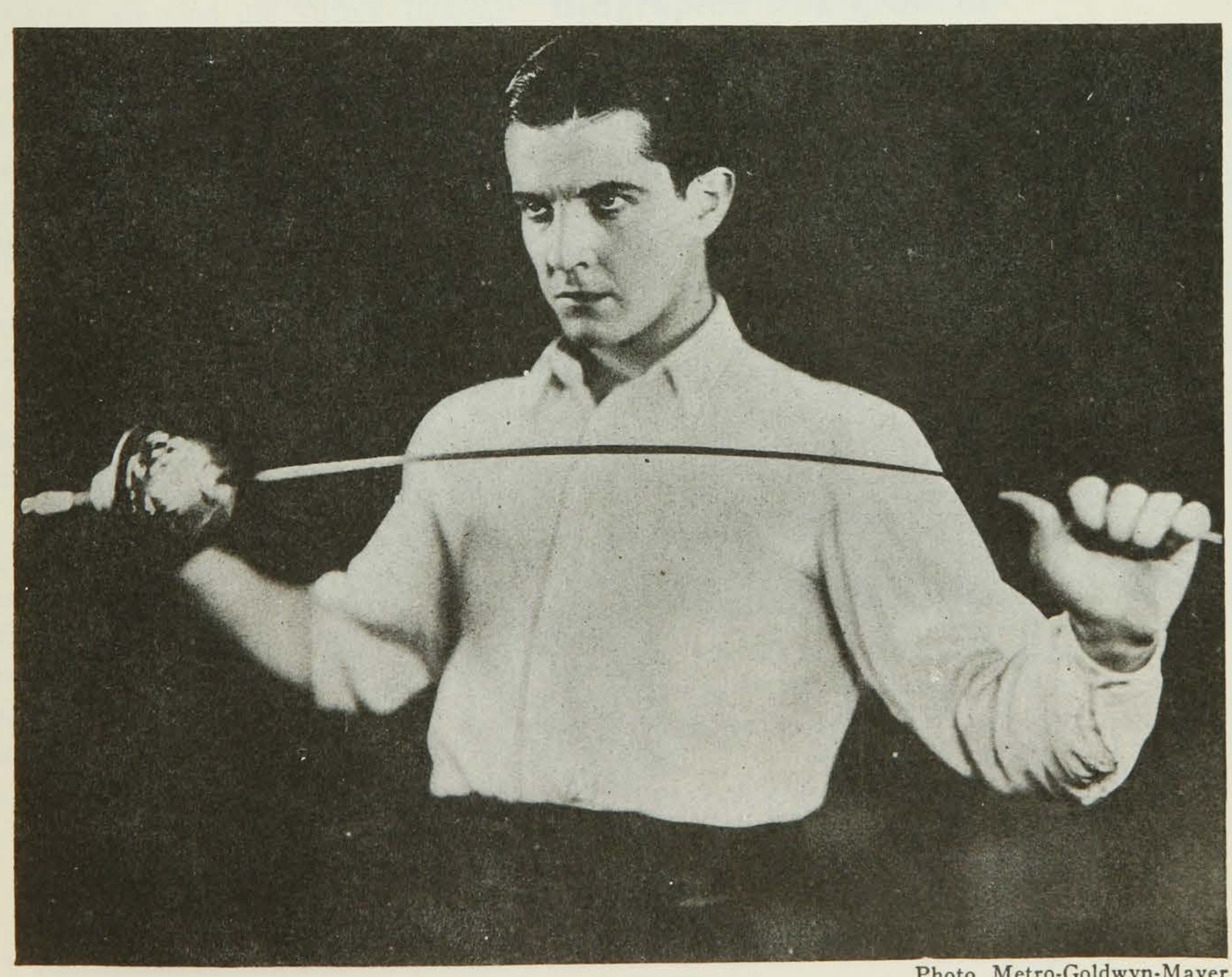


Photo Metro-Goldwyn-Mayer

Der Filmschauspieler Ramon Novarro

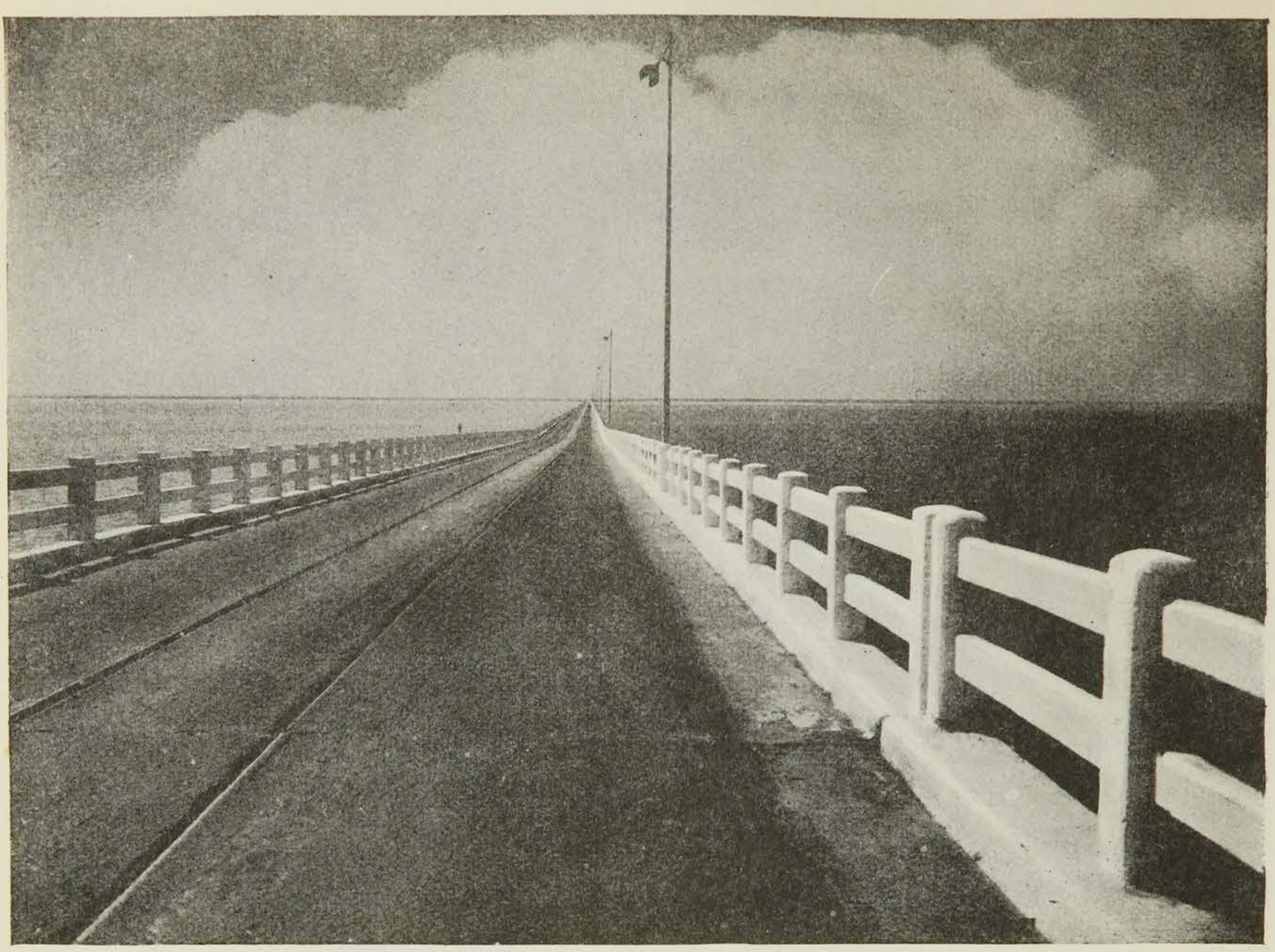


Photo Schlochauer

Die drei englische Meilen lange Gandy-Brücke in Florida

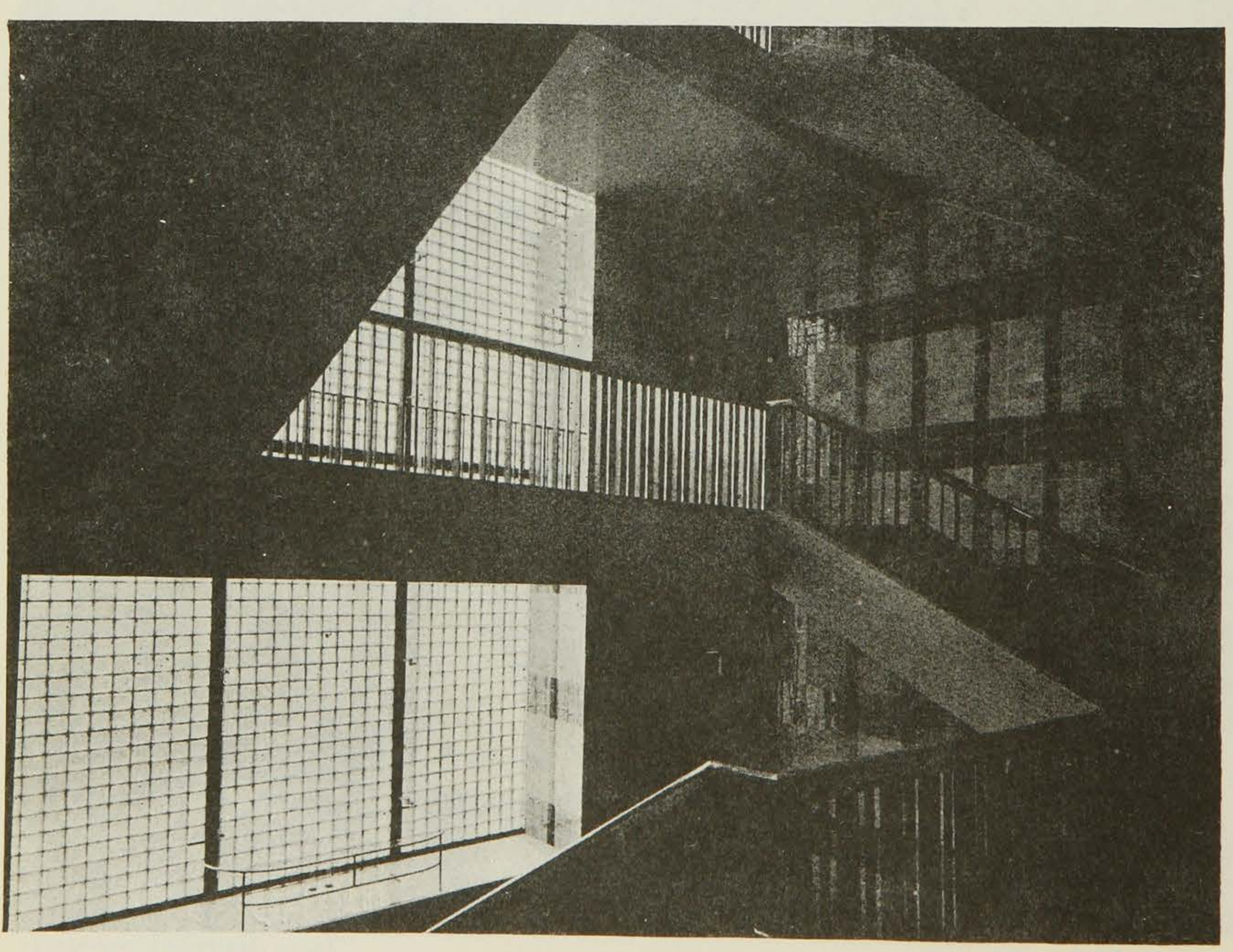


Photo Hatzold, Magdeburg

Haupttreppe im Gebäude der Krankenkasse in Magdeburg. Architekt Carl Krayl

**Hon. Jay E. House, der Leibphilosoph des Curtis-Zeitungstrusts,** meint: „Wir können nicht umhin, Mr. E. W. Howe in seiner Anschauung beizupflichten, daß Rockefeller mehr für die Menschheit getan hat als Beethoven. Denn Mr. Rockefellers Wohltaten können von jedermann verstanden und benützt werden. Beethoven hingegen gab einigen wenigen etwas, während er Millionen Menschen zu Tode langweilte — und es noch heute tut.“

**In einem Vortrag der American Saxon Federation,** welche auf dem Glaubenssatze basiert, daß die Angelsachsen als Nachfahren der zehn verlorenen Stämme Israels das auserwählte Volk Gottes seien, sagte Judge J. J. Dubois von der Chicago Law School: „Die Angelsachsen sind die Gründer unseres Erziehungssystems; sie sind die Stifter unserer Kirchen; sie sind die Führer in all unseren großen Bewegungen. Letzten Endes ist jede gute und menschenfreundliche Unternehmung, die jemals eingeleitet wurde, auf sie zurückzuführen.“

Judge Dubois erzählte, daß er zu Beginn des Weltkrieges sich in Sachsen aufgehalten habe und daß die Sachsen für den Frieden gebetet hätten, bloß die Preußen wären kriegslustig gewesen.

Die Versammlung schloß nach einer Reihe von Vorträgen mit Zitaten aus der Bibel und Feststellungen berühmter Altertumsforscher, die alle bewiesen, daß das Geschlecht der Sachsen bis auf König Salomo und noch weiter zurück zu verfolgen sei.

*(Telegr. Bericht aus der Stadt Aurora, Illinois, in der Chicago Tribune.)*

**Sexuelles in Nebraska.** Die Erfolge Lindberghs, welche die ganze Welt erschüttert haben, beweisen am besten, daß die tiefsten Erfahrungen des Lebens und die bedeutendsten Leistungen des Menschen durchaus nichts mit den sexuellen Problemen zu tun haben. *(Lincoln Journal.)*

**Amerika als Erzieher der Menschheit.** In Jowa wurde in der sechzehnten jährlichen Versammlung der W. C. T. U. festgestellt, daß „das Prohibitionsgesetz das zweitgrößte Gesetz ist, welches seit der Erschaffung der Welt gegeben wurde"; als erstes Gesetz wurden die Zehn Gebote erkannt. *(Evening Gazette.)*

**Wie fromm man in Massachusetts geworden ist.** In was für einem erfreulichen Wachsen der religiöse Gedanke sich in diesem bedeutenden Staate befindet, beweist folgender Erlaß: „Zur Ehre Gottes soll ein Weihegottesdienst für Automobile abgehalten werden."

„Das Radio, die Automobile, überhaupt alle neuen Erfindungen müssen kapitalisiert werden zur Ehre Gottes!", also sprach der ehrwürdige Präsident der „Theologischen Institution" in Massachusetts. *(Boston Advertiser.)*

**Krieg der humanistischen Bildung.** Ratschläge für Schriftsteller: „Wenn Sie etwas zu sagen haben, so machen Sie es kurz und sachlich, und in einfacher Sprache, so daß jeder Leser es verstehen kann. Lassen Sie um Gottes willen die lateinischen Ausdrücke beiseite. Jeder halbwegs gebildete Leser wird, wenn er auf ein lateinisches Wort stößt, seufzen ‚hartes Wort'; er wird weiterlesen, ohne es verstanden zu haben, und der Zusammenhang wird ihm fehlen. Und wenn er dieses unverstandene Zeugs einem andern vorlesen wird, so wird dieser nicht mehr Interesse daran haben als an den Gesängen jener Völker, welche kürzlich in Atlantis aufgefunden sein sollen; Völker, die man als Hednawink, Pednago, oder etwas ähnliches bezeichnet hat." *(Dahlonega Nugget.)*

**Denken verpönt.** „Junge Dame wird gesucht, welche etwas vom Theater und von bühnentechnischen Dingen versteht, um Manuskripte stenographieren zu können. Sie muß einige Erfahrung besitzen, auf tiefes Denken wird kein Wert gelegt." *(Evening Graphic.)*

**Alles schon dagewesen!** „Jesus Christus war der erste ‚unbekannte Soldat'!" also sprach der Rev. William H. Powers, Geistlicher an der ersten methodistischen Episcopalkirche in Ithaka. *(Elmira Star Gazette.)*

**Der Teufel unter den Methodisten.** In Opp und Umgegend, gelegen im Staate Alabama, ist eine beunruhigende Epidemie ausgebrochen, nämlich Hexerei!! Diese wird, wie man erzählt, von einer ganzen Anzahl von jungen Männern ausgeübt.

Ein Spezialreporter hat über den Fall folgendes berichtet: „Der betreffende junge Mann, der hexen möchte, fängt sich einen Frosch, er tut ihn in eine Schachtel mit Löchern, und versenkt diese in einen Ameisenhaufen. Wenn er nach mehreren Wochen zurückkehrt, so findet er ein Skelett, da die Ameisen alles Fleisch des Frosches abgenagt haben; er sucht einen bestimmten Knochen aus, der mit einem Häkchen versehen ist. Diesen Knochen steckt er in seine

Tasche, wenn er das Mädchen treffen will, das er begehrt. Er findet eine Gelegenheit, um diesen Froschknochen in das Kleid der Betreffenden festzuhaken . . . worauf das Mädchen in Liebesraserei verfällt! Leider ist es uns noch nicht gelungen, einen derartigen Zauberknochen zu sehen," gibt der Berichterstatter beschämt zu, „aber es sollen Hunderte von solchen Knochen in den Taschen der jungen Männer zu finden sein; jedenfalls sind die jungen Mädchen in dieser Gegend in einem gefährlichen Zustand von Liebesraserei!"

*(Opp Weekly News.)*




Karwiese

**Ein Inserat** (von vielen ähnlich lautenden) im *Pacific Police Magazine,* welches „der polizeilichen Zusammenarbeit und dem kriminellen Fahndungsdienst" gewidmet ist:

WESTLAKE FLASCHEN LIEFER GES. M. B. H.
Fässer, Flaschen, Korken
Malz, Hopfen, Essenzen, Extrakte etc.

Rascheste Belieferung — Spätabends offen
Tel.: Washington 5966 — 1552 West Sixth Street

*Eingesandt von Carl Wickerhauser.*

**Dürerfeier in Nürnberg.** Zu Ostern brach die Sonne durch und erreichte ihren Höhepunkt am 10. April, der offiziellen Dürerfeier. In den Straßen sah man aus illustrierten Zeitungen berühmt gewordene Gestalten. Am Abend sprach Wölfflin im großen Rathaussaal (der westfälische Friede wurde in ihm gefeiert). Schon Monate vorher wurde um Karten gebeten, aber leider war der Saal nicht groß genug, um die herbeiströmenden Menschen zu bergen. Selbst die Frauen der Stadträte, die schon ganz matt von allen Vorbereitungen waren, konnten nicht berücksichtigt werden. Oberbürgermeister Luppe sprach zuerst den Willkommensgruß und betonte Hans Sachs' (Wagner) Worte· „Deutsche, ehret Eure Meister". Es folgte ein schön geschulter Chor — der Saal war mit großen Kerzen erleuchtet, und eine feierliche Bewegtheit verband die Zuhörer. Wölfflin betrat wie ein geweihter Interpret Dürers das Rednerpult — man ahnte, wie seine Struktur sich nach Dürer zu formen gesucht hat; er fing seinen Vortrag mit der Bemerkung an: „daß man fürchten könne, daß sich eine Geisterhand einem auf die Schulter lege und einem ins Ohr raune: „so ist es nicht gewesen, so habe ich es nicht gemeint". Er sprach sehr mühsam in seiner stockenden Art, aber man spürte mit großem Glück, wie er nach unverbrauchten Worten suchte, und Dürer nicht als „den größten Sohn Nürnbergs" anredete. Er präzisierte auch nur einen Teil von Dürers Kunst, um nicht zu sehr ins Verallgemeinern zu kommen und sagte ungefähr u. a.: daß die Proportionslehre, die viele als eine mühsame Zeitverschwendung ansehen, tief mit seinen großartigsten Eigenschaften verbunden wäre. Die Gehaltenheit in aller Bewegung, das innere Glühen — mehr als der leidenschaftliche Bewegungsausbruch zu den extravaganten Formen Grünewalds. Er sprach auch von dem italienischen Gift — das er aber wieder glücklicherweise ausgespuckt hätte — ich hörte später, der italienische Gesandte sei bei diesen Worten blaß geworden.

Wölfflin schloß seinen Vortrag: „Es bleibt die Schöpfung Dürers: ein Typus des großen Menschen, der vorher nicht war — vor dem wir in dieser Gedächtnisstunde verehrend, liebend, dankend uns verneigen". Darauf wurde ein erregend schöner alter Chor gesungen, und man ging zu Rauchs Dürerdenkmal. Aus den Fenstern der alten Patrizierhäuser hingen rote Teppiche, und als der Fackelzug der deutschen Künstlerschaft die hügelig gebogene Straße heraufkam, läuteten alle Kirchenglocken.

Am nächsten Morgen war der feierliche Akt der Eröffnung der Dürer-Ausstellung im Germanischen Museum. Die alte Karthäuserkirche im Germanischen Museum war natürlich dicht besetzt, und man flüsterte sich die berühmten Namen der eintreffenden Gäste zu. Die Rede des schwedischen Professors in seinem frischklingenden Deutsch wurde besonders warm auf genommen. Er sagte u. a.: „daß Dürer sein Ohr fest an die Natur legte und ihren Atem verfolgte". Am kürzesten war die Rede des Direktors des Germanischen Museums, der aufforderte, nach den vielen Reden über Dürer sich seine Werke anzusehen. Die Ausstellung, die unter unendlichen Mühen mit wahrer Passion zusammengestellt war, wurde eröffnet. Ein halbes Jahrhundert fränkischer Malerei, die den Gipfelpunkt der deutschen Spätgotik und Renaissance birgt, ist in diesen Sälen zusammengetragen worden.




# SCHREIBMASCHINEN

| | |
|---|---|
| **ADLER 25** | **mit einfacher Umschaltung** |
| **ADLER 7** | **mit doppelter Umschaltung** |
| **KLEIN-ADLER** | **mit einfacher Umschaltung** |

**Zweischriften- und Zweisprachen-Maschinen**

## ADLERWERKE

**VORM. HEINRICH KLEYER A.G. FRANKFURT A. MAIN**

# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Orchester.

*„La Gioconda" (Ponchielli). „Dance of the Hours." Court-Symphony-Orchestra. Columbia 9288.* — Gleich treffliche Qualität von Spiel und Reproduktion. Die Holzbläser!

*„Tanz der Automaten", Walzer aus „Coppelia" (Delibes). San Francisco-Symphony-Orchestra. Dirigent: A. Hertz. Electrola E. I. 165.* — Reizende Musik, höchst subtile Ausführung: suchet Splitter in fremden Orchestern, um Balken in eigenen zu hören.

*„Ungarische Rhapsodie" (Liszt). Philadelphia-Symphony-Orchestra. Dirigent L. Stokowski. Electrola E. I. 187.* — Respektable Durchsichtigkeit, windschnelle Bläser, exakte Streicher.

*Ouvertüre zu „Barbier von Sevilla" (Rossini). Dirigent Mascagni mit Staatskapelle, Berlin. Odeon 8337.* — Aufschlußreich, wie echt lustspielhaft Mascagni die Staatsopernmusiker lateinisiert.

Diversa.

*„Viertes Divertimento" von Mozart für Flöte, Klarinette und Fagott. Gewandhaus-Bläser-Vereinigung. Grammophon 66 643.* — Frühlingshafte Lebendigkeit und Anmut unsterblicher Klänge! Makellose Könner, diese Gewandhäusler!

*„Nussknacker-Suite" (Tschaikowsky); arrang. für die Wurlitzer Orgel. Electrola E. H. 89.* — Gelungenes Experiment, hypermoderne Orgelregister in Rhythmik und Präzision zu meistern.

*„Blue skies" (Berlin). Violine: Fritz Kreisler mit Klavier.* — Rückseite: *„Dance of the Maidens" (Friml). Electrola D. A. 880.* — Auf so edel vibrierenden Saiten verjüngt sich jeder Schlager . . .

*„The Revellers": „Hallelujah" und „Honolulu Moon". Electrola E. G. 731.* — Auch diese Schwarz-Künstler verstehen es, erfolgreich getragene Melodien zu wenden, sie polyphon zu verzieren.

*„Ghetto" (Benatzky). Diseuse: Josma Selim mit Klavier: Dr. Benatzky. Electrola E. G. 786.* — Balladeske Wanderatmosphäre und unverfälschte Herzenstöne. — Rückseite: *„Unsere lieben Verwandten" (Benatzky).* — Ja, so sind sie — täuschend ähnlich porträtiert!

*„Heut hätt' i Zeit" und „Ein Rätsel des Lebens" (Benatzky). Josma Selim mit Klavier. Dr. Benatzky. Electrola E. H. 107.*)* — Scharmant charakterisierte Aktualitäten wie Entfettungskur und Rendezvous . . . nicht zu vergessen die vorbildliche Begleitung.

*„Rose-Marie" (R. Friml). Light Opera-Company.* — Rückseite: *„No, No, Nanette". Electrola E. H. 1.* — Authentische Vorführung dreier Schlager aus der Uebersee-Operette.

*„Schwyzer-Walzerjodel" und „Zur Alphütte". Paul Gerber und Partnerin. Vox Nr. 4223.* — Warum jodelt man nur auf der Alm? Dies Kehlkopftraining sollte obligatorisches Fach im neuen Schullehrplan werden . . .

*„Griechischer Piratenmarsch" (Alvars) und „Variationen über ‚Carneval von Venedig'" (Posse). Gesp. v. Valeska Dahn. Vox Nr. 6385.* — Kein Cembalo, sondern eine — allerdings phänomenal gefingerte — Harfe.

---

*) Lauttonnadel!

„*All day long*“ *und* „*I'm looking for a Bluebird*“. *Gesang: Bowlly, mit Klavier. Homocord 4-2414.* — Angenehmer Bariton, interessante Hawaiian-Gitarre resp. Ukulele-Begleitung.

„*Am Kamin*“ *Russische Romance. Schachmeister mit seinem Orchester. Grammophon 21181.* — Eine kleine Probe ungehobener Schätze: mehr Zigeunermusik, meine Herren Aufnahmechefs!

„*Symphonische Jazz-Variationen*“ *über* „*Ain't she sweet*“ *und* „*Hallelujah*“. *Mitja Nikisch mit seinem Orchester. Parlophon 9209.* — Amüsant und schmissig. Vorzügliche Jazz-Uebertrumpfung.

*Gesang.*

„*Arioso*“ *und* „*Siciliana*“ *(Händel). Bariton: Helge Lindberg mit Klavier. Grammophon 21 252.* — Gutes Beispiel für die stupende Atemkunst des zu früh verstorbenen Händel- und Bachspezialisten.*)

„*Warlaam-Ballade*“ *aus* „*Boris Godunoff*“ *und Arie aus* „*Prinz Igor*“. *Gesungen von Feodor Schaljapin mit Orchester. Electrola D. A. 891.* — Zwei aufregende Glanzstücke des großen Gestalters und unnachahmlichen Künstlers.

„*In dieser feierlichen Stunde*“, *aus* „*Macht des Geschickes*“ *(Verdi) sowie* „*Ach* „*Geliebte, nie kehrest du wieder!*“ *(Puccini). Duett: Benjamino Gigli und Giuseppe de Luca mit Orchester. Electrola D. B. 1050.* — Aussprache, Klang, Beseelung, Aufnahme ersten Ranges.

„*Kirchenszene*“ *aus* „*Die Macht des Geschickes*“ *und* „*Finale II. Akt*“. *Dirigent Dr. Weißmann. Sopran: Meta Seinemeyer. Baß: Ivar Andrésen; Parlophon 9808.* — Tonschöne Wiedergabe dieser erstaunlich vitalen Musik.

„*Puppenarie*“ *aus* „*Hoffmanns Erzählungen*“ *(Offenbach).* — Rückseite: „*Villanelle*“ *(dell' Aqua). Sopran: Gitta Alpar. Homocord 4-8831.* — Hervorragende Reproduktion der Gesangsstimme und ihres persönlichen Timbre.

*) Musikfreunde sollten zu dem Unterstützungsfonds für Lindbergs Familie etwas beisteuern.

*„Muß i denn" und „Grüß mir die stolzen Burgen am Rhein". Tenor: Richard Tauber. Odeon 4914.* — Sehr hübsch. Eine Serie internationaler Volkslieder, von Singeberühmtheiten absolviert, wäre willkommene Bereicherung.

*„Sturm auf der Wolga" und „Bandura" Ukrainische Volkslieder-Suite. Russ. Staatschor. Dirig. M. Klimoff. Electrola E. H. 102, 103.* — Illustrative Eindringlichkeit, fanatischer Rhythmus, strengste Disziplin, dynamische Beweglichkeit.

*Tanz.*

In bezug auf Kunstfertigkeit und Aufnahmequalität sind diese sechs Platten Auslese:

*„Jealous" (Waltz) und „Flower of my garden". Castle-wood-Marimba-Band with Hawaiian guitars. Brunswick A. 7500.* — Fabelhaftes Duo zwischen Guitarre und Xylophon.

*„Fließendes Gold" (Foxtrot) und „I can't get over a girl like you" (Foxtrot). Tanzorchester Bernard Etté. Vox 8580.* — Wirkt wie ein flüssiges Opernfinale.

*„Music and Moonlight" (Foxtrot) und „By the waterfall" (Waltz). Kit-Cat-Band. Columbia 4702.* — Reizvolle Mischung von ausgeprägter Melodik und pointiertem Jazz.

*„Just once again" mit Chorus und „No wonder I'm happy" (Foxtrot). Orchester mit Chor. Ernie Golden-Orchestra. Brunswick A. 477.* — Klare und gefühlvolle Blaserei, eigensinnige Begleitung.

*„My blue heaven" (Foxtrot) und „A shady tree" (Waltz). John Abriani's Six von Stephanie-Hotel, Baden-Baden. Bariton: Bowlly mit Chor. Homocord 4-2511.* — Vornehm konzertierendes Ensemble mit italienischer Klangfarbe.

*„Les millions d'arlequin (Valse) und „Erinnerung" (Boston). Jack Hylton und sein Orchester. Electrola E. G. 741.* — Entzückender Valse, klassizistischer Vortrag.

---



PORTAL DES KUNSTPALASTES IN DÜSSELDORF

DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG VON MAI – OKTOBER 1928

# DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

## EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN DER GEGENWART




LASTKRAFTWAGEN
OMNIBUSSE
SPEZIALFAHRZEUGE

# Die 5 Punkte

## die zum Kauf eines NSU-Sechszylinders bestimmen sollen




**NSU VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE A.-G.**

BERLIN NW7, UNTER DEN LINDEN 69-70

Verkaufsstellen in allen Teilen Deutschlands und im Auslande werden nachgewiesen

Galerien

# Flechtheim

Gemälde von

AUGUSTE RENOIR

und zeitgenössischer deutscher und französischer Künstler

Bronzen von

EDGAR DEGAS und AUGUSTE RENOIR

Belling, de Fiori, Maillol, Sintenis usw.

## Ausstellungen

im Juni 1928

BERLIN:

FERDINAND HODLER

(gemeinsam mit der Galerie Fischer in Luzern)

DÜSSELDORF: Neue Werke von Heinrich Nauen. Bronzen von Lehmbruck.

**IM SOMMER** IN BERLIN: Einzelwerke von: Degas und Renoir und von Archipenko, Baumeister, Belling, Beckmann, Braque, Derain, Dufy, de Fiori, Gris, Grosz, Haller, Hofer, Kolbe, Laurencin, Laurens, Léger, Lehmbruck, Levy, Maillol, Manolo, Matisse, Munch, Nauen, Pascin, Picasso, Purrmann, Sintenis, de Vlaminck, E. R. Weiß.

IN DÜSSELDORF: Hodler und wie in Berlin.

---

Ausstellungen im Herbst in Berlin: Maillol, Hofer, Renoir. – Ausstellungen 1929: Archipenko, Baumeister, Braque, Derain, Dufy, Max Ernst, Juan Gris, Nauen, Weiß, Die jungen Flamen.

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34

BERLIN W 10
LÜTZOWUFER 13

# DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 6

## INHALTS-VERZEICHNIS



*Mit vielen Abbildungen*
*im Text und auf Tafeln*

*

*Umschlagbild nach einer Lithographie von Erick Heckel*
*(Linden-Verlag, München)*

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen: Walter Mattheß, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilhelm Neumann, Prag


Imre Goth

# ARTURO TOSCANINI

Von

*OSKAR FRIED*

Als ich letzthin in Mailand eintraf, erwartete mich am Bahnhof ein Vertreter der Scala, in der ich dirigieren sollte. Angenehm überrascht von dieser Aufmerksamkeit, wie ich sie sonst nicht gewohnt bin, stellte ich als erstes die Frage: „Ist Toscanini in Mailand?“ Ich hatte ihn noch nie gehört, und ich war aufs äußerste gespannt, einen Menschen kennenzulernen, dessen Ruf die Welt erfüllt. Als skeptischer Berliner hatte ich freilich schon oft die Erfahrung gemacht, daß es bei Männern, von denen viel gesprochen wurde, nachher immer nur halb so schön war. Sollte ich auch hier die übliche Enttäuschung erleben?

Meine Neugier wurde auf keine lange Probe gestellt. Toscanini war in Mailand und dirigierte am gleichen Abend sein letztes Konzert. Ich kam noch zurzeit, um eine Haydn-Symphonie zu hören. In meinem ganzen Leben, ich bekenne es offen, habe ich noch nie eine solche Wiedergabe Haydns erlebt, eine derartig zärtliche Liebe zu dem Stil und für die Klangschönheit, und eine so peinliche Genauigkeit in allen Details. Das Orchester spielte, erzogen und geführt von diesem außerordentlichen Mann, vollendet schön. So war es bei der Haydn-Symphonie, und so blieb es bei zwei folgenden modernen Stücken, sie wurden

ohne jede Pedanterie mit vollendeter Sorgfalt behandelt. Ich hörte zu wie in einem Rausch und glaubte, meinen eigenen Ohren nicht trauen zu dürfen. Mailand, das wurde mir mit einem Male klar, ist durch Toscaninis Genie und Pflichtgefühl dem Kunstwerk gegenüber zur Heimat der Musik geworden.

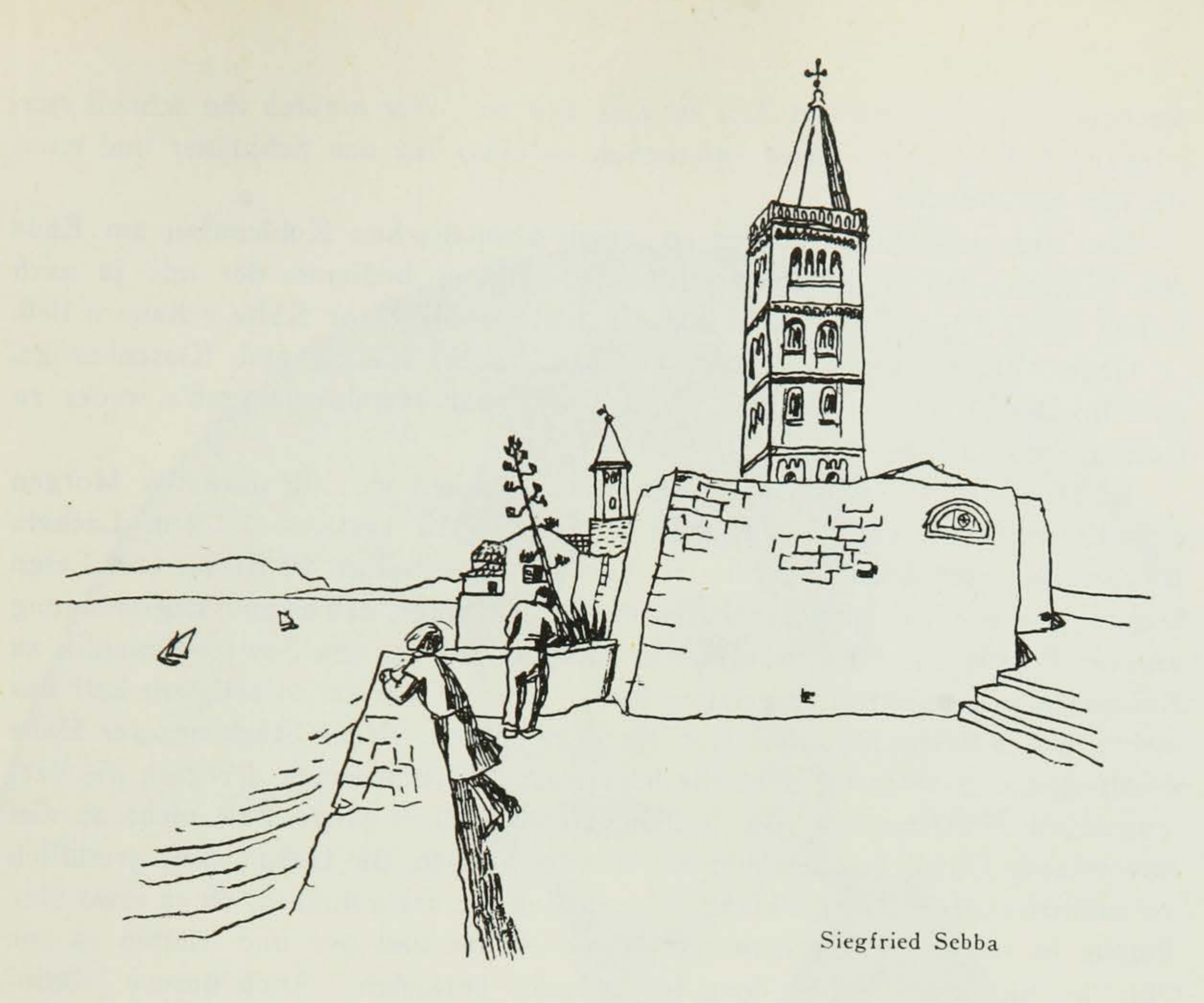
Nach dem Konzert wurde ich dem Präsidenten der Konzertveranstaltungen, dem Grafen Ciccogna, vorgestellt. Ich war mir bewußt, in die schwierigste Lage meines künstlerischen Lebens geraten zu sein und fragte ängstlich, ob ich auch wirklich die von mir geforderten vier Proben für jedes Konzert zugebilligt erhalten würde. Sollte ich doch die siebente Symphonie von Bruckner und Strauß' Alpensymphonie auf Wunsch der Konzertdirektion zum erstenmal für Mailand zu Gehör bringen. Und wieder wurde ich aufs freudigste überrascht, denn des Grafen liebenswürdige Antwort auf meine Frage lautete: „Wir haben Ihnen für Ihr erstes Konzert sieben Proben angesetzt und für das zweite Konzert neun Proben und hoffen, daß Sie zufrieden sind." Na, ob ich zufrieden war. Da ich an den merkwürdigen Betrieb der meisten europäischen Großstädte gewohnt bin, wo man die „Künstler", zu denen ja die Kapellmeister auch gehören, danach einschätzt, mit wie wenig Proben sie auskommen, so fühlte ich gerührt, daß es nur Toscanini gewesen sein konnte, der dieses so bemerkenswerte und doch so selbstverständliche Abweichen von der Regel bewirkt hatte.

Am nächsten Tag war die erste Probe. Sie dauerte von 1½ bis 4½. Als sie beendet war, begrüßte mich Toscanini, den ich bis dahin nicht bemerkt hatte, und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß ich Bruckner und Strauß dirigieren werde. Toscanini war dann auf jeder Probe und unterstützte mich mit seinem Rat, wo er konnte. Ohne ihn hätte ich die schwierigen akustischen Probleme, die die Scala aufgibt, nicht bewältigen können. Er fand die geeignete Aufstellung für die Orgel, daß sich ihr Klang mit dem der Holzbläser in der Alpensymphonie richtig mischte, kurz, er war mit einer solchen Hingabe bei den Proben, als gälten sie seinen eigenen Konzerten. Aus tiefstem Herzen dankbar für diese selbstlosen Freundschaftsdienste, bekenne ich, in ihm nicht nur einen wundervollen Künstler, sondern auch einen liebenswürdigen Menschen gefunden zu haben.

Er ist gar kein Poseur und doch ablehnend gegen alles Aeußerliche, ein Diktator und Fanatiker, der keine Rücksichten kennt, und doch kein Wüterich, wie er verschrien ist, sondern ein wunderbares Kind, mit Recht der Abgott nicht nur in Mailand, sondern in ganz Italien, so mächtig wie der Duce, und das Stärkste, was es in dieser Welt als Dirigenten gibt.

Die Art, wie in der Scala unter dem Einfluß Toscaninis Kunstpflege getrieben wird, erinnert mich an die besten Zeiten Mahlers in Wien. Das Orchester ist menschlich so erzogen und diszipliniert, daß die Proben bei aller Anstrengung — sie finden täglich zweimal statt, und es wird bis zur Erschöpfung gearbeitet — ein reiner Genuß sind. Die schönsten Tage meines Lebens waren hier in Mailand.

Deutschland ist wie kein anderes Land in der Lage, Toscaninis Größe zu würdigen. Ich wäre glücklich, wenn dieser außerordentliche Künstler einmal als Gast zu uns käme. Was ich dazu tun kann, will ich gerne leisten.


Siegfried Sebba

# KLEIBER AUF REISEN

Von

*RUTH KLEIBER*

Als Kleiber und ich einmal, bevor wir verheiratet waren, in einem tropischen Garten in Buenos Aires spazierengingen, sagte er zu mir, ich könnte ihn vielleicht später einmal nach Rußland begleiten. Was für Bilder sah ich da vor Augen! Rußland — die große, grüne Fläche auf der Landkarte in der Schule! Hochgewachsene, schwarzbärtige Männer, Tänzer mit roten Schaftstiefeln, Schlittenglocken und slawische Musik! O ja, ich wollte schrecklich gern nach Rußland!

Drei Monate später waren wir unterwegs. Im Zug Berlin—Riga lernten wir „Wie lerne ich fließend Russisch in zwei Wochen". Wir lernten sehr schnell „danke", „bitte", „Bier" und andere nützliche Worte.

In Riga versuchten wir vergeblich, Zimmer mit Bad zu bekommen. Die gibts dort nicht. Die Sonne schien, die Erde lag voll Schnee — so mieteten wir, da unsere Hoffnung auf ein Bad getäuscht war, einen Schlitten (eine lettische Taxe), fuhren herum und sahen uns alles an.

Abends nahmen wir den Zug nach Leningrad (das St. Petersburg meiner Schulbücher). Wir waren schrecklich neugierig auf unseren Schlafwagen, denn wir hatten uns bei der Wahl zwischen „Weich" und „Hart" für die „Weiche" Klasse entschlossen. Es waren Doppelfenster im Wagen, so daß wir weder frische Luft noch Ventilation hatten. Es gab keinen Speisewagen, aber der Schaffner, der es seinen einzigen Passagieren ein bißchen behaglich

machen wollte, bot uns von Zeit zu Zeit Tee an. Wir mußten ihn schnell austrinken, da bloß zwei Gläser existierten — eines für den Schaffner und eines für den Kondukteur.

Die Heizungsröhren leiteten zu einem altmodischen Kohlenofen am Ende des Wagens, den ein temperamentvoller Beamter bediente, der uns je nach Laune einen Augenblick rösten und einen Augenblick vor Kälte schauern ließ.

Gegen Extra-Bezahlung bekamen wir Laken, Kissen und Kissenbezüge, und die Betten waren wirklich sehr sauber; aber Handtücher gab's weder zu kaufen noch zu leihen.

In Ostrowo, der russischen Grenzstation, sahen wir am nächsten Morgen eine Riesenmenge von Zollbeamten vor uns. Mit vertrauensvollem Lächeln wiesen wir unser Schreiben von der Sowjet-Gesandtschaft in Berlin vor. Lesen konnten wir es nicht, aber wir waren davon überzeugt, daß es eine Beglaubigung unserer Person und eine Bestätigung enthielt, daß uns die Sowjet-Republik zu Konzerten in Leningrad eingeladen hatte. Unsere Vertrauensseligkeit half uns nichts, wir mußten alle sieben Gepäckstücke öffnen. Jedes Stück unserer Habe wurde genau untersucht, aber die lebhaftesten Diskussionen erregten die verschiedenen „Partituren". Sie hatten offenbar schon lange Zeit nicht so viel interessante Dinge gesehen und waren entschlossen, die Gelegenheit gründlich auszunützen. Mein Morgenkleid untersuchten sie argwöhnisch, ob es etwa eine Bombe in seinen Falten verberge, zogen es hin und her und hielten es ans Ohr, bis sie es schließlich doch für harmlos befanden. Auch unsere Diktionäre und Tagebücher erregten außerordentliches Interesse.

Wir waren hungrig, mächtig hungrig; so ließ Kleiber im Stationsrestaurant von Ostrowo sein frischgebackenes Russisch auf die arglosen Einheimischen los, die eine erstaunliche Auffassungsgabe bewiesen und uns mit großen Platten Schmorfleisch, Brot, Käse und Tee aufwarteten.

Meine Hauptbeschäftigung während der drei Wochen in Rußland war, für Bäder und frische Wäsche zu sorgen und schnelle Mahlzeiten für meinen Mann zu bereiten, der zweimal am Tage zwischen den Proben ins Hotel kam, stets in schrecklicher Eile. Das Hotelpersonal sprach größtenteils nur Russisch. Es war wie ein Gesellschaftsspiel: Man bestellte etwas, und dann setzte man sich hin und wartete voll Neugier, was man wohl bekommen würde. Einmal wollte ich Eier haben. Da der Kellner mein Russisch nicht verstand, malte ich es ihm auf, meiner Ansicht nach die Illustration eines normalen Eis. Aber ach! — er kam mit einem Teller voll Kuchchen wieder!

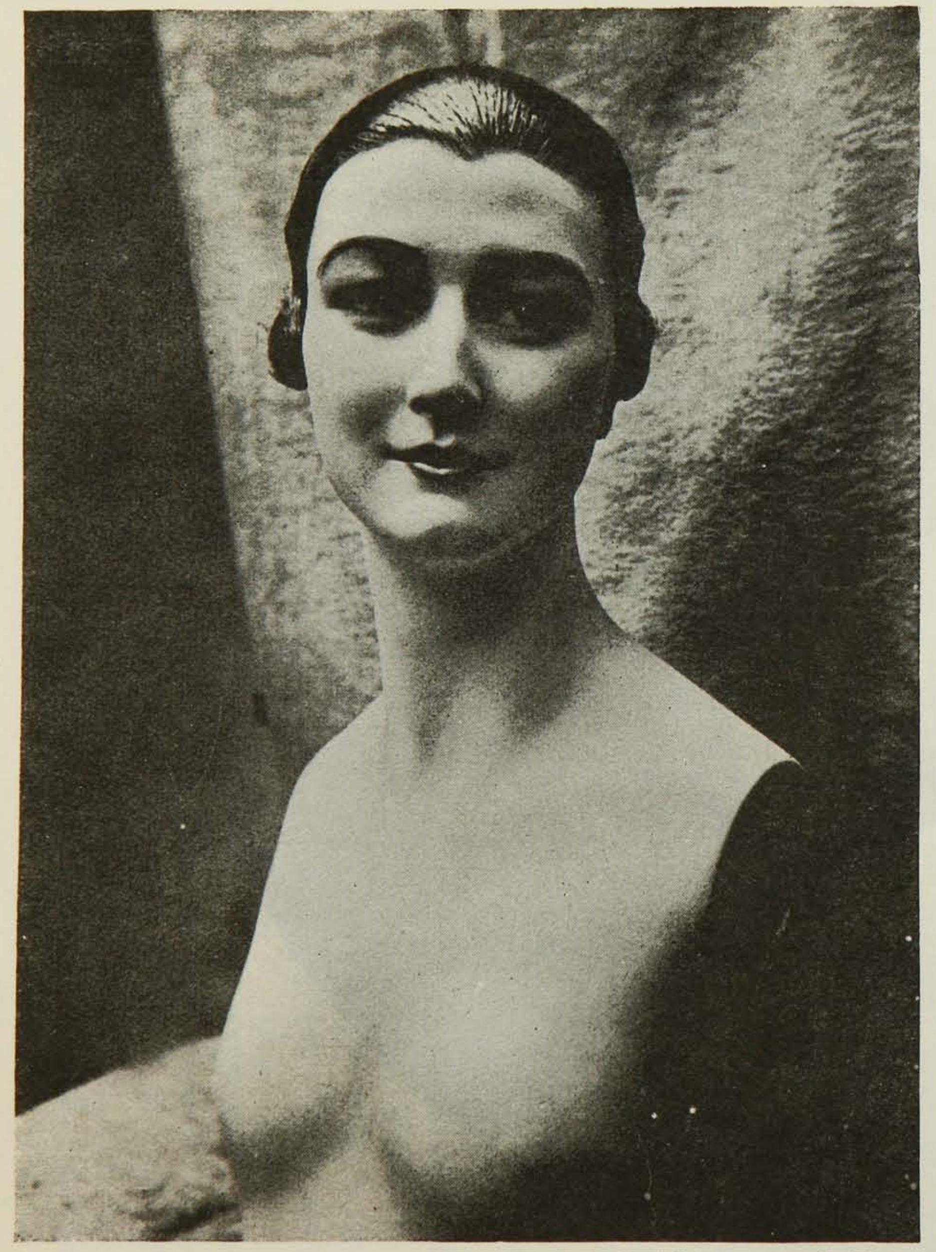
Für Kleiber hat das Leben seinen Reiz verloren, wenn er kein Brausebad nehmen kann. Im Hotel gab's keines, also kaufte ich ein paar Meter Gartenschlauch und eine Gießkanne. An dem einen Ende des Schlauches machte ich die Schnauze der Gießkanne fest, und das andere Ende steckte ich an den Wasserhahn — — eine herrliche Dusche!

Wir machten verschiedene Schlittenfahrten durch die wundervolle alte Stadt, und der deutsche Generalkonsul lud uns liebenswürdig zu einer Autofahrt nach Zarskoye Sjelò (jetzt Djetskoye Sjelò) ein. Aber wir blieben auf halbem Wege im Schnee stecken und liehen uns von einem Bauern, der vorbeikam, einen Schlitten und einen alten Gaul, der vielleicht weiß gewesen



Ingres, La belle Zélie

Leihgabe des Museums in Rouen auf der Ausstellung französischer Kunst in Kopenhagen



Pacific u. Atlantic Photo

Wachsbüste der Kronprinzessin Astrid von Belgien. Von Imans



Photo W. Süßmann

Die Filmschauspielerin Jenny Jugo



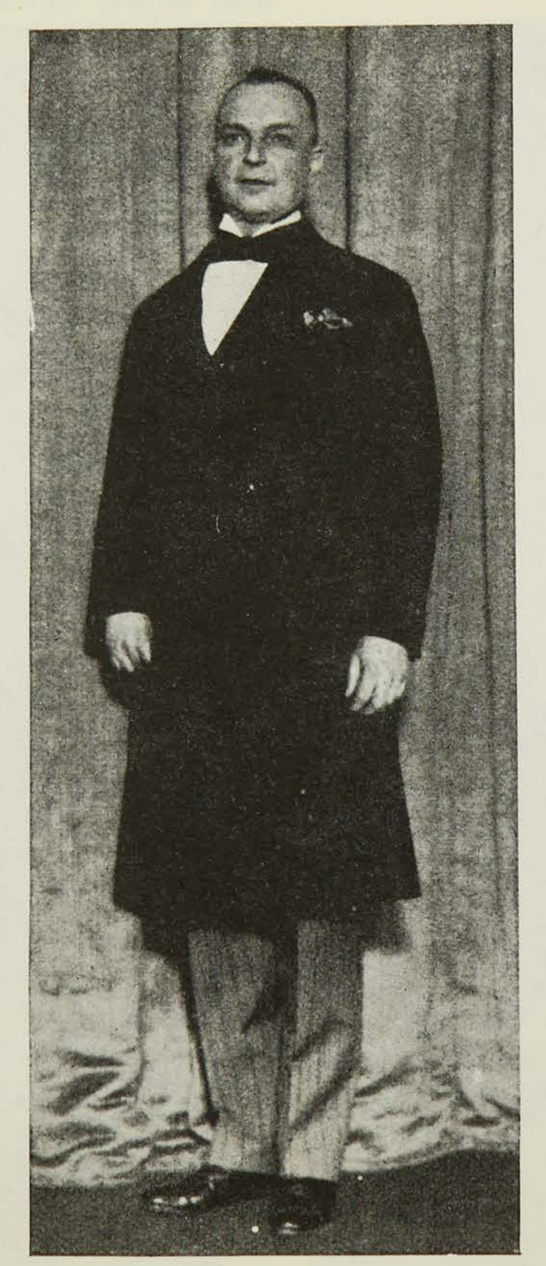
Galerie Dr. Benedict, Berlin

Louis Tocqué, Frauenbildnis




Photo Frhr. v. Gudenberg

Ida Roland in Sternheims „Die Marquise von Arcis“


Melle. Bogaert als Eva, Pierre Renoir als Siegfried, Melle. Teissier als Geneviève
Aus Giraudoux „Siegfried“ Comédie des Champs Elysées

wäre, wenn man ihn mal gewaschen und gestriegelt oder ihm jemals ein frisches Lager gegeben hätte. In einer Reihe saßen wir auf dem Schlitten und haben sicher einen wunderlichen Anblick geboten, als wir so an dem herrlichen Palast der Großen Katharina vorfuhren.

Bei dem ersten Konzert trug ich ein Abendkleid, denn mein Mann hatte die Parole ausgegeben: „Mach' dich schön!" Nachher war ich die einzige im ganzen Publikum, die ein Gesellschaftskleid trug, und ich habe mich dann zu den anderen Konzerten nach allgemeinem Brauch einfach und dunkel angezogen.

Ich würde sehr gern von dem ausgezeichneten Philharmonischen Orchester, von der reizenden Gastfreundschaft des Volkes usw. erzählen, aber über all diese Dinge kann man ausführlichere und gewissenhaftere Aufsätze lesen.

Nach dieser ersten gemeinsamen Reise war es mir klar, daß ich beim Kofferpacken für die zweite ein System entwickeln mußte. Ich habe also eine Liste gemacht, die alles enthielt, was ein Mensch im Beruf meines Mannes brauchen, wünschen oder ersehnen konnte, und setzte als Ueberschrift „Kleiber auf Reisen". Seitdem packe ich nach dieser Liste, die mein Mann prüft und begutachtet. Wenn dann einmal Zahnpasta oder Detektivromane vergessen sind, trägt er die Schuld. Meine Liste hat ihren Zweck erfüllt: Die Last der Verantwortung für vergessene Dinge ist von meinen auf seine Schultern gewälzt und ermöglicht nur ganz wenig „Schimpfen".

Wir waren noch nicht lange in Berlin, als wir schon wieder für Paris rüsten mußten. Zwischen „Haarwasser" und „Probenröcken" fand ich auch „Gattin" auf der Liste und ersah daraus, daß ich mitfahren durfte.

Wir waren eine Woche in Paris. Während dieser Woche hatte Kleiber drei Proben und einen Sonnenstich und gab ein Konzert. In der übrigen Zeit zeigte er mir alle Sehenswürdigkeiten. Als wir am zweiten Abend heimkehrten, hatte ich ein neues Abendkleid und einen kleinen Schwips. Mein Mann war an beidem schuld — und war stolz darauf.

Kleiber fühlt sich im Zuge recht unglücklich. Wenn man mit ihm fährt, nimmt man sich am besten ein gutes Buch vor und überläßt ihn sich selbst. Er amüsiert sich damit, auf jeder Station hinauszulaufen und jeden, der ihm in die Quere kommt, zu fragen, wie lange der Zug halte.

Unsere Deutschland-Tournée mit den Wiener Philharmonikern war ein richtiggehender Honigmond. Mein Mann war so glücklich mit seinen Landsleuten, daß er „Hochdeutsch" gänzlich aufgab, und jeder Tag machte von neuem Freude. Beim Anblick des Sportpalastes (wo dank einem ungeschickten Impresario das Berliner Konzert leider Gottes stattfand) schlug ein Musiker vor, daß das ganze Orchester hoch zu Roß erscheinen und hoch zu Roß spielen solle.

Nach unserer Rückkehr begannen sehr bald die Vorbereitungen für die „Ferien" und die Südamerikareise. Wir sollten fünf Monate unterwegs sein: eine Woche in Oberbayern, eine Woche in Alassio an der Riviera, sechs Wochen in Buenos Aires und ungefähr fünf Wochen an Bord des Schiffes auf der Hin- und Rückreise.

Die Leute in Alassio waren riesig nett und stellten sich sehr geschickt an bei der Verständigung mit dem Wiener Dialekt. Mein Mann lag stundenlang

am Strande, aß rohe Tomaten und studierte die „Missa Solemnis". (Ich hab's noch nicht raus, wie man die Partituren während der Ferien gut versteckt, aber ich werde es schon noch lernen.)

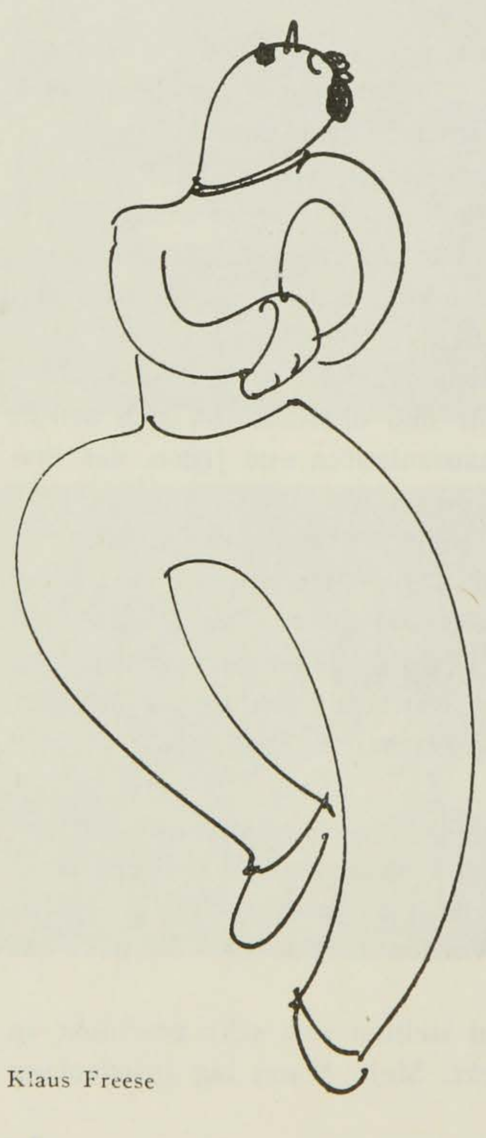
Die Reise nach Südamerika machten wir auf einem alten italienischen Schiff, das uns, abgesehen von einem aufdringlichen Zwiebelgeruch, ganz gut gefiel.

Buenos Aires ist natürlich sehr romantisch, und wo die Natur nicht für sich selbst sprach, da legten wir Romantik hinein. Jeder Baum, jede Blume und jeder Springbrunnen hat für uns eine besondere Bedeutung. Als wir den Schauplatz unserer ersten Bekanntschaft und unserer Verlobung letzten Sommer wiedersahen, wollten wir viele sentimentale Reminiszenzen feiern. Aber bei zwei langen Orchesterproben täglich, bei sechzehn regulären und zwei Wohltätigkeitskonzerten, Konferenzen, Interviews und Banketts bleibt sehr wenig Zeit für Romantik. Ich mußte mich mit einem Nachmittag, den mir mein Mann von seiner Zeit schenkte, begnügen; da fuhren wir mit einem Motorboot auf dem Tiger.

Kaum war der Applaus des letzten Konzerts verhallt, als wir uns schon wieder auf dem Wasser befanden. Wir kehrten auf einem britischen Schiff nach Europa zurück. Kleiber sprach ständig und ohne Scheu englisch. Sein Wortschatz wuchs täglich, aber ach! ebenso sein Cockney-Akzent, den er von den Stewards angenommen hatte. Mit zwei Tagen Unterricht lernte er schwimmen und war schrecklich stolz auf seinen Erfolg.

Das große Ereignis der Rückreise war der Kostümball. Mein Mann wollte durchaus kein Kostüm tragen: er hätte noch nie solch Ding angehabt, und er wolle auf seine alten Tage nicht mehr mit so einer Narretei anfangen. Ich schmeichelte und beschwatzte ihn aber so lange, bis er endlich einwilligte. Bis zum letzten Augenblick hatte ich Angst, er würde das Kostüm, das ich ihm gemacht hatte, nicht tragen. Aber er war sanft wie ein Lamm und zog nicht nur das Kostüm widerstandslos an, sondern ließ sich auch Rouge und Lippenpomade auftragen. Als schüchterner Schuljunge in kurzen Hosen, mit Hornbrille, einem Hund aus Wolle im Arm, einem rotwangigen Apfel in der Hand, war er der Spaß und Vorzug aller Passagiere und gewann mit Leichtigkeit den ersten Preis. Er kann es noch immer nicht glauben und ist schrecklich schüchtern und empfindlich in diesem Punkt — — aber da steht's vor mir, ruhmvoll im Silberglanz, und trägt die eingravierten Worte:

„Erster Preis Kostümball RMSP Asturias."



Klaus Freese

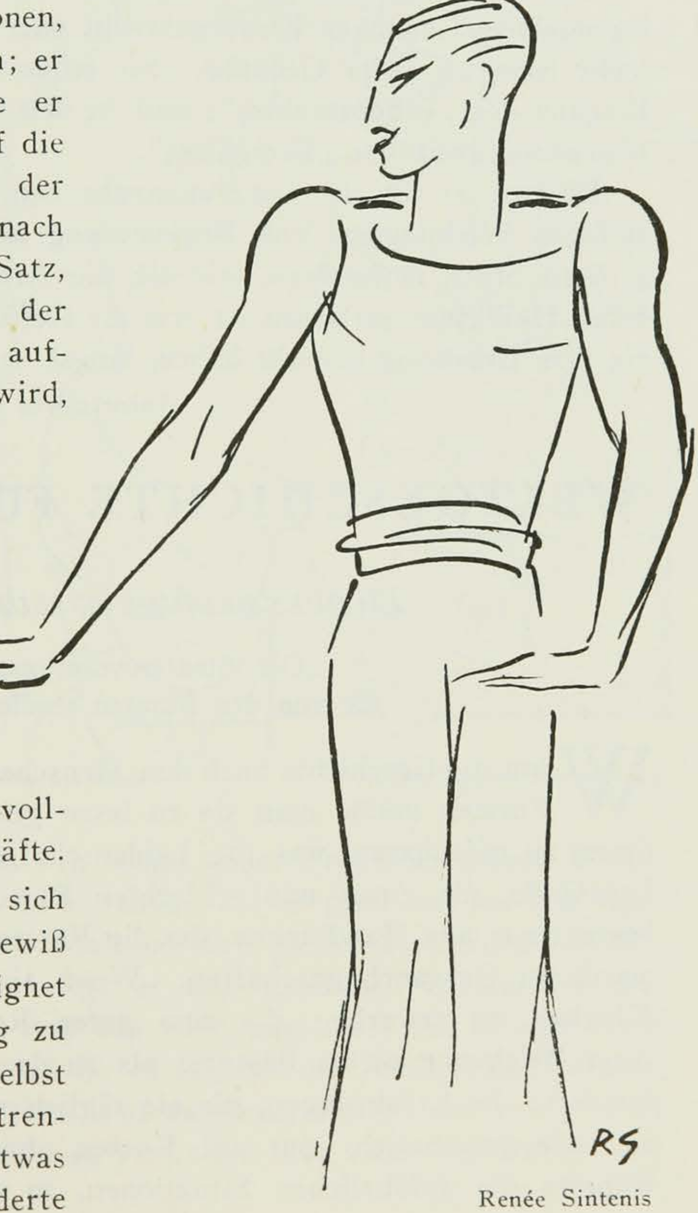
# BOSSUET

Von

*PAUL VALÉRY, Mitglied der Académie Française*

In der Rangordnung der Schriftsteller sehe ich niemand, der Bossuet überlegen ist; keinen, der sicherer in seinen Worten, stärker in seinen Verben, energischer und geschliffener in allen Akten der Rede, kühner und glücklicher in der Syntax und alles in allem mehr Herr der Sprache ist, d. h. seiner selbst. Dieses vollkommene und einzigartige Besitztum, das sich von dem alltäglich Vertrauten bis zur höchsten Prachtentfaltung und von dem vollkommen einfachen Vortrag bis zu den mächtigsten und klangvollsten Wirkungen der Kunst erstreckt, schließt eine „Bewußtheit“ oder eine außerordentliche „Geistesgegenwart“ in sich ein, in bezug auf alle Mittel und alle Funktionen des Wortes.

Boussuet sagt, was er will. Er ist vorwiegend Willensmensch, wie es alle diejenigen sind, die man Klassiker nennt. Er operiert mit Konstruktionen, während wir auf den Zufall bauen; er spekuliert auf die Spannung, die er schafft, während die Modernen auf die Ueberraschung spekulieren. Von der Stille geht er kraftvoll aus, bringt nach und nach Leben in seinen Satz, schwellt, steigert, organisiert ihn, der sich bisweilen wie eine Wölbung aufbaut, von Nebensätzen getragen wird, die wundervoll um das Subjekt verteilt sind, sich dann ausströmt und seine Zwischensätze abstößt, die er überragt, um seine Spitze zu erreichen und nach einem Wunderwerk von Unterordnung und Gleichgewicht abzusteigen bis zu seinem sicheren Schluß und der vollkommenen Auflösung seiner Kräfte.



Renée Sintenis

Was die Gedanken betrifft, die sich bei Bossuet finden, so muß man gewiß zugeben, daß sie heute wenig geeignet sind, unseren Geist in Aufregung zu versetzen. Im Gegenteil, wir selbst müssen ihnen durch merkliche Anstrengung und einige Gelehrsamkeit etwas Leben verleihen. Drei Jahrhunderte

sehr tiefgreifender Umwälzungen und Revolutionen jeder Art, eine Unzahl neu eingetretener Ereignisse und neuer Ideen machen den Gehalt der Werke einer Zeit, die von der unsrigen so verschieden ist, für die Nachwelt, die wir sind, notgedrungen naiv oder befremdlich, ja bisweilen unfaßbar. Aber etwas anderes bleibt erhalten. Die meisten Leser messen dem, was sie den „Inhalt" nennen, eine überlegene, ja selbst unendlich überlegene Bedeutung bei über das, was sie „Form" nennen. Einige jedoch sind von einer dieser Auffassung ganz entgegengesetzten Ansicht und bezeichnen sie als glatten Wahn. Sie behaupten kühn, daß die Struktur des Ausdrucks eine Art Wirklichkeit besitze, während der Sinn oder die Idee nur ein Trugbild sei. Der Wert der Idee ist unbestimmt; er schwankt mit den Personen und den Zeiten. Was einer für tief erachtet, ist für den anderen eine Binsenweisheit oder eine unerträgliche Dummheit. Kurz, es genügt, um sich zu schauen, um zu beobachten, daß das, was die Modernen noch an den alten Schriften interessieren kann, nicht auf dem Gebiet der Kenntnisse liegt, sondern auf einem anderen, nämlich als Vorbild und Form.

Für diese Liebhaber der Form hat eine Form, obwohl sie immer erst von irgendeinem Gedanken hervorgebracht oder erfordert wird, mehr Geltung und mehr Sinn als jeder Gedanke. Sie sehen in den Formen die Kraft und die Eleganz des „Schöpferaktes"; und in den Gedanken finden sie nichts als die Unbeständigkeit der „Ereignisse".

Bossuet ist für sie eine Fundgrube von Figuren, Kombinationen und planmäßigen Wirkungen. Voll Begeisterung können sie diese Kompositionen des größten Stiles bewundern, wie sie die Architektur von Tempeln anstaunen, deren Heiligtum verlassen ist, wie ihr Gefühlsgehalt und die Voraussetzungen, die ihre Erbauung bewirkt haben, längst verblaßt sind. Das Haus aber bleibt.

*Autorisierte Uebertragung von August Brücher.*

# WELTGESCHICHTE FÜR DEN DAUPHIN

Von

*JACQUES-BENIGNE BOSSUET, Bischof von Meaux*

„Die Staatsrevolutionen haben ihre besonderen Ursachen, die von den Fürsten studiert werden müssen."

Wenn die Geschichte auch den Menschen im allgemeinen unnütz wäre, den Fürsten müßte man sie zu lesen geben. Es gibt kein besseres Mittel, ihnen zu offenbaren, was die Leidenschaften und Interessen, die Zeiten und Umstände, die guten und schlechten Ratschläge vermögen. Die Geschichte besteht nur aus Handlungen, die die Fürsten angehen, und alles darin scheint zu ihrem Gebrauch geschaffen. Wenn sie Erfahrungen brauchen, um diese Klugheit zu erwerben, die zum guten Regieren notwendig ist, gibt es zu ihrer Belehrung nichts Besseres als zu den Beispielen der vergangenen Jahrhunderte die Erfahrungen, die sie täglich machen, hinzuzunehmen. Statt daß sie, wie gewöhnlich, nur auf Kosten ihrer Untertanen und ihres eigenen Ruhmes die gefährlichen Situationen, in die sie geraten, beurteilen, bilden

sie sich mit Hilfe der Geschichte ein Urteil auf Grund der vergangenen Ereignisse, ohne etwas dabei aufs Spiel zu setzen. Wenn sie dabei die Fürsten trotz des falschen Lobes, das man ihnen zu Lebzeiten gespendet hat, bis auf ihre geheimsten Laster den Blicken der Menschheit ausgesetzt sehen, werden sie Scham empfinden über die eitle Freude, die ihnen die Schmeichelei macht, und sich dessen bewußt werden, daß wahrer Ruhm nur dem Verdienste zukommen kann.

Uebrigens wäre es beschämend, ich sage nicht nur für einen Fürsten, sondern allgemein für jeden gewissenhaften Menschen, die Menschheit und die denkwürdigen Veränderungen, die die Folge der Zeiten in der Welt mit sich gebracht hat, nicht zu kennen . . .

— — — — — — — — — —

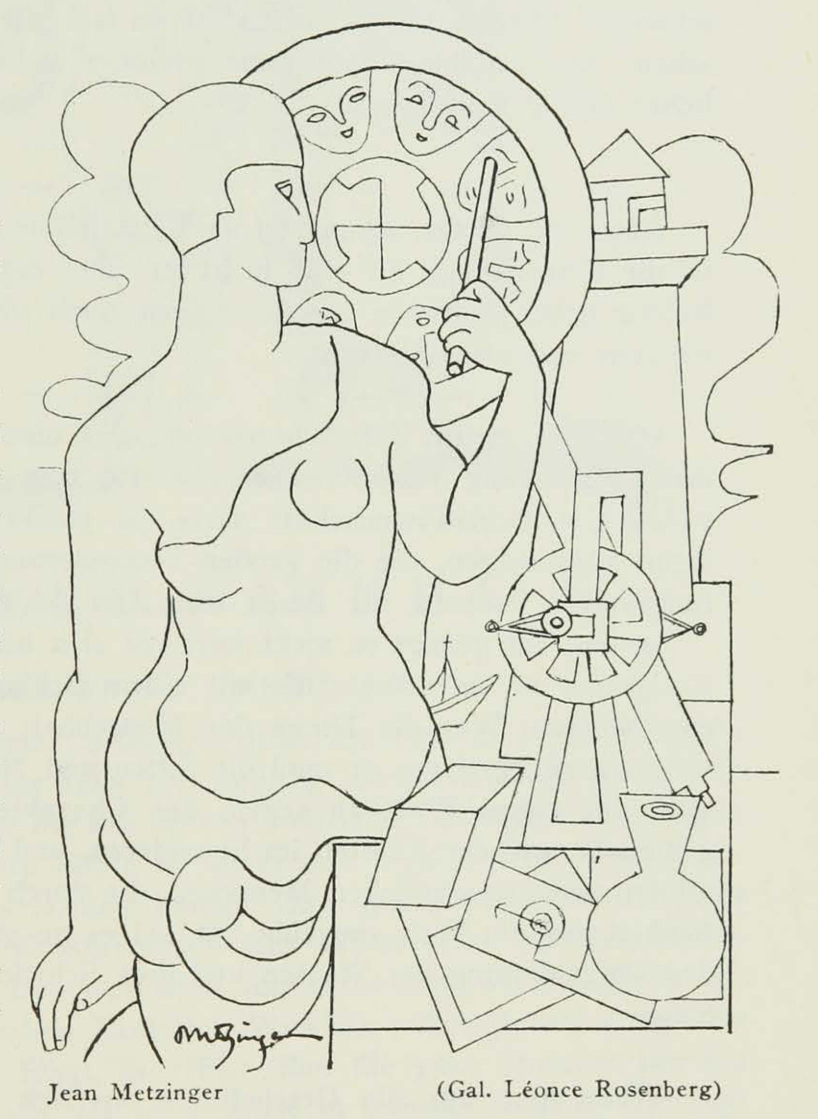
— — — — — — — — — —

Diese Art Weltgeschichte ist verglichen mit der Geschichte des einzelnen Landes oder Volkes, was eine Weltkarte ist im Vergleich mit Spezialkarten. In den Spezialkarten sieht man jede Einzelheit eines Königreiches oder einer Provinz an sich; in den Weltkarten lernt man die Lage dieser Teile der Welt in ihrer Gesamtheit kennen; man sieht, was Paris oder die Isle-de-France in dem Königreich bedeuten, was das Königreich in Europa und Europa im Weltganzen ist . . .

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

(Aus der Vorrede.)



Jean Metzinger (Gal. Léonce Rosenberg)

*

Gott gibt nicht jeden Tag durch den Mund seiner Propheten seinen Willen kund hinsichtlich der Könige und Monarchien, die er groß werden läßt oder stürzt. Aber da er es schon so viele Male bei den großen Reichen getan hat, von denen wir gesprochen haben, zeigt er uns an diesen berühmten Beispielen, was er in jedem anderen Fall tun wird, und lehrt die Könige diese beiden Grundwahrheiten: erstens, daß Er es ist, der die Königreiche schafft, um sie dem zu geben, der ihm gefällt, und zweitens, daß Er sie in der Zeit und Ordnung, die er sich vorgesetzt hat, verwalten läßt, nach den Plänen, die er mit seinem Volke hat.

Das sollte alle Fürsten in vollkommener Abhängigkeit von ihm erhalten und sie zu steter Aufmerksamkeit den Befehlen Gottes gegenüber bestimmen, um ihm die Hand bieten zu können, zu dem, was er bei jeder Gelegenheit, die er ihnen gibt, zu seinem Ruhme plant.

Aber dieses Aufeinanderfolgen von Reichen hat, selbst wenn man ihm eine menschlichere Seite beimißt, großen Nutzen, besonders für die Fürsten, weil die Ueberhebung, die sich gewöhnlich zu solch einer erhabenen Stellung einfindet, durch dieses Schauspiel so tief gedemütigt wird. Denn, wenn die Menschen sich mäßigen lernen, wenn sie die Könige sterben sehen, wieviel schwerer werden sie getroffen, wenn sie die Königreiche selbst vergehen sehen, und wo kann man eine schönere Lehre über die Eitelkeit menschlicher Größe hernehmen? . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber was dieses Schauspiel noch nützlicher und lehrreicher gestalten wird, ist die Betrachtung, die man nicht nur über den Aufstieg und Niedergang der Reiche dabei anstellen kann, sondern auch über die Ursachen ihres Großwerdens und ihres Verfalls . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wie es für alle Unternehmungen eine Vorbereitung gibt, etwas für ihre Ausführung Bestimmendes, das sie zum Gelingen führt, so besteht die wahre Geschichtswissenschaft darin, in jedem Zeitalter diese geheimen Anlagen aufzuzeigen, die die großen Veränderungen vorbereitet und die bedeutungsvollen Anlässe, die ihnen zum Ziel geholfen haben.

In der Tat genügt es nicht nur, vor sich hinzuschauen, d. h. diese großen Ereignisse zu betrachten, die mit einem Schlage über das Glück der Reiche entscheiden. Wer die Dinge der Menschheit gründlich verstehen will, muß weiter zurückgreifen; er muß die Sitten und Neigungen beobachten, oder, um alles mit einem Wort zu sagen, den Charakter, sowohl der Völker im allgemeinen, wie der Fürsten im besonderen, und schließlich auch den Charakter all der außergewöhnlichen Menschen, die durch den Einfluß, den ihre Persönlichkeit auf die Welt ausgeübt hat, sei es im guten oder schlechten Sinne, an der Umgestaltung der Staaten und dem Schicksal der Menschheit mitgewirkt haben . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man nur die Geschehnisse an sich betrachtet, so scheint es, das Glück allein entscheide über Größe und Untergang der Reiche, kurzum, ungefähr so wie im Spiel, wo der Geschickteste auf die Dauer die Oberhand behält.

In der Tat hat in dem blutigen Spiel, wo die Völker über Herrschaft und Macht gestritten haben, derjenige, welcher am weitesten vorausgesehen hat, der sich am meisten bemüht, in den schweren Arbeiten die größte Ausdauer bewiesen und schließlich am besten gewußt hat, wo er sich einsetzen und wo er sich im Verlauf des Kampfes schonen müsse, am Ende den Vorteil gehabt und so das Glück selbst seinen Absichten dienstbar gemacht.

*Uebersetzt von August Brücher.*



E. Barna

# SCHUBERT-NACHHALL

Von

*SIEGFRIED LOEWY*

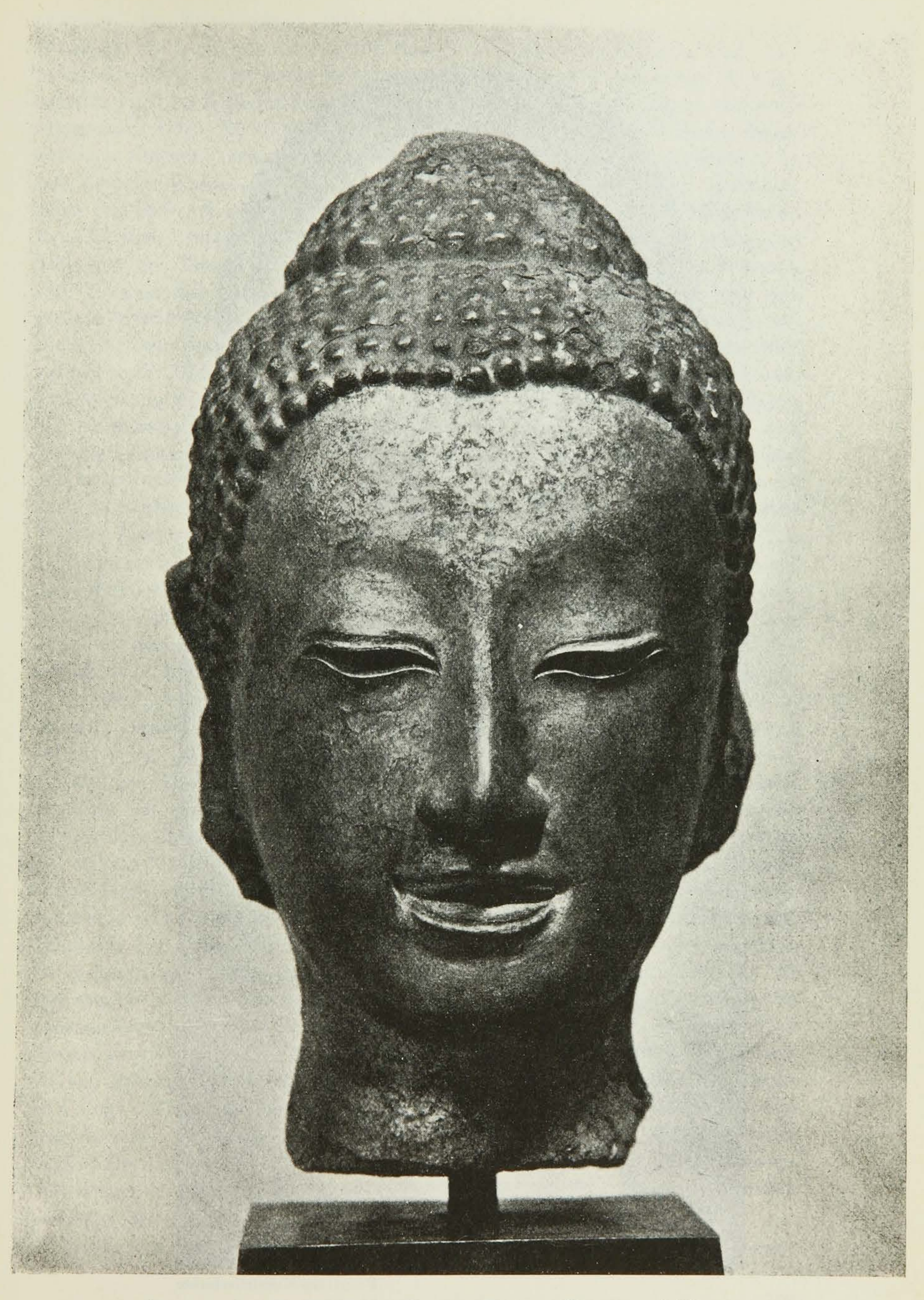
Der gutmütige, lammfromme Schubert, dem, wie man in Wien zu sagen pflegt, alles „pomali", das heißt gleichgültig, war, war lange unbeachtet geblieben. Das hatte ihn aber nie aus seinem seelischen Gleichgewicht bringen können. Kaum sechzehn Jahre zählte er, als er sich hinsetzte, die erste Komposition zu schreiben, ein Kyrie, und wenige Tage später warf er mit flinker Hand melodientrunken eine Ecossaise und eine Walzerreihe auf das Notenpapier. Aufs Notenpapier? Das war nicht immer so flink bei der Hand wie die gottgesegneten musikalischen Einfälle. Wirklich rührend, wie er seinem Freunde Spaun gelegentlich klagt, es fehlen ihm die paar Kreuzer für das Notenpapier und er habe heute, als seine Muse in seinem schmalen Kabinett zu Besuche weilte, ein bloß auf einer Seite beschriebenes Blatt Papier umgewendet und die freie Seite höchst eigenhändig rastriert. Und doch verlor er nicht den Mut und auch seine Freunde nicht, die sich wirklich eng um ihn geschlossen hatten. Ein Glück für den jungen Musikpoeten, daß ihm die Vorsehung Freunde von dem geistigen Hochstand eines Grillparzer, eines Bauernfeld, eines Moriz von Schwind, der ihn besonders tief in sein Herz geschlossen hatte, Anselm Hüttenbrenners, des Malernovizen Kupelwieser und des Ritter von Spaun beschieden hatte! Spauns Memoiren verdanken wir ja viel zur Kenntnis des inneren Schubert, den man sich als eine Mischung von sprühendem, echt wienerischem Humor und, wie dies überhaupt im Wesen der Wiener

liegt, ein paar Tropfen Schwermut vorzustellen hat. Bauernfeld porträtiert die Psyche Schuberts sehr treffend mit den Worten: „Nach innen Dichter und von außen eine Art Genußmensch“. „Genußmensch“ ist allerdings nur platonisch gemeint, wie ja auch die Liebe des etwas zaghaften, schüchternen Traumichnicht überwiegend an Plato erinnerte. Sie alle, diese ethisch hochstehenden Freunde, fast durchweg Prinzen vom Genieland wie der behäbige Franzl, dessen Aeußeres eine Art Widerspruch im Begriff zu dem hinreißenden Liedersänger von Frühling und Liebe bildete, waren ebenso voll an herrlichen Gedanken als leer am nervus rerum. Sie tollten sich aber bei den Schubertiaden aus, saßen oft — ein Bild zeigt das in teilweise karikaturistischer Art — zu zehn oder zwölf auf einem luftigen Wagen, ähnlich den „Kremsern“ in Deutschland, und feierten namentlich in Atzgenbrugg köstliche, bedenkenlose Symposien, an denen einmal auch die Schwestern Fröhlich: Kathi, die „ewige Braut“ Grillparzers, und Josefine, die Opernsängerin, teilnahmen. Schubert pries die Freundschaft. In einem Satz, der in seinem Tagebuch zu lesen ist, heißt es — und es ist, als rauschte ein tiefer Seufzer des Schreibers daraus hervor:

> „Glücklich, wer einen wahren *Freund* findet, glücklicher, der *in seinem Weib einen wahren Freund* findet.“

Die selig berauschte Stimmung, die ein altes Wiener Lied in die Worte faßt: „Verkauft's mei' G'wand — Ich fahr' in Himmel“ hat Schubert ohne Zweifel oft und oft erfaßt. Man meint, einen Spaziergang an seiner Seite zu machen, wenn man von dem schmalen, lieben, einstöckigen Häuschen in der jetzigen Nußdorfer Straße, in dem am 31. Januar 1797 der pausbäckige Franzl das Licht der Welt — der er selbst eine Welt von Licht schenken sollte — erblickte, ausgehend, die lange Zeile hinaus nach Döbling, seinen Lieblingsweg, geht, bis die so nahen Erhebungen des Kahlenberges und des Leopoldberges im ersten Grün des jungen Frühlings, überflutet von Sonne, hereinblicken. Da träumte und phantasierte Schubert und gab seiner Muse, seinen Inspirationen Audienz. Und man meint, ihn einkehren zu sehen in das kleine alte Wiener Wirtshaus „Zum Biersack“, wo er inmitten des Getümmels, inmitten der singenden Menge, weltentrückt saß und den unbeschriebenen Teil der Speisekarte benützte, um eines seiner tiefsten Lieder hinzuschreiben. Wie ja überhaupt der glückliche Antineurastheniker, der allerdings nur in der himmelblauen, geruhsamen Zeit des Biedermeier zu denken ist, unter den widrigsten Umständen das Schönste zu ersinnen wußte, was ein Gott ihm gab, zu singen und zu sagen . . .

In der Chronik des ältesten Wiener Spitales, des Allgemeinen Krankenhauses, ist verzeichnet, daß Franz Schubert dort im Jahre 1823, es war dies in der letzten Lebensperiode des Unsterblichen, fünf Jahre vor seinem Tod, in der Zeit vom Mai bis November an den Müllerliedern komponiert hat. Nicht etwa auf dem „Zahlstock“, wo bemittelte Kranke Zimmer bekommen konnten, sondern in einem der großen Krankensäle. Er, der förmlich Raubbau trieb mit seiner Gesundheit, dessen physische Widerstandskraft wohl auch dadurch herabgemindert war, daß (o ewige Schande für Wien!) die Beschaffenheit und die Menge seiner Nahrung zuzeiten sehr zu wünschen übrigließ, war ge-



Siamesischer Buddhakopf. Stein. Boston, Museum of Fine Arts
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans



Propyläen-Kunstgeschichte

Buddha, Steinstatue aus Mathura.
Mathura, Archaeological Museum

zwungen, das Krankenhaus aufzusuchen und fühlte sich insofern nicht unglücklich, als wenigstens für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt war. Die Texte der Müllerlieder hatte Schubert, nebenbei bemerkt, erst einige Wochen, bevor er sich ins Krankenhaus begeben mußte, zu Gesicht bekommen, und zwar gelegentlich eines Besuches, den er dem nachmaligen Hofkapellmeister Randhartinger machte. Ohne jedwede böse Nebenabsicht steckte er, nachdem er in dem Gedichtezyklus „Die schöne Müllerin" von Wilhelm Müller geblättert hatte, das Buch ein und, zerstreut wie er war, empfahl er sich auf holländische Art. Diesem Umstand dankt die Welt die Müllerlieder mit ihrer glühenden Schönheit und ihrem taufrischen Reiz, deren erstes Schubert zwischen Heute und Morgen, das heißt über Nacht komponiert hatte. Das ist die von mir genau erhobene Wahrheit über die Entstehung der Müllerlieder und damit zerfließt auch die Legende, das ersichtlich aus bestimmten Gründen immer wieder auftauchende Märchen, daß diese Lieder in der von den Wienern so gern aufgesuchten, poetisch gelegenen Höldrichsmühle in Hinterbrühl, die so oft durch die Anwesenheit Beethovens beglückt worden war, komponiert wurden, und daß die bildhaft schöne damalige Besitzerin dieser mit einer Gastwirtschaft verbundenen Mühle die musikalische Egeria Schuberts gewesen sei. Davon ist nach authentischsten Ermittlungen, ja nach dem Zeugnis einer hochbetagten Tochter Moriz von Schwinds, absolut nicht die Rede.

Schubert war stolz, verschmähte jede materielle Förderung und wartete auf das „Wunderbare", auf die auch materielle Anerkennung seines Könnens von seiten der Verleger. Wie wehmütig stimmt der Tagebuchvermerk aus dem Jahre 1819, aus dem es gleichwohl wie ein Jubilate herausklingt: „Heute *zum erstenmal* um *Geld* komponiert. Ich bekomme 100 Gulden W. W. (Wiener Währung)."

Schubert schuf seine unsterblichen Lieder mit beispielloser Leichtigkeit in überaus kurzer Zeit, den „Erlkönig" hat er — man würde es nicht für möglich halten, wenn nicht in Josef von Spauns Memoiren ein authentisches handschriftliches Zeugnis, in welches Einblick zu nehmen mir vor vielen Jahren gestattet war, vorläge — in nicht viel mehr als einer kleinen halben Stunde komponiert. Spaun und der Dichter Mayrhofer besuchten Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrund wohnte. Schubert ging im Zimmer auf und ab und deklamierte laut die Verse des „Erlkönig". Einer Eingebung folgend, setzte er sich plötzlich hin und in kürzester Zeit war das Lied fertig. Schubert, der Arme, der Schicksalsenterbte, vermochte das Lied nur ungefähr vorzusingen, nicht aber es vorzuspielen — denn, er besaß kein Klavier. Er lud nun die beiden Freunde ein, mit ihm ins Konvikt zu gehen, wo er die neueste Komposition auf dem Klavier vorspielte, die dann auch noch am selben Abend gesungen wurde. Hüttenbrenner berichtet, daß Schubert nach einem kleinen Trinkgelage in seiner (Hüttenbrenners) Wohnung sich ans Pult setzte und flugs „Die Forelle" komponierte. Als die Niederschrift nahezu beendigt war, benutzte er, schon etwas schläfrig oder weinselig, statt der Streusandbüchse das Tintenfaß, was zur Folge hatte, daß mehrere Takte nahezu unleserlich waren. Schubert war, als er „Die Forelle" komponierte, knapp vierundzwanzig Jahre alt.

Auch er hat kein Hehl daraus gemacht, daß Wien auf sein Schaffensver-

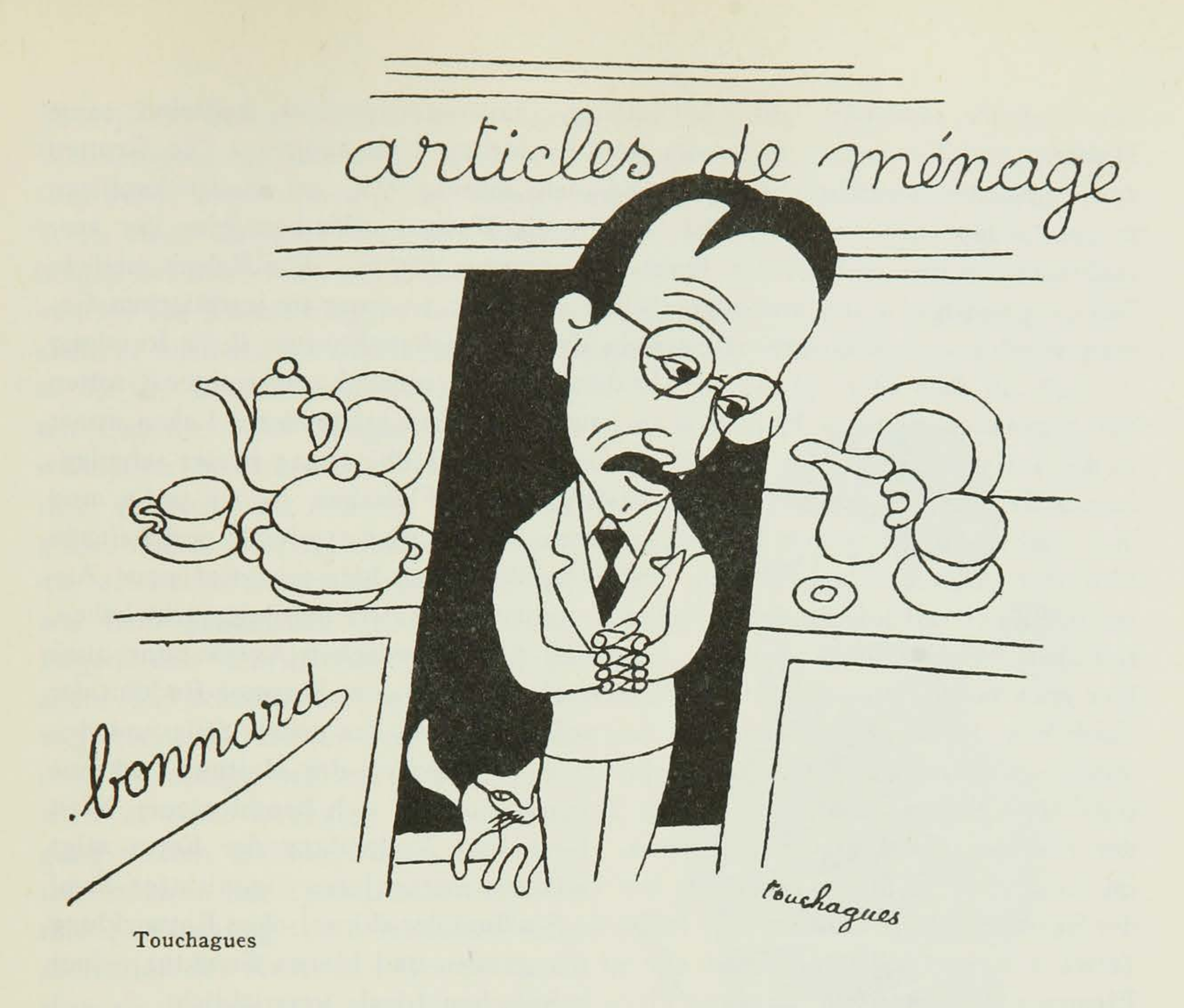
mögen unverkennbaren Einfluß geübt hat und begegnet sich da mit Johann Strauß, den man ja den Schubert des Walzers nennen kann, der bei seinem vierzigjährigen Musikerjubiläum auf eine Ansprache erwiderte: „Ich danke die Ausgestaltung meines Talentes nur meiner geliebten Vaterstadt Wien, in deren Boden meine ganze Kraft wurzelt, in deren Luft die Klänge liegen, die mein Ohr gesammelt, mein Herz aufgenommen und meine Hand niedergeschrieben, meinem Wien, der Stadt der Lieder und des Gemütes, der Stadt der schönen Frauen, die jeden Künstler begeistern und bezaubern."

Ein Denkmal soll nur der besitzen, der keines braucht, wie Franz Schubert. Gleichwohl kündet das tieferfaßte Marmordenkmal des Professor Kundmann, das im Wiener Stadtpark, also im Herzen Wiens, steht, daß Schubert sich das Herz der Wiener erobert hat. Es ist von großem Interesse, daß der intime Freund des großen, unvergleichlichen Romantikers, daß Moriz von Schwind den Bildhauer bei der Fertigstellung des Denkmals beraten konnte. Er besuchte Kundmann im Atelier und zeichnete, um sich rasch über die Stirnlinie zu verständigen, das Profil des Schubertkopfes auf eine Gipstafel, die Kundmann später der Akademie der bildenden Künste in Wien schenkte. Ein andermal, so wird erzählt, im Jahre 1866, hat Schwind in der Münchener Akademie den Kopf seines in die Unsterblichkeit eingegangenen Freundes (achtunddreißig Jahre nach dessen Tod!) mit einer brennenden Zigarre im Mund auf das Gesimse seines Atelierfensters gezeichnet...

Wahrlich, Wien hat viel gutzumachen, was es an seinem großen Sohne gesündigt hat. Der Schulmeister vom Himmelpfortgrund ist unverdient arg geschulmeistert worden...



E. Barna




Touchagues

# DIE PLASTIK DER T'ANG-ZEIT

Von

*OTTO FISCHER*)*

Die buddhistische Plastik der T'ang-Zeit ist uns in vielen Meisterwerken sowohl in China wie in Japan und selbst in Korea bekannt; trotzdem läßt sich die Entwicklung im einzelnen noch nicht überall klar erkennen. Es offenbart sich aber ein reiches, vielgestaltiges und großartiges Schaffen. In den Felsennischen wird nun gern die Fünfzahl der Gruppe gebildet: in der Mitte der große und schmucklose Buddha, ihm zur Seite zwei heilige Mönche als Jünger, dann zwei geleitende Bodhisattvas in reichem Schmuck, in sanfter und zierlicher Neigung. Große, als dämonische Krieger gebildete Himmelskönige oder Wachgottheiten schließen sie gerne nach außen ab. Die Buddhas ruhen tief und mächtig in sich versunken, die Mönche feierlich still, aber in den Bodhisattvas entfaltet sich ein lebhaftes bewegtes Wiegen und Gleiten schlanker Leiber, ein Sinn für die Biegung und fast für den Kontrapost des stehenden Körpers, der an die Gotik erinnert. In den Wachgöttern lebt eine wilde Lust an grauenvoll verzerrten Gesichtern, an hochgeschwellter Muskulatur und gräßlich drohender, zerschmetternder Gebärde sich aus. Ueberall ist der Körper

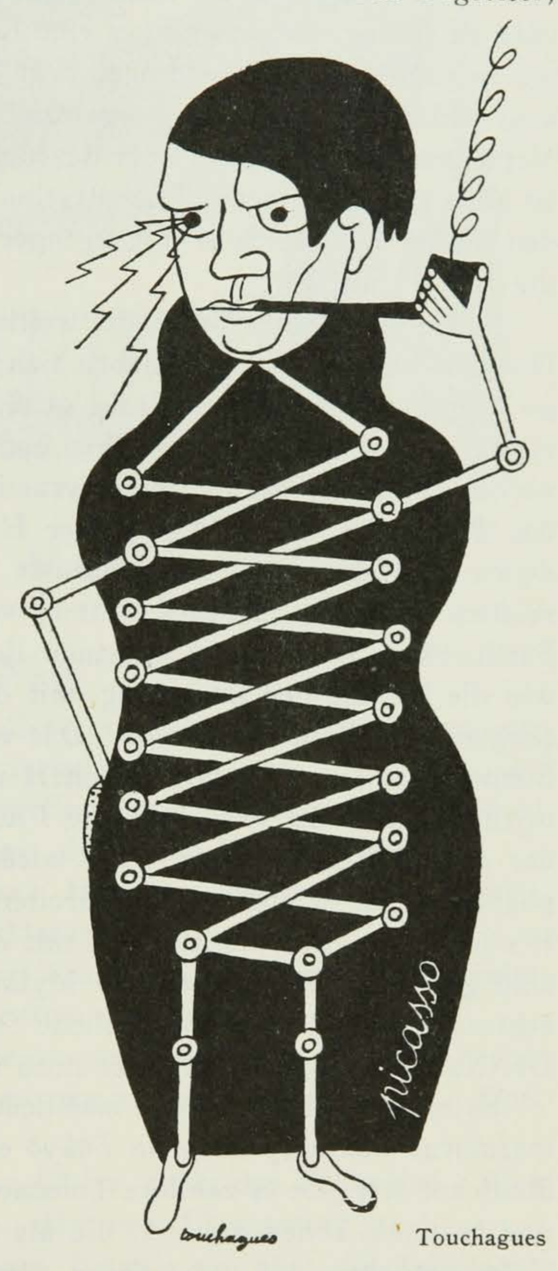
*) Aus dem soeben erschienenen Bande der Propyläen-Kunstgeschichte „Die Kunst Indiens. Chinas und Japans" von Otto Fischer, Propyläen-Verlag, Berlin.

das Primäre geworden, die Gewandung, ihm untergeordnet, begleitet seine Haltung und Bewegung in großen und einfachen Faltenzügen. Die Grotten von Lung-men enthalten zahllose Beispiele dieses Stils, am eindruckvollsten in der Gruppe des Riesenbuddha, welche die Kaiserin Wu-hou, eine der verruchtesten Frauen auf Chinas Thron, von 672 bis 675 aus dem Felsen meißeln ließ — gesättigte Fülle und zarte Milde sind hier zu einer majestätischen Gestalt vereint —, am körperhaftesten in der plastischen Energie ihrer Rundung die voll aus dem Stein gehauenen Buddhas in den bienenkorbförmigen Grotten des gegenüberliegenden Hsiang-shan (um 700). Ein blühenderes Leben atmet in den kleinen Höhlen des T'ien-lung-shan, deren Bodhisattvas in der schmiegsamen Regung der Leiber, in der Weichheit des Fleisches, in der tiefen und malerischen Unterschneidung reicher Gewandfalten eine spielende und beinahe weibliche Anmut haben. Es ist wahrscheinlich, daß hier wie dort neue Anregungen der reif und üppig gewordenen indischen Plastik hereingewirkt haben, trotzdem die unsinnlich abstrakte Formung der chinesischen Anschauung auch hier noch bewahrt bleibt. Am schönsten wird dies in dem Marmor-Buddha der Sammlung Hayasaki deutlich, der das volle Volumen des neuen Stils und den milderen menschlichen Ausdruck, aber auch eine Hoheit der Haltung und eine tiefe ruhende Harmonie besitzt, das Zeichen einer in sich beschlossenen Welt der Formen und des geistigen Seins. Und diese Vollendung der Form zeigt im Gegensatz zu allem Indischen am vollkommensten jener Bodhisattva-Kopf der Sammlung Fåhraeus, der ein früheres Stadium der chinesischen Entwicklung (etwa um 600) bezeichnet, und der in der großen und klaren Struktur seiner Elemente die klassische Fassung eines heimischen Ideals verwirklicht.

Auch Korea birgt ein großes Werk dieses Stils, das nach dem Vorbild der Felsenhöhlen aus Steinquadern gefügte Rund mit dem Riesenbuddha von Sök-kul-am, der hoch vom Berge auf das östliche Meer hinausblickt. Keine Abbildung gibt die plastische Kraft und strenge Monumentalität des Werkes völlig wieder, und auch die lebensgroßen Gestalten heiliger Priester, die als Relieffries ihn umgeben, sind in ihrer derben und harten Realität, in der Unterordnung alles Menschlichen unter den Glauben und Willen, der sie beseelt, nur eben zu ahnen. Auch hier liegt der Vergleich mit romanisch-gotischer Plastik recht nahe; ähnliche Friese sind in Lung-men erhalten.

In Japan erlebt die buddhistische Tempelplastik vom Anfang bis über die Mitte des achten Jahrhunderts in der Hauptstadt Nara ihre klassische Blüte. Die Hauptwerke sind wie bisher die großen und kostbaren Bronzegüsse, daneben tritt aber die Holzbildnerei mehr zurück und an ihre Stelle die Arbeit in Lehm, der über einem Holzkern geformt und mit Farbe und Gold oder mit Lack überkleidet wird, und daneben eine Bildnerei in Lack selber, der über eine Form aus Korbgeflecht und Stoff in vielen Schichten aufgelegt wurde (Kanshitsu). Diese Plastik steht nun ganz auf der Höhe der chinesischen Kunst, und nachweisbar sind neben Koreanern auch Chinesen als Meister in Nara tätig gewesen, so wie die großen Priester und Tempelgründer in der Mehrzahl aus China gekommen sind. Waren doch Sitten und Trachten, das gesamte Leben und selbst die Sprache der herrschenden Kreise die des Hofes der T'ang. Wir lernen also die Tempelstatuen Chinas kennen, wenn uns im Sangatsudō des

Tōdaiji die riesige achtarmige Kwannon mit ihren Begleitfiguren und den vier Weltkönigen, im Yakushiji die herrliche Bronzetrinität des Yakushi-Buddha (um 700), im Tōshōdaiji die üppig-schwere Dreiheit Roshana-Buddhas (das Werk eines Chinesen um 760) entgegentritt, und wir verfolgen die Abwandlungen des klassisch-vollendeten Typus zu ernster und schwerer Monumentalität und bis zur letzten Eleganz der Durchformung (Sākyamuni des Jingoji). Interessanter noch als die Buddhas und Bodhisattvas sind ihre irdischeren Begleiter, so die als Brahmā und Indra gedeuteten Gestalten des Sangatsudō in der wunderbar menschlichen Versunkenheit ihrer Andacht, die Sonnen- und Mondgötter mit den zarten kindlichen Zügen, die schmerzbewegten Jünger und Devas aus dem plastischen Nirvana in der Pagode des Hōryuji (um 711) und vor allem die schirmenden, alle Dämonen zertretenden Götter der vier Weltgegenden. Diese begegnen uns im Sangatsudō noch in einer strengen, in der Bewegung steifen und ungelösten Formung, im Kaidanin des Tōdaiji schon in einer reifen Gestaltung von herrlichster Konzentration der Kraft und Gespanntheit; aber sie werden noch überboten durch die zwölf Himmelsfeldherren des Shinyakushiji (um 760—780), die in einem gewaltigen Kreis den Buddha der Mitte umgeben. Hier ist nicht bloß der wildeste Ausdruck der Maske, die schroffste, bis in die Fingerspitzen gespannte Bewegung, selbst die Form beginnt wehend sich zu wölben und zu strömen, und die goldgemusterten Panzergestalten mit den purpurdunklen und grünen Gesichtern, den flammend gesträubten Haaren beginnen im Dunkel der Halle mit Formen und Farben einen Tanz, der wahrhaft dämonisch, wahrhaft erhaben ist. Hier ist der Punkt, an dem die klassische Kunst in die Ekstase des Barock sich wandelt.



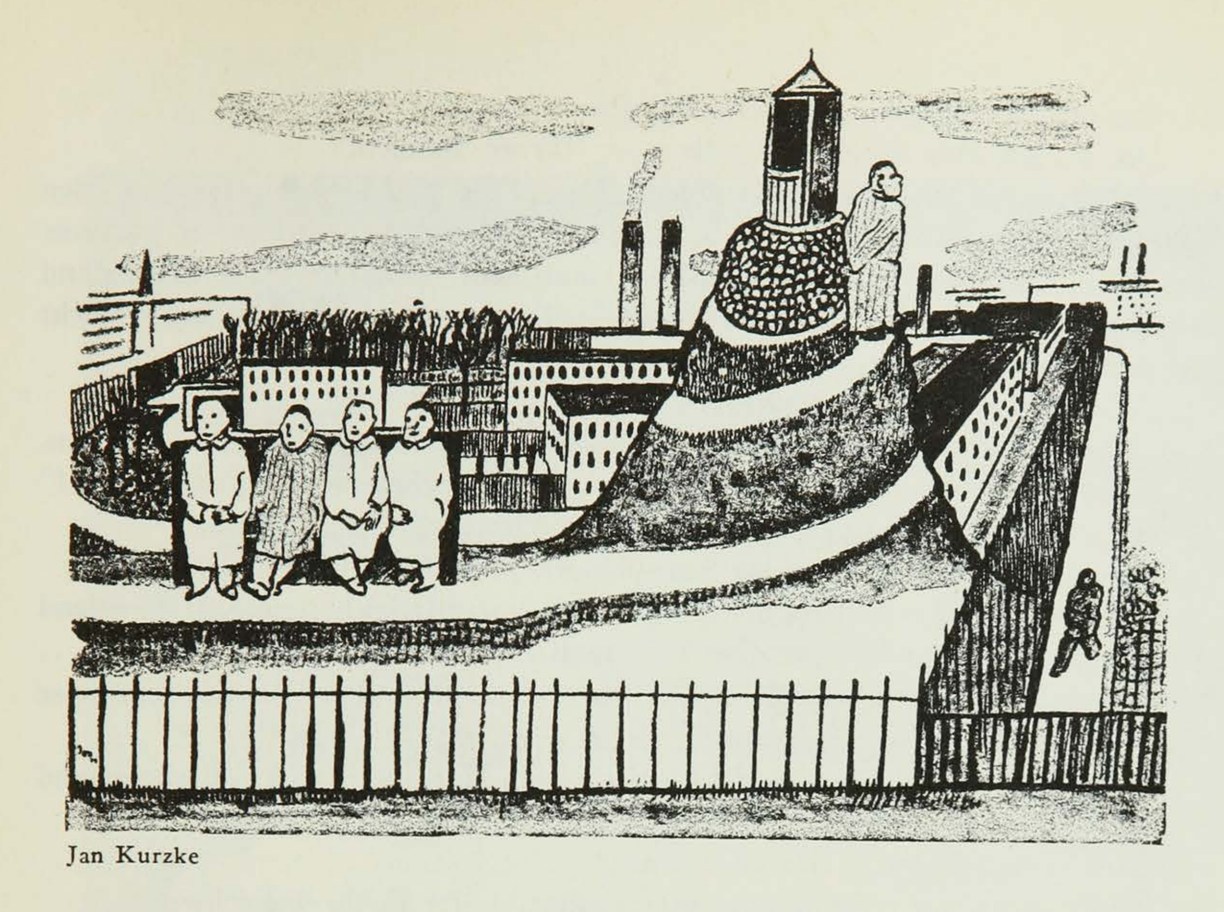
Touchagues

Um diese Zeit tritt uns nun auch die Einzelgestalt des heiligen Priesters, ja das Bildnis zuerst entgegen. Es gibt die schlichten, aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Lackstatuen der zehn Buddha-Jünger, magere, stehende Indergestalten im einfachen Fall des Mönchsgewandes, mit intensiv gezerrten oder still versunkenen Asketengesichtern. Es gibt eine unterlebensgroße Lackskulptur des sitzenden Vimalakirti (um 730), jenes weisen Laienmeisters der

Mahāyāna-Legende, der im geistlichen Gespräch den Bodhisattva Manjuśrī belehrt und überwindet. Die Szene wurde viel dargestellt und die Figur des *Hokkeji* gehört sicher zu einer solchen Gruppe. Sie ist sehr einfach in ihrem Aufbau, sehr lebenswahr in den Formen von Körper und Gewand, aber ganz meisterhaft in der gewaltigen geistigen Gespanntheit dieses redenden und die Worte wägenden Gesichts. Als große Menschenformung ist sie unübertrefflich, und im Momentanen des Ausdrucks scheint sie die Schranken ihrer Zeit beinahe zu sprengen. Dann gibt es eine Reihe von Sitzbildern bedeutender Priester, die zu Lebzeiten oder bald nach dem Tode der Meister geschaffen wurden. Sie sind schlicht in ihrem Mönchsgewand und in der vorgeschriebenen Haltung der Versenkung, des Lehrens oder des Betens gegeben. Aber ebenso straff wie dort ist auch hier die innere Konzentration des gesammelten Geistes gegeben, und in den Zügen der Gesichter mit strenger Sachlichkeit das Alter, die Leidenszüge, die Individualität.

Es bleibt noch das Gebiet der weltlichen Plastik zu streifen. Wie die früheren Dynastien bei *Nanking,* so haben sich die *T'ang*-Kaiser im Norden von *Ch'ang-an* (dem heutigen *Si-an-fu)* in großen Maßen monumentale Grabanlagen errichtet, deren Grabwege zwischen einer Allee von Stelen, Tierfiguren und steinernen Würdenträgern zu dem pyramidenförmigen Hügel führten. Vom Grabe des *T'ai-tsung,* des größten dieser Herrscher, stammen die Reliefplatten, auf denen der Kaiser die sechs Leibrosse, die ihn durch die Schlachten seiner siegreichen Feldzüge getragen hatten, verewigen ließ (um 635). Die schlichte Sachlichkeit, mit der das stehende Roß gegeben ist, scheint ebenso bedeutend wie die Gewalt der Bewegung, mit der das andere, von Pfeilen getroffen, in fliegendem Galopp dahinsaust. Das vollrunde Marmorroß vom Grabweg seines Sohnes *Kao-tsung* († 683) erinnert in seinen schweren Formen mehr an das mythische Roß der *Han-Zeit,* die Flügel an seinen Schultern sind ein Beispiel der großartigen, bei aller Fülle wiederum ins Abstrakte gehenden Ornamentphantasie der T'ang. Die schreitenden Löwen am Grabweg der Kaiserin *Wu-hou* (um 700) möchte man mit denen der *Liang*-Dynastie vergleichen, es sind gewaltige Tiere, aber das Mythische ist mit den Schwingen ebenso verschwunden wie die unvergleichliche Straffheit der abstrakten und großen Form. Die Natur triumphiert in einer noch immer monumentalen Gestaltung.

Es muß damals auch eine weltliche Kleinplastik gegeben haben, von der die marmorne Lautenspielerin in *Tōkyō* ein vereinzeltes reizendes Beispiel ist. In ähnlicher Art gibt es zahllose Tonstatuetten, bald bemalt, bald in grünen, gelben und braunen Tönen glasiert, die als Grabbeigaben noch immer die Särge der Toten umgaben, und unter denen gerade in der T'ang-Zeit eine Fülle der entzückendsten humorvollen Genrefiguren: Reiter und Knechte, Händler und Zwerge, Faustkämpfer und Gaukler, Tänzerinnen und Musikantinnen und Damen aller Art, aber auch jedes Geschlecht der Haustiere bis zu den Rossen und Kamelen dargestellt worden sind. Es ist eine Plastik, die vielfach zwar im hundertmal wiederholten Typus stecken bleibt, oft aber auch mit frischem und naivem Griff den unmittelbaren Reiz einer Erscheinung, einer Bewegung zu fassen weiß. Das ganze *China* der *T'ang-Zeit* ist in dieser hübschen Kleinwelt aus den Gräbern wieder für uns aufgewacht.


Jan Kurzke

# DIE NARREN VON GÖRZ

Von

*ANTON KUH*

Damals gehörte die italienische Stadt Görz (Goricia) noch zu Oesterreich. Infolgedessen befand sich in ihr ein Irrenhaus.

Das Korpskommando gibt eines Tages den Befehl aus: Evakuierung von Görz!

Die Zivilbevölkerung wird abtransportiert, die ersten Kugeln fliegen.

Aber halt — was ist mit dem Irrenhaus? Man kann die sechzig Patienten, die es derzeit beherbergt, doch nicht zurücklassen?!

Am Abend wird der Feldwebel Kosak der Trainkolonne Numero Soundsoviel, am Rande von Görz stationiert, vor den Leutnant gerufen:

„Sie, Feldwebel, lassen Sie zwei Plachenwagen einspannen, nehmen Sie vier Leute und fahren Sie bis zu der Straßenkreuzung am Eingang von Görz. Dort werden Sie das Weitere erfahren.“

Das Weitere ... Also eine geschlossene Ordre, denkt der Feldwebel. Was kann es denn nur Geheimnisvolles sein? ... Mit zwei Plachenwagen! ?

Plachenwagen braucht man sonst nur zur Provianteinfuhr; die Zeltplache wird über den Wagen gezogen und hinten mit starken Rucksackseilen verschnürt, damit die Kartoffeln oder Eier oder lebenden Kälber nicht herauskullern. Der Feldwebel läßt einspannen, fährt in den Abend hinein, kommt an die Straßenkreuzung. Ein Feldgendarm erwartet ihn.

„Sie sind der Feldwebel Kosak von der Trainkolonne Soundsoviel? ... Dann fahren Sie weiter bis zum Görzer Irrenhaus.“

Der Feldwebel setzt sich auf. Eine Brise weht ihm in den Aermel, kitzelt seine Haut. Es wird sich nicht um Kartoffeln handeln.

Vor dem Irrenhaus. Ein Feldgendarm.

„Ja, ja, ich weiß schon, Sie sollen die Narren abholen."

... Wenn ein Oesterreicher „Narr" sagt, mildert ein spöttisches „o" den kalkweißen Schrecken des „a". Das ermuntert den Feldwebel nicht; er hört nur die zwei knarrenden „r". Narren-Fuhrmann sein! Irrsinnige ins Hinterland schaffen! Schöner Auftrag für einen alten Diener, der Limanowa mitgemacht hat und Belgrad.

„Wie sollen wir's denn aufladen?"

„Nimmst halt", spricht außerdienstlich der Feldgendarm, „deine vier Mann, die holen sie, wir machen hinten die Plachen auf und schmeißen die Narren eini!"

Die Plache wird aufgeschnürt, eine mannbreite Oeffnung bleibt.

Der Feldgendarm zieht einen Schreibblock nebst Bleistift aus der Tasche.

Mittlerweile haben Pfleger und Soldaten die ersten Irren hergeschafft; heulend quellen immer noch mehr aus dem Tor; man ergreift die vordersten ... und ...

„Zwa ... vier ... sechs ... acht ..." ruft der Feldwebel, der sie paarweise durch die Oeffnung in den Wagen wirft.

Der Feldgendarm, Block und Bleistift in den Händen, macht stillschweigend Stricheln.

„Achtzehn, zwanzig, zwaiundzwanz'g ..."

Irrsinnsgedröhne. Der Feldgendarm schreibt, der Feldwebel schwitzt.

„Sechsundzwanz'g, achtazwanz'g ... dreißig!"

Die Soldaten drücken die Fracht ins Innere, der Feldwebel ergreift rasch die Rucksackschnur, zieht sie noch rascher zusammen, wickelt, zieht, zerrt — die Plache drückt sich immer niedriger auf die Häupter der eingesammelten Irren — jetzt sind sie abgesperrt.

„Jesus, ne mam Luft ..." sticht aus dem verschnürten Tobsuchtsbündel der Ruf eines Böhmen. (Wie kam er her?)

Der Feldwebel fächelt mit der Kappe sein Gesicht, der Feldgendarm zählt seine Striche ... richtig, stimmt: dreißig Stück.

Jetzt kommt der zweite Wagen dran. Die Arbeit beginnt von neuem. Zwa ... vier ... und so weiter. Als die Fuhre komplett ist, schreitet der Feldgendarm in dienstlicher Haltung auf den Feldwebel zu und reicht ihm ein Papier hin:

„Sie bestätigen mir die Uebernahme von 60 Narren."

Unterschrift.

„Na, und wohin soll i jetzt mit ihnen?"

„Du fahrst nur vier Kilometer weit, bis zum Trigonometer Nr. 111 ... da hörst nachher das Weitere ..."

Hühott — die Narrenfracht setzt sich in Bewegung. Zwei berstvolle fest verschnürte Wagen mit Lebendvieh ... das vor Angst mit menschlichen Kehlen schreit. Schreit und ... lacht!! Bürger von Görz, seid froh, daß ihr damals die Landstraße nicht betreten durftet.

Trigonometer 111. Eine Feldwache zeigt querfeldein nach links.

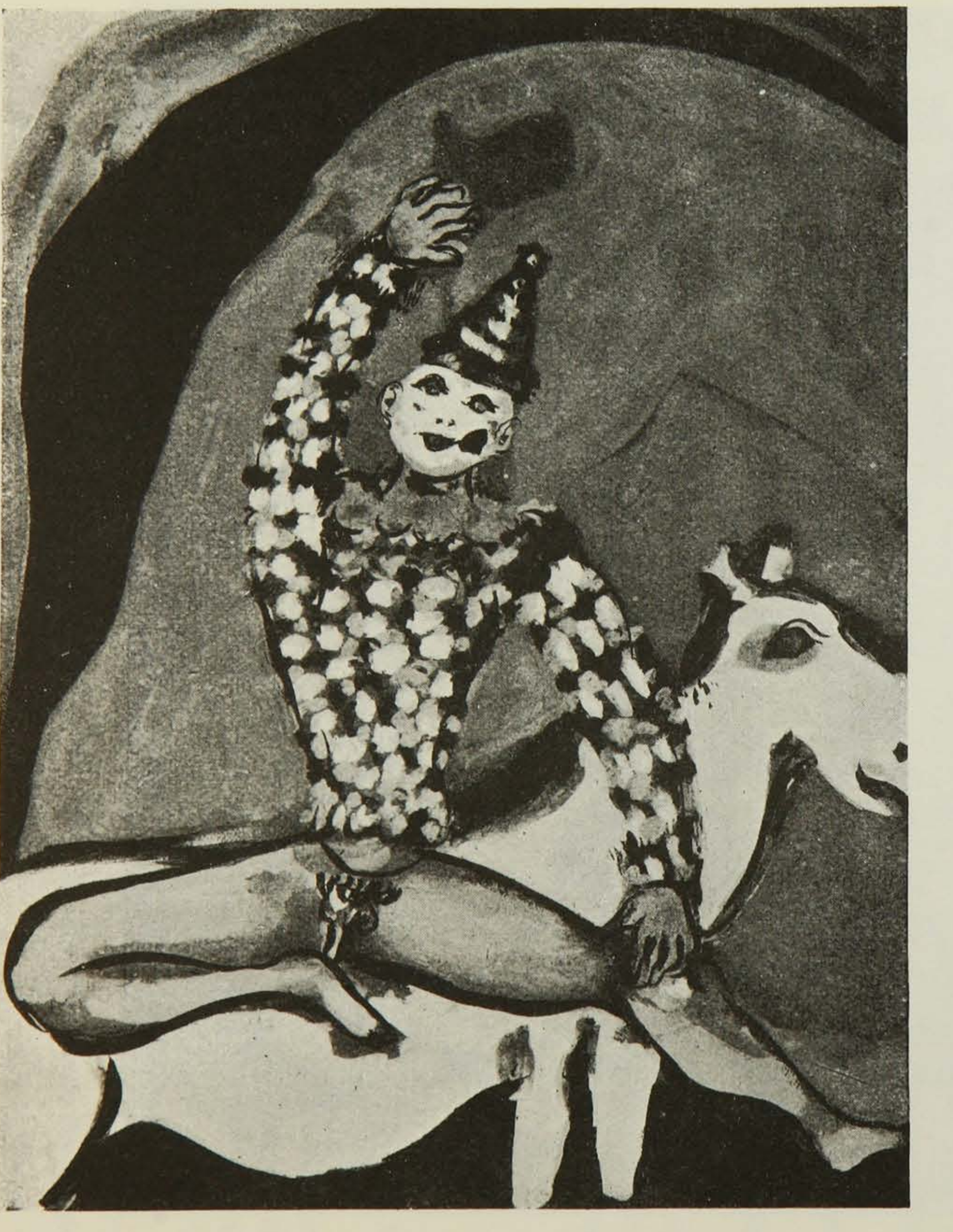
„Dort zu der neuen Baracken!"

Ja, da liegt sie, milchweiß und sauber, schneidet ein Lichtviereck ins abendliche Dunkel.



Mit Gen. von Rascher, Zürich

Ferdinand Hodler, Der Auserwählte. Ausstellung Gal. Flechtheim, Berlin





Paris, Vollard

Marc Chagall, Zwei Gemälde aus einer Folge „Zirkus“

41 Vol. 8



Photo Robertson

Die Schauspielerin Hilde Koerber



Photo W. Süßmann

Die Schauspielerin Renate Müller







Photos Stone

„200 000“, Szenen vom Gastspiel des Moskauer akademischen jüdischen Theaters

Der Feldwebel springt vom Wagen, ein Feldgendarm begrüßt ihn.

„Spät bringst as.“ Diesmal zieht auch der Feldwebel einen Block heraus; es handelt sich um „übergeben“, nicht nur um „übernehmen“.

„Ja, wie kriegen wir's denn in die Baracken?“

Der Feldwebel hat schon Uebung drin.

Er schließt mit dem Gendarm und seinen Leuten zunächst sperrangelweit das Tor der Baracke auf; dann wird die erste Plache aufgebunden; dann . . .

„Zwa . . . vier . . . sechs . . . acht . . .“

Dreißig. Stimmt. Hinter den kreischend über die Schwelle Gedrängten schließt sich einen Augenblick lang das Barackentor; Geheul von drinnen; Geheul von draußen; dann öffnet sich das Tor wieder.

„Zwei . . . vier . . .“ beginnen die Soldaten.

Der Feldwebel schreibt, der Feldgendarm schreibt, es gibt keinen Irrtum.

„Sechsunzwanzig . . . achtundzwanzig!“

„Na, weiter . . . zwei noch!“

„Melde gehorsamst . . . es san keine zwei mehr drinnen . . .“

Also achtundfünfzig anstatt sechzig. Unangenehm. Für die zwei haftet der Feldwebel.

Der Feldgendarm in spitzem Dienstton:

„Ich kann Ihna nur achtundfünfzig Narren bestätigen. Für die zwei tragen Sie die Verantwortlichkeit . . .“ — — —

Nachtkühle, der Feldwebel hat sich eine Zigarette angezündet, stützt seinen Kopf, bevors zur Kompagnie zurückgeht, noch einen Moment an die Baracke, spürt Montur und Brummbaß des Gendarmen wohltuend in der Nähe. Aber — was ist das? Was weht plötzlich so unheimlich aus der Finsternis? Was tost lautlos ans Ohr?

Die Narren sind plötzlich und ohne Grund ganz stille geworden. Die Baracke liegt wie ein Totenhaus. Der Gendarm sagt zum Feldwebel:

„Du . . . ich möcht ihnen doch a paar gute Worte sagen . . .“

Nach einer Weile:

„Aber mir ist so entrisch (unheimlich) . . . komm du mit!“

Feldwebel und Feldgendarm machen sich auf den Weg, öffnen die Barackentür und bleiben, die eine Hand an der Klinke, im Eingang stehen. Vor ihnen: schwarze Nacht. Der Feldgendarm räuspert sich, es klingt grabeshohl.

„Du,“ wispert er zum Feldwebel, „red' doch lieber du mit ihnen . . . Du kennst s' ja länger . . .“

Der Feldwebel macht einen Schritt vor in die Baracke und apostrophiert das Dunkel:

„Narren! . . . guten Abend!“

Die Anrede klingt scharf, der Gruß warm.

Keine Antwort.

Zweite Ansprache (milder):

„Leutl'n . . . schlaft's schon?“

Totenstille.

„Mir wird so entrisch,“ sagt der Feldgendarm, „holen wir ein Licht und schauen, was da lost ist.“

Laternen werden gebracht. Die Soldaten halten sie hoch, schwenken hin und her ... — da färbt sich das Gesicht des Feldgendarmen grün und bleich .. — kein einziger Narr im Raume! Alle ausgeflogen!

Denn die Baracke war erst neu zu bauen begonnen worden, und es fehlte noch die rückwärtige Wand.

Eisigkühl dringt durch den Bau jetzt die Dienststimme des Feldwebels:

„Sie bestätigen mir die Uebernahme von achtundfünfzig Narren!"

*

Was mit den sechzig Narren weiter geschah, ist unbekannt.

Im Krieg wurden die Menschen nämlich nur übernommen.

Solltet Ihr aber hören, daß in der Nähe von Görz nächtlicherweile seltsame Schatten ...

Oder wer weiß: vielleicht liefen sie nach Wien.

Oder kamen bis München.

Oder: ? ? ?

# ACHTUNG, KURVE!!

Von

*FAHRMEISTER WILHELM HAERTNER*

(Autofahrschule Gruber, Charlottenburg)

Vor allen Dingen: den größeren Bammel haben die Männer vor dem Autofahren. Die Frauen sind da viel mutiger. Wenn es mal so weit ist, daß ein Herr zum erstenmal rausfahren soll, denn heißt es gleich: „Ne, heute geht es nicht. Keine Zeit," oder was es sonst noch alles gibt, „lieber morgen." Hat man ihn dann aber glücklich auf dem Wagen auf seinem Sitz, dann zieht er sich zusammen wie ein Epileptiker, die Augen stier auf die Fahrbahn, das Steuer faßt er an, als ob er es abbrechen wollte, und mit dem Schalthebel geht er um wie mit einer Brechstange, und so gehts dahin mit gesträubtem Haar. Gehupt wird ununterbrochen, nur dann nicht, wenn es nötig ist. Und wenn es regnet, dann ist überhaupt nichts mehr zu machen vor Angst. Wie einer, der vor dem bösen Feind ausrückt, fährt so ein Anfänger. Nur vorwärtskommen, alles andere ist schnuppe, der größte Schrecken ist ein Autobus, da vergißt der Schüler in seiner Verzweiflung, daß er eine Bremse hat. Ueberhaupt vergißt er sie immer, wenn er sie braucht, und wenn der Fahrmeister keine Reservebremse hätte, wäre das schönste Unglück soundso oft da.

Eine schreckliche Uebung ist auch das Wenden. Da dampft der Schüler wie eine Lokomotive, und nach stundenlangem Murksen kriegt er endlich einmal den Wagen herum, aber lernen tut er es deswegen doch noch lange nicht.

Sind die ersten Uebungen überstanden, und es geht in den leichten Verkehr, dann wird der Fahrschüler schon stolz. Schon bildet er sich ein, der geborene Automobilist zu sein, und will sich unbedingt zum Rennfahrer ausbilden. Nun geht es wild drauflos, und der Fahrmeister kann gar nicht genug: „Langsam! Langsam!" brüllen. Aber der liebe Schüler ist nun mal im Schwung, ihm ist

alles egal, nur schnell drauflos, bis der Fahrmeister eine gesunde Wut bekommt, die aber durch eine Zigarre leicht wieder zu besänftigen ist. Der Herr v. Wedderkop hatte immer schöne dicke Zigarren mit und außerdem ein nettes kleines blaues Schulheft, in dem er sich alles aufgeschrieben hat, was man ihm sagte, um es dann zu Hause zu lernen. Aber zu wild war er zuerst auch.

Was man so von den Berufsfahrern zu hören bekommt, wenn man mit einem Schüler mitten im Verkehr anhalten muß, weil er in seiner Aufregung den Motor abgewürgt hat und nun vorne ankurbeln muß, was er natürlich nicht fertigbringt!!! Der Schupo wird wahnsinnig, alles schreit, der Schüler schwitzt, und wenn es nun gar eine Schülerin ist, dann fliegen die freundlichen Worte man nur so herum: „Soll man lieber zu Hause Strümpfe stoppen!" und was es sonst noch so Liebenswürdigkeiten gibt, die man gar nicht schreiben kann.

Nett ist auch, wenn ein Schüler abergläubisch ist und nun absolut nicht rechts an einem Leichenwagen vorbei will oder die Bremsen demoliert, weil 'ne Klosterschwester über die Straße läuft.

Von Theorie wollen die Herren wenig wissen, die Damen aber gar nichts. Oh, die Damen, zuerst sind sie alle ohne Ausnahme ganz lerneifrig, wollen alles mitmachen, in der Werkstatt mitarbeiten. Sie glauben gar nicht, was sie alles arbeiten wollen. Aber ich habe noch keine einzige gesehen, die öfters als ein einziges Mal gekommen wäre: einmal schmutzige Finger und nie wieder siehst du sie in der Bude. Nur mitfahren! Wagenwaschen oder Reifenmontage, wo der Schlauch aufgepumpt werden muß, das ist alles sehr unbeliebt. Und jeder hat eine andere Ausrede, um sich drum herum zu drücken, wie überhaupt jeder seine Extrawurst hat: der Sängerin zieht es zu sehr, und der andere will nur im offenen Wagen fahren, und dabei gehen sie mit den armen Lehrwagen um! Das Getriebe knarrt, daß es ein Jammer ist.



E. Barna

Der größte Stolz des Schülers ist, wenn er das erstemal heil über den Potsdamer Platz gekommen ist, und es gibt keinen, der nicht stolz wie ein General jedem Bekannten erzählt: „Heute bin ich zum erstenmal über den Kurfürstendamm gefahren!"

Erst wenn die Prüfung herankommt, dann werden alle diese „geborenen Automobilisten" wieder ganz klein und häßlich und löchern den Fahrmeister, was sie denn nun sagen sollen, wenn ..., haben Herzklopfen und Kniezittern und versuchen im letzten Augenblick, noch schnell nachzulernen, was sie in den geschwänzten Stunden versäumt haben. Und mit Katzenjammer geht es vor den Prüfer. Da kommen dann die schönsten Geistesprodukte bei der theoretischen Prüfung zum Vorschein, zum Beispiel bei den Damen:

„Ein Motor hat vier Schornsteine und in jedem Hütchen was, was rauf und runter geht."

„Ventile werden durch Sicherheitsnadeln geschlossen."

Oder bei den Herren:

„Was tun Sie, wenn eine Zündkerze verölt ist?"

„Ich schneide eine Scheibe ab."

„Wann ist Frühzündung?"

„Wenn ich morgens fahre."

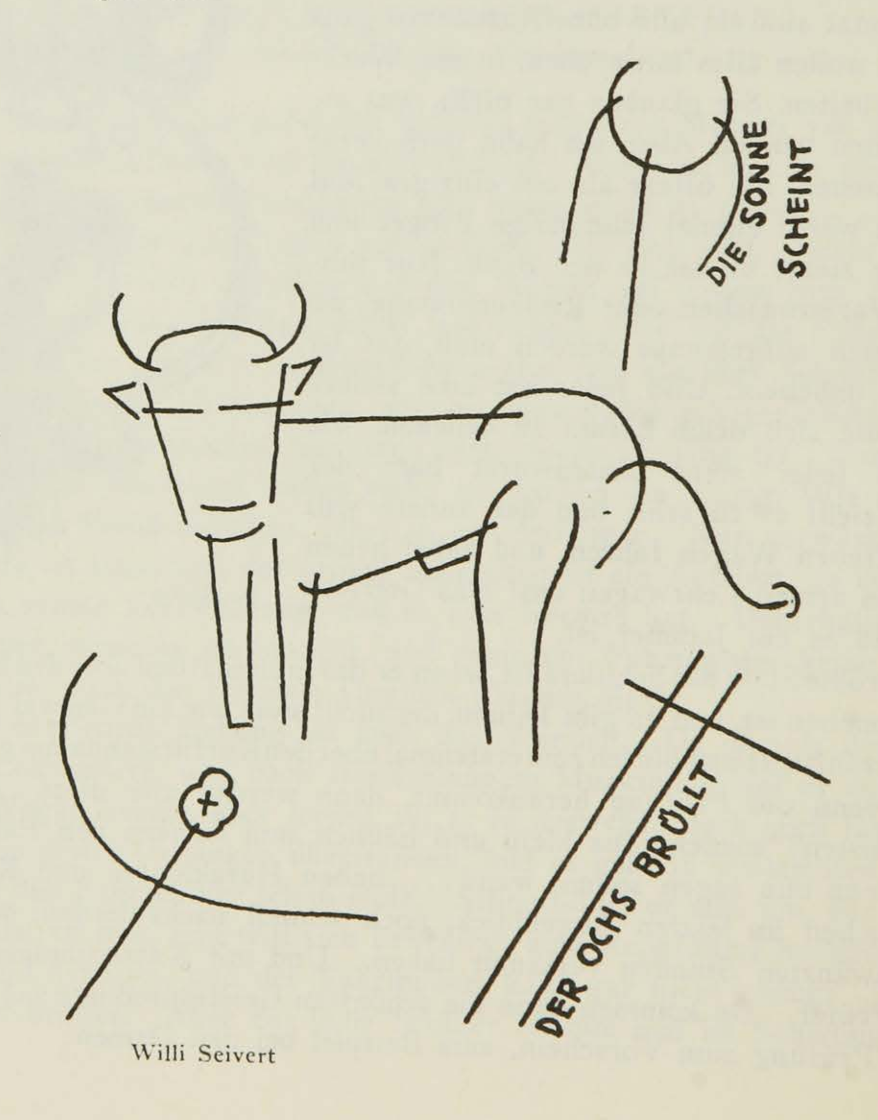
„Was tun Sie, wenn der Motor keine Kompression hat?"

„Dann schütte ich neue rein."

Das sind alles Dinge, die ich selbst von meinen Schülern gehört habe. Und wenn die Prüfung nicht bestanden wird, dann bin natürlich ich schuld, nie der Schüler. „Man hat mir eben nichts beigebracht", heißt es dann.

Hat der Schüler aber die Prüfung bestanden, dann hat er sofort einen großen Mund. „Ist ja gar nichts dabei. Und deshalb haben Sie mich mit ihrer langweiligen Theorie stundenlang gepiesackt? Lächerlich. Kleinigkeit!"

Und nun geht es los, wie der Deibel bis zur ersten Panne . . . und dann . . . ja dann lernt er erst mal in der Praxis richtig fahren, wenn er nicht zu den Schmerzenskindern gehört, die vor Ehrgeiz fast sterben und denen absolut nichts beizubringen ist.




Willi Seivert

# ROTHÄUTE

Von

*PAUL MORAND*

*Sie haben Landkarten auf Büffelhäute gemalt;*
*mit zinnoberroten Fußtapfen waren darauf*
*die Wildpfade eingezeichnet,*
*die durch die Coloradowüste führen.*
*So schafften sie das Gold Kaliforniens herbei.*

*Ihr Anblick macht einen heiß und kalt.*
*Wie die hageren, nackten Oberkörper*
*über den breiten Gürteln aus Weißfuchsfellen aufsteigen!*

*Sie hören alle Geräusche*
*und riechen*
*mit ihren dünnwandigen, aus Hartholz geschnitzten Nasen*
*die Nationalität, das Alter und das Geschlecht jedes Fremden.*

*Ihr Leben ist hocherhaben über Kirchen und Banken.*
*Und man weiß nicht, wann sie schlafen.*

*Ihre Ruder, die breitblättrigen Pagajen,*
*führen sie mit so sparsamen Bewegungen,*
*daß sie dabei die Handflächen*
*kaum von den schmalen Hüften heben.*

*Jahrhunderte der Entbehrung*
*haben sie geläutert, verdünnt, entmaterialisiert.*
*Sie haben keine Taschen.*
*Auch wenn sie Geschenke annehmen,*
*bleiben ihre Hände unbeweglich.*

*Sie können nicht mehr jagen,*
*noch können sie essen*
*noch sich verteidigen.*
*Und sie sterben.*

*Deutsch von Else von Hollander.*

# ALTES BILD

Von

*FRANCIS JAMMES*

*Auf vlämischen Bildern nahte dann und wann
Ein Typ mir, dunkler Kneipenwand enttauchend,
Bier trinkend, eine dünne Pfeife rauchend,
Die licht erglomm und blaue Fäden spann.*

*Die Nase war ihm rot, die Miene bieder;
Er mochte ein beglückter Kaufmann sein,
Dem reiche Schiffe gehörten, die hinein
Nach China segelten um Schätze wieder.*

*Er handelte mit Stoffen, die begehrt,
Mit Kräutern; drollige Sachen barg sein Zimmer:
So Pfeifen mit dem Glanz von Bernsteinschimmer
Und türkische Frauenkleider, hoch an Wert.*

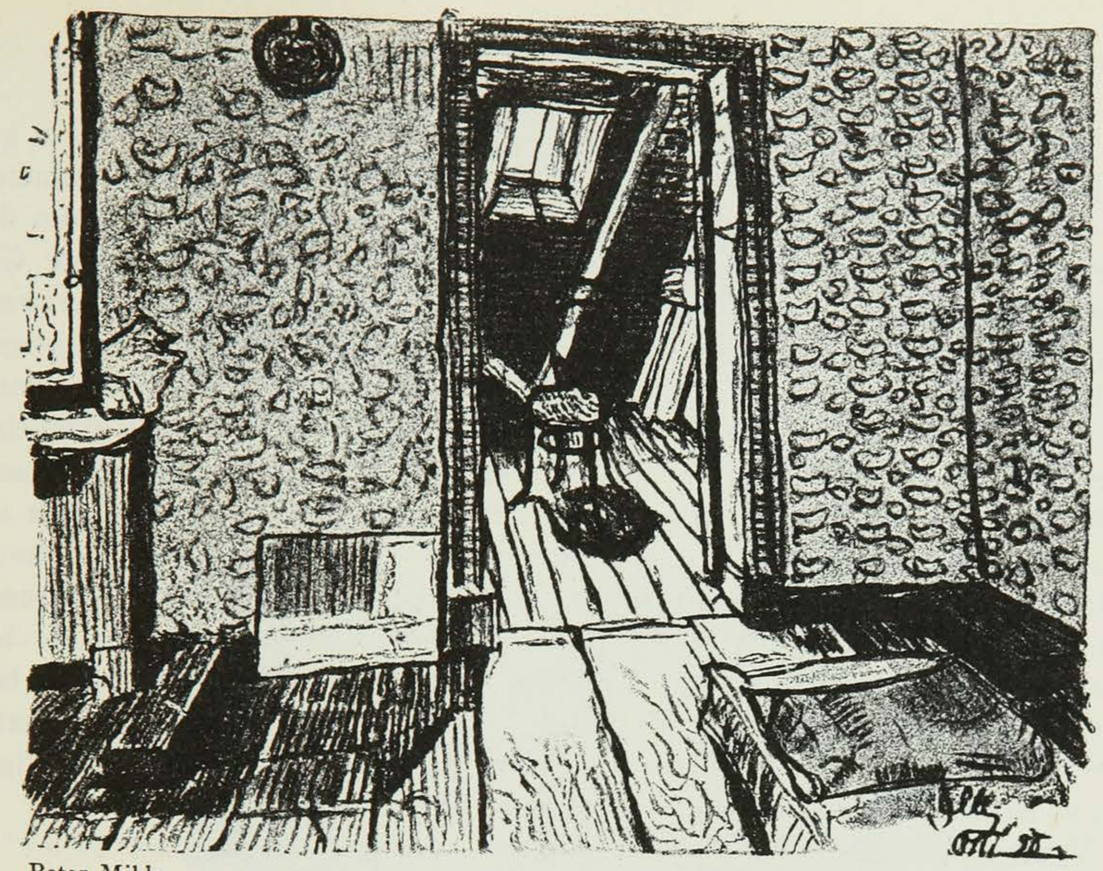
*Ihm war ein Weib von Schönheit, die verblüffte,
Deß er im Prunkbett pflag mit Pietät.
Er lebte langsam, er erhob sich spät,
Sich zu ergehn, die Hand keck in der Hüfte.*

*Zuweilen nahm er s e l b s t darauf Bedacht,
Geschäftlich in der Umgegend zu reisen
Und seine Waren fleißig anzupreisen.
Dann nahm er ein Hotel für diese Nacht.*

*Zum Schutz vor Dieben war vor seinem Bette
Sein schöner Galadegen aufgestellt,
Dicht bei den Geldtruhn einer andern Welt
Aus den Basaren ferner reicher Städte.*

*Es ehrte ihn das Volk, wenn ihm am Strand
Die Schiffe ankerten, die schmuckbelegten,
Und wenn die Flaggen sich im Wind bewegten
Und seine Mannschaft licht und heiter stand.*

*Aus dem Französischen übertragen von
H e n r i d u F a i s.*



Peter Milde

# CHIROLOGIE UND CHIROMANTIE

Von

*ADELE VON FINCK*

Nachdem heute teilweise die starre Form der materialistischen Weltanschauung überwunden zu sein scheint, veranlaßte uns unser Forschungstrieb, weiterzutasten, um alle erreichbaren Register zu ziehen. Wir hielten die Zeit für gekommen, einmal mit scharfer Kritik die lange verpönte Chiromantie zu untersuchen.

Es ist uns aus den Ueberlieferungen der Geschichtsforschungen bekannt, daß im grauen Altertum bei Phöniziern, Indern, Aegyptern, Persern und Römern größter Wert auf die Bedeutung der Hand gelegt wurde. Sonne und Sterne wurden angebetet, und ihr Einfluß auf alle Pflanzen und Lebewesen anerkannt; daß die Gestirne dem menschlichen Lebensweg die Richtung gaben, wurde nicht angezweifelt; es galt als feststehend, daß die Planetenbestrahlung den Menschen stempelte. Diese Tatsache wurde im Horoskop festgelegt. Diese Erkenntnis teilten Plato, Aristoteles Plinius, Galenus, Nostradamus, Paracelsus, Agrippa, Albertus Magnus und Johannes Kepler.

Anweisung über Chiromantie finden wir im Neuen Testament in den Büchern Moses und Hiob, in den Veden der Inder.

Von den Arabern weiß man, daß sie die Chiromantie kannten. Ihr größter Chiromant Alchindi wird von bedeutenden modernen Chiromanten genannt. Es spricht auch für diese Kunst, wenn der uns allen bekannte große Astronom und

Astrologe Kepler, dessen außerordentliche Berechnungen der Astronomie wir noch heute schätzen, dafür eintrat.

In alten Zeiten lag die Chiromantie, die zu den Geheimwissenschaften gerechnet wurde, ausschließlich in den Händen der Priester, und diese wandten sie zum Wohle der Menschheit an. Im Wandel der Zeiten verschwanden die alten Kulturen; Trümmer und Ausgrabungen gaben uns Zeugnis davon; Geheimwissenschaften und Chiromantie gingen scheinbar im Chaos verloren, neues Leben, neue Weltanschauungen, neue Religionen wurden aufgebaut. Falsch verstandenes Christentum verwarf den letzten Rest der Chiromantie als Zubehör der schwarzen Magie, der bösen Zauberei und Hexenbrödelei. Die Inquisition tat das ihrige, Scheiterhaufen loderten. Das fahrende Zigeunervolk, verachtet und verjagt, bewahrte so gut es ging die Chromantie, doch sie waren nicht dazu geeignet, dieser Kunst die wissenschaftliche Forschung aufrechtzuhalten. Es ist bei all dem überhaupt verwunderlich, daß die Grundrisse dieser Kunst sich bis in die Neuzeit erhalten konnten. In Frankreich traten Madame Lenormand, die Napoleon sein Schicksal aus der Hand las, weiter Arpenting, Desborolles, Vachides, Madame de Thebe als wissenschaftliche Chiromanten auf. In Deutschland traten Professor v. Schrenk-Notzing, Dr. v. Kreusch, Ißberner Haldane und andere für die Sache ein.

Voraussichtlich werden Sie nun fragen: „Wozu dient die Chirologie?"

Die linke Hand eines jeden Menschen jeder Rasse ist mit Formen und Linien und anderen Zeichen ausgestattet, die sozusagen das Inhaltsverzeichnis seines Charakters, seines Temperamentes, seiner geistigen und manuellen Fähigkeiten, und letzten Endes sein Schicksal darstellen. Dieses Inhaltsverzeichnis gibt die verschiedenen Kapitel oder Epochen an, ganz wie in einem Roman. Damit sei aber nicht gesagt, daß das Schicksal ein für allemal erbarmungslos eingekerbt ist und uns mit eiserner Rute von Erfüllung zu Erfüllung peitscht. Davon sei keine Rede. Ueber allem schwebt unser eigener, bis zu gewissen Grenzen, freier Wille. Das Inhaltsverzeichnis soll nur den Zweck haben, die Menschen anzuregen, die eingezeichneten, günstigen Fähigkeiten durch eigenes Zutun zur vollsten Entfaltung zu bringen oder auch ererbte ungünstige Eigenschaften zum Bewußtsein zu bringen und dieselben nach Kräften durch den eigenen Willen abzuschwächen, Krankheiten zur richtigen Zeit vorzubeugen, und den Gesamtcharakter auf die höchstmögliche Stufe zu bringen. Somit ist der Mensch, wenn er diese ihm von der Natur mitgegebenen Begabungen ins Auge faßt, das Resultat seines eigenen, freien Willens, allerdings nicht eines willkürlichen, blinden Willens; er kann selbstverständlich nur das entwickeln, wozu Organe bei der Geburt mitgebracht wurden. Die irrige Anschauung, der Mensch sei das Produkt seiner Erziehung und seiner Umgebung ist somit widerlegt, er ist nur das Produkt seiner Veranlagungen. Letztere richtig zu entfalten oder zu beherrschen, sollte die edelste Aufgabe der Eltern, Pädagogen, Freunde, und später des eigenen Selbst sein.

Ob der Mensch an sich gearbeitet und sich entwickelt hat, sieht man in der rechten Hand angedeutet, die Linien und Formen verändern, verstärken sich oder werden schwächer, je nach unseren Fort- oder Rückschritten. Wir tragen also die große eigene Verantwortung.



Propyläen-Kunstgeschichte

Ras Lila, Chor der Frauen, Miniatur aus Kangra (Ausschnitt)
Boston, Museum of Fine Arts



Propyläen-Kunstgeschichte

Der Buddha als Büßer. Steinfigur aus Gandhara. Lahore, Central Museum

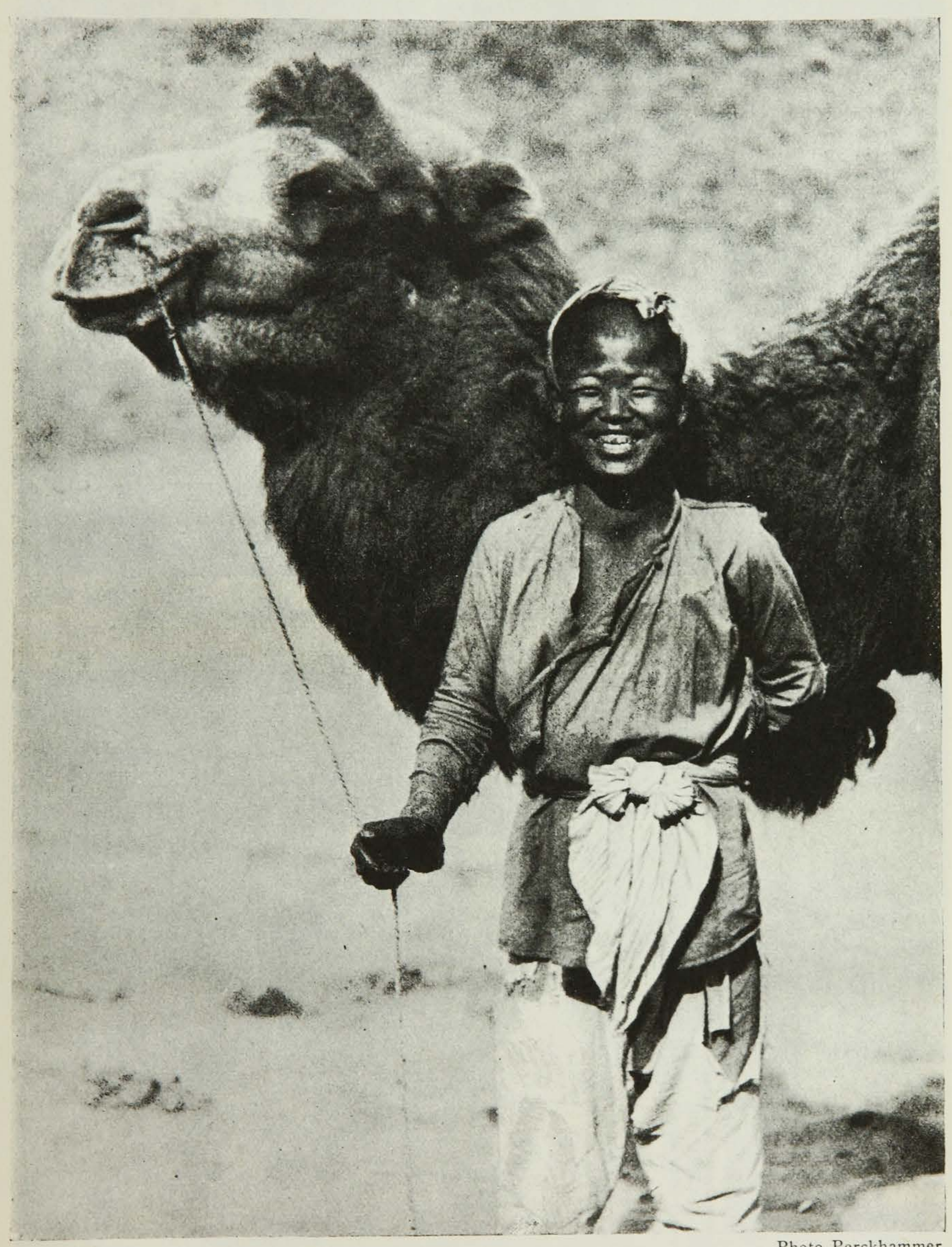


Photo Perckhammer

Chinesenjunge mit Dromedar



Photo Ragnar Küller

Sammlung Gotthard, Malmö, mit Bildern junger schwedischer Künstler



Interieur bei Frau Coquiot, Paris, mit Bildern von Utrillo, Dufy usw.

Wenn wir auf das angedeutete Inhaltsverzeichnis der Hand zurückgehen, wagen wir nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß der Menschheit die Möglichkeit geboten wird, den richtigen Lebensweg einzuschlagen. Entscheidende Konflikte, Berufszwang, auch falsche Erziehung in der Schule könnten vermieden werden. Die Chiromantie ist mit der Medizin eng verbunden und spielt für diese eine nicht zu unterschätzende Rolle, zumal auf dem Gebiete der Vererbung und Rassenbesonderheiten, der latend liegenden Krankheiten, die in der Hand, schon bevor sie ausbrechen, sichtbar sind. Eine Verschleierung des Charakters vor dem Chirologen ist nicht gut möglich, da sich Linien und Formen nicht verstellen, im Gegensatz zu den Gesichtszügen, die sich durch Gewohnheit und willenmäßige Maske in trügerische Formen leiten lassen. Auch die Lebensdauer ist festzustellen, doch diese sagt man selbstverständlich nur denjenigen, die vor dem Tode furchtlos sind. Ein guter Chiromant braucht auch selbstredend astrologische Kenntnisse, um die sieben astralen Einwirkungen der entsprechenden Planeten — Jupiter, Venus, Saturn, Mars, Merkur, Sonne und Mond — zu unterscheiden. Die Fläche des Handtellers ist nach diesen Planeten eingeteilt.

Welchen Wert die Römer auf die Hand legten, beweist die Tatsache, die man Julius Cäsar nachsagte, er betraute nie einen Menschen mit einem wichtigen Auftrage, bevor er nicht dessen Hand chirologisch untersucht hatte; der römische Gruß, den die Fascisten wieder aufgenommen haben, spricht für sich, der kundige Chirologe fühlt, wenn auch nur in großen Umrissen skizziert, wes Geistes Kind er vor sich hat, beim Erblicken der erhobenen grüßenden Fascistenhand.

Die Perser zeigten die seltsame Sitte, ihre Hände zum Zeichen der Unterwürfigkeit im Gewande zu verbergen, wenn ihr Monarch kam. Bei näherer Betrachtung konnte man dieses Händeverbergen als Selbstschutz bzw. Schamgefühl auffassen.

Bei den Mohammedanern begegnet man der Hand als heiliges Zeichen. Stilisierte Hände sieht man auf Mauern und Türen in Tunis. Dieses Zeichen soll vor Unglück, Krankheit und Tod schützen. Auch auf allen phönizischen Mosaiken begegnet man diesem mystischen Zeichen. Die Ursprünge des Handzeichens verwischen sich und verdämmern in vorhistorische Zeiten.

Um Hände mit Erfolg zu analysieren, beobachtet man zunächst die äußere Physiognomie der Hand und der Geste, ohne sich bei Einzelheiten aufzuhalten. Es wird uns sofort fühlbar, ob wir einen kühnen, zurückhaltenden, überschwenglichen, lustigen oder melancholischen Menschen vor uns haben, je nachdem er seine Hände bewegt; wichtig ist bekanntlich auch der Ausdruck eines Händedrucks; jede Charakter-Nuance hat ihre bestimmte Ausdrucksform. Auch die Proportion der Länge zur Breite der Hand ist zu beobachten.

Es ist ganz leicht, schon auf den ersten Blick drei Haupttypen zu unterscheiden; nämlich: erstens die „Materiellen", zweitens die „Intellektuellen" und drittens die „leidenschaftlich künstlerischen Hände". Von diesen nun lassen sich unzählige gemischte Typen ableiten, wie ein buntes Durcheinander eines lustigen Karnevals. — Da sehen wir die längliche Hand mit eckigen Fingernägeln, und es drängt sich uns das Bild des wissenschaftlichen Menschen

auf. Kommt ein langer Zeigefinger hinzu, so ist es eine Herrscherhand. Napoleon I. Zeigefinger war länger als sein Mittelfinger (ein seltenes Vorkommen). Nun hatte Napoleon immerhin eine fast weiche, mittelgroße Hand, die eine große Empfindsamkeit des Herzens verrät. Denken wir an die große Neigung zu seiner Gemahlin Josephine, deren Tränen ihn stets entwaffneten und ihn zwangen, ihr jeden Wunsch zu erfüllen. — Erst wenn ein plumper, an der Spitze breiter Daumen dazukommt, die Nagelbildung kurz und grob ist, könnte man auf exzentrische Herrschsucht schließen. Aber! Nicht jeder Inhaber eines auffallend langen Zeigefingers ist ein Napoleon. Da müssen noch viele andere Linien, Formen und Zeichen hinzukommen.

Die breiten Handteller mit kurzen, eckigen Fingern weisen auf Ingenieurtalente. Selbstverständlich sind alle dazugehörigen Mischformen zu beobachten, da jede Begabung mehrfachen Ursprungs ist und von jedem Temperament verschieden entwickelt wird.

Eine ganz besonders große Rolle spielt der Daumen. Er ist der Wegweiser aller Fähigkeiten, zuweilen auch ein großer Revolutionär; mit einem Federstrich vernichtet oder erhöht er alle übrigen vorhandenen Qualitäten der Hand, denn er ist ja das Thermometer der Energie, des Temperaments, der Anpassung, der Kritik, der Logik, des Anlaufs zur Tat. Wohl dem, der einen stattlichen Daumen sein eigen nennt.

Eine sehr interessante Hand sagt man der berühmten Sängerin Schröder-Devrient nach; ihre sämtlichen vier Finger: Zeige-, Mittel-, vierter und kleiner Finger waren einer wie der andere, genau von derselben Länge, der Daumen stattlich groß, voller Energie und Kritik, die inneren Handlinien glatt und ununterbrochen, also alles läßt auf großes Talent schließen, große Chancen und Glück.



Karl Geiser

Schopenhauer und Kant haben gleichzeitig mit knotigen, philosophischen Fingergelenken einen langen, schlanken, biegsamen Daumen, voller geistiger Tatkraft und hervorragender Kritik gehabt. Im Théâtre Français in Paris steht die Statue Voltaires vom Bildhauer Houdon modelliert. Es fallen sehr lange Daumen mit eckiger Nagelform auf. Der Ausdruck dieser Hand ist der Typ des reinen Intellekts.

Nun wären noch die inneren Handlinien im Handteller zu berücksichtigen. Vor allem die Lebenslinie. Sie läuft um die Maus herum. Im Altertum wurde diese Linie die Venuslinie genannt. Sehr feinsinnig gedacht. Venus, die Göttin der Liebe, somit Erzeugerin allen Lebens, dadurch Schutzgöttin der Linie.

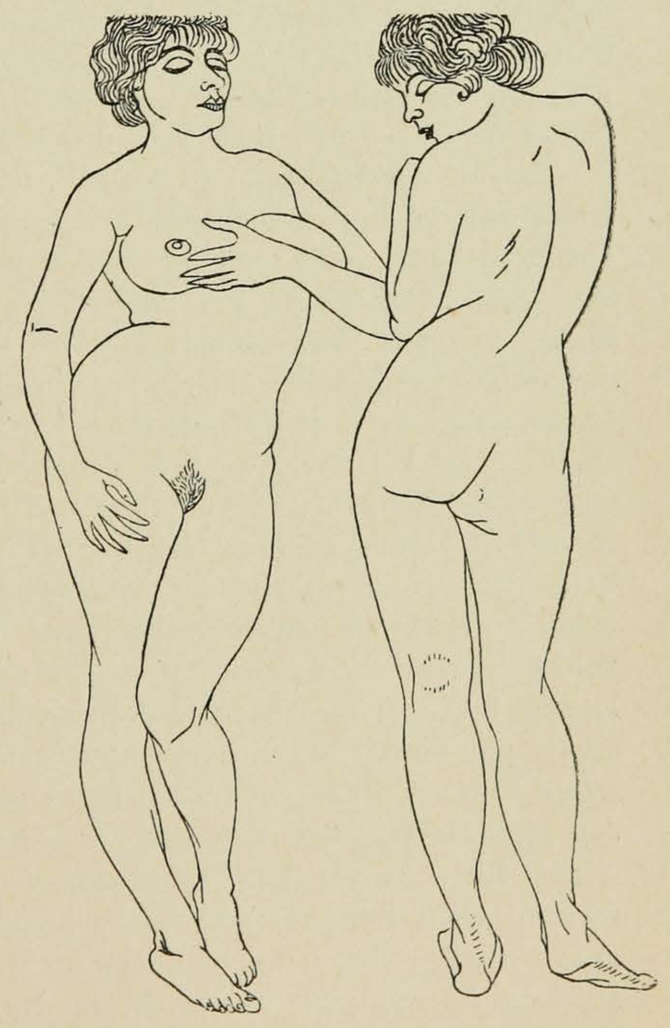
In dieser Lebens- oder Venuslinie sind auch Krankheiten, Unfälle, deren Termine, der Auf- und Abstieg des Allgemeinbefindens und Lebensdauer angegeben. Allerdings müssen die übrigen Handlinien immer zur Unterstützung und zum Vergleich herangezogen werden.

Die Herzenslinie, diese horizontale Linie, die unter dem kleinen Finger entspringt und oft bis zum Zeigefinger weiterläuft, plaudert alle Gefühls- und Herzensgeheimnisse, Siege und Enttäuschungen aus. Eine gefährliche Verräterin, ein unerbittlicher Spiegel aller Gefühlsmöglichkeiten.

Dazu kommen die übrigen Linien; die Kopf- und Sonnenlinie, der Venusring, die Merkurlinie und die vielen kleineren Linien. Es kommt immer darauf an, wie sie zueinander stehen und über welche Flächen sie laufen. Dann gibt es noch Kreuze, Sterne, Punkte, Dreiecke, Quadrate und Kerben. Das alles präsentiert sich wie eine Generalstabskarte. Das geübte Auge sieht sofort die Marschroute, die dem Handinhaber vorgezeichnet ist. Wer tapfer marschiert, die Wegweiser beachtet, die Hindernisse mutig überwindet, die nötige Rast einhält, erfüllt seine Lebenswanderung und findet sein Ziel. Nur der sachkundige Chirologe allerdings ist fähig, die vielen Zeichen in ein lesbares Alphabet umzuwandeln, dieses zu Worten zusammenzufügen, um wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen oder letzten Endes die oft sich widersprechenden Zeichen und Formen wie bunte Steine nach langem Abwägen zu einem harmonischen Mosaik zusammenzufügen.

Es kommt auch vor, daß man auf Hände stößt, deren Linien und Zeichen gegen alle anerkannten chiromantischen Regeln verstoßen. Hier ist es nötig, die Begabung der Divination einzusetzen resp. sich vollkommen seiner Einfühlung zu überlassen.

Ich wiederhole nochmals: Die Chiromantie dient unserer Selbsterkenntnis, der wichtigsten Aufgabe unseres Lebens, durch die allein wir dazu gelangen, uns über uns selbst hinauszuerheben.



Nägele Radierung (Verlag Gurlitt)

# W A H R S A G E R

Von

*RUDOLF GROSSMANN*

Charakterkunde kennen heute viele. Das Deuten von Persönlichkeit, Schicksal, Zukunft mit oder ohne gehabte oder in Aussicht stehenden Krankheiten, Heiraten oder wichtige Briefe ist gesellschaftsfähig geworden.

Feinere Cafésatzmagie! Manche können manches, andere haspeln sich mühsam am Notseil erlernter, billig zu habender Zeichen weiter.

Wir rücken heute nach Ueberwindung des materialistischen 19. Jahrhunderts der Seele von allen Seiten auf den Leib.

Das große Reich des Unbewußten, des wirklichen Seelenlebens, beginnt sich erst zu erschließen. Die Wissenschaft hat sich erst zögernd hineingewagt, ihre Methoden und Apparate funktionieren noch nicht recht, und die eigentliche Entdeckerarbeit leisten noch die kühnen oder schlauen Pioniere, die Träumer und Weisen, die Eroberer der sogenannten vierten Dimension.

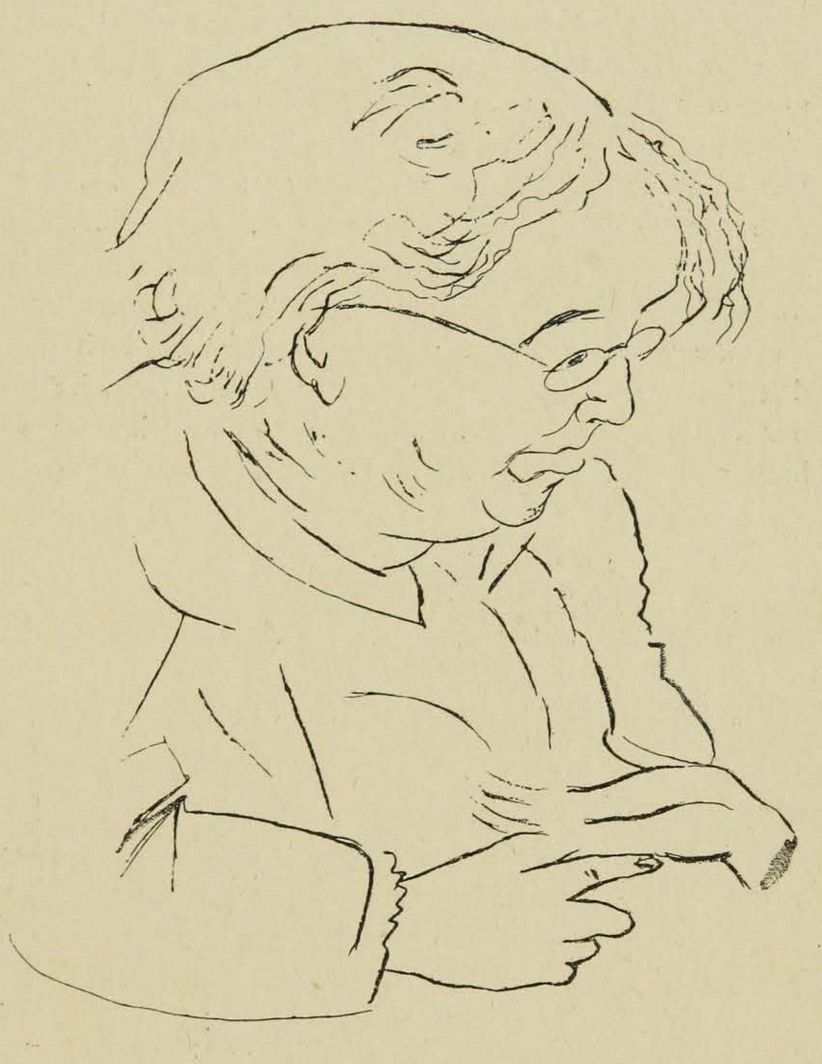
Mit den wissenschaftlichen Versuchsmethoden stehen sie auf gespanntem Fuß. Sie funktionieren nicht gern auf Kommando! Sie verlangen vom Beobachter eine besondere Einstellung. Alle erzählen gern von ihren Sichten in die andere Welt und suchen ihr Fühlvermögen an Dutzenden von Fällen dem Neugierigen zu demonstrieren. Vieles, was sie erzählen, ist nur Füllsel, nur Ballast, um den Geist der steigenden Erwartungen zu spannen. Aber im Okkulten zählt nur Selbsterlebtes! Und auch dann bleibt immer etwas Vexatorisches, immer derselbe trübe Bodensatz des Unbekannten, Unerforschten.

Sie sind durchgehend „Praktiker", lebenserfüllte, ergriffene Naturen. Die Einzelseele in ihrer besonderen Artung ist ihre Welt. Wenn man sie Charakterologen nennt, faßt man ihr Wesen und Wirken eigentlich zu eng. Denn sie spüren nicht nur die Fülle der Eigenschaften und die Sonderheiten des von ihnen „erlebten" Individuums auf, sie erkennen das Gesamtbild, wissen oft um Dinge, die dem Bewußtsein des einzelnen selber verborgen sind, um Langversunkenes oder erst Vorgeformtes, können Warner oder Führer werden, aufrichten oder zerstören. — Wie sie selber arbeiten, entzieht sich meist ihrer eigenen Erkenntnis. Sie fingern körperlich an Kopf, Gesicht und Wuchs des Menschen herum, nehmen Gegenstände seines täglichen Gebrauchs, um sich daran weiterzutasten, wissen von seinem Innendasein, seinen Neigungen, seinem Beruf, ergründen verborgenste Taten, sprechen aus, was einer am liebsten ißt, welche Frauen ihm liegen, welche Geschäfte ihm glücken, vor was er sich hüten muß. Andere ergründen den Menschen, indem sie ihn bloß ansehen, mit ihm reden, sich erzählen lassen, wieder andere dringen vermittels seiner Handschrift in das Individuum ein. Auch sie sind trotz aller Sachlichkeit der Methode durchaus moderne Zauberkünstler, gerade wie die ihnen im gewissen Sinne verwandten Astrologen von heute, denn bei beiden Erkennensformen reicht Kenntnis und Anwendung der Regeln und Gesetze längst nicht aus; lebendige Schau tut hier das wichtigste, sie ist nicht zu lehren, obwohl sie freilich entwickelt werden kann. Irgendeinen Sinn, scheint es, haben sie zu eigen und besonders entwickelt, der den anderen Menschen fehlt oder im

Lauf der Kulturen abdressiert wurde. Jedenfalls beschnüffeln sie uns vermittels dieses Sinnes in der vierten Dimension.

Wir haben drei der bekanntesten dieser vielumstrittenen wahrsagenden Phänomene besucht. *Anna Karlik.* Eine Frau von einfachem, kleinbürgerlichem Aussehen — scharfkantiges Gesicht — trotzdem hat sie etwas Warmes, mütterlich Interessiertes.

Ausgesprochene Mimik — bald sieht sie etwas ekstatisch nach oben, bald trifft uns ein scharf beobachtender, etwas schlauer Seitenblick — sie ist Sächsin —, dann sieht sie wieder nachdenklich ernst. — All diese Ausdrucksbewegungen wechseln sehr schnell, sie gestikuliert dabei eifrig mit den Händen und Armen, mit denen sie beschwörend kreisende Bewegungen macht wie eine Zauberin. Das gibt ihr etwas geheimnisvoll Huschendes, schnell Aufnehmendes und sich wieder Verflüchtendes. Sie braucht äußere Anregungen, wie Karten, astrologische Bücher, wie sie selbst sagt, nur noch, um sich umzustellen, das heißt bei den vielen Klienten sich vom Früheren abzulösen und auf den Neuen einzustellen. Sie scheint von Stimmungsmomenten sehr abhängig wie alle intuitiv hellseherisch Begabten. Sie erzählt gern Fälle, die ihre Kunst ins rechte Licht setzen sollen. — Sie sieht, versichert sie, Bilder aus Vergangenheit und Zukunft bei ihren Besuchern, ähnlich wie jeder von uns sich eigene Erinnerungsbilder aus seinem Leben hervorrufen kann. Die Bilderreihe ist dann unterbrochen, wenn jemand der nahe Tod bevorsteht.

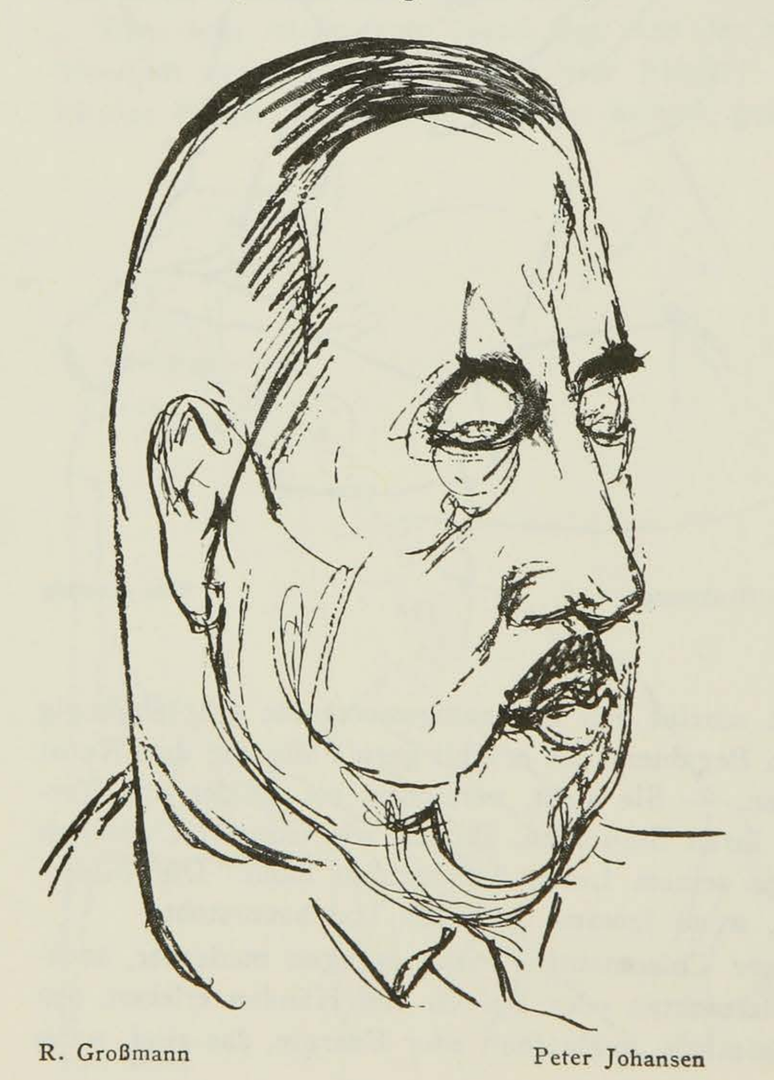


R. Großmann — Frau Raschig

*Frau Raschig,* die Berliner Chiromantin, wirkt dagegen moderner, sachlicher. Was wir alle beim Betrachten oder Spüren von Händen erleben, den Grad ihrer Geistigkeit, Fühlsamkeit, Schlaffheit oder Energie, das sind, wenn

auch richtige, doch nur vage Umrißlinien dessen, was eine Hand wirklich „zu sagen" hat. Charakter, Schicksale, vergangene Erlebnisse, Aussichten, Gefahren, all das erzählt ihr die Hand, mit der sie sich befaßt, und in einem eigenen Buch hat sie viele schwarze Hände abgedruckt und ihr „Mene Tekel" festgehalten. Viele berühmte und einflußreiche Leute haben ihr die Hand entgegengestreckt und vor dieser Hexenmeisterin den Respektshut gezogen.

Wirklich, wer sie so sieht in ihrer mittelalterlichen Rundlichkeit mit dem geröteten Antlitz, den scharf aber nicht stechend, doch unerbittlich sich festsaugenden Aeuglein hinter den großen runden Gläsern, der wird an allerlei Sonderbares erinnert. Gewiß nicht an die Hexe der Kindermärchen oder vergangener Angstjahrhunderte. Wohl aber an jene geheimnisvollen Frauenwesen, die zu allen Zeiten in irgendeiner Form als „weise Frauen" die Schritte Rat- und Zukunftheischender auf sich lenkten. Aber sie ist dabei keineswegs eine Orakelspenderin. Ihr „Sehen", ihre Einfühlungskraft scheint wissenschaftlich geleitet und bestimmt, sagt nur, was sie verantworten kann, kennt das Wie und Warum ihrer Deutung, hat Ernst und Methode. Trotzdem ist sie eine weise Frau! Sie ist es und bleibt doch ganz auf dem festen Boden der Realität. Sie gespenstert mehr berlinerisch, im Gegensatz zu den Münchener Hellsehern. In München gibt es nämlich noch richtige Gespenster außerhalb von uns, selbständigen Daseins, dem Urboden oder vergangenen Zeiten irrlichtisch entstiegen. In Berlin aber gespenstert der Berliner höchst persönlich, d. h., er wird durch die Schnelligkeit und Präzision des Umtriebes und Ablaufes in seiner Stadt aufgerieben, so daß er irgendwo ganz durchsichtig wird und manchmal etwas fadenscheinig Gespenstisches an ihm herausguckt. Aber nur für kurze Momente, flugs rettet er sich wieder ins Maschinelle, in die 100 PS und täuscht sich unglaubliche Vitalität und Strammheit vor. Hier ist Frau Raschigs Feld der Tätigkeit. Hierher gehört sie, hier ist sie einzig.



R. Großmann — Peter Johansen

Zum Schluß noch zu dem berühmten Hellseher *Peter Johansen*. Er gehört auch zu den dicken „Sehenden", die phlegmatisch

wirken, aber unter ihrem sehenden Fett seelisch erzittern.

Ein rundlicher Seelenkloß — nur sein turmartig aufsteigender Schädel ist eckig und sieht wie ein Leuchtturm über allzugewohnte Horizonte hinweg. Fast orientalische Ruhe — Innenschau hinter vollgewölbten, gesenkten Augendeckeln — manchmal hat man auch das Gefühl, daß er nichts sieht, sich ausruht, sich abwartend empfangend verhält. Man müsse ihn, meint er, auf die Fährte setzen wie einen geistigen Spürhund. Man reicht ihm irgendeinen Gegenstand, den man bei sich trägt. An dem tastet er sich weiter. Phantome sind ihm etwas Alltägliches.



R. Großmann Der Charakterologe

Er sieht sie vom nebulosen Schein bis zur körperlichen Dichtigkeit. Aber ich bin kein Spiritist, meint er, sondern Theosoph. „Wenn ich Zukünftiges sage, kann ich mich irren, da wir in der geistigen Welt keine Zeit haben.“ Zeit und Raum ist bei seiner Art von Schauen aufgehoben. Er sieht also immerhin nur Sachen, die da sind, irgendwo geschehen. An der Wand steht gedruckt:

„Infolge der Streitigkeiten, die sowohl die Oeffentlichkeit wie die Wissenschaft erregt haben, mache ich hiermit die für meine Konsultation geltenden Bedingungen bekannt, wie sie bisher schon immer in Geltung waren:

Ich beschäftige mich in erster Linie mit Psychometrie (Psychometrie ist der wissenschaftliche Name für das Fühlvermögen der Seele in Raum und Zeit). Die Leistungen aller sensitiven Personen auf dem Gebiet des räumlichen und zeitlichen Fernsehens sind unsicher, weil diese von Umständen abhängen, die weder in meiner Macht noch sonst in der Macht eines Menschen stehen. Es handelt sich stets nur um Versuche, die wertvolle Fingerzeige geben können, aber immer kritisch betrachtet werden müssen. Eine Garantie für den Erfolg oder das Eintreffen kann daher niemals übernommen werden. Das Honorar wird nicht für den Erfolg, sondern für meine Arbeitsleistung bezahlt!“

# SCHLAFWAGEN

Von

*KARL CHRISTIAN v. LOESCH*

Es passieren die merkwürdigsten Dinge. Ich fuhr an einem Freitag abend nach Wien, mit der Absicht, unterwegs Ihnen eine Anklageschrift über die Geschmacklosigkeiten unserer Eisenbahnwagen zu schreiben. Wie üblich, war der Tag über und über ausgefüllt, und ich kam erst eine Minute vor Abgang des Zuges auf den Bahnhof. So stürzte ich in mein Abteil, öffnete die Mappe, nahm Papier und Bleistift heraus, und sah mich dann um, um die richtigen Eindrücke zu sammeln. Stellen Sie sich diese Verschmitztheit der Eisenbahnverwaltung vor: in dieser Schicksalsstunde hatte mich die Mitropa in den Wagen Nr. 315 gelegt, der vor einer Woche in Dienst gestellt worden war und allen Anforderungen genügt, die ein ausschweifender Geist heute an moderne ästhetische Einrichtung eines Verkehrsunternehmens stellen kann. Dieser Wagen war in der Tat von den Deutschen Werkstätten eingerichtet! Das erfuhr ich von einem Kundigen. Alle jene Gemeinheiten älterer und moderner Technik, die unser Herz verbittern, waren vermieden. Es gab weder den historischen Plüsch, noch die Jugendstillampe. Sondern man saß auf einem großen bequemen Schlafsofa, das mit einem modernen Streifenmuster bezogen war. Der Teppich, offenbar eigens gewebt, machte mit seinem lustigen Muster die Bewegungen der verzwickten Grundfläche des Abteils mit, eine wirklich geniale Lösung. Die Bauhauslampen paßten ganz genau zu dem Zweck, zu dem sie bestimmt waren! An einer großen Scheibe ließ sich das Fenster so bewegen und feststellen wie in einem Auto. Ja, man hatte sogar das Linkrusta vermieden, jene Bosheit der 90er Jahre, die eine unlösbare Symbiose mit den Eisenbahnwagen eingegangen zu sein schien. Statt dessen waren die Decke und die oberen Teile der Wand ganz schlicht mit Ahornfurnier bekleidet. Hätte ich nicht in einer unscheinbaren Ecke einen herabklappbaren Kleiderhaken entdeckt, der noch (genau wie früher) das Wort „Mitropa" in üblem Bronzeguß trug, so hätte mich nichts mehr aus vergangenen Zeiten angeheimelt. Also sind wir um eine Enttäuschung reicher und der Querschnitt um einen Aufsatz ärmer geworden. Den Stachel der Bitterkeit im Herzen, ließ ich frühzeitig mir das Bett machen und schlief mit dem letzten Schmöker von Wallace in den sich lösenden Händen zehn Stunden, ohne aufzuwachen. Es wird freilich noch viele Jahre dauern, bis wir nur noch in solchen Wagen fahren. Denn wie Sie wissen, muß die Reichsbahn nach dem Dawes-Plan täglich zwei Millionen Goldmark für das Ausland herauswirtschaften. Das ist das Geld, das man vor dem Kriege in Bahnhofsbauten steckte und das man heute zur Erneuerung der Wagenparks so gut würde gebrauchen können. Die Duplizität der Ereignisse bestätigte sich übrigens auch am Freitag wieder. Ich kaufte mir die Nachtausgabe und las dort, daß vom 15. Mai ab auf der Strecke Amsterdam—Köln—Freiburg—Basel ein Pullmanzug der Reichseisenbahnverwaltung — der erste auf dem europäischen Festlande — laufen werde. Nach den Erfahrungen des Schlafwagens steht zu erwarten, daß dieser Pullmanzug die Greuel der Postkutschenzeit, des Tapezierstils und der Lin-

Elie Lascaux, Dächer im Schnee, Oelgem.

Photos Galerie Simon

Elie Lascaux, Der Leuchtturm, Oelgem.



Ausstellung bei Billiet

Frans Masereel, Paris bei Nacht, Aquarell



Photo Globophot

Aus der Ausstellung „Landhaus und Garten“ bei Friedmann u. Weber

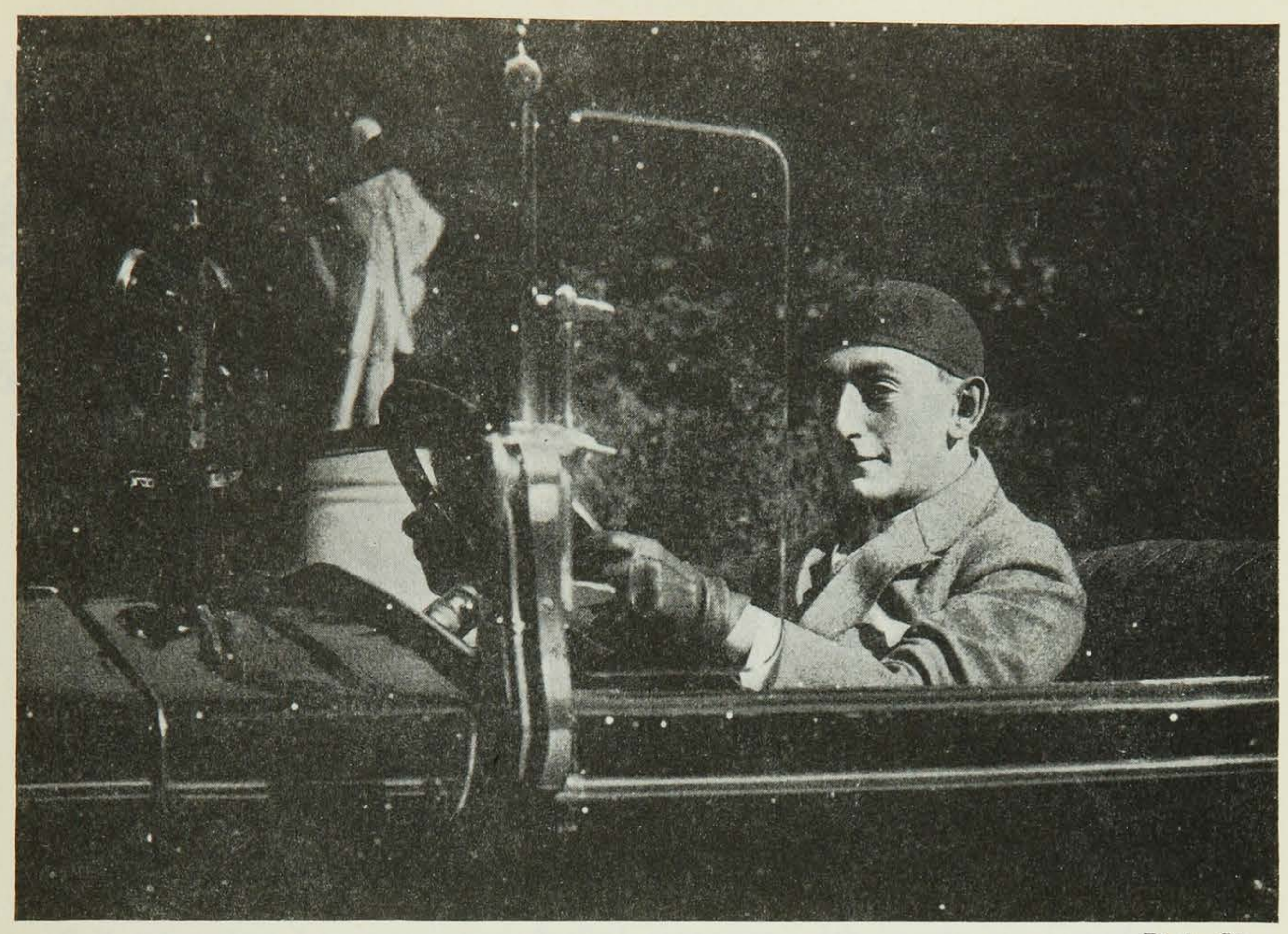


Photo Stone

Paul Graetz, der erfolgreiche Matrose des Broadwaystücks „Nr. 17", in seinem Fiatwagen

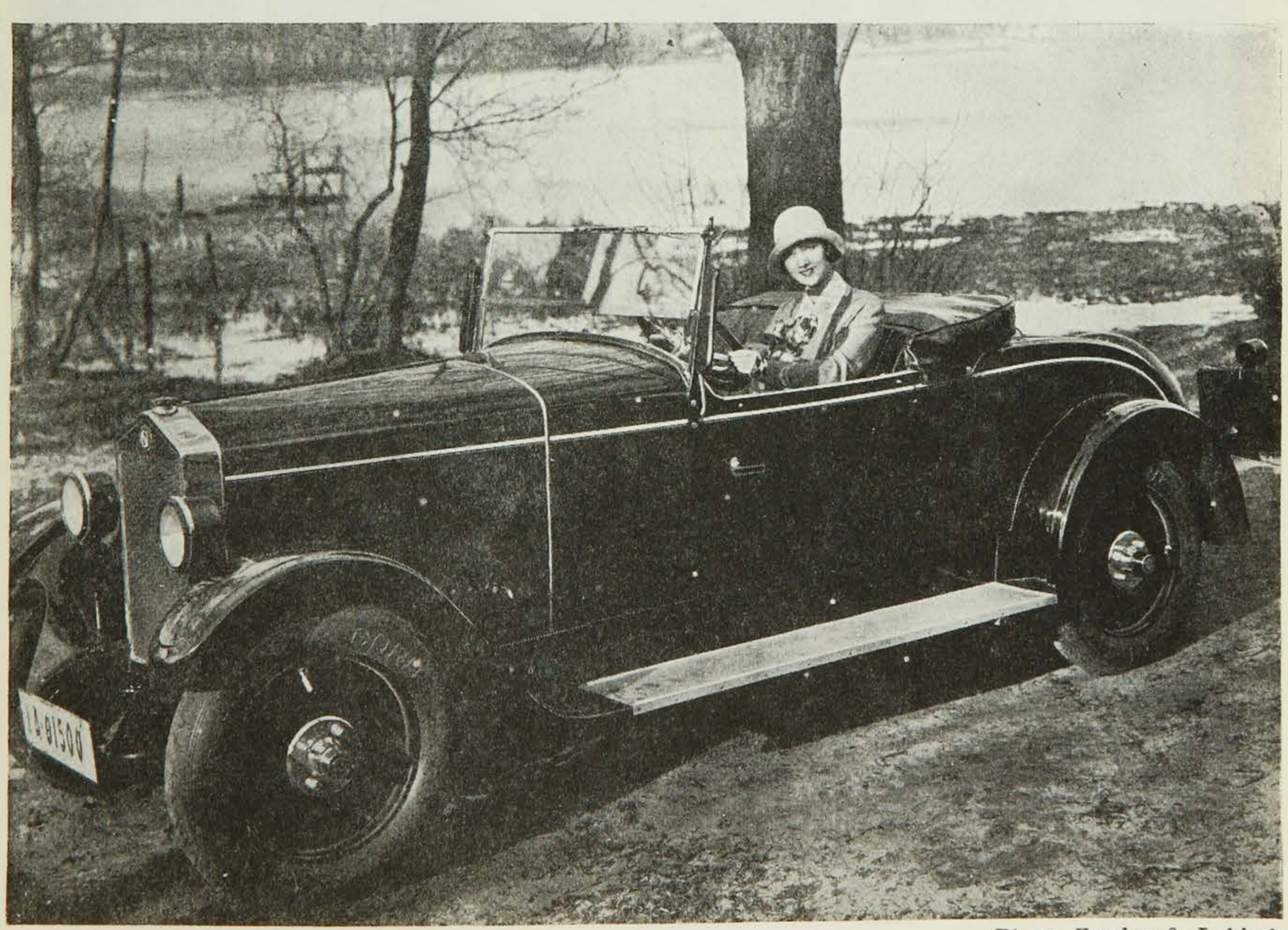


Photo Zander & Labisch

Vera Engels in einem 6/30 NSU-Roadster




Photo W. Süßmann

Der eiserne Gustav auf der Fahrt nach Paris



Pacific u. Atlantic Photo

Prinz Joachim Albrecht auf der Fahrt nach New York

krustafabriken vermeidet. Es scheint also doch Tag werden zu wollen, und der „Silberstreifen“ ist tatsächlich vorhanden. Ja, man hat sich offenbar entschlossen, gerade die Linien, die viel von Ausländern benutzt werden, zuerst herzurichten. Recht so! Vor dem Kriege hatten wir es nicht nötig, unsere guten Seiten zu zeigen, oder wir glaubten es wenigstens nicht nötig zu haben. *Heute sollte jeder Eisenbahnzug auf internationalen Linien, die durch Deutschland gehen, eine Art von fahrender Reklame deutscher Industrie und deutschen Gewerbes sein.* Von einer Reklame ohne Anpreisung, die nur durch ihren Geschmack und ihre Zweckmäßigkeit wirkt. Ohne Luxus, denn wir sind ja arm geworden, aber doch mit einer gewissen Behaglichkeit ausgestattet.

# ELIE LASCAUX

Von

*MAX JACOB*

Von einem Gemälde sollte man eigentlich nur zwei Worte sagen: es ist gut, oder es ist schlecht. Fügt man etwas Literatur hinzu, so bleibt man schon nicht mehr bei der Sache. Wenn man fachsimpelt, langweilt man den Leser, der nichts davon versteht, Gottseidank, gar nichts.

Soll man über Lascaux einen Artikel schreiben? Ich würde ein Gedicht vorziehen. Dann müßte man aber wieder imstande sein, das Gedicht über Lascaux zu schreiben. Dies Gedicht müßte man gegen den Himmel schreiben, auf den Himmel drauf, mitten in den Himmel. Lascaux malt mit dem Geist, mit einem ganz von Zartheit durchtränkten, nach dem Uebernatürlichen strebenden Geist. Diese Malerei ereignet sich nicht auf der Erde und möchte höher hinaus. Der Geist ist das Wesentliche, die Ergriffenheit ist aber noch wichtiger. Die wahre Intelligenz ist Sympathie, und wenn im Grunde jedes Werk nichts bedeutet, als daß man etwas verstanden hat, so wäre es nötig, sich über den Sinn des Wortes „verstanden“ zu einigen. „Lacht mit den Lachenden, weint mit den Weinenden“ sagt das Evangelium. Verstehen, das heißt, erschüttert sein. Beruht die ästhetische Intelligenz von Lascaux hierauf? Gewiß, und zugleich noch auf etwas anderem.

Lascaux ist im eigentlichen Sinne ein Maler engelhafter Art. Wir haben keinen solchen Maler: mehrere haben den Ehrgeiz gehabt, diesen Titel zu verdienen: man glaubt, zur Engelhaftigkeit, zum Angelismus zu kommen durch die kubistische Konstruktion: je gedrängter die Komposition, um so „reiner“ das Bild. Ich will nicht sagen, daß Lascaux nicht komponiert; er komponiert sogar auf eine wirklich neue und originelle Weise. Bei einem neuen Manne (und Lascaux ist ein neuer Mann) ist alles neuartig. Aber er hat vor allem eine engelhafte Seele. Lascaux verteidigte auf der Butte Montmartre die Schwachen und die Armen mit aller Kraft seiner Rede und seiner Fäuste, eben, weil er von engelhafter Art ist. Die Kameraden erinnern sich an diesen Kampfhahn aus Limoges. In dieser Epoche war seine Malerei pathetisch wie sein Leben, brutal wie das Leben der armen Künstler. Heute ist seine Malerei

virgilisch, weil Lascaux' Seele sich entfaltet hat. Er zeigt das, was er ist, und er ist die Reinheit, die Größe und die Zartheit. Er verklärt die Natur, er zieht sie zu seiner Höhe empor, und das ist sehr hoch.

Das, was diesen Idealisten von jedem anderen unterscheidet, ist, daß er sich niemals verliert. Er zeichnet mit Strenge, mit einer unschuldsvollen Pedanterie. Er jagt hinter der Wirklichkeit her, um sie zusammenfassen zu können, um sie ins Gleichgewicht zu bringen bis in die verborgensten Schlupfwinkel des Bildes. Der Idealismus liegt für ihn nicht nur im Gefühl, er liegt in unerwarteten lyrischen Modulationen, in Ornamentierungen, die an die kunstvollen Initialen alter Meßbücher erinnern (wenn man schon vergleichen muß). Der Idealismus liegt auch in der Farbe, die er ganz weich macht und harmonisiert, womit er auch noch die Blasiertesten überrascht.

Viele trauern dem grimmen Lascaux der frühen Porträts, dem Pathetiker Lascaux nach. Mir scheint, als sei er immer derselbe —: er singt nur in einer anderen Tonart. Daß er fortfahre, zu singen, das ist alles, worum ihn die Liebhaber der wahren Schönheit bitten. —

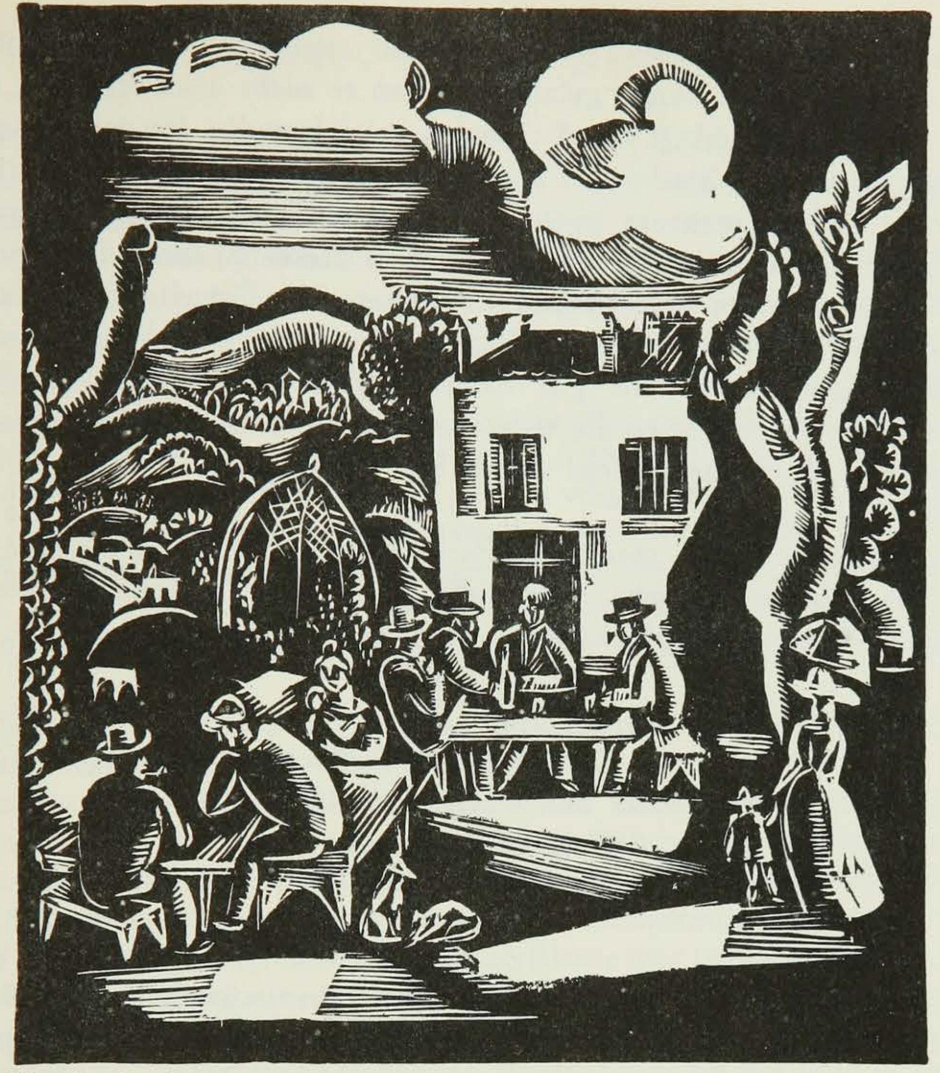
# JAPANISCHE REISENOTIZEN

Von

*P. G. NASCHÉR*

Das Schrecklichste an den japanischen Bahnen sind die — Globetrotter! Sie finden etwas dabei, daß der Fahrgast im Schlafwagen sich im Negligé zeigt, daß der Gebete hersagende Shintoist die Nachtruhe stört, daß am Tage die kleine Japanerin ihre Sandalen abstreift und sich auf die Fersen kauert, weil ihr dies gemütlicher ist als stundenlanges, ungewohntes Sitzen.

Hört der Japaner solchen oder überhaupt Tadel über sein sakrosanktes Land, dann lächelt er. Duldsam und selbstbewußt; er weiß, daß vielleicht manches im Westen besser ist, daß aber keine andere Nation der Welt in Japan das hätte fertig bringen können, was er, der Japaner, zuwege brachte. Das Inselreich ist und bleibt das Land der Kontraste. In den Straßen der Städte versuchte der Rickschah mit dem Auto schon zu einer Zeit Schritt zu halten, als wir in Europa uns für Rekorde noch wenig begeisterten. Seit vier, fünf Jahrzehnten geht dem Japaner der Rekord über alles, der Reisende spürt Rekord und Kontrast: neben dem sechs-, siebenstöckigen Bürohause in Nihombashi die niedrigen Parterrehütten von vorgestern, neben der auf Sandalen trippelnden Madame Butterfly mit dem pomadisierten Riesenzopf die florettfechtende japanische Studentin mit Bubenkopf. Die Natur hat Japan mit einer Hand gesegnet und mit der anderen Gaben verteilt, die ihm unheilvoll sind, jedes andere Land am Fortschreiten gehindert hätten; beim Japaner löste dies die bereits vorhandene Zähigkeit und Tatkraft aus, das japanische „ich will" wurde bis zum Aeußersten angespannt. Kein Land der Welt hat einerseits so viele und so ergiebige heiße Heilquellen, keines solche Flora wie Japan, nur Schweden, die Schweiz und Oesterreich einen derartigen Reichtum an Wasser-



Hermine David Holzschnitt

kräften. Andererseits wird aber kein zweites Land so häufig und so ständig von Natur-Katastrophen heimgesucht: Stürme, Feuersbrünste, Erdbeben, Ueberschwemmungen sind an der Tagesordnung.

Vor sechzig Jahren kannte man in Japan nur Ochsengefährte und Sänften. Damals bestimmte der britische Gesandte die Regierung, einen Versuch mit der Eisenbahn zu machen, es wurde eine halbe Million Pfund ausgeworfen und die Bahnlinie Tokio—Yokohama erbaut. Da Ney in London eine Bahnanleihe placierte und der Kaiser bei der Eröffnung anwesend war, begann man, planmäßig Bahnen zu bauen, heute ist das Eisenbahnnetz fast 13 000 Meilen, die Spurweite im ganzen Lande 3 Fuß 6 Inches (zirka 1 Meter). Die Bahnen sind das Allermodernste, und Japan ist das erste Land, das die vom Völkerbunde empfohlene automatische Kuppelung zur Verhütung von Angestelltenunfällen obligatorisch machte.

Dem Bahnbau stellen sich ungeheure technische Schwierigkeiten entgegen, und anfänglich hatte man auch gegen Tradition und Aberglauben anzukämpfen. Der Japaner, so sehr er auf Tradition eingestellt ist, denkt aber schnell und geht darüber hinweg, wenn es zum persönlichen oder zum Vorteil des Landes ist. Die Bahnen, private und staatliche, sind heute so geleitet, daß manche europäischen Staaten hieraus lernen könnten. Zum Beispiel die zweisprachigen

Inschriften auf den Stationen (japanisch und englisch). Kein Bahnbeamter kann zu einem höheren Range gelangen, wenn er nicht auch Englisch spricht, und die zur Bequemlichkeit der Reisenden mitfahrenden kleinen Jungen, die dem Passagier auf den Stationen Früchte, Zeitungen besorgen, die Kleider abbürsten, den Wagen mehrere Male am Tage ausfegen, sprechen durchwegs pidgeon English und danken auch freudigst in dieser Sprache für ein Trinkgeld. Wehe aber, wenn sich jemand untersteht, dem Schaffner ein Trinkgeld anzubieten! Fast alle japanischen Wagen haben rote oder weiße Streifen in den Glasscheiben, die ich mir gar nicht erklären konnte: Sie dienen dazu, Fahrgäste vom flachen Lande, die teilweise noch nie Glas gesehen haben, davor zu bewahren, daß sie ihren Kopf durch das geschlossene Fenster zu stecken versuchen.

Im Speisewagen erhält man europäische Gerichte, die Table-d'hôte-Karten sind in französischer Sprache ausgestellt. „Modern Transport" zitiert eine solche pseudofranzösische Menukarte wörtlich:

DINNER.
Yen 1,70
Consommé au Tapioca
Beefsteaks aux Pommes à l'Anglaise
Beignet de Banas
Fruite de Saison
Caf

Es gehört zum guten Ton, daß auch der japanische Fahrgast nicht den häufig mitfahrenden japanischen Speisewagen benützt, sondern den europäischen. In ersterem gibt es Daikon (japanische Radieschen), Tee, gebratenen Fisch. Fährt keiner mit, kann man auf den Stationen hübsch zugerichtete Körbchen mit Milch, Früchten, Tee, Reis erhalten. Serviette und Stäbchen sind natürlich auch dabei.

Der Japaner läßt sich die Hebung des Fremdenverkehrs sehr angelegen sein und rührt mit wieder typisch japanischer Geduld, Ausdauer und Geschicklichkeit die Werbetrommel für die „Schweiz des fernen Ostens".

Unentwegt späht er nach neuen Möglichkeiten. Auf einem Bankett in London erklärte der japanische Botschaftssekretär im vorigen Monat, daß in kurzem der Staat mit der Elektrisierung seiner Bahnen beginnen werde. Im Jahre 1924 gab es in Japan 243 Meilen elektrische Bahnen, Ende 1927 bereits 1900 Meilen, auf denen 9000 Waggons verkehrten. Japan ist nicht nur das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, es bringt auch diese in einem Tempo zur Entwicklung, die Bewunderung erregen muß.

Lafcadio Hearn, der seinem Vaterlande die offenen Augen verdankt, und der in Japan zum Dichter wurde, ist der Ansicht, daß sich im Japaner orientalische Tugenden mit europäischem praktischen Denken und Handeln vereinigen. „The Japanese have absorbed all of our civilisation and yet keep it concealed under the flower and poetry of ancient Nippon." Und dies ist das Reizvolle am Lande der Geishas und Dampfhämmer, der Kirschenblüten und Pullman-Wagen...

# BÜCHER-QUERSCHNITT

*ANDRÉ GIDE, „Der Immoralist".* J. C. C. Brun's-Verlag, Minden i. W.
L'Immoraliste, ein junger Mensch, erkrankt tödlich und begreift vor dem unentrinnbar scheinenden Tod, daß er in einer Welt der Bücher und Gelehrsamkeit existiert hatte, ohne sich seiner Sinne und der sinnlichen Schönheit der Welt und des Menschen bewußt zu sein. Das Unerwartete ereignet sich: das Leben kommt wieder, der Gesundende steht mit seinem gewandelten Lebenswillen beglückt und tragisch außerhalb aller Tradition und sehr bald im aussichslosen Kampf gegen sie. Auf eine kurze Seligkeit folgt schnell der Zusammenbruch. Richtung und Ausmaß der Sehnsucht dieses Außenseiters sind in der verfeinerten und dekadenten Persönlichkeit des Autors vorgezeichnet. Die Eigenwilligkeit und vollendete Schönheit seines Ausdrucks dringen aus jedem Satz dem Leser ins Bewußtsein. Aber man sollte diesen Besonderen in seiner eigenen Sprache lesen. Eine Uebersetzung, die für „tant pis" „um so schlimmer" setzt, ist trotz der im allgemeinen guten Wiedergabe nicht auf der erforderlichen Höhe. *B. Sch.*

*E. TIETJENS, Die Desuggestion.* Ihre Bedeutung und Auswertung. Otto Elsner Verlags-G. m. b. H. Berlin 1928.
„Desuggestion" ist nach Tietjens der Abbau bisher vorhandener fehlerhafter Suggestionen. Ausgehend von den Lehren Ziehens, Forels, namentlich aber Semons und Kammerers, gelangt T. zu einer neuen geschlossenen psychologischen Grundansicht und dabei zu jenem Begriff der Desuggestion, der das einzige helfende Prinzip bei erfolgreicher psychoanalytischer oder (auto-)suggestiver Therapie sei. Daß Desuggestion außer dieser psychotherapeutischen Bedeutung für den Neurotiker und Psychopathen auch als wichtiges Mittel der Glücks- und Erfolgslehre eine enorme praktische Bedeutung für den Gesunden hat, wird in dem streng methodischen, gedanklichen Aufbau des sehr lesenswerten Werkes ersichtlich.

*Die Tat.* Eugen Diederichs Verlag, Jena.
Diese Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit erscheint fortab unter Leitung Dr. Adam Kuckhoffs, dessen Bestreben dahin zielt, jedem Heft einen zusammenfassenden Rahmen zu geben. Forderungen, Aufgaben und Möglichkeiten der neuen Generation sowie moderne Lösungsversuche zeitloser Probleme werden in kluger Mischung zur Diskussion gestellt. Nummer 2 bietet recht beachtenswerte Beiträge zum Stand der Jugendbewegung, zur Strafrechtsreform und verwandten Themen. *L. Th.*

*Die Böttcherstraße.* Internationale Zeitschrift, 1. Jahrgang, 1. Heft. Herausgeber Ludwig Roselius (mit Professor Bernhard Hoetger und Georg Eltzschig). Angelsachsen-Verlag.
Diese neue Zeitschrift kommt, wie schon ihr Titel und der Name des Herausgebers dem Eingeweihten verrät, in Bremen heraus. Das erste Heft, pompös gedruckt, verschwenderisch mit Facsimiles und anderen Illustrationen geschmückt, versammelt anläßlich der Kölner „Pressa" um das Thema „Presse" eine Fülle autoritativer Stimmen, vom Oberbürgermeister Adenauer über Stresemann bis zu Loerke und Stefan Zweig. Eine sehr noble Publikation, die Appetit auf das zweite Heft macht, schon weil sich dann das Programmatische der ganzen Unternehmung klarer erkennen lassen wird.

*B. Z.-Karten.* Verlag Ullstein.

Der Autofahrer muß weiter und schärfer sehen als der Fußgänger. Seine leiblichen Augen reichen nicht aus, er braucht Karten, und zwar B. Z.-Karten. Sie zeigen ihm alles, was für ihn von der Gegend wesentlich ist: die besten Wege, gefährliche Punkte, Entfernungen und — auf besonderen Plänen — Durchfahrten. Mit B. Z.-Karten kann er ohne unliebsamen Aufenthalt durchfahren, er braucht niemanden zu fragen. 32 Blätter sind bisher erschienen. Sie erfassen den größten Teil Deutschlands. Weitere Karten erscheinen laufend. Jedes Blatt ist einzeln für 1 Mark, auf Leinen für 2 Mark in allen Geschäften und in allen Ullstein-Filialen zu haben.

*Prof. Dr. MARTIN MENDELSOHN, Das Herz — ein sekundäres Organ.* Eine Kreislauftheorie. Axel Juncker Verlag, Berlin 1928.

Eine glänzend vorgetragene, alle Auffassungen über Bereich und Bedeutung der Herztätigkeit revolutionierende neue Kreislauftheorie, derzufolge das Herz nicht „Motor", sondern lediglich „Regulator" des Blutumlaufs ist und die Blutbewegung wesentlich durch Saugwirkung des Gewebes und nicht durch eine Pumpwirkung des Herzens zustande kommt. Zu welchen radikalen Wandlungen von Auffassung und Behandlung der Herz- und Kreislauferkrankungen die neue, aus rein klinischer Beobachtung geschöpfte Theorie führt, wird eingehend dargelegt. *D.*

*San.-Rat Dr. GEORG BONNE, Das Verbrechen als Krankheit.* Verlag Ernst Reinhardt, München 1927.

Theoretisch in der Frage der Verbrechensursachen mit unnötiger Einseitigkeit die unbestreitbaren exogenen Momente (Alkohol, Nikotin, Syphilis, Kopfverletzungen) allein berücksichtigend, in manchen Einzelheiten oft nicht frei von Vorurteilen, bietet das Buch Bonnes die praktisch wichtige Bearbeitung seiner reichen Erfahrungen als langjähriger Strafanstaltsarzt, die kennenswert ist, auch wenn man die etwas weitgehende Maßregelgläubigkeit des Verfassers nicht mitmachen kann. *D.*

*GEORG LANGE, Erziehung als Zeugung.* Ernst Reinhardt, München 1928.

Das Buch bemüht sich um Erziehungsprinzipien auf Grund kulturphilosophischer und kulturmorphologischer Gedankengänge nach Bachofen, Nietzsche, Spengler, Frobenius. *D.*

Kriminalromane im Ullstein-Verlag:

*ERICH WULFFEN, „Der Mann mit den sieben Masken"* ist eine Hochstapler-Geschichte, die ein künstlerisch und kriminal-psychologisch interessierter Staatsanwalt verfaßt hat, anziehend durch die bestechenden Eigenschaften ihres Helden und durch die Sachkenntnis des Autors.

*LUDWIG KAPELLER, „Staatsanwalt Niedorff"* ist die von einem geschickten Schriftsteller gemachte Entdeckung, daß ein Staatsanwalt gleichzeitig als raffinierter Verbrecher seine Berufskenntnisse erweitert. Die Fabel ist so spannend, daß man nach einer Wahrscheinlichkeit erst fragt, wenn man zu Ende gelesen hat.

*GASTON LEROUX, „Das Geheimnis des Opernhauses".*

Sicher einer der spannendsten phantastischen Kriminalromane, in dem die unheimliche Atmosphäre der riesigen Pariser Oper und ihrer unterirdischen Labyrinthe festgehalten ist.

*JOSEF FRIEDRICH PERKONIG, „Ingrid Pan".* F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung.

Reizvoll an dieser feinen Novelle ist vor allem, wie eigenartig und reich der Autor Erlebnisse in der Natur und der Welt der Dinge gestaltet und daß er entsprechend auch erschütterndste menschliche Erlebnisse in eine reine weite Atmosphäre trägt und sich auflösen läßt. *B. Sch.*

*OSKAR FISCHEL und FRANZ v. VOLTO, Paul Scheurich, Porzellane und Zeichnungen.* Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf.

Scheurich ist nicht „der größte Porzellan-Künstler aller Zeiten", wie ihn in superlativer Schwärmerei Fr. v. V. nennt, wohl aber unter den deutschen Bildhauern, die Porzellan-Plastiken geschaffen haben, einer der wenigen, die diesen Stil nach Material und Form wirklich beherrschen und denen wir wirklich bedeutungsvolle, weit über den Durchschnitt herausragende Werke verdanken. Die Zahl der Arbeiten Scheurichs ist nicht sehr groß und leider auch nur einem verhältnismäßig kleinen Kreis bekannt. Da es dem Künstler vom Schicksal nicht mehr vergönnt ist, Neues zu schaffen, war es verdienstvoll vom Verlag und seinen Autoren, die Porzellane und eine große Zahl von Zeichnungen in guten Abbildungen zu reproduzieren. Sch. setzt in seinen Figuren den Stil des Rokoko fort, aber so selbständig, so gekonnt, so belebt, wie es wirklich nur ein wahrhaft Blutsverwandter vermag. Sch. ist kein Nachahmer, er ist auch nicht modern und doch beides zugleich, wie jeder große Künstler. *C. F. R.*

*RICHARD HAMANN und HANS WEIGERT, Das Straßburger Münster und seine Bildwerke.* Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Nach Bamberg und Naumburg nun Straßburg. Eine schöne Steigerung vom Romanischen über die Frühgotik zur Hochgotik. Erfreulich diese Denkmäler deutschen Bauens und deutschen Bildens in so vortrefflichen Abbildungen betrachten zu können. Auch wer die Werke selbst durch Augenschein nicht kennt, bekommt einen starken Eindruck von diesen wirkungsvollen, technisch einwandfreien Aufnahmen, die alles Können der Photographie sich dienstbar machen und alle stimmungsvollen Mätzchen vermeiden. Der Verlag kann auf diese sachliche und aus sich selbst sprechende Publikation stolz sein. *C. F. R.*

*KARL GRÖBER, Kinderspielzeug aus alter Zeit.* Eine Geschichte des Spielzeugs. Deutscher Kunstverlag, Berlin.

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, daß man sich ernstlich mit Volkskunst befaßt. Kein Wunder, daß eine Kulturgeschichte des Spielzeugs erst jetzt geschrieben wurde. Der Verleger hat es zum Glück vermieden, ein amüsantes Bilderbuch mit oberflächlichem Text zu geben, aber gottseidank auch kein gelehrtes Kompendium geschrieben. Er hat vielmehr den klugen Mittelweg zwischen diesen Extremen gewählt, und der Verlag hat durch gepflegte Ausstattung dieses Ziel aufs beste unterstützt, so daß ein wirklich interessantes und lesbares Werk entstanden ist. Die Abbildungen verdienen jedes Lob, sie sind gut gewählt und ausgezeichnet reproduziert. Man könnte dieses Buch eine Kultur- und Kunstgeschichte aus der Froschperspektive nennen, aber mit gleichem Recht auch eine solche aus der Vogelschau. Puppen und entzückende Puppenhäuser, Tiere und Soldaten usw., von den alten Aegyptern bis in die Biedermeierzeit, ziehen als bunter Reigen an unseren Augen vorüber. *C. F. R.*

*HABIMA, Hebräisches Theater,* zweiunddreißig Bilder, Einführung von Bernhard Diebold. Verlag Heinrich Keller (Dr. Victor Fleischer), Bln.-Wilmersdorf. Die unvergessenen Aufführungen dieses einzigartigen Theaters sind in ausgezeichneten Porträt- und Szenenphotos festgehalten. Schauspielerische Maske und Geste auf diesen Bildern wandeln sich während des Anschauens in menschliche Porträts von erschütternder Wahrheit und einer Größe, die dieses Theater vor jedem anderen adelt. *B. Sch.*

*Moskauer jüdisches Kammertheater.* Verlag Die Schmiede, Berlin. Wir sind noch erregt von dieser unerhörten Theaterkunst, deren Träger durch ihr vollendetes Können als Sprecher, Mimiker, Sänger und Tänzer uns mit Begeisterung und Liebe erfüllten. Dankbar nehmen wir als einen schwachen Nachhall des Erlebnisses diese Bilder. *B. Sch.*

*GEORG FRÖSCHEL, „Hochzeitsreise wie noch nie". Roman.* Verlag Ullstein. Ein brillant geschriebener Gesellschaftsroman aus der Neu-Berliner Hochfinanz. Aus dem Kontrast des Selbständigkeitsbetriebes einer jungen Dame mit ihrer Rücksicht auf das immer noch ängstlich behütete bürgerliche Renommé entsteht die hübsche Konstellation einer Hochzeitsreise ohne Mann, einer Revue verschiedener Männertypen und eines erst mühsam erkämpften, abgeklärten happy end.

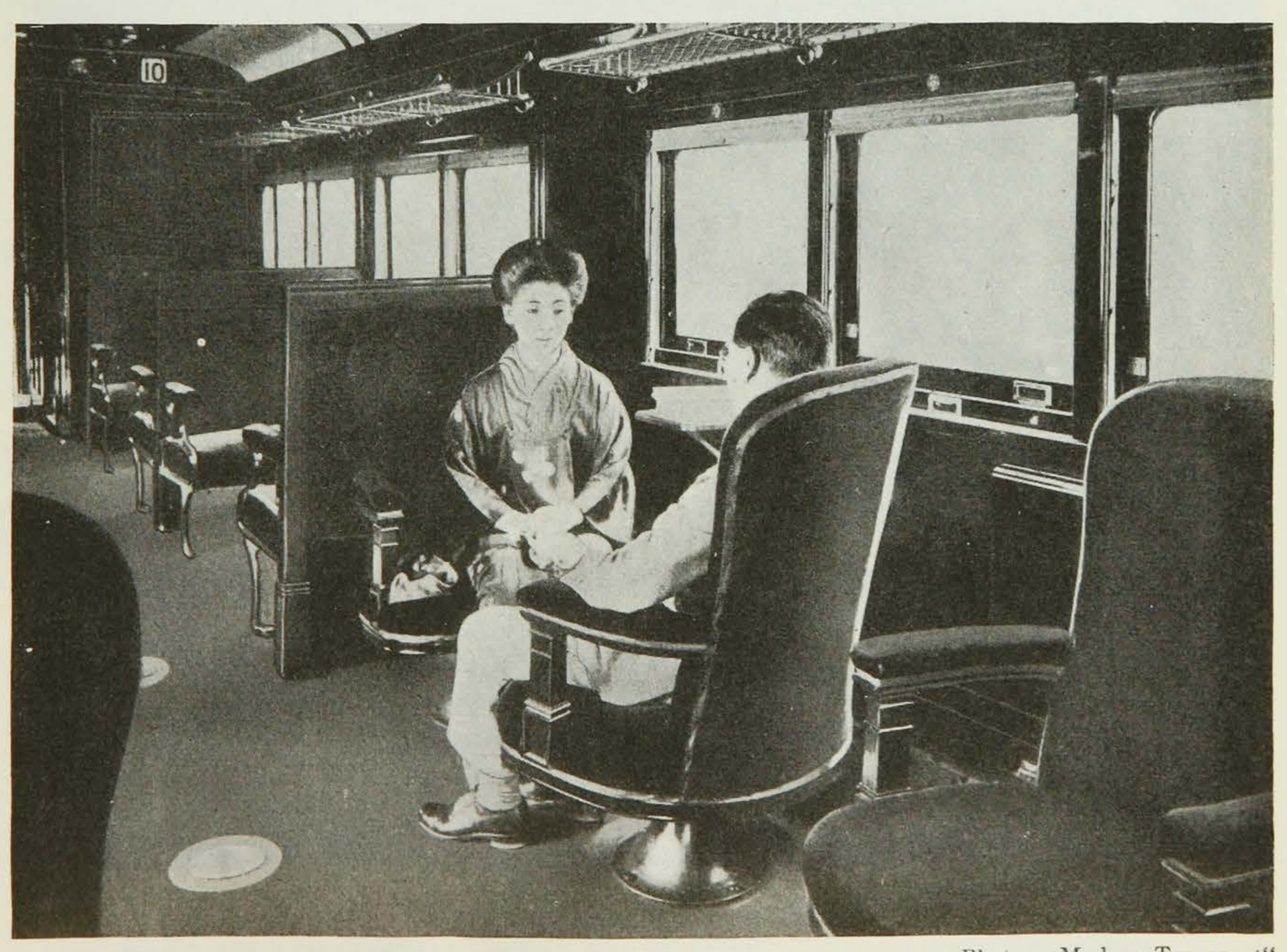
*ELISABETH RUSSELL, „Urlaub von der Ehe",* Roman. Verlag Ullstein. Unter sehr blauem Italienhimmel entdeckt eine Anzahl von englischen Damen die Brauchbarkeit des Ehemannes, den sie vorher ziemlich satt gehabt hat. Zwei Eigenschaften der Lady Russell machen dieses wie ihre anderen Bücher liebenswert: eine ironische Nachsicht für banale Menschen und eine desto wärmere Liebe zur Landschaft. Der Roman war einer der „best seller" in England und Amerika.

*Illustrierte Geschichte der russischen Revolution.* Herausgegeben von W. Astrow, A. Slepkow und J. Thomas, mit Beiträgen der großen Führer. Neuer Deutscher Verlag, Willi Münzenberg, Berlin. Diese gebundene Ausgabe enthält statt eines Vorwortes einen Abschnitt aus dem Manifest des Zentral-Exekutiv-Komitees der Sowjetunion zum X. Jahrestage der Oktober-Revolution. II. Zwischen zwei Revolutionen 1907—1917; III. Der Februar- (März-) Umsturz 1917; IV. Die ersten Monate der Revolution; V. Von den Julitagen bis zur Oktober-Revolution; VI. Oktober; VII. Nach dem Oktober. Auf die historische Bedeutung dieses sehr präzisen, dokumentarischen Werkes haben wir schon früher gelegentlich des Erscheinens des Werkes in einer Festfolge hingewiesen. Es gibt objektivste Darstellung der russischen Revolution, daher die beste. *B. Sch.*

*WALTER SERNER, Letzte Lockerung.* Ein Handbuch für Hochstapler. Verlag Paul Steegemann, Berlin. Als Handbrevier für Hochstapler und solche, die es werden wollen, ist dies Buch sehr gefährlich: die Aspiranten werden es bestenfalls zu Mittelstaplern von bürgerlichstem Snobismus bringen. Serner, der famose Prosa geschrieben hat („Die Tigerin", „Der Pfiff um die Ecke", „Zum blauen Affen"), unterschätzt die Dynamik des geschriebenen Aphorismus und hält für paradox, was vielleicht skurril ist.



Inneres eines japanischen Speisewagens



Photos „Modern Transport“

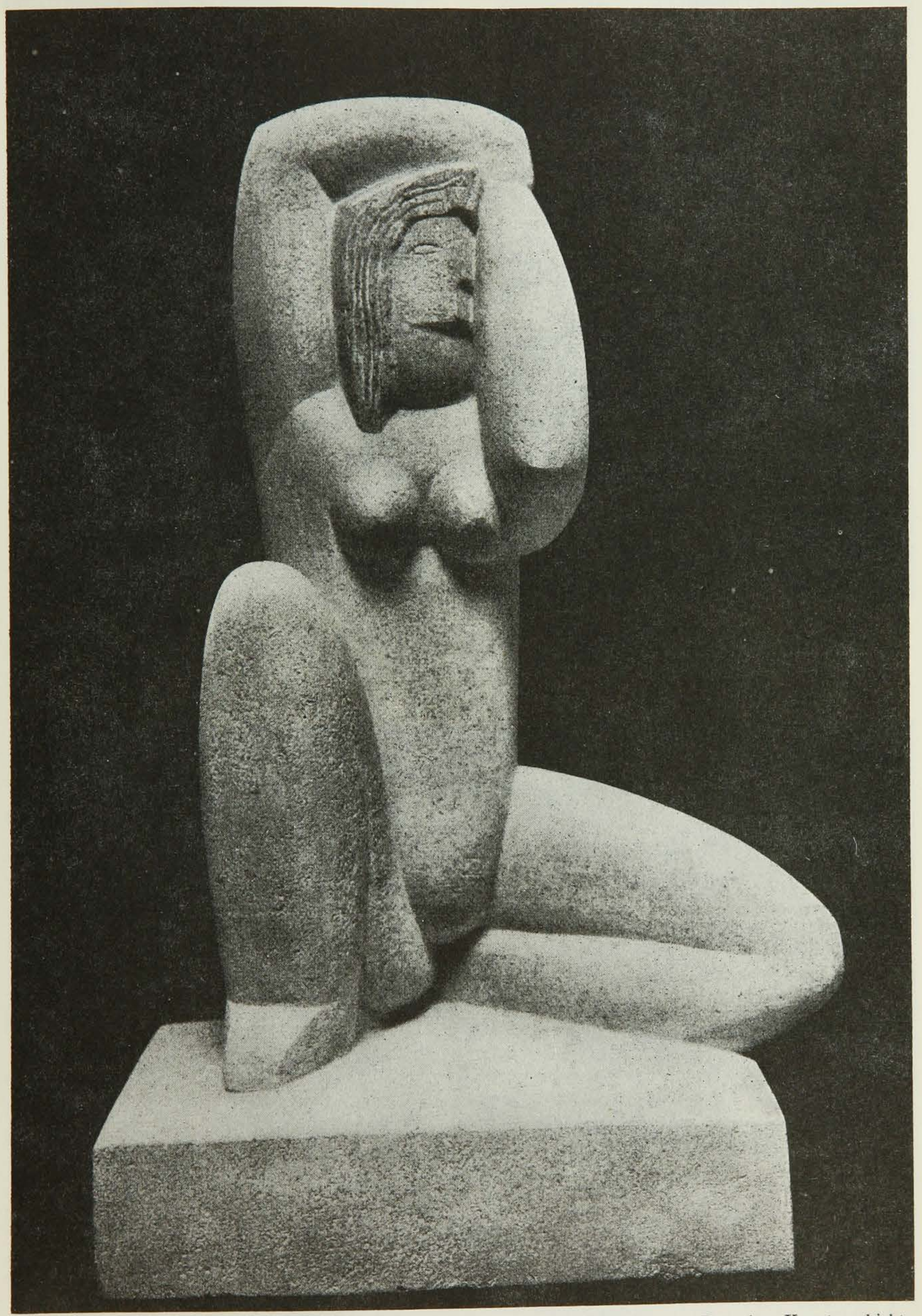
Japanischer Wagen erster Klasse



Kopenhagen Ausst. (Leihgabe Paul Rosenberg, Paris)
Corot, Venus im Bade



Photo G. Riebicke
Sportlehrer Sturm im Lehmbad



Propyläen-Kunstgeschichte

Henri Laurens, Hockende Frau

Aus der soeben erschienenen 2. Auflage von Carl Einstein, Die Kunst des 20. Jahrhunderts



Heinrich Mendelsohn und Frau
im Mittelmeer



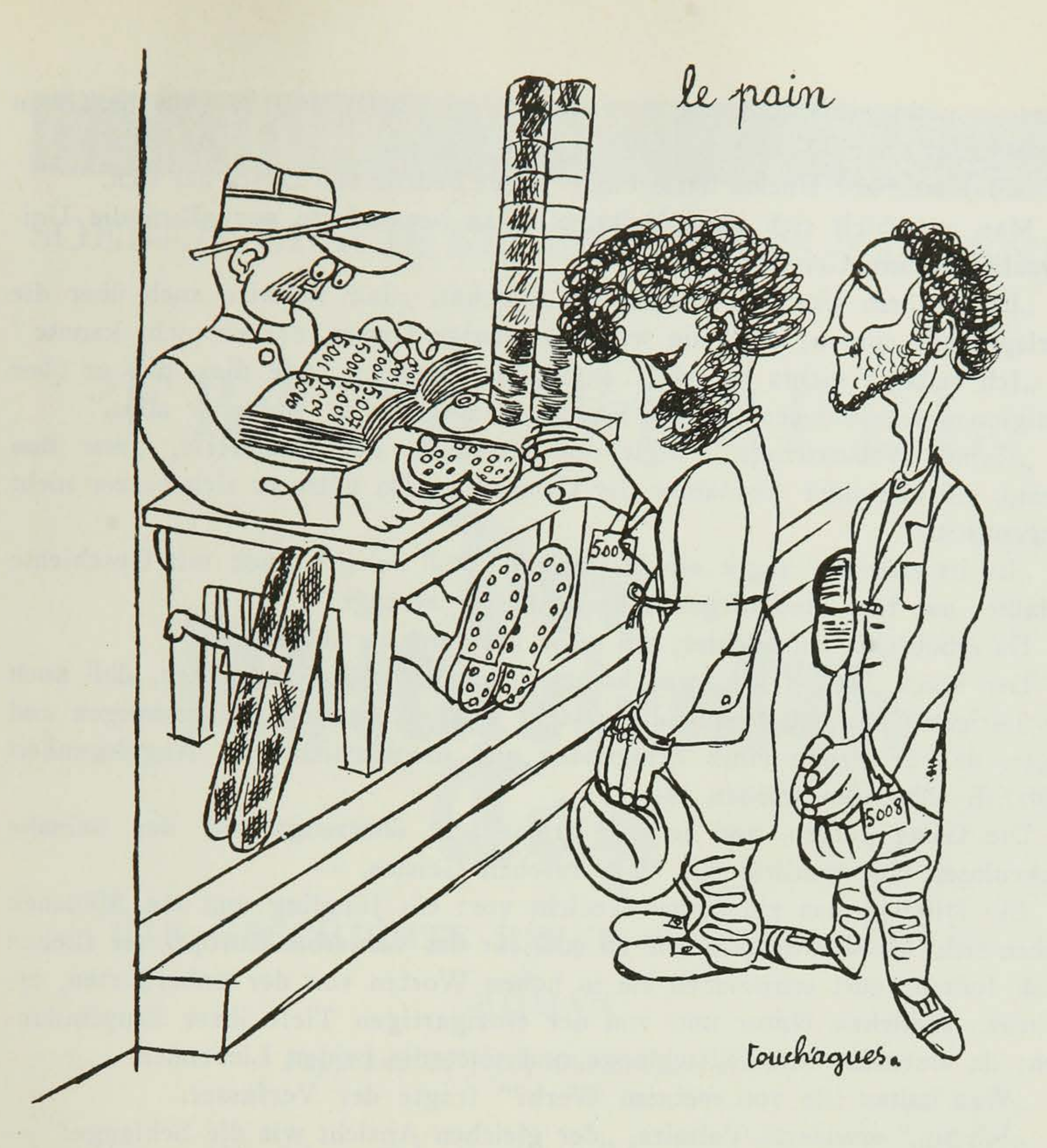
Photo Hedwig Fischer

Max Slevogt und Frau Trude Simon
in Seelow



Photo H. v. Garvens

Samoa-Tänzer in Honolul.




# MARGINALIEN

**Voltaire-Anekdoten.**

(Anläßlich des 150. Todestages.)

Der Amtmann de Berne sagte eines Tages zu Voltaire im Ton des größten Stolzes:

„Wozu machen Sie so viele Gedichte? Was haben Sie davon? So gut wie nichts! Bei Ihrer Begabung müßte es Ihnen doch möglich sein, etwas Ordentliches zu werden. Sehen Sie mich an: ich bin nicht gescheiter als Sie und bin schon Amtmann.“ —

Der Herzog von Saint Simon schrieb in seinen Memoiren:

Aronet, der Sohn eines Notars, wurde wegen einiger satirischer, schamloser Gedichte verbannt. Ich nähme mir nicht die Mühe, diese Bagatelle zu erwähnen, wäre nicht dieser Aronet unter dem Namen de Voltaire ein bekannter Dichter und Akademiker und, durch eine lange Reihe trauriger Abenteuer, eine Art von Persönlichkeit in der gelehrten Welt geworden, und

hätte er nicht schließlich sogar eine Art von Bedeutung in einer gewissen Gesellschaft erlangt.“ —

Der Historiker Duclos hatte eines Tages bedeutende Gäste bei sich.

Man unterhielt sich über Voltaire. Man bewunderte vor allem die Universalität seines Geistes.

„Es war ein Unglück,“ sagte ein Advokat, „daß Voltaire auch über die Jurisprudenz sprach; denn sie war das einzige Gebiet, das er nicht kannte.“

„Ich bedaure nichts so sehr,“ sagte ein Theologe, „wie dies, daß er über Religionen schrieb; denn, wenn Sie davon absehen, so wußte er alles.“

„Keine Wissenschaft,“ sagte ein Gelehrter der Geometrie, „war ihm fremd, mit alleiniger Ausnahme der Geometrie. Da hätte er sich besser nicht eingemischt.“

„Es ist traurig,“ sagte ein Historiker, „daß er sich auch mit Geschichte befaßte; nur hier, und nirgends sonst, hat er versagt.“

Da erhob sich ein Dichter, um seine Meinung zu äußern.

Der kluge Duclos sah, was kommen würde, wollte vermeiden, daß auch die übrigen Gäste auf die Probe gestellt würden, bat um Stillschweigen und sagte, daß er wegen einer dringenden und unaufschiebbaren Angelegenheit plötzlich abberufen worden sei.

Die Gäste gingen, und jeder einzelne war überzeugt von der beinahe lückenlosen Universalität des Voltaireschen Geistes. —

Ein Dilettant las ein langes Gedicht vor: ein Jüngling und ein Mädchen lieben sich; sie sind zu rein und zu edel für das verderbte Europa; sie fliehen nach Indien; dort schwärmen sie in hohen Worten von der unberührten, erhabenen südlichen Natur und von der einzigartigen Tiefe ihrer Empfindungen; da erscheint eine Giftschlange und tötet die beiden Liebenden.

„Was halten Sie von meinem Werk?“ fragte der Verfasser.

„Ich bin,“ erwiderte Voltaire, „der gleichen Ansicht wie die Schlange.“ —

„Ihr letztes Werk,“ sagte ein Herr zu Voltaire, „wurde dazu verurteilt, auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden.“

„Um so besser,“ erwiderte Voltaire, „meine Bücher sind wie die Kastanien. Je mehr man sie brät, desto mehr werden sie verkauft.“ —

*Wilhelm von Hebra.*

**Sling †**

Sling feierte seinen fünfzigsten Geburtstag, und Sling starb. Das deutsche Schrifttum und insbesondere die deutsche Journalistik verlieren in ihm einen glänzenden Vertreter einer gerade in Deutschland seltenen Mischung. Er hatte den Spieltrieb eines Kindes. Er war ein Meister der anmutigen Neckerei. Und er hatte zu Spiel und Grazie noch die innere Freiheit des Künstlers und die echte Menschlichkeit eines erfahrenen Mannes, dem vielerlei vertraut war. Seine Augen waren von einer listigen Güte. Wenn man ihn sah, hörte oder las, lächelte man. Die Atmosphäre, die um ihn war, schuf Vertrauen und Freundschaft. Er war heiter und gleich weit entfernt von Sentimentalität wie von Possenreißerei, Humorist aus Lebens- und Menschenkenntnis. Allen ist er viel zu früh gestorben, seinen Lesern und seinen Freunden, denen er, wie selten einer, Freund zu sein verstand. *F. L.*

## Die neue alte Oper.

*Das Bild:* Am 2. Mai 1926 wurde die Staatsoper „auf mehrere Monate“ geschlossen. Zwei Jahre dauerte der Millionen fressende Umbau, dessen technische Leistung in Anbetracht märkischen Sandes, Morastes und unversieglichen Grundwassers von Experten hochgepriesen wird...

Der einstmals schöne Opernplatz ist endgültig verblichen, das Haus heftig verhäßlicht, sein Inneres eine Stilrevue.

Den Raucher entschädigt das unterirdische Büfett, das ebenso wie Vestibüle und Parkettumgang modischen Hotelkomfort zweiter Güte vermittelt. Breite Treppen mit billigen Balustraden führen zum ersten Rang und dem alten Foyer. Der in seinem Genre einzigartige Zuschauerraum hat gottlob nur geringe Aenderungen erlitten: zurückgerückte Proszeniumslogen, engere Bestuhlung, Groß-Reinemachen in Weiß-Rot-Gold, Restaurierung des vom Gaslampenqualm geschwärzten Deckengemäldes in der großen Mittelloge und last not least Tieferlegung des Orchesters. Souveräne und Subsouveräne des Taktstockes thronen also hinfort weniger gottähnlich über dem Ganzen...

*Die Akustik:* Sie hat nichts Wesentliches eingebüßt. Der Ton ist merkwürdig prall, rund, direkt. Aber seine richtige Distanz und Mystik wird sich allmählich einstellen, wenn erst genug Klang, Staub und Beifall abgelagert sind.

*Die Zauberflöte,* erste dreier Festvorstellungen, sollte maschinelle Künste, den neuen Riesenhorizont, die hydraulisch betriebenen, nach allen Richtungen lenkbaren Podien, kurz den ganzen Borsig-Klimbim der Bühne produzieren.

Resultat: es klappte nicht alles, denn zur Erheiterung des gelangweilten Publikums spielte plötzlich ein Beleuchter nebst Signalstation unfreiwillig mit!

Die Umbaupausen dauern genau so lange wie früher!!!

Aravantinos schuf teilweise märchenhaft anmutende Dekorationen. Hörth sorgte für diskrete Regie. Kleiber reduzierte das Großformat auf „Piccolo-Flöte“.

Scheinbar hinderte ihn Mozarts himmlische Weisheit, sich so in seiner Assiette zu fühlen wie beispielsweise im „Wozzeck“.

Tauber — Tamino, Gitta Alpar — nächtliche Königin waren erkrankt. Diese Schicksalsschläge beeinträchtigten empfindlich Ensemble und Aufführung. — Hervorragend Schorrs Sprecher.

*Meistersinger:* Verjüngt — virtuose Leistung Blechs mit bewährten Kräften. Schorr—Sachs, Marherr—Evchen, Fritz Wolff — bejubelter neuer Stolzing aus Chemnitz.

(Tenöre bleiben auch im Flugzeugalter unentbehrliche Sexual-Requisiten!)

Warum Pankoks Neuinszenierung? Die alten Bilder und Kostüme genügten vollständig.

*Rosenkavalier:* (Zum 223. Mal.) Zu Ehren des Komponisten, der mit weltmännischer Bravour sein populärstes Werk interpretierte. Die Marschallin immer noch Frau Kemp!!!

Der Kavalier die schlankbeinige Reinhardt, Sophie, seine Zukünftige, a sweet american girl. Schützendorf krank, Bohnen nicht rechtzeitig zu beschaffen, der gastierende Ochs eine Niete. Erfreulich Scheidls schönstimmiger Faninal.

*Das Publikum:* Am ersten Abend von der Regierung Geladene. Viel Ehepaare über 50, viel anschlußbedürftige Einzelpersonen, Frau Ebert neben Strauß, vier Hülsensche Eckpfeiler im Parkett: Baptist Hoffmann, Grüning, Artôt de Padilla, Hiedler. In der früheren Hofloge Hindenburg, flankiert von Stresemanns und Beckers, das diplomatische Gesamtcorps, Prominente und Nichtprominente in Politik, Wirtschaft, Journalismus. Das Deutschlandlied als Prolog.

Der Verein Berliner Presse konnte die ausverkauften Meistersinger auf sein Wohlfahrtskonto buchen. Ganz Berlin, soweit es nicht verreist war, feierte Eröffnung.

Bataillone von Bembergbeinen, Waggons falscher Perlen, faszinierende Stilkleider, fabelhafte Transparenzen, kühn geschnittene Fräcke, Mai-Bräune in allen Nuancen.

*Die Festschrift, „185 Jahre Staatsoper"* betitelt, verdankt ihre anregende Buntheit dem in seiner Trinität (Dramaturg, Musikerbiograph, Pressechef) verdienstvollen Dr. Julius Kapp.

Welche Fülle an Kuriositäten!

Eine von Friedrich dem Großen eigenhändig korrigierte Figurine, entzückende alte Dekorationsskizzen, Tabellen mit „Meistgegebenen Werken" und „bemerkenswerten" Uraufführungen, deren Bemerkenswertheit sich in den letzten Jahren rapide verdichtet... Wahrhaftes Ergötzen bereitet die Ahnengalerie berühmter Sangesgrößen — (Liliputporträts der Lucca, Bels-Hommes

---

aller Rollen). Ein Museum der Eitelkeiten. Schade, daß die modernen Schönheiten nach abgelaufener Frist ebenso vergilbt wirken werden!

Dann der Stammbaum preußischer Generalmusikdirektoren und Intendanten.

Den Beschluß des stattlichen Bandes bilden Annoncen aller Arten: vom stärksten Mannesmannrohr bis zur idealen W. C.-Brille, von schmerzloser Pedikure bis zur Dauerwelle — — — der alte Fritz würde sich dreimal im Grabe umdrehen.

Immerhin: eine lehrreiche und amüsante Lektüre. *L. Th.*

**Zwischen den Spielen.** Was fängt man mit einer angebrochenen Olympiade an? Man setzt sie fort. Die olympischen Spiele von heutzutage werden sozusagen auf Stottern veranstaltet. Im Winter begann es in St. Moritz, im Mai wurde mit Hockey die zweite und mit Fußball die dritte Rate entrichtet. Fast hatte es den Anschein, als ob der Schnee, den man seinerzeit bei den Winterspielen vermißte, für die Sommerkämpfe nachgeliefert werden sollte. Jetzt kommt wieder eine Pause, bis am 28. Juli die Kern-Olympiade beginnen wird. Bis dahin wird überall weiter gesammelt, gerüstet, trainiert, gekämpft, intrigiert . . . wir werden noch einiges darüber erfahren.

*

Für den 13. sind keine Verträge zu flechten. Empfindliche Leute sind oft ohne Grund verletzt, aber Boxer? Plötzlich ist der ganze Lagerbestand deutscher Schwergewichtler nicht mehr termingerecht lieferbar geworden. Schmeling entdeckt acht Tage vor seinem Kampfe gegen Haymann, daß seine Hand seit Wochen noch immer verletzt ist, sie reicht gerade noch zum Autolenken. Diener springt so begeistert für ihn ein, daß er sich dabei ein Knöchelchen im rechten Knöchel zerrt. Kaum, daß er noch ins Café und zu den wichtigsten Rendezvous gehen kann. Haymann kann nichts tun als die Faust im Handschuh ballen, André Picard, der Promotor der Westfalenhalle, muß sie in der Geldtasche aufmachen und, obzwar mißgestimmt, mit munterer Miene money herausrücken. 20 000 Mark Vorspesen verpulvert. Am 10. Juni soll nun das Zusammentreffen Haymann—Diener beim Erscheinen dieser Betrachtung vor sich gegangen sein, da Schmeling Neutralität und völliges Desinteressement erklärt hat. Das Eingreifen anderer Großmächte von schwerem Gewichte ist nicht zu befürchten.

*

Auch der Schnelligkeitswahn kann Methode haben. Da zu Dayton Beach eine Hundertstel-Sekunde ihr Lebenslicht ließ, womit der Weltrekord für Automobilraserei wieder einmal weiter verrückt wurde, kam Major Campbell um eine Rente von 20 000 Mark jährlich. Im März 1927 hatte Major Seagrave es mit den bekannten zwei „fliegenden Kilometern" auf 328 Kilometer pro Stunde gebracht. Er wäre glatt in ein besseres Jenseits gesaust, wenn sich nicht das Meer als Bremsflüssigkeit bewährt und die meschuggene Maschine zum Stehen gebracht hätte, deren Bremskolben geschmolzen waren. Fast ein Jahr später fuhr Campbell mit seinem „blauen Vogel" 331 Kilometer, wofür ihm die Firma eine Rente von 1000 Pfund jährlich für die Zeit aussetzte, die er, bzw. sein Rekord, überdauerte. Der sympathische Lockart brach sich dicht an einem

neuen Weltrekord von 360 Stundenkilometern vorbei, durch ein Atom von Pech, das Genick, aber Ray Keech brachte es zuwege, Campbells Rekord zu brechen, 334 Kilometer fuhr er am Strande von Florida. Das kostet Campbell mehr Geld als eine Weltreise im Taxameter, und so kann es nicht wundernehmen, daß man bereits wieder meldet, der Major schleife schon seinen blauen Vogel zum neuen 1000-Pfund-Stich. Wer würde gern ein so schönes Einkom-




men unter fremde Räder kommen lassen? Die von Keech abgenagte Rekordsekunde dürfte auch dem Preise nach, den Campbell für sie zu bezahlen hat, die kostspieligste Zeiteinheit solchen Miniaturmaßes sein.

*

Pech ist Pech. Da hatten sich die australischen Tennisspieler, früher mit die besten der Welt, wieder aufgemacht, den Davispokal zu erobern. Sie zogen zu Schiff einen Monat lang nach Europa, sie übten wochenlang an der Riviera, dann versuchten sie ihre Rackets zu Rom, und ihr Star Crawford schlug Jan

Kozeluh. Eine Woche später aber hatte das Klima Crawford den k. o. gegeben. Ein kräftiger Schnupfen, der in dem Australier sein Opfer witterte, etablierte sich als Grippe. Mit Fieber antretend, unterlag Crawford gegen de Morpurgo, und da er dann überhaupt nicht mehr mitspielen konnte, verlor seine Mannschaft, die mit ihm 4 : 1 gegen Italien gesiegt hatte, 1 : 4 gegen Italien. Wenn auch weder Australier noch Italiener, weder Engländer noch Deutsche und Tschechen Chancen haben, die Franzosen oder auch nur die Amerikaner zu schlagen, für die Europazone galten die Australier als hohe Favoriten, die Europazone hat ein Schnupfen entschieden. *Willi Meisl.*

**Mikosch über Rohkost!** (Sanatorrium Dr. Bircher-Benner Zürich, Dattum von Poststempel.) Gelibbtes Alfred Flechtheim! Du willst fürr Haushalt Deiniges Aufklärrung von mirr überr Rohkost-Sanatorrium von Dr. Bircher-Benner. Alles dort serr kommisch. Bekommst anbei Gedicht, aus wo Du allem ersiehst. Kismet Elljen! Dein Mikosch.

*Is sich Dr. Bircher-Benner*
*Wirklich guttes Menschenkenner!*
*Bircher-Benner sagt zu dir:*
*Friß kein Fleisch von tottes Tier!*
*Ebbenso gekochtes Fisch*
*Runter muß von Speisetisch.*
*Doktor sagt, daß Clou vom Ganzen*
*Nahrung is von rohe Pflanzen.*

*Sauf' morgens rohen Rübensaft,*
*Denn das gibt sich Muskelkraft.*
*Friß mittags fünfzehn Annanas,*
*Dann macht dirr Maggensäure Spaß.*
*Gesund ist Korn von Zahn geknackt,*
*Doch nicht dem Brot, was man draus backt.*
*Stockt Verdauung dirr ein bieschen,*
*Frißt du schnell zehn Pfund Radieschen.*

*Wenn Klagen nachts die Gattin hat,*
*Frißt Gatte rohes Sellerieblatt.*
*Serr gutt auch für Eheliebe*
*Is sich rohe rotte Rübe,*
*Wenn sie frisch von Feld gepflückt,*
*Obwohl sie schwer in Maggen liggt.*

*Warum kochst du Spargel lange?*
*Friß roh und ungeschält die Stange!*
*Kratzt dann Stange dirr im Hals,*
*Nunn, das schadet keinemfalls!*
*Serr gutt is rohes Blumenkohl*
*Mit Mayonnäse von Odol*
*Zur Erhaltung von Gebiß,*
*Wenn solchem noch vorhanden is.*

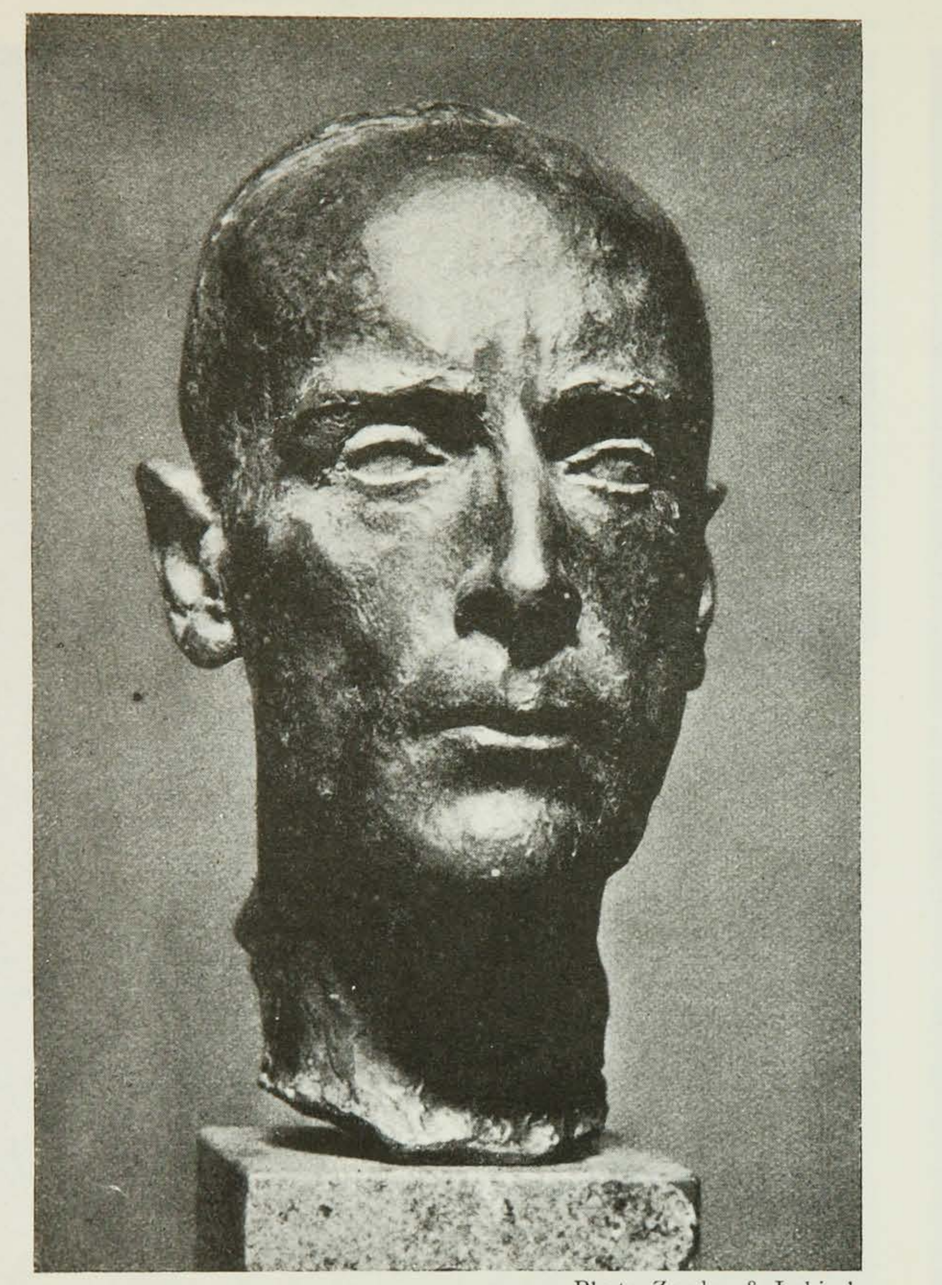


Photo Zander & Labisch

Graf Harry Keßler. Bildnisbüste von Georg Kolbe



Photo Pacchioni, Mailand

Arturo Toscanini



Photo G. Riebicke

Kugelstoßen (Reichswehr in Wünsdorf)



Michel Duran in dem Cavalcanti-Film „La Jalousie du Barbouillé“

Photo Irmgard Fritsch

Der finnische Cellist Leunart von Zweygberg bei Reber in Lugano



Photo Retzlaff-Dennermann

Die Organisatoren der Düsseldorfer Ausstellung, Bildhauer Knubel und die Maler Schmurr und Kaufmann

## Familienglück




Photo Suse Byk

Im Hause Kleiber

Photo G. Riebicke

Wochenende

*Rohe Erbsen sind gesund,*
*Weil sie grün und kuggelrund*
*Und sich was in Schale drien,*
*Doktor nennt das „Vitamin“.*
*Deshalb sich auch rohe Bohnen*
*Zur Verzehrung serr verlohnen,*
*Nurr mußt Umgebbung du verschonen.*

*Willst Wohlgeruch du fürr Familie,*
*Friß Borretsch, Knoblauch, Petersilie*
*In das Zustand von Natur,*
*Alles folgt dann deiner Spur.*
*Was braucht Säugling Muttermillich?*
*Citronne is genau so billig!*
*Weil Citronne tüchtig sauer,*
*Macht sich Säugling gutt den Bauer.*

*Verboten hat sich Rohkost-Gott*
*Auch Verspeisung von Compott.*
*Is auch Pflaume hart wie Stein,*
*Friß sie roh nur in dich rein.*
*Ihre Wirkung is dann prompt,*
*Wenn's auch erst nach Stunden kommt.*

*Hauptsach is sich: Friß nix warm,*
*Denn das greift sich an das Darm;*
*Im Geggenteil: friß alles kalt,*
*Nurr so wirst du froh und alt!*

*Nochschrift:* Wenn *Du* glaubst, *ich* lebbte hirr nach dieses Recept, bist *Du* meschugge. Rohkost is nur fürr Frau meiniges. Ich fresse wie Du normall gekocht und warm. *Doktor Es in De.*

**Causerie parisienne.**

Comment, Madame, vous venez de Berlin?
Tiens!
Alors il paraît
Que c'est vrai —
On dit que les Berlinoises maintenant
Sont d'un chic épatant!
Comment — le petit chapeau que voilà
Vient de là?
Ah çà, on ne le dirait jamais
Car c'est juste ce qui se fait
Ici
A Paris!

Alors Berlin, cela a bien changé?
Quand j'y ai été,
Il y a de çà — voyons —
Dix ans environ,
Les femmes paraissaient chacune cent kilos,
C' était rigolo!
Ah, la vılle, tenez, je m'en souviens
Très bien,
Frédérikstrass, Potsdam et puis encore
Le Brandenbourg Tor
Mais dire que les femmes aient changé comme çà,
C'est renversant, là!

Il parait aussi qu' on s' amuse beaucoup
Chez vous.
Car on m'a parlé de certains endroits
Eh, ma foi! !
A Paris ce genre là, vous savez
Est moins cultivé!
Boit-on encore toujours tant de bière?
Et puis la choucroute: biete schön, danke sähr!
— Alors, vraiment, vous venez de là-bas —
On ne le dirait pas!

*Anita.*

**Zwei Kölner: Ottmar Strauß und Jan Thorn-Prikker** und außerdem **Harry Graf Keßler** haben ihre Jugend mit so viel Grazie und Esprit verlebt, daß wir uns auf die Arabesken ihrer vieillesse verte freuen. Ottmar Strauß wurde 50, die beiden anderen 60 Jahre alt. Graf Keßler, der große Kunstfreund, war der erste, der die Bedeutung der französischen Impressionisten erkannte und der zuletzt mit Maillol Vergils Ekloges herausgab, eines der schönsten Bücher, die in diesen Jahren erschienen.

**Hodler-Ausstellung.** „Als die naturalistische Bewegung im Impressionismus ihren Höhepunkt erreicht hatte, versuchten neben den großen Franzosen auch drei germanische Maler über ihn hinauszukommen und die Tore für eine neue Welt aufzureißen, Vincent van Gogh, Edvard Munch und Ferdinand Hodler.

Moses gleich stiegen sie auf den Berg Horeb, sie sahen das gelobte Land, jedoch war es ihnen nicht vergönnt, darinnen zu leben.

Während Vincent van Gogh vor kurzem noch bei Paul Cassirer und Otto Wacker gefeiert wurde, während das Kronprinzenpalais das Werk Edvard Munchs im letzten Jahre groß herausbrachte, ist Hodler in Deutschland fast vergessen.

Ich habe infolgedessen, gemeinschaftlich mit Herrn Theodor Fischer in Luzern fünfzig Bilder zusammengebracht, die ich, anläßlich des zehnjährigen Todes dieses großen deutschen Meisters, zeige."

*Alfred Flechtheim.*

**Nu Wen Tschon** soeben mit einem blauen Schlitzauge aus Schanghai entkommen. Noch nirgends gezeigt! War überall Kassenmagnet! Anerkennungsschreiben der Direktionen in Plötzensee, Fuhlsbüttel und andere Danksagungen. Nur auf diesem Wege ist es uns möglich, unserer hochverehrten Direktion unseren allertiefst gefühlten Dank und allerhöchste Anerkennung für ihre entgegenkommende Liebenswürdigkeit zu sagen, mit der sie nicht allein am 6., nein auch am 31. vorigen Monats unsere Gage ungekürzt gemäß Tarifvertrag zur Auszahlung gebracht hat. Wir werden ihr immer ein treues Andenken bis zum Abschluß des Reengagements bewahren. *Artist.*

**Abessinisch-Phonetisches Wörterbuch.** Noch wissen die Philologen nicht, daß Abessinien ein Tummelplatz für sie ist. Zwei Dutzend, drei Dutzend Sprachen. Nahrung für Universitäten der Zukunft. Staatssprache: das Amharische, gesprochen von den Herren des Landes. Etwas Köstliches fürs Ohr. Tongemälde, eines neben dem andern. Den Ursprüngen, von deren Dokumenten der afrikanische Napoleon und plündernde Wüterich Sultan Mohamed Greyn nicht viel übrig ließ, mögen die Philologen nachgehen. Ich bin zufrieden, mit Vergnügen festzustellen, daß jenes Unglück, das der Turmbau zu Babel anrichtete, nur halb so schlimm ist. Als kleiner Nachweis dient dieses einseitige Wörterbuch.

Bitte schön, bedecken Sie die rechte Spalte mit einem Blatt und sprechen Sie das abessinische Wort laut vor sich hin. — Einen Augenblick wirken lassen. Dann rechts vergleichen:

| | |
|---|---|
| Amama. | Ich bin krank. |
| Au! | Ja! |
| Birrdeno. | Es ist kalt. |
| Muckeno. | Es ist warm. |
| Budda | Der Werwolf |
| Danasterling! | Guten Tag! |
| Endet aderatschu? | Wie haben Sie geschlafen? |
| Grasmatsch | Der Linksgeneral |

| | |
|---|---|
| Detschasmatsch | Der Rechtsgeneral (so zu verstehen, daß der Höhere dem Herrscher zur „Rechten“ sitzt). |
| Hit! | Weg da! |
| Ischi. | Ich will. |
| Kass! | Vorsicht! |
| Tollo | Schnell |
| Tolloboll | Sehr schnell |
| Tinisch koi. | Wart’ ein Weilchen. |
| Malefiano | Schön |
| Koffuno | Häßlich |
| Kaukaua! | Quatschkopf! |
| Mukket | Kleine Kabbelei |
| Tschikke-Tschikke | Großer Sensationsprozeß (Die Zischlaute!) |
| Woha | Wasser |
| Wottat | Milch |
| Woisero | Gnädige Frau |
| Bakka! | Genug! |

*Kurt Lubinski.*

**Bei Paul Graupe, Berlin,** findet *am 18. Juni* eine Auktion von französischen illustrierten Büchern des 18. Jahrhunderts, sowie von Kupfer- und Farbstichen des 18. Jahrhunderts statt.

Die Russenfilme im Tauentzien-Palast *Klopfers*. Schwül, überparfümiert oder von wirbelnden Staublawinen erfüllt ist die Luft in den meisten der pompösen, ungeheuer kostspieligen Filme europäisch-amerikanischer Herkunft. Wie frische Luft in großer, freier Landschaft wirken dagegen die Filme der Russen, ob die Tendenz pathetisch, lyrisch oder humoristisch vorgebracht wird, die Wirkung ist immer da, weil sie nicht aus den äußeren Mitteln unserer Zeit bezogen wird — Technik, Kapital, konzentrierte Zivilisationsmomente liegen noch außerhalb des Chancen-Bereichs — sondern aus dem armseligen Gebiet instinktiver oder seelischer Beziehungen und Erschütterungen von Mensch zu Mensch. Der Hintergrund ist entweder das tumultuarische, revolutionierende Moskau oder Petersburg, die noch im Blut brausende frische Erinnerung an das eben Erlebte oder, wenn es sich um Einzelschicksale handelt, ein Milieu meist von grotesker Armseligkeit, oft von hilfloser Primitivität, bestenfalls die große russische Landschaft. Primitiv wie das Milieu ist meist der Inhalt: Erlebnisse unkomplizierter Menschen. Hauptdarsteller Beautés — selbstverständlich, nur daß sie sich nie merken lassen, daß sie es wissen. Aber auch die Nebenfiguren hervorragend, genau das, was sie darstellen, ohne falsche Eitelkeit völlig aufgelöst in die Lächerlichkeit oder Hilflosigkeit ihrer Rolle. Nicht die leiseste Schauspielerpose, restloses Aufgehen in ihrer Rolle machen, daß sie überzeugen und erschüttern. Das naturalistische Spiel — trotz allem anderen, was sie können, doch die größte Stärke der russischen Schauspieler seit Stanislawsky! Dank für

diese Filme, „10 Tage, die die Welt erschütterten“, *„Der gelbe Paß“* und *„Moskau, wie es weint und lacht“*, Herr Klopfer, und bitte mehr davon!

Genießerisch gewählter Gegensatz dazu der französische Film „E n t r' A c t e“ von R e n é c l a i r, der seine Wirkung den letzten Möglichkeiten der Technik verdankt. Mit den gleichen Mitteln gemacht wie C a v a l c a n t i s „M o n t m a r t r e“, der dieses Stück belebter und beseelter Erde von jedem nur erfindbaren Aspekt filmisch offenbart, wird in der Groteske „Entr'Acte“ Bewegung in jeder Richtung, von jedem Gesichtswinkel, in jedem Tempo und in jeder Verzerrung gezeigt. Rasende Eile wird durch Zeitlupe zu urkomischer Gehemmtheit, feierliche Langsamkeit zur Schnelligkeit des Kanonenschusses gerissen. Bizarr, atemraubend, unsagbar komisch, groß in der Ueberwindung der Realität triumphiert Technik und Geist. *B. Sch.*

**Bärengeschichten.** Der Bär ist meine Tochter. Vor kurzem drei Jahre alt geworden. Bär fährt zuweilen mit seiner Mutter von Potsdam nach Berlin. Vorortzug. In Potsdam steigt ein jüngerer Herr ins Kupee. Todschick. Monokel, pikfeinen Anzug. Kaugummi, den er weltmännisch zerknatscht. Bär sieht sich diese Knatscherei eine Weile stillschweigend an. Endlich schreit er laut: „Wann schluckt der Mann denn nun endlich runter?“ Der Herr geht ins Nebenkupee.

Maulkorbzwang in Potsdam. Bär begegnet einem Hund. „Du, Mutti, tragen jetzt alle Hunde Schutzbrillen?“

Bär spielt mit Bühnenmaler junior Georg Neher. Der ist gleichaltrig. Bär sagt zu ihm: „Wenn wir erst groß sind, bist du mein Sohn, und wir machen uns einen Vater.“ *Edlef Köppen.*

„**Krankheit der Jugend**“ von **Ferdinand Bruckner** erlebt mit Recht Daueraufführung im Renaissance-Theater. Die junge, pseudonyme Autorin (kann nur eine Medizinstudentin sein, so intim gibt sie die Atmosphäre der Wohnabteilungen für junge Aerzte in manchen Krankenhäusern oder Studentenpensionen) hat Typen hingestellt, für die Hartung wundervoll sicher in Elisabeth Lennartz, Hilde Körber, Anni Mewes und Erika Meingast ideale Trägerinnen herangeholt hat. Auch die männlichen Rollen sind gut besetzt, aber wie sie weniger klar angelegt sind als die weiblichen, werden sie auch weniger überzeugend gespielt. Nur Schlettows Freeder ist in seiner zynischen Brutalität aus einem Guß. Das Besondere an diesem Stücke: daß es in unserer Zeit der Problemlosigkeit Erotik und Sexualität wieder zu Problemen erhebt. Jedes Genre ist da: die tragische Besessenheit der zum erstenmal und naiv Liebenden und die Ueberlegenheit der von Eros unberührten bewußt agierenden Intrigantin, Menschen, denen es ihre Differenziertheit unmöglich macht, eine erotische Beziehung mit der gleichen lächelnden Grazie zu wechseln wie den Pyjama, die Hoffnungslosigkeit der nur Sexuellen, die die Dauer fliehen, weil sie unerträglich ist, aber auch am Wechsel und der Leere dieser ewigen Wiederholung verzweifeln („Man muß einen Mann *lieben*, dann wird es nie unerträglich“ oder so ähnlich). Es wird viel getanzt, getrunken, Grammophon gespielt, gepaukt und hasses- oder liebestoll gegeneinander gewütet; nur das *Spiel* mit der Sexualität gibt es nicht. Verbissenes Strebertum siegt durch Gefühlsstumpfheit; die Leidenschaftlichen finden weder in sich noch durch Stütze von außen die Kraft zum Kampf um das ihnen Gemäße. Die Atmosphäre ist aber nicht von heute: es fehlt ihr der befreiende Luftzug von sportlicher Selbstdisziplin. Es wird herrlich, zum Teil genial gespielt, unsere jungen Künstlerinnen zeigen, daß sie mehr sind als nur Girls. *B. Sch.*

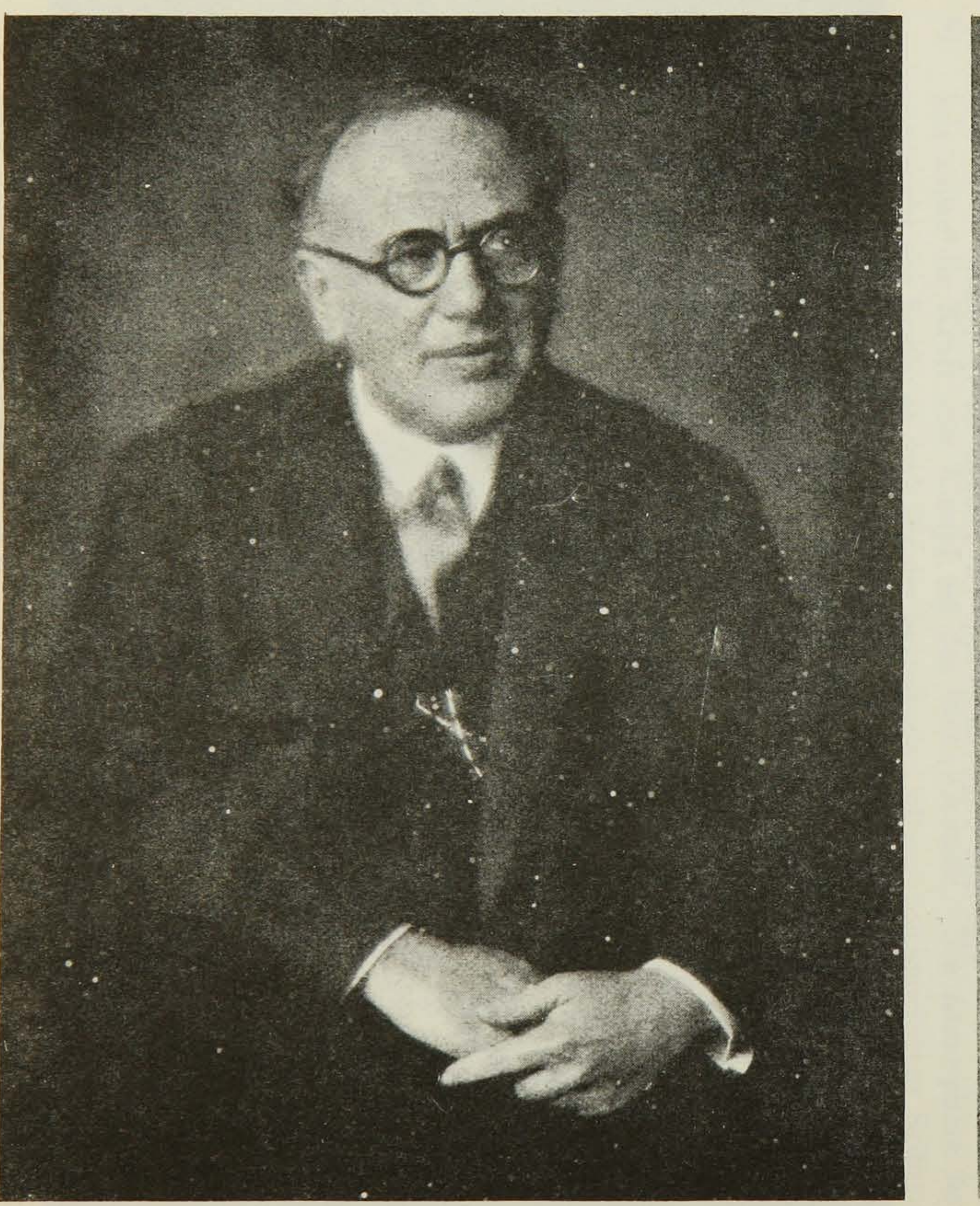
**Die Kunst der Gegenwart.** Von dem letzten Band der Propyläen-Kunstgeschichte „Einstein, die Kunst des 20. Jahrhunderts“ erschien soeben eine 2. verbesserte Auflage. Das Werk wurde seinerzeit von der Kritik und vom Publikum mit großem Beifall aufgenommen und war daher überraschend schnell vergriffen. Der Autor hat das Buch einer gründlichen Revision unterzogen, den Text verbessert und erweitert, ältere Bilder durch neuere ersetzt und eine ganze Anzahl jüngerer Talente neu aufgenommen.



Aus dem Cavalcanti-Film: La Jalousie du Barbouillé



Alberto Cavalcanti und seine Schauspieler



Paul Schlesinger (Sling) †

Vicki Baum

Photos König-Rohde



Tanzender Shiva, Bronzefigur aus Südindien. Madras, Government Museum
Aus dem soeben erschienenen Band der Propyläen-Kunstgeschichte, Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans



Silbertempel in Mandalay (Birma)
Aus Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans (Propyläen-Kunstgeschichte)

*Tschao tsing yü — ein Heringsgericht.* Etwa ein Dutzend junge Heringe werden abgeschuppt, Köpfe und Schwänze weggeschnitten, die ausgenommenen Fische werden in Stücke zerteilt und eine Nacht lang in fließendes Wasser gelegt.

Aus kleinen Zwiebeln, gehacktem Ingwer und Weißwein wird eine Beize gemacht, mit Bohnenmehl und Oel verdickt, leicht gezuckert und mit einem Schuß Essig angesäuert.

Während die Heringe auf Schweineschmalz langsam gebraten werden, wird allmählich die Ingwersoße zugegossen.

Man serviert das Gericht leicht überzuckert.

*Tschao kin tsai — ein Selleriegericht.* Sellerıewurzel, in Scheiben geschnitten, und zerteilte Selleriestengel werden auf Schweineschmalz langsam gebraten; man setzt eine Soße aus Wasser, etwas Essig und tsing tsiang (Soyagewürz, in Europa durch entsprechende Gewürze zu ersetzen) zu, kocht nach und serviert das Gericht leicht überzuckert.

*Tan tschao fan — ein Eiergericht.* Enteneier werden mit Weißwein verrührt und leicht gesalzen, dann auf leichter Fettunterlage angerührt; man legt über das Gericht, das auf gekochtem Reis serviert wird, nach Geschmack Schinkenstreifen oder fügt heiße Geflügelbrühe hinzu.

*Tun hiä tog — ein Krabbengericht.* Etwa hundert Gramm ausgelöste Krabben werden gründlich in fließendem Wasser gespült, dann mit einem halben Pfund enthülster Bohnen und einem Glas Weißwein zu einer Masse verrührt, nach Geschmack stark gewürzt und im Wasserbad gekocht.

Knapp vor dem Servieren übergießt man das Gericht zum Bräunen mit etwas heißem Oel.

*Tscheng kié tseu kien scheü — ein Gericht von Aubergines.* Aubergines werden in Scheiben geschnitten, derartig, daß die Scheiben am Endstück zusammenhängen; dann wird eine Fülle aus gehacktem Fleisch und Schinken, jungen Zwiebeln, Ingwer und Wein eingelegt; man bindet die Früchte, um das Zerfallen zu verhindern, mit Strohhalmen.

Im Wasser kochen und leicht überzuckern.

*Tscheng tschu yeu fan kao — eine Eierpastete.* Zehn Eier werden mit sehr viel Zucker, etwas Mehl und Gewürznelken verrührt; man erhitzt die Masse sehr langsam auf Schweineschmalz und serviert sie heiß.

*Tscheng tseu mao toan — chinesische Krapfen.* Zwei Pfund gehackter Schinken werden einige Stunden in Ingwerbeize (Weißwein mit gehackten Zwiebeln und Ingwer) eingeweicht und dann zu Buletten geformt; man rollt sie in körnigem geröstetem Reis und kocht sie eine gute Stunde über Dampf.

*Hiun kiun — geräucherte Champignons.* Weiße Champignons, getrocknet, werden in Gewürzbeize eingeweicht und auf einer Unterlage aus Farinzucker, Fenchel und anderen aromatischen Kräutern geräuchert; man serviert das Gericht auf heißem Oel mit jungen Zwiebeln oder verwendet es zum Garnieren von Fleischplatten.

*Tscha yü tsien hia schen — ein gebackenes Krabbengericht.* Man verrührt Eier mit Weißwein, setzt junge Teeblätter (in Europa durch entsprechendes frisches aromatisches Kräuterwerk zu ersetzen) zu und verteilt darin Krabbenfleisch; die Masse wird auf heißem Fett rasch gebräunt.

*Tscha hiang tsiao ping — eine Bananenpastete.* Bananen werden mit der Gabel zu püreeartiger Masse zerstampft, mit Eiern verrührt, leicht gezuckert und mit beliebigem Fett versetzt; man bildet aus der Masse Formen, die im Rohr gebacken, mit Zucker überstreut und sehr heiß serviert werden.

*Mitgeteilt von Edm. Kauer.*

**Kunst-Ausstellungseröffnungen.** Am 2. Mai wurde die Ausstellung *„Deutsche Kunst Düsseldorf 1928"* feierlichst eröffnet mit den Meistersingern und Ansprachen von drei Ministern, eines Oberbürgermeisters und eines Bildhauers, mit einem Festbankett und Festkonzert mit Bach, Brahms und Adolf Busch und einem kalten Büfett und einer Nacht in der Jungmühle; Nacht, an der sich alle Festteilnehmer, Minister, Kunstgelehrte, Sammler und Maler bis früh in den Morgen hinein tanzend und trinkend beteiligten.

Die Ausstellung gibt einen ausgezeichneten Blick über die deutsche Malerei von heute. Alle Cracks sind hervorragend vertreten; Düsseldorf leider, durch das Fehlen Nauens, ein Torso. Nie war eine Ausstellung schöner gehängt; das Ganze eine große Tat des Bildhauers Knubel und der Maler Kaufmann und Schmurr. Am gleichen Tage öffnete Kötschau die Tore seines neuen Museums, über das Walter Cohen bereits berichtete, und zeigte den überraschten Düsseldorfern, daß sie jetzt ein richtiges Museum haben.

Am 4. Mai wurde in Paris der *Salon des Tuileries* in einem Holzschuppen nahe den Fortifications eröffnet.

Während man in Düsseldorf auf Parkett und Persern wandelt, ist der Pariser Fußboden Sand und Asche. Während die Düsseldorfer Wände mit Rupfen und Velvet bespannt sind, sind die Pariser Wände ungehobelte Bretterbalken und Packpapier.

Matisse hat drei neue Bilder daraufgehängt, auch Vlaminck, Utrillo sind vertreten. Aber die anderen Vedetten fehlen, doch zeigen die jungen Künstler ihre neuesten Dinge, darunter bemerkenswert die deutschen Arno Breker, der Bildhauer, und Paul Strecker, der Maler.

Zur Vernissage waren keine Minister erschienen, keine Oberbürgermeister, kein Beethoven, kein Wagner und kein Busch. Festreden gab es auch nicht. Und abends versammelten sich die Maler und ihre Angehörigen und die Sammler in dem neuen Riesencafé La Coupole, zwei Häuser vom Dôm, das

vom Dôm eine Reihe seiner Clientèle und seinen Chef übernommen hat, um Marie Vassilieff herum. Man trank und sang bis in den Morgen hinein. Von Deutschen sah man da Thormählen, Reber, v. Wedderkop, Carl Einstein, Flechtheim, Otto v. Waetjen. — Die Coupole gleicht einer deutschen Bahnhofshalle. Sie ist allabendlich überfüllt, überfüllt sind auch die anderen alten Montpar-




**Rolf v. Hoerschelmann**

nasse-Lokale, der klassische Dôm, die slavische Rotonde, das mondäne Select. Montparnasse ist wieder große Mode, das Hirn der Welt. Emil Szittya sitzt da, umgeben von seinen Freunden, die seiner Weisheit lauschen, die Wilczynski ist da und die süße Karin Kluth, die Brüder Edzard umzingelt von Drachen und Felsen, wie ehemals Persephone. Yvonne George gibt manchmal einen acte de présence, Cavalcanti, Cathérine Heßling, Kiki, Chichio und Kisling und Jeanne Leger, Derain, Marie Laurencin (im Select) mit Otto und René Crevel,

der ganz verberlinert ist, gerade so wie Pierre Renoir, der bei Jouvet den Siegfried in Giraudoux' Komödie kreierte und durch seinen Verkehr mit Alfred Flechtheim die Seele des korrekten deutschen hohen Beamten voll und ganz erfaßt hat und ihn spielt, als wäre er nicht Auguste Renoirs Sohn, sondern in Magdeburg geboren. *Mops.*

**Wir können alle einpacken!** Granowsky bewies, daß Imitation russischer Revuearbeit noch lange keine Originalleistung ist. Nun kommt Schaljapin, fegt mit Geniegeste den Sensationstineff von der Bühne und zeigt, was Gestaltung heißt.

Belanglos, ob die einst herrliche Naturstimme hie und da an Glanz eingebüßt hat: Art und Grad ihrer Beherrschung würden genügen, um mit den vorhandenen Mitteln ein halbes Dutzend sogenannter Sänger zu versorgen.

Intensität des Tones, einzigartige Charakterisierung des Wortes, das, stets neugewandelt, auch dem Sprachunkundigen den Sinn erschließt, vor allem jedoch unerschöpfliche Ausdruckskraft in Gebärde, Haltung und Klang stempeln diesen singenden Schauspieler zu einem Phänomen, das seit Kainzens Abgang auf der deutschen Bühne nicht mehr beheimatet ist.

Unbegreiflich z. B., wie Schaljapin physischen Veränderungen gebietet: Pulsschlag, Farbe, Verfall, Erblühen, ja sogar Magerkeit, respektive Fülle blitzschnell nach Belieben reguliert.

Hervorragend übrigens Dirigent (Emil Kuper) und Chor (Lettische National-Oper) des zusammengewehten Ensembles, das, von Schaljapin einstudiert und befeuert, Momente prächtiger, schauspielerischer Durcharbeitung gibt.

Schönes Stimmaterial: russische Selbstverständlichkeit.

Schaljapins Borris, Mephisto, Don Quichotte wiedererrichteter Maßstab.

*L. Th.*

**Ist Deutschland das Land der Trouvaillen?** Auf der Huldschinsky-Auktion erregte der Preis von 79 000 Mark, der für das „Bildnis einer jungen Frau" von Bugiardini gezahlt wurde, als für diesen Meister viel zu hoch, außerordentliches Aufsehen. Jetzt stellt sich heraus, daß dieser Bugiardini, den Duveen kaufte, die eigentliche Sensation der Huldschinsky-Auktion gewesen ist. Es liegen bereits Gutachten von Berenson und anderen Forschern vor, nach denen dieser Bugiardini ein typisches und bedeutendes Werk von *Raffael* ist, und Duveen erzählt überall, daß er für das Bild einen Auftrag bis 1 500 000 Mark gegeben hatte. *(B. Z. am Mittag.)*

Die Notiz im Aufsatz **Herbert Eulenbergs „Düsseldorf"**, über das Düsseldorfer Kunstmuseum bezieht sich auf die Vorkriegsverhältnisse, als dieses Museum von Malern geleitet wurde, die z. B. die Nemes-Sammlung ablehnten und abwechselnd Gebhardts und Janßens kauften (durch den Erwerb der Nemes-Sammlung mit seinen Grecos usw. waren die Mittel festgelegt worden und die Düsseldorfer Kitschfabrikanten hätten ihr Absatzgebiet verloren).

**Ein neuer Band des Propyläen-Goethe** ist erschienen. Dieser achtunddreißigste Band umfaßt die Werke und Lebenszeugnisse des Jahres 1826, die Gedichte, die hochbedeutsamen „Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse", die „Biographischen Einzelheiten" usw. usw.



Kandarya-Mahadeva-Tempel in Khajuraho
Aus Otto Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans (Propyläen-Kunstgeschichte)



Propyläen-Kunstgeschichte

Tara, Bronzefigur aus Nepal. Berlin, Sammlung Jeidels

**Indien, China, Japan.** In der Reihe der großen Propyläen-Kunstgeschichte ist soeben der vierte Band erschienen, der die Kunst Asiens behandelt. Da in deutscher Sprache nur einige veraltete Werke existieren, die dieses Thema zusammenfassend behandeln, so wird dieser Band den zahlreichen Freunden ostasiatischer Kunst sehr willkommen sein. Professor Dr. Otto Fischer, früher in Stuttgart, jetzt in Basel, dessen Geschichte der chinesischen Landschaftsmalerei rühmlich bekannt ist, behandelt in dem vorliegenden Werk die beiden großen Kulturkreise Indien und China-Japan mit den angrenzenden Teilgebieten und gibt unter einheitlichen Gesichtspunkten einen Gesamtüberblick, wie wir ihn bisher noch nicht besaßen. Eine längere Reise des Autors nach dem Orient ermöglichte diesem aus eigener Anschauung eine wahrhaft moderne Kunstgeschichte Asiens zu schreiben, wobei es keines besonderen Hinweises bedarf, daß die reiche in- und ausländische Spezial-Literatur eingehend berücksichtigt wurde. Wie bei den übrigen Bänden der Propyläen-Kunstgeschichte ist auch hier der größte Wert auf vorzügliche Wiedergabe der bedeutungsvollen Abbildungen gelegt worden. Der Autor hat sich bei der Auswahl der Illustrationen angelegen sein lassen, vornehmlich die kulturhistorisch bedeutsamen Werke wiederzugeben. Von den phantastischen Tempeln Indiens und seinen erhabenen Buddhagestalten bis zu den durchgeistigten Gestalten des fernen Ostens breitet ein Reigen fremder und doch anziehender Schönheiten sich vor unseren Augen aus.

**Frulingçlit.**

(Aus einem französischen Lehrbuch der deutschen Sprache.)

Di ăltn Ment$^{e}$l ghlĕntç$^{e}$n ĭn der Zŏn$^{e}$
Di Mŏt$^{e}$nkoŭgh$^{e}$ln fŏrd$^{e}$rn ălg$^{e}$măch ĭr Rĕcht
Dèn Kĭnd$^{e}$r-Vagh$^{e}$n šib't di vĕlš$^{e}$ Bonn$^{e}$
Ŭnt vi vĭr vĭç$^{e}$n, ri'cht zo manch$^{e}$s šlĕcht

Main Ubĕrbainch$^{e}$n šm$^{e}$rtçt nĭcht mer zo hĕftich
Ob ess vool auchch ĭn Lăplănt Mukk$^{e}$n ghib't?
Dér Frŭlĭng năt. Ér măcht zo krĕftich.
Ich mĕchte viç$^{e}$n, vér Dich dismăl lib't.

*Stanhope.*

---

# DAS AUSLAND

## JAPAN:

Von *Hilda Sikora.*

„Wie groß ist Ihre Familie? Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?" Oh, ich kenne sie, die zahllosen, rücksichtslos freimütigen Fragen, die ich in Japan hunderte von Malen bis zum Ueberdruß beantworten mußte. Nicht etwa, daß der Japaner mich wirklich ausforschen will, nein, er will eben nur sein Deutsch an den Mann bringen ... Bei jeder Frage, die er stellt, blickt er mich gespannt und ängstlich an: werde ich ihn verstehen?

Mit inniger Belustigung las ich diese Zeilen des Japanreisenden. Ich bin auch einmal so hineingefallen.

Es kam einmal für kurze Zeit ein japanischer Professor an das Laboratorium, in dem ich als Zeichnerin arbeitete. Es war ein älterer, korpulenter, etwas glatzköpfiger Herr, höchst possierlich anzusehen, wenn er über die Treppe ging und dabei die Zipfel des kleinsten vorhandenen Laboratoriumsmantels, der ihm immer noch zu groß war, zierlich raffte. Er war so unheimlich höflich, so unermüdlich auf die Bequemlichkeit seiner Umgebung bedacht, daß ich mir neben ihm bald wie eine schlecht geleckte Bärin vorkam. Ich mußte in ein paar Tagen mehr Verbeugungen machen als sonst in zehn Jahren, um all die seinen zu erwidern. Bei der Begrüßung wendete er auch immer das zischende Luftschlürfen an, das zum japanischen Begrüßungszeremoniell gehört, und das Pierre Loti so unfreundlich Reptiliengezisch nannte.

Er entschuldigte sich in einem fort für alles mögliche. Als er einmal in meinem Interesse bedauerte, daß es in seinem Arbeitsraum zu heiß sei, und ich erwiderte, es sei gerade so ganz angenehm, sagte er: es sei zu freundlich von mir, es gerade so recht zu finden!

(Ilse Frapan-Akunian teilte einen ähnlichen Zug mit: Wenn ein Japaner mit aufgespanntem Schirm mit einem Bekannten spricht, der keinen hat, schließt er den Schirm oder bietet ihn an.)

In der japanischen Sprache soll es nach Pierre Loti ein Wort geben „*degosarimа*", das, an sich sinnlos, zwischen die Worte eines Satzes ein-

geschoben wird, wenn man auf besonders höfliche Weise sprechen will. Der Herr Professor schien das deutsche „bitte" für einen glücklichen Ersatz des „degosarima" zu halten, denn er wendete es fortwährend an: „Das ist, bitte, ein Wurmei, bitte. Wollen Sie das, bitte, zeichnen, bitte", sagte er, indem er mir ein mikroskopisches Präparat zeigte.

Zu einem österreichischen Professor, der ein weitgereister Mann war und Interesse für Rassenpsychologie hatte, sagte ich: „Wir sind den Japanern nicht sympathisch", und er sah noch schwärzer: „Sie finden uns geradezu unanständig."

Der japanische Professor legte mir täglich, wenn ich in seinem Laboratorium arbeitete, alle möglichen persönlichen Fragen vor, wo ich wohnte, ob ich Verwandte hier hätte und so weiter. Von einem anderen wäre diese Fragerei in ihrer Beharrlichkeit zudringlich gewesen, aber der Japaner war so fein, ernst und zartfühlend. Ich antwortete kurz und sachlich, das war nach unseren Begriffen höflicher als etwa ein Ausweichen. Ich fragte mich: Will er sich im Deutsch üben? Dazu spricht er es viel zu gut. Oder meint er ein Gespräch unterhalten zu müssen? Daß ihm aber dann nur solche Banalitäten einfallen! Ich versuchte ein paarmal, interessantere Themen anzuschneiden durch Gegenfragen, zum Beispiel über den Stand der Lichtbildkunst bei ihm in Japan. Sogleich wurde er zugeknöpft, als gäbe es ein Geheimnis zu hüten. Seine Antworten waren so betont ausweichend, geradezu raffiniert nichtssagend, daß ich gekränkt das Fragen bleiben ließ. War es denn zu kühn von mir, den bejahrten, berühmten Gelehrten nach so kurzer Bekanntschaft um Belehrung über Japanisches anzugehen? Verbirgt sich unter seiner Liebenswürdigkeit Hochmut? Unmöglich! Dabei fiel mir auf, daß er heiter und zuversichtlich das Verhör zu beginnen pflegte. Ich antwortete ohne Weitschweifigkeit, aber mit Geduld. Ihn schien jedoch etwas aus dem Konzept zu bringen. Er wurde unsicher, zögerte, überwand eine Art Widerwillen gegen seine eigene Fragmanie und präsentierte die letzte Frage von fern wie mit der Feuerzange. Dann verstummte er, ohne seine Verstimmtheit zu verbergen. Er überwand sie allerdings schnell wieder; wenn ich ihn dann etwas wegen der Arbeit zu fragen hatte, ward er sogleich wieder freundlichen Gesichtes, das hob aber nur noch schärfer hervor, daß ihm an meinen Antworten etwas nicht paßte. Aber was, um Himmels willen?

Erst lange nach seiner Abreise fand ich die Erklärung durch eine Stelle in Lafcadio Hearn, die ich zwar schon gekannt, aber leider wieder vergessen hatte: *„Die Japaner pflegen Freunden und Bekannten alle möglichen Fragen nach den privatesten Dingen vorzulegen, gleichsam, als sei auch das Banalste, sobald es den Betreffenden angeht, für sie von tiefstem Interesse. Der gute Ton aber gebietet unbedingt, solche Fragen in der allgemeinsten, ausweichendsten Weise zu beantworten."* Ach, wie naiv-ungezogen war es von mir, auf die Frage, ob ich mit der Hochbahn fahre, geantwortet zu haben: „Ja, zweimal täglich"; die der japanischen Etikette gemäße Antwort wäre gewesen: „Die Hochbahn ist ein ausgezeichnetes Beförderungsmittel, alle zehn Minuten fährt ein Zug!" Wäre ich wenigstens schnippisch gewesen und hätte ihm das Fragen

durch foppende Antworten verleiden wollen: durch die japanische Brille hätte das sehr wohlerzogen ausgesehen!

Der Japaner fragt, wohin man geht; man glaubt sackgrob zu sein, wenn man (wie es dem vorhin erwähnten Reisenden einmal passierte) sagt: „Zum Teufel!" Der Japaner findet, daß das ein sehr feines und höfliches Ausweichen auf eine nicht ernst gemeinte Frage ist, und fragt bescheidentlich: „Oh, zum Teufel! Darf ich mitgehen?"

Will der Weiße aber höflich nach der Mode seines eigenen Landes sein und antwortet sachlich, so verschnupft das den Japaner so, als ob wir einen Bekannten obenhin fragen „Wie geht's?", und er schildert uns seine Hühneraugen, Magenverstimmungen usw., als ob wir ernstlich davon wissen möchten. Obendrein ist die Antwort „Zum Teufel" im japanischen Sinn auch bescheiden, denn bei dem haben gute Menschen bekanntlich nichts zu suchen, und die Japaner redeten angeblich, wenigstens in früheren Zeiten, von sich und ihrer Familie: „Ich Dummkopf" und „Meine Schwester, die Gans".

Wenn ich für einen Japaner gearbeitet hatte, wollte er sich erkenntlich zeigen (meist durch ein Geschenk) — trotzdem es in der Dienstzeit war und ich ohnedies Gehalt dafür bekam. Wenn man nichts annehmen will, sind sie gekränkt.

Als seine Arbeit zu Ende war, lud mich der japanische Professor zu einem kleinen Fest ein, das er veranstalten wollte; er erklärte mir, er wohne in einer Familienpension bei einer Baronin. Ich lehnte, mit innerem Bedauern, ab, aus

einem nebensächlichen Grunde. Ich war ungewandt, vielleicht klang meine Absage zu kurz. Der Japaner richtete sich plötzlich kerzengerade auf; sein sonst so beherrschtes Gesicht wurde ein paar Sekunden lang belebt und in edler Entrüstung wunderbar schön, trotz Stumpfnase und schiefen Augen. Er sagte: „Meine Wirtin ist eine anständige Frau!“ Auf jedes Mißverständnis gefaßt, erschrak ich nicht einmal. Ich fand den rechten warmen Ton, ihn nochmals meiner Dankbarkeit für die Einladung zu versichern und meines Bedauerns, sie nicht annehmen zu können. In schweigender Entrüstung wandte er sich ab. Später erst begriff ich, daß er wirklich seine mir ganz unbekannte Wirtin häßlich gekränkt glaubte und ein Wort der Entschuldigung gegen sie verlangt hatte. Und ich „hatte es verweigert“. — Solche tiefen, kleinen Mißverständnisse sind das Alltägliche zwischen Rassefremden.

Uebrigens zeigte ich dem Professor einmal die besten meiner Zeichnungen. Er sagte: es seien vielleicht die schönsten Zeichnungen der Welt! Von einem anderen hätte es mich geärgert. Er aber machte hinter der Brille kummervolle, unsichere Augen dazu; es war ein hoffnungsloser Versuch, das Rechte zu treffen. Er fühlte auch, daß von Mensch zu Mensch etwas fehlte — der Leitungsdraht der Konvention.

Wenigstens ihm fehlte er.

Er war eine der sympathischsten Gestalten, die je meinen Weg kreuzten; ich aber muß ihm roh und böse erschienen sein . . .

## ITALIEN:

**Grasset kauft.** Curzio Malaparte sitzt bei Grasset, der eben die Verträge zur Gründung einer Kollektion des auteurs Italiens unterzeichnet hat. Malaparte schlägt Titel vor. Und nach jedem Titel fragt Peyronnet, Verlagsdirektor:

— Combien de pages?

— 200, 250, 300 . . .

— Accepté.

Endlich kommt der „Diavolo al Pontelungo“ von Ricciardo Bocchelli an die Reihe.

— Combien de pages?

— 700 pages.

— Oh là là — c'est beaucoup trop long!

— Oui, erwidert Malaparte, mais on peut le raccourcir. On l'appellera il Diavolo al Pontecorto.

**Drei Regeln für Abbrändler** (mitgeteilt im brennenden Dorf Nassereit, vom bereits angesoffenen Bürgermeister eines Nachbarorts).

1. Alle Versicherungspolicen bezahlen.
2. Einen Wintertag wählen, damit Wassermangel herrscht.
3. An einem windigen Tag in der Richtung gegen den Wind gehen und — den Nachbarhof anzünden.

---

**Film:** Die Zensur für Tirol und Vorarlberg hat den Lubitschfilm „So ist Paris“ als künstlerisch wertlos und moralisch bedenklich verboten.

**Scialoja indiskret.** Sitzung im Völkerbundsrat, Genf. Vandervelde spricht seit einer guten halben Stunde. Man wird nervös. Da neigt sich Briand, der gerade neben dem Vertreter Italiens sitzt, zu Scialoja und sagt:

Il est sourd. Il n'entend pas ce qu' il dit.

**D'Annunzio im Poetengewand.** In der Kommandantur, Fiume, läuft D'Annunzio im P y j a m a auf und ab.

Abends, aus dem Fenster schauend, hört er einen Ardilo, einen seiner Sturmtruppler, wie er geheimnisvoll zu Legionären, die einen Kreis bilden, sagt:

Oggi ho visto il Commandante vestito da poeta . . .

(Heute habe ich den Kommandanten gesehen, gekleidet als Dichter . . .)

**D'Annunzio über sich selbst.** Achtzehnjährig schrieb D'Annunzio, auf Ferien in Pescara, an seinen Studienkollegen Fontana aus Mailand:

Was tust Du? Ich reite, fechte, mache schönen Damen den Hof. Sehr gefalle ich den Frauen, weil ich blond bin und Dichter. Grüße mir das highlife mit Veilchenaugen. Dein Gabriele.

**Cesare Meano interpretiert:** Man hätte sich den Ausdruck «mit Handschuhen anfassen» abgewöhnen müssen, seit Boxen en vogue ist.

**Luigi Pirandello** hatte, glücklicherweise ohne ernste Folgen, einen Autounfall. Die Fiera Letteraria gibt jetzt eine aufklärende Schilderung:

Pirandello saß am Volant, die Schauspielerin Marta Abba neben ihm. Trotz winterlicher Kühle heiterer Himmel und laue Mittelmeerbrise. Marta Abba ist nervös. Offenbar weiß sie etwas, bemüht sich, es geheimzuhalten. Endlich, an einer scharfen Kurve, verliert sie die Fassung und sagt zu Pirandello, der gerade achtzig Kilometer fährt:

Sai? Il premio Nobel l'ha preso Grazia Deledda.

Im nächsten Augenblick rammte das Auto (Ansaldo) einen Autobus.

**Futuristen.** F. T. Marinetti, von Notari zur Mitarbeit an der Collezione Nazionale dei Classici Latini eingeladen, akzeptiert und übernimmt es, die Germania des Tacitus zu übersetzen.

Von der Fiera Letteraria interviewt, welche Erwägungen ihn zur Wahl dieses Autors bewogen haben, antwortet er:

1. Der Futurist muß immer dermaßen auf Synthese erpicht sein, daß er schließlich auch Tacitus schlucken kann, ohne im aufgewirbelten Staub der Historie zu ersticken.

2. Ueberdies ist Tacitus, Meister des intensifizierten Wortes, der futuristischste Autor von Altrom, und sogar viel futuristischer als die meisten modernen Autoren.

3. Es gilt zu beweisen, daß wir Futuristen unsere Forderung nach freier ungehemmter Neuschöpfung der Sprache keineswegs auf die Unkenntnis der Wurzeln unseres Idioms gründen.

4. Tacitus hat das wilhelminische Deutschland prophezeit — und ist darum heute noch aktuell.

**Deutsche Avantgarde in Rom . . .** In der Biblioteca Vittorio Emmanuele IIIo in Rom gibt es deutsche Dadaisten, Futuristen, Expressionisten, alles. Aber etwas gibt es dort, wovon man selbst in Deutschland noch nichts ahnt, eine neue deutsche Lyrik, die fast ausschließlich aus mathematischen Formeln, Differentialen usw. besteht. Die Anthologie dieser Kunstart wird unter der Rubrik „Liriche moderne" geführt und heißt: Grundwasserdichtungen . . . Vielleicht macht das Werk Schule . . .

**Aus Faidutti**, Lehrbuch der Geographie für höhere Mädchenschulen, 1927, Bologna (I. Band, Europa), Seite 7, II. Kapitel: Die Alpen. „Die Alpen sind ein gewaltiger Gebirgszug, den Gott in seiner unermeßlichen Weisheit und Vorsicht aufgerichtet hat zwischen uns und der Wut der Fremden (rabbia dei barbari) . . ." *(Mitgeteilt von Edm. Kauer.)*

---

# SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

## Kirchliche Musik.

*„Die Himmel rühmen“* sowie *„Gottes Macht und Vorsehung“ (Beethoven-Moldenhauer). Berliner Lehrergesangverein, Dirig.: Rüdel. Odeon 6580.* — Eine Choraufnahme, wie sie sein soll, ohne jede störende Beigabe der sonst so oft hörbaren Raumleere.

*„Ein' feste Burg ist unser Gott“ (Dr. Martin Luther)* und *„Nun danket alle Gott“ (Joh. Crüger, 1598—1662). Welte-Orgelsolo: Paul Mania. Odeon 2362.* — Von der fabelhaft ausbalancierten Akustik des neuen Lindström-Aufnahmesaales legt diese wunderschöne Orgelplatte beredtes Zeugnis ab.

*„Iphigenie in Aulis“ (Gluck), Festgesang,* und *„Drei Sterne“ (Weber). Basilica-Chor v. St. Hedwig unter Pius Kalt. Grammophon 62 632.* — Es ist ein Vergnügen, dem transparenten Klang unseres berühmten Chorus eccl. Stae. Hedwigae zu lauschen.

*„Uwzel“ (Lewandowsky)* und *„Wischomru“ (Birnbaum-Czenstochow), Synagogenchor des Berliner Friedenstempels. Odeon 2334.* — Dies Rembrandtsche Clairobscur hebräischer Musik kontrastiert phantastisch mit jenen westlichen Helligkeiten.

*„Hear my Prayer“* und *Arie aus dem 55. Psalm (F. Mendelssohn-Bartholdy). Chor der „Temple Church“, London. Electrola E. H. 79.* — Weltliche Heiterkeit liegt über diesem selten gebotenen Psalm. Weiche Stimmen, gutes Solo.

*„Tui sunt Coeli“ (de Lasso)* und *„Machet die Tore weit“ (Hammerschmidt). Basilica-Chor unter Pius Kalt. Grammophon 66 673.* — Erfreulich durch Schwung und Klarheit.

*„Kommt, ihr Töchter“ ... Anfangschor der „Matthäuspassion“ (J. S. Bach). Philharmonischer Chor, Staatskapelle, akad. Jugendchor. Dirig.: Siegfried Ochs. Electrola E. J. 195.* — Soldateske Exaktheit, frische Tempi.

## Orchester.

*„Deutsche Tänze“ (Mozart). Zusammengestellt von Steinbach. Staatskapelle unter Blech. Electrola E. J. 192.* — Wer vermöchte sich dem Zauber dieser einzigartigen Schöpfungen zu entziehen?

*„Troubadour“ Fantasie (Verdi), gespielt von Kgl. Holländischer Militärkapelle. Parlophon 9236.* — Stramme Holzbläser, überfettetes Blech verholländern lehrreich lateinisches Melos.

*„Tod und Verklärung“ (Richard Strauß). Berliner Sinfonie-Orchester. Dirigent: Gmd.*) Schuricht. Homocord 4-8828/29.* — Sehr interessante Aufnahme! Verblüffende Unmittelbarkeit instrumentalen Timbres. (Harfen, Holzbläser!)

*„Ungarischer Marsch“ aus „Fausts Verdammnis“ (Berlioz)* und *„Tannhäusermarsch“. Berliner Philharmoniker unter Blech. Electrola E. J. 216.* — Was die trefflichen Philharmoniker zu leisten vermögen, zeigt diese mannhaft-virtuose Interpretation des selten gespielten Berlioz.

*„Pique Dame“ (Tschaikowsky), Fantasie, gespielt vom Dajos-Béla-Orchester. Odeon 06557.* — Sympathische Wiedergabe dieser aus slawischen und mozartesken Elementen gemischten Musik.

---

*) Abkürzung für Generalmusikdirektor.

*„Carmen"-Vorspiel (Bizet). Orchester der Opéra Comique, Paris, Dirigent: Cloetz. Odeon 2903.* — Flüssige Nüchternheit! Man vergleiche dagegen die inhaltreiche „Carmen"-Ouvertüre deutscher Kapellmeister (etwa Blechs).

*„Kaiser-Walzer" (Johann Strauß)* und *„Ganz allerliebst" (Waldteufel). Homocord-Streichorchester. 4-8860.* — Unbestreitbares Verdienst, entlegene Weisen so vorzüglich herauszubringen.

*„Der Vogelhändler" (Zeller), Potpourri, gespielt von Dajos Béla und seinem Orchester. Odeon 0-6592.* — Allerliebste Unterhaltungsmusik für leichte Sommerabende.

*„Brahms-Sinfonie", C-moll, 1. Satz. Sinfonie-Orchester unter Klemperer. Parlophon 9812.* — Grüblern sei die sinfonische Sachlichkeit dieser technisch besonders gut geratenen Platte empfohlen.

Tanz.

*„Was sollen wir tun?"* und *„Creolisches Wiegenlied", Fox-Trot. Jack Hylton mit seinem Orchester. Electrola E. G. 709.* — Der federnde Schmiß dieser melodiösen Bravour entzückt.

*„The Song is ended", Engl. Waltz,* und *„Eine schöne weiße Chrysantheme", Yale, Fred Bird m. s. Band. Homocord 4-2544.* — Entwienerte Walzerseligkeit, prächtiges Saxophon.

*„Swanee Shore"* und *„Miß Anabelle Lee", Fox-Trot. Ben Bernie and his Hôt.-Roosevelt-Orchestra. Brunswick A 7518.* — Komische Signaleffekte und Dampferatmosphäre.

*„Is it possible?", Fox-Trot,* und *„Tired Hands", Valse. B. Etté mit seinem Orchester. Vox 8613.* — Dem langurösen Valse kommt die deutsche Nuance sehr zustatten.

*„Prudy", Fox-Trot,* und *„Polly", Slow-Fox. Zes Confrey mit seinem Orchester. Electrola E. G. 738.* — Charmante Stücke mit äußerst flotter Klavierbegleitung.

*„Thinking of you"* und *„Up in the clouds", Fox-Trot. Harry Archer and his Orchestra. Brunswick A 7586.*
Seriös angehauchter Trot mit interessanten rhythmischen Kombinationen.

*„Thinking of you"* und *„Up in the clouds", Fox-Trot. Harry Archer and his Orchestra. Electrola. E. G. 739.* — Hübscher Tenor. Ueberraschend polyphone Wendungen.

*„Lady Mary": Zwei Trots, gespielt vom Hotel-Astor-Orchestra unter Fred Rich. Columbia 4764.* — Ländlich-derbes Blasmilieu, unbekümmert um Klangveredlung.

*„Breeze"* und *„Shine on, Harvest Moon", Fox-Trots. Carters Orchestra with Vocal-Chorus. Brunswick A 7526.* — Vage Erinnerung an bekanntes Melos, reizvoll verarbeitet und ausgezeichnet gespielt.

*„Here comes the show boat"* und *„Go home and tell your mother", Fox-Trot. The six Jumping Jacks. Brunswick A 7562.* — Frisch-fröhliches Jazzen mit dem unvermeidbaren Getute und Quaken.

Diversa.

*„Kaukasische Suite" (Ipolitor-Iwanow). Georges Boulanger-Orchester. Vox 8616.* — Ungemein suggestiver Rhythmus! Fernöstliche Klangbrise!

*„Empfang Lindberghs in Washington". Begrüßung und Festzug. Electrola E. G. 722.* — Dies Kuriosum läßt uns in atemraubender Direktheit an dem historischen Ereignis teilnehmen.

DATE DUE

| DUE | RETURNED |
| --- | --- |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |
| | |

